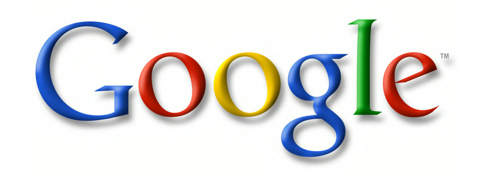


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

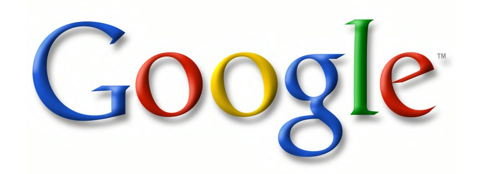
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



42. g. 18







GOTHE

Karl Mayer's K.-A. Nürnbg.

Stuttgart, Verlag von Karl Göpel

Goethe's Leben.

Von

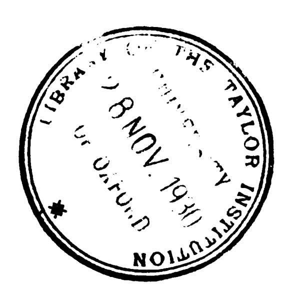
J. W. Schaefer.

Erster Band.

(Mit dem Bildniß Goethe's in seinem dreißigsten Lebensjahre.)

Zweite, aufs neue durchgearbeitete Auflage.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.
1858.



Ihro Kaiserlichen Hoheit

der Frau Großherzogin

zu Sachsen-Weimar und Eisenach,

Maria Paulowna,

Großfürstin von Rußland,

der hochsinnigen Kennerin und Pflegerin alles Schönen,

mit den Gesinnungen der reinsten Ehrfurcht

gewidmet.

Aus der

Vorrede und dem Schlußwort

zur ersten Auflage.

„Was Du lebst, ist besser, als was Du schreibst“, äußerte Merck gegen Goethe. Daß dieser Ausspruch des feinsinnigen, scharfblickenden Freundes Wahrheit enthält, hat der Antheil bestätigt, den man fortwährend an den Schilderungen dieses Dichterlebens nimmt, vor Allem der Beifall, mit dem Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ aufgenommen wurde. Eben so sehr durch seinen Stoff als durch seine Form ist es ein Lieblingswerk der Nation geworden. In der Fülle anziehender Schilderungen, in die der Dichter uns hineinzieht, vergessen wir fast, daß er uns nur erst zu den bescheidenen Quellen, zu den jugendfrisch dahintanzenden munteren Bächen seines Lebens hinführt und den klaren stolzen Strom, zu dem sie sich sammeln, nur ahnen läßt.

Ueber diese autobiographischen Erzählungen reicht jedoch auch in den Kreisen der Gebildeten die zusammenhangende Kenntniß von Goethe's Lebensereignissen nicht weit hinaus, und die weniger deutlich vorliegenden Lebensepochen des Dichters entstellt nicht selten die anekdotenartige Tradition, welche bekanntlich ästhetische wie politische Gegner für ihre Zwecke auszubeuten gewußt haben. Man kann nicht an Alle, welche in Goethe's Dichtungen Genuß suchen, zugleich die Forderung stellen, daß sie von dem hin und wieder zerstreuten biographischen Material sich Kenntniß verschaffen, daß sie die zahlreichen Briefsammlungen, aus denen die tiefere Kenntniß seines Geistes und Charakters geschöpft wird, mit forschendem Sinne durchlesen und die Einzelheiten zu einem Gesammtbilde zusammensetzen. Dem Leser, der schnell über sie hinwegzukommen sucht, werden sie zu einem Labyrinth, worin ihm der biographische Faden, der allein hindurch und heraus zu führen vermag, entgleitet.

Dies biographische Gemälde nach den uns erhaltenen Zeugnissen zu entwerfen, das Leben unsers größten Dichters nicht sowohl innerhalb des Bereichs literarhistorischer Wissenschaft, als für den weiteren Kreis gebildeter Leser so zu erzählen, daß Gründlichkeit der Forschung und anziehende Darstellung sich nicht gegenseitig ausschließen, das war in dem Werke, dessen ersten Theil ich jetzt der Oeffentlichkeit übergebe, das Ziel, welches ich nach Kräften zu erreichen gestrebt habe.

Es waren unvergeßliche Stunden, als mir in der ersten Frische jugendlicher Geistesentwickelung die Lectüre von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" eine noch ungekannte Welt aufschloß. Die Begeisterung für des Dichters Leben ward mir eine Aufforderung, in seine Geisteswerke tiefer und tiefer einzudringen und sie mir bis zum geringsten Fragment zu eigen zu machen. Ich hatte den Menschen in ihm lieben und verehren gelernt, ehe ich den Dichter kannte, und einen Schlüssel zu seinen Werken gewonnen, den mir keine Kritik wieder entreißen konnte. Alles, was mich über sein Leben, über die individuellen Veranlassungen und Beziehungen seiner Dichtungen aufklären konnte, wurde nach und nach ohne Aussicht auf künftigen schriftstellerischen Gebrauch excerpirt, so daß manche Blätter, welche zu dieser Ausarbeitung sich benutzen ließen, schon vor mehr als zwanzig Jahren niedergeschrieben sind. Wohin sich auch im weiteren Gange des Lebens meine Studien in alter und neuer Literatur wandten, ein bleibendes Interesse führte mich immer wieder zu Goethe zurück. Dies drängte mich zu dem Entschluß, das, was von verschiedenen Seiten für Schiller geschah, endlich auch für Goethe, dessen Leben bis dahin nur in dürftigen Skizzen dargestellt war, zu versuchen; ich hoffte das Werk zur Säcularfeier des Jahres 1849 überreichen zu können.

Das Erscheinen von Viehoff's Biographie Goethe's veranlaßte mich, meine Arbeit wieder beiseit zu legen, weil sie dadurch überflüssig geworden zu sein schien. Ueberdies war die Zeit politischer Stürme nicht geeignet, zu der Darstellung

eines Dichterlebens einzuladen. Erst als neue Publicationen Goethe'scher Briefe unerwartete Aufschlüsse gaben und dem biographischen Material einen ansehnlichen Zuwachs zuführten, als im Fortgange des erwähnten Werkes klar ward, daß es mehr für den engeren Kreis der Literarhistoriker bestimmt sei und durch kritische und ästhetische Erörterungen und Excurse sich zu mehreren Bänden erweitere, als endlich der Name Goethe's wie zu einer Friedensfeier über den Eingang in eine beruhigtere Zeit geschrieben ward, glaubte ich, daß ein zweiter Versuch noch daneben Platz finden könne, ohne daß einer dem andern den Rang streitig mache.

Man könnte freilich entgegnen, daß es räthlicher sei zu warten, bis manche biographische Schätze, die durch Engherzigkeit, Mißgunst und ähnliche Motive noch unter Verschluß gehalten werden, ans Licht gebracht seien. Allein man kann nicht aufschieben Geschichte zu schreiben, bis alle Archive geöffnet sind. Spätere werden glücklicher sein und Besseres leisten können. Indeß darf man schon jetzt behaupten, daß keines Dichters Leben in solcher Ausführlichkeit, Klarheit und Offenheit uns bekannt geworden ist, wie das Leben Goethe's.

Was mir als beglaubigte Thatsache ermittelt zu sein schien, habe ich in meine Darstellung aufgenommen; was als ausschmückender Zusatz verdächtig war oder aus unzuverlässiger Quelle floß, ist ohne lange Erörterung weggeblieben. Ich strebte in meiner Erzählung nach keinem andern Reiz als dem der Wahrheit. Auch die Schwächen sind nicht

verschwiegen worden; es gilt von Goethe das Wort Johannes von Müller's: „Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne daß er groß zu sein aufhört“.

Ueberall, wo ich von dem in „Dichtung und Wahrheit“ gegebenen Berichten abweiche, ist anzunehmen, daß ich anderweitigen, glaubwürdigeren Zeugnissen folge, die, soweit es in der Kürze möglich war, im Texte oder in den Anmerkungen erwähnt sind. In Goethe's Darstellung ist manchmal die historische Treue der schönen Form geopfert; andere Ungenauigkeiten sind Gedächtnißfehler. Es findet sich in dieser Hinsicht eine große Ungleichheit; partieenweise liegen Tagebücher und ältere Aufzeichnungen zum Grunde. Wenn ich meinem ersten Zwecke nicht untreu werden wollte, so mußte ich darauf verzichten, die kritische Untersuchung vor den Augen des Lesers zu führen oder gar mich in eine Polemik gegen Irrthümer und schiefe Beurtheilungen, deren die Goethe-Literatur voll ist, einzulassen. Einige Andeutungen sind in die Anmerkungen verwiesen, in denen ich auch die Schriften genannt habe, die mir das kritische Geschäft um Vieles erleichtert haben. Uebrigens habe ich mich in den Citaten auf das Nothwendigste beschränkt, um nicht jede Seite mit Nachweisungen auszustatten, die doch nur von Wenigen nachgeschlagen werden. Die Bekanntschaft mit Goethe's Werken mußte ich voraussetzen, und da überdies den neuern Ausgaben gute alphabetische Register beigegeben sind, so konnte ich mich der Hinweisungen auf diese fast ganz enthalten.

Aesthetische Abhandlungen über Goethe's Dichtwerke habe ich ausgeschlossen. Eine Biographie braucht kein Repertorium zu sein. Jedoch sind alle bedeutenderen Productionen seines Geistes nach den historischen und psychologischen Beziehungen, welche ihr Entstehen und die in ihnen Gestalt gewinnende Idee erklären, an geeigneter Stelle vorgeführt; es war mein Bestreben, das in Goethe's Werken so bedeutsame biographische Moment vornehmlich hervorzuheben.

Die Kindheits- und Jugendgeschichte Goethe's habe ich möglichst zusammengedrängt, ohne etwas zu übergehen, was für die Geschichte seiner ersten Bildung wesentlich und charakteristisch ist; manchmal mußte ich ausführlicher sein, wenn die Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" einer Berichtigung oder Ergänzung bedurfte. In dem zweiten Buche, welchem ich die Aufschrift „weimarische Lehrjahre" gegeben habe, glaubte ich um so mehr ins Einzelne eingehen zu müssen, als diese Periode erst jetzt aufgehellt und dem größeren Publicum nach ihrem tieferen Gehalte und im Zusammenhange fortschreitender Entwickelung des Dichters noch wenig bekannt ist. Meistens als Jahre lustigen Hoflebens aufgefaßt, ist es vielmehr die Zeit, worin sich sein sittlicher Charakter zu der maßvollen Haltung, sein Gemüth zu der Milde und Klarheit heranbildeten, worauf zugleich seine menschliche wie seine dichterische Größe beruht, die Zeit, wo sein rastloses Hinanstreben zu dem Ideal eines nach außen und innen thätigen Lebens mit Bewunderung erfüllt und dem Worte Herder's,

daß er in jedem Schritte seines Lebens ein Mann sei, so wie Wieland's, daß an diesem Gottesmenschen nichts verloren gehe, vollgültige Zeugnisse giebt.

Schließlich bemerke ich noch, daß es mein stetes Bestreben war, Goethe's Charakter und Geistesentwickelung überall im Fortgange seines Lebens durch Thatsachen und seine eigenen Aeußerungen zu zeichnen, in engem Anschließen an die zuverlässigsten Berichte, einzelne Erörterungen darein zu verweben und dadurch vor dem Geiste des Lesers das Gesammtbild entstehen zu lassen, nicht aber mich in der Allgemeinheit der Phrasen zu bewegen; „denn“ — sagt Goethe selbst — „was ist die beste Charakteristik im Vergleich mit dem Detail eines bedeutenden Lebens?“ Ohne apologetisch oder polemisch zu verfahren, hoffe ich durch die Wahrhaftigkeit in den Einzelnheiten und eine rein objective und chronologische Zusammenstellung des Thatsächlichen den einsichtsvollen, von Vorurtheilen unbestochenen Leser am besten in Stand gesetzt zu haben, Goethe's Charakter und Bildungsgang in klarem Bilde aufzufassen oder sein Urtheil zu berichtigen. Noch giebt es Viele, für welche die aus trüber Quelle geflossenen, halbwahren oder erlogenen Anekdoten über Goethe's Lebensverhältnisse und Charaktereigenthümlichkeiten mehr Reiz haben, als die edelsten Züge liebevoller Fürsorge, pflichttreuer Aufopferung und reinen Strebens für das Höchste der Menschheit; welche in ihrer Unfähigkeit, den

sittlichen Kampf, durch den eine reichbegabte Natur sich hindurchzuarbeiten hat, zu begreifen, an alle Größen nur mit dem pharisäischen Bewußtsein ihrer passiven Sittlichkeit herantreten. Indeß ist die Zeit wohl vorüber, wo es für geistreich galt, Goethe herabzuwürdigen und das einzige Gut, das unserer Nation die Hochachtung der Nachbarvölker erworben hat, lächelnd schmälern zu sehen.

Bremen, 1851.

Vorrede

zur

zweiten Auflage.

In der Anerkennung, welche meine Biographie Goethe's sowohl bei der Kritik als in den weiteren Kreisen des deutschen Publicums gefunden hat, ist mir der schönste Lohn für mein vieljähriges Bemühen, Goethe's Leben kritisch zu erforschen und auf streng-historischem Wege den Entwickelungsgang seiner Geistes- und Charakterbildung zu verfolgen, zu Theil geworden. Wenn ich das Zeugniß verdiene, welches Opzoomer in seiner geistvollen Einleitung zu van Hees holländischer Uebersetzung (Utrecht bei Dannenfelser 1856) meinem Werke giebt, es sei eine treue, wahrhafte und ungeschminkte Darstellung, mehr als alles Andere geeignet, in das Verständniß von Goethe's Dichtungen einzuführen, so darf ich hoffen, hinter dem Ziel, das ich bei meiner Arbeit vor Augen hatte, nicht allzu weit zurückgeblieben zu sein und

einigen Antheil an der unbestreitbaren Thatsache zu haben, daß sich seit einigen Jahren eine richtigere Einsicht in Goethe's Leben und Charakter weiter und weiter verbreitet, daß das seichte Geschwätz alberner Vorurtheile und engherziger Anklagen vor dem Einklange der allgemeinen Verehrung mehr und mehr verstummt.

In allem diesen habe ich die lebhafteste Aufforderung erkannt, das Werk für die neue Auflage aufs sorgfältigste durchzuarbeiten, den Inhalt zu berichtigen und zu vervollständigen oder die Form der Darstellung zu verbessern. Uebrigens möchte hier die Bemerkung am Orte sein, daß ich nicht für bloße Unterhaltung geschrieben habe und auf den pikanten Feuilletonstil, hinter dem sich die Oberflächlichkeit zu verstecken sucht, gern verzichte.

In dem vorliegenden ersten Bande wird man die bessernde Hand fast auf allen Blättern erkennen. Vornehmlich haben die Abschnitte, welche Goethe's Aufenthalt in Wetzlar, den Beginn seiner weimarischen Periode und die letzten Jahre vor seiner italienischen Reise schildern, eine Umarbeitung erfahren, da seit dem Erscheinen der ersten Auflage sich mehrere ergiebige neue Quellen geöffnet hatten. Daß ich die Ansichten und Auslegungen, die man neuerdings über Goethe's Verhältniß zu Charlotte von Stein — „das reinste Verhältniß, das er je zu einem Weibe gehabt“ — zu verbreiten sucht, nicht zu den meinigen gemacht habe, wird niemand wundern, der mit Goethe's Briefen an die Freundin, dem köstlichen Denkmal der edelsten Seelengemeinschaft, sich vertraut gemacht hat.

Durch unerquickliche Polemik habe ich den Lesern nicht beschwerlich fallen wollen. Von der Darstellung selbst habe ich sie möglichst fern gehalten und in den Anmerkungen nur solche Puncte besprochen, wo eine kritische Erörterung um der Sache willen nothwendig schien. In diesen finden sich auch die Nachweise der wichtigsten Quellen und der gediegensten Abhandlungen über einzelne biographische Momente. Alles unnütze Citiren ist jedoch vermieden, so leicht es auch gewesen wäre, jedes Blatt mit einem reichen Citatenprunk auszustatten.

Möge das mit Liebe gepflegte Werk in seiner neuen, wesentlich verbesserten Gestalt eine wohlwollende Aufnahme finden und auch ferner zum Verständniß des Lebens und der Werke unsers größten Dichters beitragen.

Bremen, den 10. November 1857.

J. W. Schaefer.

Wo ist das südlichere Volk, das uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther wie in den Erinnerungen aus Italien, in den vermischten Gedichten wie in der Metamorphose der Gewächse? Wer hat beredter als er seine Zeitgenossen angeregt des Weltalls heilige Räthsel zu lösen und das Bündniß zu erneuen, das im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang?

Alexander von Humboldt.

Erstes Buch.

Kindheit und Jugend.

Erstes Capitel.

1749—1765.

Ein Dichterleben zieht sich in die Stille der innern Welt zurück. Es tritt nicht hinaus auf die geräuschvolle Bühne des öffentlichen Lebens, oder, wo es geschah, selten zum Vortheil des Dichters und der Dichtung. Je weniger wir indeß den Wellenschlag auf der Oberfläche gewahren, um so heftiger ist in der Tiefe der großen Dichterseele die Bewegung. Die Verhältnisse des Hauses wie die Beziehungen zu den weiteren Kreisen des Lebens, die Zustände des Vaterlandes wie die Ereignisse der Völker, die kleine Welt des Herzens wie die große der Geschichte, Alles wirkt vereint dorthin zurück, berührt und erregt des Dichters Gemüth und bildet seine Weltanschauung, so daß seine Stimme eine Sprache seines Zeitalters, seines Volkes und zugleich der veredelten Menschheit überhaupt wird.

Von den größten Geistern entfernter Jahrhunderte ist selten eine genügende Kunde auf uns gekommen, durch welche Bildungsschule ihre Jugend hindurchging, wie Welt und Leben auf sie einwirkte; wenig erfahren wir von mühsamen Versuchen, von den Hindernissen, durch welche sie sich zu der Größe und Vollendung, in der sie uns in ihren Meisterwerken entgegentreten, hindurcharbeiten mußten. Die Persönlichkeit der Dichter tritt daher völlig hinter ihr Werk zurück; wir gewinnen zu ihnen kein näheres persönliches Verhältniß. In-

dem uns von den Productionen ihres Geistes wenig mehr als das Bedeutendere erhalten zu sein pflegt, ist uns kaum eine richtige Kenntniß der Uebungsschule ihres Geistes gewährt, um aus dem Versuchen und Ueben das endliche Gelingen, aus dem Unvollkommenen die vollendete Schöpfung hervorgehen zu sehen.

Günstiger ist unser Verhältniß zu den Dichtern der neueren Zeit. Mag es auch den Anschein haben, als ob durch das genauere Eingehen auf die Einzelnheiten des Lebens, durch die Betrachtung auch der schwächeren Productionen der Verehrung Eintrag geschähe und der Genius in die Sphäre der Gewöhnlichkeit herabgezogen würde, so ist dafür der Nachwelt durch den klaren Einblick in seine Werkstatt ein Genuß bereitet, durch den erst das völlige Verständniß des Dichters und seiner Werke möglich wird. Sie vermag die Anregungen und Bildungselemente, die der Einzelne von Vor- und Mitwelt, von der nächsten Umgebung, wie von entfernteren Einflüssen empfangen hat, in Anschlag zu bringen; sie hält seine unvollkommenen Versuche neben die vollendetsten Erzeugnisse seines Geistes, um Eines aus dem Andern zu erklären und in Allem den Stufengang, die Wendungen und Richtungen seiner geistigen Thätigkeit zu verfolgen. Auf diesem Wege gewinnen wir eine Totalanschauung seines äußern und innern Lebens, welche ein tieferes Gefühl der Verehrung erweckt: es enthüllt sich uns der ganze Reichthum einer schönen menschlichen Existenz von den Träumen der Kindheit bis zu der Fülle und Sicherheit gereifter männlicher Geisteskraft.

Kaum giebt es irgend ein Dichterleben, das durch einen solchen Reichthum innerer Poesie, durch eine solche Fülle geistiger Bewegungen und Strebungen die Betrachtung fesselte, wie das Leben Goethe's, keines, das in allen seinen Theilen sich mit solcher Klarheit vor unsern Augen offen darlegte. Ausgedehnt bis zur äußersten Grenze menschlichen Daseins, entfaltet es in jeder Periode eine eigenthümliche Blüthe, und

selbst das Greisenalter ist hier kein langsames Verwelken, sondern eine lebendige Kraft treibt noch an dem ehrwürdigen Stamme immer neue Zweige hervor. Zwar wird in dem Leben Goethe's nicht, wie bei andern hervorragenden Männern, deren Genius und Thatkraft sich durch die Hemmungen der Welt Bahn bricht und zum vorgesteckten Ziele drängt, unsere Theilnahme durch den energischen Fortschritt des Drama's erregt und gespannt. Goethe's Leben hat mehr den ruhigen Fortgang des Epos, in welchem selbst retardirende Zwischenfälle zum Gewinn für das Ganze dienen. Der Kampf ist freilich auch ihm nicht erspart; es verläuft nicht mit der Gemächlichkeit einer Idylle; aber es hat kein gewaltsames Ueberstürzen, kein stürmisches Ueberspringen der Mittelstufen. So war ihm von seiner frühesten Entwicklung an durch den geheimnißvoll leitenden Zug seines Innern seine Bahn vorgezeichnet, und das äußere Lebensgeschick kam ihm mit so viel Gunst entgegen, daß er mit Recht auf sich die Worte anwenden konnte: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“

Wenn schon an und für sich das Leben Goethe's, bloß von seiner menschlichen Seite betrachtet, ein gehaltvolles und bedeutsames ist, so gewinnt es einen besondern Reiz durch die enge Beziehung, worin bei unserm Dichter alles Erlebte zu seinen Geisteswerken steht. Leben und Dichten war ihm eins. Seine poetische Empfänglichkeit senkte sich mit zahllosen Wurzelfasern in das wirkliche Leben ein, sog Nahrung aus den geringfügig scheinenden Ereignissen, aus jeder Erregung, jedem Kampfe des leichtbewegten Herzens, machte Beobachtungen über die mannigfachen Charaktere, mit denen er in Berührung kam, wie über die Geschicke des menschlichen Daseins, das er in seinen größten wie in seinen kleinsten Kreisen betrachtete, und verband so das Einzelne mit dem großen Ganzen der Menschheit. Das Werk des Dichters nöthigt uns daher überall in seine eigenen Erleb-

nisse einzugehen und in ihnen den Schlüssel zu dessen Verständniß zu suchen. Seine Biographie wird ein Commentar seiner Dichtungen.

Hierzu kommt endlich noch, daß Goethe im Mittelpuncte der inhaltreichsten Periode unserer neueren Literatur steht, nicht bloß als das hervorragende Haupt, sondern in innigster Beziehung zu Allem, was sie Großes und Bedeutsames hat. Von den Jahren, wo er als ein Schüler Gellert's sich nach dessen Theorie des deutschen Stils zu bilden suchte, bis zu den Zeiten der Rückert und Platen, welch eine Periode der Nationalentwickelung! welch ein fast beispielloser Umschwung der Literatur! Keine bedeutende Erscheinung des geistigen Lebens ging unbeachtet an Goethe vorüber, wenn auch auf der letzten Lebensstufe die Rückwirkung schwächer ward. Mit den ausgezeichnetsten Männern stand er in freundschaftlicher Verbindung, die ihm als geistiger Verkehr, als anregender Gedankenaustausch stets als eine der werthvollsten erschien; mit dem jüngeren Geschlecht, das seine Nähe und seine Theilnahme suchte, trat er durch leitenden Einfluß und liebevolle Förderung in mannigfache Beziehung. Sein Leben wird daher zu einer Geschichte einer ganzen Literaturperiode, und nicht allein der Entwickelung ihrer Poesie, sondern der geistigen Bewegungen und Strömungen überhaupt. Je mehr jene Zeit nach und nach in eine gewisse Ferne zurücktritt und Vieles, was vormals glänzte, in Vergessenheit sinkt, um so heller und glänzender steht Goethe vor der Nachwelt; ihre Verehrung ist in eben dem Maße gestiegen, als sie erkannt hat, daß Adel des Charakters, daß Güte und Wärme des Herzens mit seiner geistigen Größe aufs innigste verbunden waren.

In der Mittagsstunde des 28. August 1749 trat Goethe ins irdische Dasein. Von seinem Großvater mütterlicher Seite, dem kaiserlichen Rath und Stadtschultheiß, Johann Wolfgang Textor, der ihn folgenden Tags aus der Taufe hob, erhielt er die Namen Johann Wolfgang.

Ueber seiner Kindheit waltete ein günstigerer Stern, als über der seiner nachgebornen Geschwister, welche in frühen Jahren dahinstarben bis auf eine ein Jahr jüngere Schwester, die nach der Mutter des Vaters, welche die Geburt der beiden Enkel noch erlebte, den Namen Cornelia erhielt. Auf ihn, den Erstgebornen, war vor allen die kräftige Wohlgestalt des schon in gereiften Mannesjahren stehenden Vaters und die Gesundheitsfülle einer jugendlichen Mutter übergegangen. Der Knabe machte Aufsehen, wenn er umhergetragen wurde. Selbst die Blattern, die damals noch gewöhnliche Kinderplage, welche ihn mit aller Heftigkeit ergriffen und seinen Körper so dicht bedeckten, daß er mehrere Tage wie blind danieder lag, verschonten das liebliche Gesicht; sie fielen wie eine Maske ab, ohne eine sichtbare Spur auf der Haut zurückzulassen.

Eine noch werthvollere Mitgabe begleitete ihn ins Leben, eine Fülle geistiger Anlagen, welche schon in frühen Knabenjahren mit bewundernswürdiger Frische und Regsamkeit hervortraten und schon den ersten Kindeseindrücken und Kindesspielen eine Bedeutung gaben. Der muntere Geist der Mutter, der bei dem ernsten Wesen des bereits vierzigjährigen Gatten kein Verständniß und keine Erwiderung fand, schloß sich um so inniger an das Gemüth des vielversprechenden Kindes an und führte seinem lebhaften Geiste stets neue Nahrung zu. Erscheint schon seine dichterische Anlage, seine heitere Empfänglichkeit für das Leben, sein freier, offener Sinn als ein von der Mutter überkommenes Erbtheil, so war diese es auch, durch deren lebendige Erzählungsgabe die Einbildungskraft

des Kindes angeregt und zuerst in die Märchen- und Zauberwelt eingeführt ward. [1])

Johann Caspar Goethe, der Vater unsers Dichters, hatte sich den juristischen Studien gewidmet und war ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, welche er, wenig von Naturgaben unterstützt, durch angestrengten Fleiß sich erworben hatte und noch in späteren Jahren erweiterte. In dem streng abgemessenen ruhigen Gange seines Lebens scheint eine in seinem dreißigsten Jahre (1740) unternommene Reise nach Italien der einzige erregtere Moment gewesen zu sein. Sie hinterließ ihm fürs ganze Leben die angenehmsten Erinnerungen, die heitersten Eindrücke; die Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung war ihm noch in späterer Lebensperiode eine Lieblingsbeschäftigung. Seine Wohnung war mit italienischen Landschaften, mit Ansichten römischer Plätze und Bauwerke geschmückt, die schon seinem Knaben eine lebhaftes Verlangen nach dem Lande der Verheißung einflößten, das dieser als Mann noch so ahnungs- und sehnsuchtsvoll betrat. Obwohl ohne dichterisches Talent, hatte Goethe's Vater nicht kaltsinnig und unempfänglich das Land der Kunst und Poesie durchwandert. Tasso war sein Lieblingsdichter; auch die deutschen Dichter der Hagedorn-Hallerschen Periode, in die seine Jugendbildung fiel, fanden der Reihe nach einen Platz in seiner Bibliothek. In dieser Umgebung führte er eine abgeschlossene Lebensweise, „ein geradliniger Frankfurter Reichsbürger“. Zu seiner anerkennenswerthen Geradheit und Rechtschaffenheit gesellte sich ein schroffes, eigenwilliges, besonders gegen Vornehme stolzes Wesen, worin ihn die Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften, zu der er sich, befriedigt durch den Titel und Rang eines kaiserlichen Raths, aus freier Wahl entschlossen hatte, nur mehr und mehr bestärken mußte. Die spätgeschlossene Ehe (1748) mit einem zwanzig Jahre jüngeren siebzehnjährigen Mädchen, Katharina Elisabetha Textor, hatte seinen Charakter nicht mehr zu ändern vermocht. Das

Herrische seines Wesens, in das übrigens die lebensfrohe Frau auf bewundernswürdige Weise sich zu schicken und zu finden wußte, ward für die Glieder der Familie nicht selten hart und drückend.

Wenig gesprächig und gesellig, fühlte er doch einen Drang, seine Kenntnisse durch Unterricht den Seinigen mitzutheilen. Selbst die junge Frau hatte sich anfänglich diesem Lehrtrieb bequemen müssen. Mit dem Sohne begann er den Unterricht in so zartem Alter und mit solcher, der gewöhnlichen Geistesentwickelung zwar vorgreifenden, doch von pädagogischem Tacte geleiteten Consequenz, daß der kleine Wolfgang unter die frühreifen Wunderkinder gezählt werden mag. Regelmäßige Lectionen beschränkten schon die Spiellust des vierjährigen Knaben, der dann im geräumigen Zimmer der sanften, freundlichen Großmutter Ersatz und Erholung suchte.

Nichts jedoch war mehr geeignet, der kindlichen Phantasie die lebhafteste Anregung zu geben, als das Puppenspiel, mit dessen Vorstellung der Knabe zum Weihnachtsfeste 1753 überrascht wurde, und das zu wiederholten Festgenüssen in seinen Händen blieb. Im Eingang von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ hat uns Goethe eine liebliche Schilderung dieser bedeutungsvollen Kindheitsfreude durch den Mund seines Doppelgängers gegeben. „Ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke vor einer Thür niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer hereinging. Sie eröffnete sich; allein nicht, wie sonst, zum Hin- und Wiederlaufen; der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir alle von fern, und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot uns in Geduld zu warten. So saß nun Alles und war still; eine Pfeife gab

das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochroth gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene...... Nun fiel der Vorhang, die Thüre schloß sich, und die ganze kleine Gesellschaft eilte, wie betrunken und taumelnd, zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einschlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen that, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte“.

Jenes Puppenspiel war der Großmutter letztes Weihnachtsgeschenk; sie starb im Frühling (26. März) des Jahres 1754 in ihrem sechsundachtzigsten Jahre. Da der Sohn mit seiner Familie bis dahin eigentlich bei ihr im Hause wohnte, so hatte er aus Rücksicht für sie von dem alten winkligen Hause (am Hirschgraben) nichts verändert. Es bestand aus zwei durchbrochenen Häusern; eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Nach dem Tode der Mutter ward der längst beabsichtigte Neubau des Hauses sogleich in Angriff genommen. Um nicht, wie es bei neuen Bauten gesetzliche Vorschrift war, den über das Fundament vorspringenden Raum der oberen Stockwerke einzubüßen, bediente sich der Vater der Ausflucht, die oberen Theile des Hauses zu unterstützen, von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen und das Neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganze Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. An der Feierlichkeit der Grundsteinlegung nahm auch der kleine Wolfgang Theil; als Maurer gekleidet, die Kelle in der Hand, mauerte er den Grundstein mit eigener Hand ein. Damals vermochte er noch nicht zu ahnen, daß

das über dem Eingange befindliche Wappen mit den drei Lyren für ihn ein Symbol seiner künftigen Bestimmung sein werde.

Um desto besser den Bau beaufsichtigen und leiten zu können, wollte der Vater mit seiner Familie das Haus nicht räumen und setzte anfänglich seinen Plan hartnäckig durch. Als aber zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde und ungeachtet alles überspannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten der Regen bis zu den Betten gelangte, so entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden auf eine Zeit lang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken. [2])

Die kurze Zeit des Besuchs einer Schule ließ in Goethe keine freundlichen Erinnerungen zurück. Er beklagt sich über das Gemeine, ja Niederträchtige, das der edel und gesittet gehaltene Knabe, ohne daß ihm Waffen zur Abwehr zu Gebote standen, von der „rohen Masse von jungen Geschöpfen“ zu leiden hatte. Vielleicht entstand dies Mißverhältniß dadurch, daß der seinen Altersgenossen geistig vorausgeschrittene Knabe nicht ohne einige Ansprüche auftrat, wogegen diese die überlegene physische Kraft gegen ihn geltend machten.

Wie tief schon damals die äußere Welt in den Kreis seiner kindlichen Vorstellungen hineingriff, darauf läßt die Erschütterung und ernste Gemüthsstimmung schließen, womit ihn die Nachricht von der durch das Lissaboner Erdbeben angerichteten Zerstörung (1. Nov. 1755) erfüllte. Er trug sich mit quälenden Zweifeln an der Vorsehung und Güte Gottes umher, wobei freilich unbeantwortet bleibt, wie viel dazu die ihn häufig umgebenden Gespräche der Erwachsenen beigetragen haben mochten. Weit mehr als auf solche vorübergehende Eindrücke ist darauf Gewicht zu legen, daß er nicht das Geschick manches großen Genius theilte, seine Kindheit in der Schule der Entbehrung und des harten Zwanges zu verleben, aus der sich meist eine Verbitterung des Gemüths auf die spätere Lebensperiode überträgt. Er hatte nicht erst sich seinen

Weg mühsam zu erkämpfen; die Welt trat ihm freundlich und fördernd entgegen; er wuchs nicht heran in der Stille einer ländlichen Natur, nicht in einem enggeschlossenen und beschränkten Kreise.

Die alte blühende Reichs- und Kaiserstadt Frankfurt führte in ihren historischen Erinnerungen und Denkmälern die Welt der Vergangenheit, in ihrem regen Handelsverkehr das Leben der Gegenwart in dem lebhaftesten Schauspiel an seinem empfänglichen Geiste vorüber. Die öffentlichen Gebäude, vor allen der Römer, waren eine Chronik der deutschen Geschichte. Die Messe, ein Fest für die schaulustige Jugend, breitete die Gegenstände des modernen Luxus und was nur alles die Neugier der Kinder reizen konnte, vor ihm aus; „es bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln." Das Frankfurter Bürgerleben in seiner mannigfachen Mischung der Stände und Geschäftskreise war eine deutsche Welt im Kleinen, die er mit aufmerksamem Blick und freisinnigem Interesse für sociale Zustände durchwanderte. Die Volkslustbarkeiten, welche das reichsstädtische Treiben trotz seiner sonstigen Einförmigkeit und Steifheit manchmal phantastisch herausputzten, ließen ihm die heitersten Erinnerungen zurück, die ihm bis ins höchste Alter theuer blieben. Der Frankfurter Markt mußte auch dazu dienen, seinen Hang zu alterthümlicher Sage zu nähren, indem er hier frühzeitig die deutschen Volksbücher kennen lernte und mit der schönen Melusine, Magelone, Fortunatus, Kaiser Octavian, Faust, dem ewigen Juden rc. vertraut wurde: Keime zu Dichtungen späterer Jahre.

Der Knabe Goethe wurde von dem Vater früh zu dessen eigenen Beschäftigungen herbeigezogen. Nach dem Neubau des Hauses war er ihm behülflich bei der Aufstellung der Bibliothek und der Anordnung der Gemälde. Da der Vater auch den lebenden Frankfurter Malern mehrere Aufträge gab

und durch den Sohn dabei Manches ausrichten ließ, so kam dieser dadurch in einen vielseitig anregenden Verkehr mit denselben. Er machte Vorschläge zu neuen Bildern und gewann schon durch die Eindrücke der Kindheit ein lebhaftes und nachhaltiges Interesse für die Kunst.

Es war eine wohlthätige Gegenwirkung gegen die zerstreuenden Beschäftigungen der Einbildungskraft, daß bald nach Vollendung des neuen Hauses der geordnete Lehrgang der häuslichen Lectionen wieder begann. Der Vater nahm die Kinder wieder aus der öffentlichen Schule, gegen die er von vornherein eine Abneigung hatte, und ertheilte ihnen den Unterricht selbst, sogar die Unterweisung im Tanzen nicht ausgenommen; für einen Theil der Lectionen sorgte er durch Fachlehrer.

Mit richtiger Beurtheilung der Naturanlagen des Sohnes führte er ihn aus dem grammatischen Regelwerke der lateinischen Sprache möglichst rasch zu selbstständigen Uebungen, wobei besonders eigene Erlebnisse und Beobachtungen desselben zum Grunde gelegt wurden. Durch einen günstigen Zufall ist uns Einiges von den kleinen Aufsätzen Goethe's aus seinem achten und neunten Jahre erhalten worden; sie zeigen eine für sein Alter überraschende Gewandtheit. In den drei Gesprächen, die uns vorliegen [3], tritt die frühe Ausbildung seines Talents, kleine Vorfälle in munterm Dialog zu dramatisiren, deutlich hervor. Die Nachahmungen des Terenz fallen in etwas spätere Jahre. Aus andern Aufsätzen ersehen wir, daß schon 1758 die Beschäftigung mit dem Französischen und sogar dem Griechischen begonnen hatte. Anziehend sind unter diesen kleinen Arbeiten die Morgenglückwünsche, die er für jeden Tag des Monats August 1758 in lateinischer (zum Theil auch griechischer) und deutscher Sprache aufzeichnete, um den Vater damit zu erfreuen. Gleichzeitig lernte er auch die Elemente des Italienischen gleichsam spielend, indem er dem Unterrichte zuhorchte, den der Vater in

demselben Zimmer, worin er seine lateinischen Lectionen zu lernen hatte, der Schwester Cornelia ertheilte. Es ist überdies kaum anzunehmen, daß der Vater die Unterweisung in seiner Lieblingssprache grade dem Sohne, dem er frühzeitig eine Reise nach Italien in Aussicht stellte, vorenthalten haben sollte.

Von der in allen Fächern wohlausgestatteten Bibliothek des Vaters konnte sein Wolfgang den freiesten Gebrauch machen; er scheint die Lectüre des Knaben nicht, wie man aus seiner sonstigen Strenge zu schließen geneigt sein möchte, überwacht zu haben. Da war denn auch wieder dafür gesorgt, daß die kindliche Phantasie im Reich der Abenteuer lustig umherschwärmen konnte. Die mythologischen Geschichten des Alterthums schmeichelten sich mit den zweideutigen Reizen der Ovidischen Metamorphosen ein; Virgil und Homer, wenn gleich in einer Prosaübersetzung, blieben nicht ungenossen; Fenelon's Telemach ward geschätzt. Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg, Anson's Reise um die Welt und andere Reisebeschreibungen brachten Kunde von Abenteuern in fernen Ländern, und durch die Merian'schen Kupfer der Gottfried'schen Chronik prägten sich die Hauptbegebenheiten der Geschichte ein. In Italiens Paradiese lockten die oft und gern wiederholten Schilderungen des Vaters, und mit um so größerem Reiz, da sie die Aussicht auf künftigen Genuß eröffneten. Nach und nach kamen auch die neueren Dichter an die Reihe, welche in schönen Einbänden in des Vaters Bibliothek aufgestellt waren. Wie sehr Tasso's befreites Jerusalem, das der Knabe in Koppen's Uebersetzung las, seine Phantasie in Bewegung setzte, vernehmen wir aus der beredten Schilderung Wilhelm Meister's. „Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins thaten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens. Ueber hundert und hundertmal sagte ich mir die Geschichte des traurigen Zweikampfs zwischen

Tancred und Chlorinde vor . . . . Ich konnte nie die Worte aussprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindens ist nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll —

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst, sie erkennt und zur Taufe bebend das Wasser holt.“ Die jüngsten deutschen Dichter, Canitz, Drollinger, Haller, Hagedorn, Gellert, Cramer, Creuz, wurden fleißig durchgelesen und theilweise memorirt, weßhalb der Knabe oft zur Unterhaltung der Gesellschaft aufgerufen wurde. Klopstock's Messiade ward nicht in des Vaters Bibliothek aufgenommen, weil er die reimlosen Verse nicht für Poesie gelten lassen wollte; doch kam sie später heimlich ins Haus und verfehlte ihre begeisternde Wirkung nicht. An diesen Dichtern entwickelte sich die Darstellungsgabe des Knaben frühzeitig zu einer wundersamen Gewandtheit und Reinheit der Form; er fing an, die rhetorische Behandlung der Aufgaben mit der poetischen zu vertauschen.

Neben den übrigen Lehrstunden genossen die Kinder auch eines fortwährenden Religionsunterrichts; „doch war der kirchliche Protestantismus, den man ihnen überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral; an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen.“ Mit der Bibel ward indeß Wolfgang genau vertraut; die Merian'schen Kupfer der großen Foliobibel belebten die biblischen Erzählungen in seiner Einbildungskraft; besonders zog ihn die Geschichte der Patriarchen dauernd an, so daß er einen umständlichen Aufsatz verfaßte, worin er zwölf Bilder aus der Geschichte Josephs beschrieb, von denen einige von den Frankfurter Malern ausgeführt wurden. Vielleicht geschah dies erst um die Zeit, wo er, wie später zu berichten ist, die Geschichte Josephs episch zu behandeln versuchte.

Das Interesse an den religiösen Vorstellungen und Ceremonien des alten Testaments, welches durch bildliche Darstellungen belebt ward, veranlaßte den Knaben zu einer Nachahmung der jüdischen Opferhandlung. Naturproducte, meist aus des Vaters Naturaliensammlung herbeigesucht, wurden auf einem schönlackirten Musikpult aufgeschichtet, und Räucherkerzen, in einer Porzellantasse aufgestellt, krönten den Gipfel. Diese wurden, sobald die Sonne hell ins Zimmer schien, vermittelst eines Brennglases angezündet, und das Opfer gelang nach Wunsch. Bei einer Wiederholung der Feierlichkeit war aber die Tasse nicht zur Hand; die Kerzchen wurden auf den Pult gesetzt, und der kleine Priester bemerkte nicht, daß sie beim Verglimmen in den schönen Lack einbrannten; die Lust zu ferneren Opfern war ihm vergangen. In diesem Vorfall wird man indeß nur den nachahmenden Spieltrieb eines geweckten Kindes erkennen, nicht eine religionsphilosophische Divination, so wenig wie in dem Schrecken über das Lissaboner Erdbeben eine prophetische Vorbedeutung des Prometheischen Titanentrotzes einer späteren Periode zu suchen ist.

Während der junge Goethe in dem stillen Gange der häuslichen Geistesbeschäftigungen sich dem Abschluß des ersten Jahrzehends seines Lebens näherte, hatte der siebenjährige Krieg Deutschland in allen Theilen zu erregen begonnen. Er war kein gewöhnlicher Cabinetskrieg, sondern in ihm schlug das deutsche Nationalgefühl in hellen Flammen auf. In dunklem Vorgefühl, daß nur von Preußen die Erhebung des deutschen Reichs aus seinen verrotteten Zuständen zu erhoffen sei, nahm der edelste Theil des Volkes für die Sache des großen Preußenkönigs Partei, wenn schon die Reichstruppen auf Oestreichs Seite fechten mußten, das den Franzosen und Russen die Pforten des Reichs öffnete. Selbst in der kaiserlichen freien Reichsstadt Frankfurt war die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus nicht so fest begründet, um nicht eine bedeutende preußisch gesinnte Partei aufkommen zu lassen;

war doch die Zeit noch unvergessen, wo Karl VII., der Gegner des Habsburgischen Hauses, Frankfurt zu seinem Wohnsitz gewählt hatte. Die Spaltung drang bis in das Innerste der Familien. Der alte Schultheiß Textor, der über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von Maria Theresia eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf östreichischer Seite. Goethe's Vater, welcher Karl VII. seinen Rathstitel verdankte, war für Preußens Sache, und wo konnte das Söhnchen anders sein? „Ich war auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei.“ Durch die politische Parteiung waren auch bald die gewöhnlichen sonntäglichen Familienzusammenkünfte gestört. Nach einigen unangenehmen Scenen blieb Vater Goethe aus der Gesellschaft weg; dem Sohne wurden die sonst vergnügtesten Stunden der Woche am sonntäglichen Mittagstisch der Großeltern jetzt zu den peinlichsten, da er dort seinen Lieblingshelden nur geschmäht und verkleinert sah.

In den ersten Kriegsjahren konnte Frankfurt noch aus der Ferne den Kriegsereignissen zusehen; nur daß häufige Durchmärsche französischer Truppen ein vorübergehendes militärisches Schauspiel darboten. Am zweiten Januar 1759 jedoch nahm Soubise gegen alle Verträge von der Reichsstadt Besitz, angeblich weil er eines festen Stützpuncts am Main bedürfe; das Commando trat er darauf dem Herzog von Broglio ab. Die Truppen wurden bei den Frankfurter Bürgern einquartirt. Dem Goethe'schen Hause ward der Königslieutenant zugewiesen.

Mochte auch die Aufnahme eines hochgestellten Mannes den häufigen Wechsel von Officieren und Gemeinen vorzuziehen sein, so brachten doch die Geschäfte des Königslieute-

nants, der, obgleich Militärperson, die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten hatte, eine meist bis in die Nacht fortdauernde Unruhe in das Haus, welche gar sehr mit der bisherigen strengen Familienordnung und Ruhe contrastirte. Da bei dem Rath Goethe noch die entschiedene Abneigung gegen die Franzosen hinzukam, so setzte sich in ihm eine hypochondrische Stimmung fest, die ihn während der ganzen Zeit der Einquartierung nicht verließ und ihm jede Beschwerde, die sie mit sich brachte, doppelt fühlbar machte. Uebrigens war Graf Thorane — dies war der Name des vornehmen Gastes — ein Mann von ehrenwerthem Charakter und eleganter Bildung, wie sie den Adel des alten Frankreichs auszuzeichnen pflegte. Wie er in seinem Amte Pflichttreue, Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit übte, so setzte er auch seinen Stolz darein, sich gegen die Familie, deren Wohnung er theilte, musterhaft zu betragen. Ein Gleiches machte er seinen Leuten zur Pflicht; es war ihnen aufs strengste anbefohlen, dem Hausbesitzer nicht die geringsten Unkosten zu machen. Er hielt täglich offene Tafel und bewies gegen die Hausgenossen die Artigkeit, den Kindern von dem Nachtisch reichlich zuzutheilen.

Gleich beim Eintritt in das Goethe'sche Haus bezeigte der Graf eine große Freude über die kleine Gemäldesammlung, die er hier vorfand. Er äußerte sogleich seinen Vorsatz, die in Frankfurt und dessen Nähe lebenden Künstler zu beschäftigen. Seine Absicht war, mit deren Gemälden die Wohnung seines älteren Bruders in ihrem Geburtsorte Grasse in der Provence zu zieren. Er ließ sich von dort die Maße der Zimmer und Cabinette einsenden, um danach die Größe der Gemälde, die als Tapetentheile auf die Wände befestigt werden sollten, zu bestimmen. Wolfgangs Mansardenzimmer ward in ein Atelier umgewandelt; er hatte somit aufs neue Gelegenheit, sein Interesse für die Kunst zu unter-

halten und seinen Kunstsinn zu üben. Die Frankfurter Maler hatten sich vorzugsweise nach der niederländischen Schule gebildet und leisteten in der Landschaftsmalerei Treffliches; der darmstädtische Hofmaler Seekatz genoß eines bedeutenden Rufes. Da der junge Goethe diese Künstler von frühster Jugend an gekannt hatte, so war er häufig bei Berathschlagungen und Entwürfen gegenwärtig und wurde auch mit seiner Meinung gern gehört.

Die düstere Stimmung des Vaters vermochte weder des Grafen Kunstliebe noch sein verbindliches Betragen gegen die Familie zu verscheuchen. Rath Goethe blieb in möglichster Entfernung und Zurückgezogenheit, so daß er es kaum über sich gewinnen konnte, die neuentstandenen Gemälde eines Anblicks zu würdigen, wenigstens nie in Gegenwart des Grafen. Die muntere Hausfrau mußte daher all ihr Geschick aufbieten, um durch ihre freundliche Aufmerksamkeit die Sache einigermaßen ins Gleiche zu bringen. Sie bemühte sich noch um des Grafen willen die französische Sprache zu erlernen, natürlich nicht mit Hülfe des franzosenfeindlichen Gatten, so geläufig dieser auch das Französische sprach, sondern eines benachbarten Gevatters, der sie auch als geschickter Dolmetscher in vielen Fällen beim Grafen vertrat. Dieser erwiderte die Mühe, die sie sich gab, das Erlernte persönlich bei ihm anzuwenden, mit galanter Artigkeit, und da auch der Knabe seine Zuneigung gewann, so war das beste Verhältniß hergestellt.

In Folge seiner Mißstimmung sowie der häuslichen Unruhe ließ der Vater in seinem Lehreifer und seiner Erziehungsstrenge nach. Mancherlei Zerstreuungen, die in und außer dem Hause sich darboten, zogen die Kinder von den Lectionen ab, und das bewegte Soldatenleben ließ es für sie nicht an ergötzlichen Schauspielen fehlen.

Ernster gestaltete sich die Lage der Dinge, als mit anbrechendem Frühling 1759 die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig sich Frankfurt näherte, um die Franzosen

aus ihrer vortheilhaften Stellung am Main zu vertreiben. Stärkere Truppenmassen zogen während der Charwoche durch die Stadt; es war eine beständige Bewegung und Aufregung. Den kaum etwas zur Ruhe gekommenen Bürger ergriff die Furcht vor größerem Unheil. Mit Sehnsucht sahen die Preußischgesinnten der Ankunft der Verbündeten entgegen, auf deren Sieg sie mit Zuversicht zählten. Auf der Höhe von Bergen, anderthalb Stunden von Frankfurt, erwartete die französische Armee unter Broglio den anrückenden Feind.

Goethe's Vater hatte nicht Ruhe in seiner Wohnung. Nicht ohne Lebensgefahr begab er sich in die Nähe des Schlachtfeldes, während die Kinder ängstlich zu Hause dem fernen Geschützdonner horchten. Transporte gefangener Deutschen waren das erste Anzeichen, daß die Sache der Verbündeten nicht günstig stehe. Der Vater kam in tiefem Schmerz und Unmuth heim; die Gaben, welche er, wie andere Bürger, den Verwundeten reichen ließ, wollte er nur an Deutsche vertheilt haben. Anders war den Kindern zu Muthe, denen das Franzosenregiment so behaglich erschien, daß dem Wolfgang seine frühere Preußenbegeisterung schon abhanden gekommen war. Sie freuten sich, ihren Königslieutenant wohlbehalten wiederzusehen, sprangen ihm entgegen und küßten ihm die Hände. Es schien ihm sehr zu gefallen. „Wohl!“ sagte er freundlicher als sonst, „ich bin auch um euretwillen vergnügt, liebe Kinder!“ und befahl sogleich Zuckerwerk und dergleichen Liebhabereien ihres Gaumens ihnen zuzutheilen. Indeß begann im Hause ein Kommen und Gehen von Klagenden und Bittenden, das bis spät in die Nacht währte. Der Graf war eben auf den Vorsaal herausgetreten, um die Sachen schneller zu erledigen, als Vater Goethe, um sich ins Speisezimmer zu seiner Familie zu begeben, über den Vorsaal an ihm vorüberging. Der Graf ging ihm entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen

ist.“ „Ich wollte,“ versetzte der Vater, gleichsam den Stein vom Herzen wälzend, „sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.“ „Dieses sollt Ihr büßen,“ rief der Graf mit Wuth auffahrend; „Ihr sollt mir nicht umsonst eine solche Beleidigung zugefügt haben,“ und gab Befehl, ihn auf die Wache zu führen. In der ersten Aufwallung des Zorns war er entschlossen, zur Warnung für die franzosenfeindlich gesinnten Frankfurter an seinem Hausbesitzer ein Exempel zu statuiren. Mit Mühe gelang es dem gewandten Gevatter Nachbar, den Grafen zu versöhnen und das drohende Uebel abzuwenden. Erst am folgenden Morgen erfuhren die Kinder, welche Wetterwolke während der Nacht über ihren Häuptern hinweggezogen war.

Seit diesem Vorfall scheint während des Grafen Anwesenheit, die noch ungefähr zwei Jahre dauerte, der Friede des Hauses nicht weiter gestört worden zu sein. Der Graf änderte sein Benehmen gegen die Familie nicht, obwohl er in Folge von anderweitigen Unannehmlichkeiten weniger heiter war und sich mehr zurückzog. Große Freude machte ihm die Betrachtung der nach und nach fertig werdenden Gemälde, die endlich wohlverpackt in seine Heimat gesandt wurden. Jetzt wurde auch Wolfgang das Arbeitszimmer zurückgegeben. Dem Vater glückte es, durch wiederholte Vorstellungen durchzusetzen, daß in Berücksichtigung der lange getragenen Belästigung fürs nächste sein Haus verschont ward. Er mußte aber Miethsleute in seine Wohnung aufnehmen, um die Einquartierung unmöglich zu machen; der Kanzleidirector Rath Moritz bezog den obern Stock des Hauses. Der Graf schied in Frieden und verließ nach kurzer Zeit Frankfurt.

Während dieser unruhvollen Jahre waren die Kinder mehr der nachsichtigen Mutter und sich selbst überlassen. Der geregelte Unterricht war durch mehrfache Störungen unterbrochen worden, wenn gleich darum nicht geradezu auf bessere Zeiten vertagt. Indem sich aber der jugendlichen Phantasie

eine Fülle neuer Anschauungen zudrängte, waren diese vielseitigen Anregungen für den künftigen Dichter nicht verloren. Nicht nur bewegte sich um ihn das Leben in dramatischer Mannigfaltigkeit; es bot sich auch durch den Aufenthalt der Franzosen mehr Gelegenheit dar, die Neigung zu theatralischen Vorstellungen zu befriedigen. In früheren Jahren war das Puppenspiel der Großmutter von Zeit zu Zeit hervorgesucht worden, woran sich denn sehr natürlich der Versuch schloß, die Puppen neuen Stücken anzupassen. Dadurch ward die Kunst der Erfindung und Darstellung mannigfach geübt, bis denn endlich, nachdem die Kinder den Puppenspielen entwachsen waren, auch die Lust zu eigenen Verkleidungen und Aufführungen Befriedigung suchte. Die dramatischen Vorstellungen der Kinder fanden selbst bei den Erwachsenen viel Beifall und Aufmunterung; man wagte sich sogar an größere, damals für classisch geltende, deutsche Dramen. Schöff von Olenschlager ließ in seinem Hause von Kindern den Canut des Elias Schlegel aufführen, worin Wolfgang den König spielte. Mit der französischen Besitznahme der Stadt that sich zu gelegener Zeit ein Theater auf, und Wolfgang ward vom Großvater Schultheiß ein Freibillet geschenkt. So sehr auch der Vater seiner strengen Denkweise gemäß dem Theaterbesuch, der allerdings als täglich wiederholter Genuß für den Knaben nicht ohne sittliche Bedenken war, sich abgeneigt zeigte und ihn zu beschränken suchte, so drang er doch damit gegen die Mutter nicht durch, die bis in ihr spätes Alter eine leidenschaftliche Verehrerin des Theaters war. Da der Knabe bis dahin über die Elemente des Französischen nicht hinausgekommen war, so konnte er anfangs seine Unterhaltung nur von den Decorationen und der Mimik nehmen. Es mußte daher ihm häufig die Geduld ausgehen, die Stücke ganz auszuhören. Manche Stunde wurde mit Spielen in den Corridors und vor der Thür ausgefüllt. Dadurch ward er mit einem muntern Knaben, der zum Theater gehörte — er

nennt ihn Derones — bekannt, der sich mehr und mehr an ihn anschloß. Mit dem kleinen Schwätzer ging bald die französische Conversation leicht von Statten, wozu sich auch im eigenen Hause bei dem Grafen und dessen Leuten vielfache Gelegenheit bot. Die Fortschritte im Französischen überraschten und erfreuten den Vater, so daß der kleine Goethe, wenn er spät Abends vom Theater nach Hause zurückkehrte, freundlicher, als anfangs, empfangen wurde. Denn dem Vater ward es schwer, sich von dem sittlichen Nutzen des Theaters zu überzeugen, so sehr auch seinem Wolfgang die Phrasen von der moralischen Wirkung des Schauspiels geläufig geworden waren. Jener hatte Recht, wenn er von dorther für die reine Entwicklung und Unschuld der Kindesnatur Gefahr besorgte; denn Derones zog seinen kleinen Freund auch hinter die Coulissen. Sie verkehrten ungestört in dem allgemeinen Ankleidezimmer, wo sich den Augen und Ohren nicht eben die anständigsten Scherze und Situationen darboten, „da sich Herren und Damen vom Theater so wenig unter sich als vor den Kindern zu scheuen schienen.“ Der Schwester des Derones, welche nur ein Paar Jahre älter war, widmete Wolfgang einige galante Aufmerksamkeiten; er ging nie zu ihr, ohne ihr eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen. Gern hätte er wohl für etwas mehr als ein elfjähriges Kind gelten mögen; allein es glückte ihm nicht, ihren traurigen Mienen ein freundliches Lächeln abzugewinnen und mehr als einen höflichen Dank als Erwiderung zu erhalten.

Der Verkehr mit dem kleinen leichtsinnigen Franzosen scheint dem Wolfgang sehr behagt zu haben; er trieb sich auch außer dem Theater mit ihm herum und ließ sich seine Aufschneidereien und theatralischen Possen gefallen, wofür sich denn auch dieser ihm, als dem Kinde vornehmer Eltern, unterzuordnen verstand. Mit solchen Knaben ging der junge Goethe lieber um, als mit den Frankfurter Bürgerssöhnen, von denen ihn seit früher Kindheit eine gewisse Unverträglichkeit entfernt

hielt. Im Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit, seiner einnehmenden Schönheit und patrizischen Verwandtschaft hatte er sich eine vornehme und hochmüthige Haltung angeeignet, welche den Hohn und die derben Zurechtweisungen seiner Kameraden, nicht unverdient, herausforderte. Wenn er sich etwas darauf einbildete, seinen Großvater Schultheiß in der Mitte des Schöffenraths eine Stufe höher, als die andern, unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend gesehen zu haben, so war dem Frankfurter Bürgerskinde nicht zu verargen, wenn es ihn auf den Großvater väterlicher Seite hinwies, der als Schneiderbursche in Frankfurt eingewandert und als Gastwirth zum Weidenhof gestorben war. Die bittere Stimmung, die durch solche Vorfälle gegen die ihn umgebende Knabenwelt entstand, blickt noch aus den Aeußerungen späterer Jahre hervor, und wenn er diesen „Rohheiten" gegenüber seine gesittete Haltung hervorhebt, so muß er doch wieder selbst einräumen, in Gesellschaft mit Derones allerlei Thorheiten begangen zu haben, die besonders an Sonn- und Festtagen keineswegs zu seinem Aeußern paßten; eine Knabenprügelei war doch nicht unsittlicher, als wenn er mit dem Derones hinter einer Scheune mit seinem kleinen Sonntagsdegen ein theatralisches Duell hielt. Da können wir den hübschen Knaben in seinem Pfingsttagsputze beschauen, in Schuhen von sauberem Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche und einem Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten, — die Weste von Goldstoff, aus des Vaters Bräutigamsweste geschnitten, frisirt und gepudert, mit Locken, die wie Flügelchen vom Kopfe standen, den Hut unterm Arm, mit einem kleinen Degen, dessen Bügel mit einer großen seidenen Bandschleife geschmückt war. So jugendmuthig einherschreitend, im Vorgefühl einer hohen Bestimmung, mochte er sich ein Liebling der Götter dünken und im Märchengewande seinen Zukunftsträumereien eine Form geben. Das Knabenmärchen der neue Paris, dessen kunstvolle Ausführung die

Darstellungsgabe des gereiften Dichters verräth, bildete sich aus solchen Ahnungen des Knaben: unter dem Geleit des ehrwürdigen Alten tritt er durch die enge Zauberpforte in ein ungekanntes paradiesisches Labyrinth, und nachdem er, dem Paris gleich, zwischen den drei Göttinnen hin und her geirrt ist, läßt er sich zuletzt von dem phantastischen Spiel der muntern neckischen Dienerin bezaubern.

Der praktische Cursus des Französischen in den Räumen des Theaters trug bald seinen Nutzen und scheint auch bei andern Kindern von gleichem Erfolge gewesen zu sein. Schöff von Olenschlager ließ von Kindern den Britannicus des Racine aufführen, wobei Wolfgang die Rolle des Nero zu Theil ward (etwa 1762). Corneille, Racine, Moliere und andere französische Dramatiker, deren Werke sich in des Vaters Bibliothek fanden, wurden fleißig durchgelesen, memorirt und recitirt. Dadurch ward in dem Knaben auch bald der productive Trieb rege. Aus seiner Märchenwelt und aus alter Mythologie stellte er ein kleines Drama zusammen, worin es weder an Göttern noch Prinzen und Königstöchtern fehlte; besonders war der geflügelte Mercur bedacht. Von dem Werth seines Stückes fest überzeugt, schmeichelte er sich in seiner kindlichen Freude mit dem Gedanken, es zur Aufführung gebracht zu sehen, und sah schon im Geist den Titel des Stückes an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen. Freund Derones ließ ihn zum ersten Mal das bittere Gefühl verletzter Autoreitelkeit empfinden, indem er unbarmherzig sein kritisches Richteramt daran ausübte. Jedoch ließ Wolfgang von dem Schreiber, den der Vater im Hause hielt, nach einigen Veränderungen im Manuscript eine saubere Abschrift fertigen und überreichte sie dem Vater zu dessen großer Freude, so daß er aufhörte dem Theaterbesuch gram zu sein.

Nach dem Abzuge des Grafen Thorane, ungefähr im Beginn des Jahres 1761, fand der Unterricht in dem still-

gewordenen Goethe'schen Hause nach und nach den geordneten Gang wieder und gab der Phantasieaufregung, in welcher der Knabe eine Zeitlang gelebt hatte, das wünschenswerthe Gleichgewicht. Noch besuchten ihn oft in der Einsamkeit des ihm wieder eingeräumten Mansardenzimmers die Gespenster der Gemälde, die er durch Arbeiten und Studien nur schwer verscheuchte, der Nachwirkung anderweitiger Eindrücke nicht zu gedenken. Der Vater, zufriedener jetzt und heiterer, fand seine Freude aufs neue daran, seine Kinder zu lehren und mit ihnen zu lernen. Es geschah dies denn auch mit der Hast des pädagogischen Dilettantismus, der, um Versäumtes wieder einzubringen, das Wissenswerthe von allen Seiten heranzuziehen sucht und in dem Vielerlei der Bildung unsicher umhergreift; es gehörte eine so gesund organisirte Natur, wie die des jungen Goethe, dazu, um es bewältigen zu können. Ward auch seine Vielseitigkeit dadurch gefördert, so ist ihm doch auch als Folge dieser planlosen Erziehung das rasche Abspringen von einem Gegenstand der geistigen Beschäftigung zu einem andern, von einem Plane zu einem andern durchs ganze Leben eigen geblieben. Welch ein Gewinn wäre es für ihn gewesen, wenn er das schon früher begonnene Studium des Griechischen eifrig fortgesetzt hätte! es wäre ihm der Umweg erspart worden, auf dem er sich späterhin dem hellenischen Alterthum näherte. Statt sich in die classischen Sprachen gründlicher zu vertiefen, wurde er durch die seltsame Liebhaberei fürs Judendeutsch, dessen geheimnißvolle Chiffernschrift ihn schon vor Jahren so angelegentlich beschäftigt hatte, daß er eine Anweisung zur deutsch-hebräischen Sprache niederschrieb, zur Erlernung der hebräischen Sprache hingezogen. Der Vater willfahrte seiner Neigung und ließ ihm von dem Dr. Albrecht, dem Rector des Frankfurter Gymnasiums, Privatunterricht darin ertheilen, der, wie sich erwarten ließ, nicht weit über die Elemente hinausging. Der anfängliche Eifer verlor sich schon bei den ersten Schwierigkeiten des Lesenler-

nens und der grammatischen Formenlehre, so daß Lehrer und Schüler bald durch Abschweifungen die Stunden zu würzen suchten. Die einzige Frucht dieses Unterrichts war eine anhaltende Beschäftigung mit der Patriarchengeschichte, deren dichterischer Gehalt und naive Gemüthstiefe zu wiederholten Malen Goethe's Interesse aufs lebhafteste in Anspruch nahm. Jene Jahre waren es gerade, wo Klopstock's Messiade und die in ihrem Gefolge erscheinenden Patriarchaden die biblischen Erzählungen mit einem durch die Neuheit überraschenden Glanze der Poesie der Gegenwart näher brachten. Großes Aufsehen erregte in Goethe's unmittelbarer Nähe „Daniel in der Löwengrube“ von Friedrich Karl von Moser, der als hessendarmstädtischer Legationsrath in Frankfurt lebte. Ihn zählt Goethe unter die Männer, die durch ihre Persönlichkeit und literarischen Verdienste seine früheste Bildung begünstigten. Moser stand in Verbindung mit dem Kreise der Frommen, dessen Mittelpunct Susanna Katharina von Klettenberg war.

Dies edle weibliche Wesen, dem Goethe in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ — so scheint er sie schon in früheren Jahren genannt zu haben — ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, hatte in dieser und einer spätern Jugendperiode Goethe's einen großen Einfluß auf seine religiöse und moralische Bildung, dessen dankbare Erinnerung ihn bis ans Ende des Lebens begleitete, so daß er noch in seinem achtzigsten Jahre bekannte, es habe ihn öfters im Leben der Gedanke beschlichen, ob er wohl recht daran gethan, einer Richtung sich abgewendet zu haben, die seinem Geiste und auch seinem Herzen lange Zeit äußerst wohlthätig erschien. Fräulein von Klettenberg gehörte einer der ersten patrizischen Familien Frankfurts an und war mit Goethe's Mutter verwandt; ihre Jugendverhältnisse glichen denen, in welchen wir den jungen Goethe sich bewegen sehen. Was ihr dadurch an Weltbildung

und Lebensgenuß zu Theil geworden war, hatte ihrer Seel nicht den Frieden gegeben, nach welchem ihr Inneres ver langte. Da erkannte sie fest und fester in dem Heiland den überirdischen Freund, der ihr Ruhe und Trost brachte; im Hinblick auf ihn wurden ihr auch die Leiden eines kränkeln den Körpers leicht. Aus den größern Kreisen, in welchen si ihre Jugend zugebracht hatte, zog sie sich zurück und geselli sich zu gleichgestimmten Gemüthern, auf welche die Reinhei ihres Herzens, das allen Heuchelschein verschmähte, ihre erh bende Religiosität eine nachhaltende Anziehungskraft ausübt Auch die Frau Rath Goethe, deren Gemüth das häusliche Lebe an der Seite eines ernsten und in sich verschlossenen Gatte nicht auszufüllen im Stande war, zählte sie zu ihren Freun dinnen; sie übertrug ihre Liebe auf das vielversprechend Kind, das sie auf den Weg zu leiten wünschte, auf welche sie das reinste irdische Glück gefunden hatte.

Ohne Zweifel hatte sie schon damals an seinem Hang zu religiöser Contemplation, der an die Stelle der überreizte Theaterlust getreten war, und an seinen biblischen Studie großen Antheil. Allein, was er empfing, mußte sein lebhaft Geist auch wieder in seiner Weise reproduciren. Als im Ju 1761 der Senior des Ministeriums, der hochverehrte Fresenius starb, und der bisherige Professor zu Marburg, Plitt, a seine Stelle trat, kündigte dieser eine Art von Religionscurs an, den er in einer Reihe von Predigten durchzuführen b absichtigte. Der kleine Goethe schrieb auf seinem zum Höre sehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitze die Haup puncte der Predigt nach und dictirte sie zu Hause rasch de Schreiber des Vaters in die Feder, so daß er die geschriebe Predigt noch vor Tisch dem erfreuten Vater überreichen konnt Freilich hielt dieser Eifer kaum ein Vierteljahr gleichmäß an, und die Predigten schrumpften in der zweiten Hälfte d Kirchenjahrs zu kleinen Blättchen zusammen.

Eine so lebhaft angeregte religiöse Stimmung mußte ihn ganz besonders für die mystische Gefühlsschwärmerei der Messiade empfänglich machen. Sie wurde stellenweise auswendig gelernt und dem Hausfreunde, der das dem Vater mißliebige Buch eingeschmuggelt hatte, häufig so ausdrucksvoll vorgetragen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. In der Patriarchengeschichte ward der Knabe vor Allem von den Schicksalen *Josephs* gefesselt und legte sie sich nach der Weise ähnlicher Dichtungen in seiner Phantasie zurecht. Seltsam, daß ihm nicht der Hexameter Klopstock's geläufig wurde, und er wegen eines Versmaßes rathlos war. Fürchtete er dem Vater, dem er alle seine dichterischen Versuche vorzulegen pflegte, zu mißfallen? Er entschied sich für eine prosaische Behandlung. Das Detail ward weitläufig ausgemalt, Episoden wurden eingeschaltet, und das Werk schwoll weitläufig an, indem der junge Dichter es größtentheils dem Schreiber dictirte. Dem Epos ward eine Sammlung *geistlicher Oden* angehängt und gar bald ein sauber geschriebener Quartband dem Vater überreicht, der den Sohn mit besonderem Wohlgefallen aufmunterte, ihm alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß jene geistlichen Oden, in denen der Stil eines Elias Schlegel und Andreas Cramer nachgebildet war, ganz besonders dem Klettenbergischen Kreise zu Liebe verfaßt waren. Am beifälligsten wurde die *Ode zur Feier der Höllenfahrt Christi* von den Eltern und Freunden aufgenommen und gefiel auch dem jungen Dichter noch einige Jahre nachher so sehr, daß er sie zu Anfange des Jahres 1766 in einer Zeitschrift „der Sichtbare“ abdrucken ließ. Sie trägt hier die Ueberschrift: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G.“ Als nach mehr als sechzig Jahren das Blatt Goethe wieder vor die Augen kam, äußerte er: „Es ist möglich, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden

einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können; es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich besingen konnte." Es ließ dieser Stoff nur eine einförmige Behandlung zu; aber die Schilderung ist voll Feuer und Leben, und in der im schönsten Ebenmaße dahinfließenden Sprache, der der Reim sich zwanglos anschmiegt, verkündigt sich schon der künftige Goethe, welcher „die Kunst, deutsch zu schreiben, der Meisterschaft nahe brachte." In die neuesten Ausgaben der Werke Goethe's ist dies Gedicht mit der Jahrzahl 1765 aufgenommen; es muß aber, wenn auch die spätere Feile, wahrscheinlich kurz vor dem Abdruck, nachgeholfen hat, schon um 1762 verfaßt sein. Außer einer bestimmten Angabe in „Dichtung und Wahrheit" berechtigt uns zu dieser Annahme auch der Umstand, daß einige Jahre später sich Goethe der religiösen Poesie gänzlich entzogen hatte. Sein eigenstes Wesen zog ihn stets nach der andern Seite hin; es war schon neben den geistlichen Oden ein Vorrath Anakreontischer Gedichte entstanden, die er aber, „weil sie reimlos waren", vielleicht auch noch aus einem andern Grunde, dem Vater nicht zu überreichen wagte.

Um diese Zeit meldete sich in Frankfurt ein englischer Sprachmeister, welcher sich gegen ein mäßiges Honorar anheischig machte, jedem, der nicht ganz roh in Sprachen sei, innerhalb vier Wochen das Englische zu lehren und ihn so weit zu bringen, daß er sich mit einigem Fleiß selbst weiterhelfen könne. Goethe's Vater, dem des Lernens in seinem Hause nicht zu viel werden konnte, ergriff einer der ersten diese Gelegenheit, und bald gewann Wolfgang, der von der Grammatik einer Sprache rasch zu praktischer Anwendung und Ausübung überzugehen pflegte, auch in dieser Sprache eine solche Gewandtheit, daß er sich noch als Greis eines Gedichts in englischer Sprache erinnerte, worin er sich über Mangel an würdigen Gegenständen seiner Poesie beklagt hatte.

Um die vielen Sprachidiome, deren er jetzt mächtig geworden war, neben einander zu beherrschen und in besseren Fluß zu bringen, erfand er einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die, von einander zerstreut, sich wechselseitig von ihren Empfindungen und Zuständen Nachricht geben. Der älteste Bruder berichtete mit aller Förmlichkeit einer guten deutschen Schreibart von den Ereignissen seiner Reise. Eine Schwester schrieb in einem frauenzimmerlichen Stil, in kurzen Sätzen, von Haus- und Herzensangelegenheiten. Ein Studiosus der Theologie übernahm das classische Latein und fügte wohl überdies ein griechisches Postscript hinzu. Andere Brüder, die in Hamburg und Marseille placirt wurden, führten die englische und französische Correspondenz, und der jüngste gab den Eltern und Geschwistern mit den Chiffern des Judendeutsch zu rathen und zu lachen. Der Armuth an Stoff war durch die mannigfachen Situationen der Personen des Romans glücklich begegnet; es war ein Rahmen für die verschiedenartigen Bezüge des Lebens und für Schilderungen anziehender Nationalitäten und reizender Gegenden gegeben; „ich studirte," erzählt Goethe, „die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, und erfand zu jenen trockenen Localitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten."

Wir sehen aus allem diesem, daß Rath Goethe seinen Sohn nicht bloß zu einem tüchtigen Gelehrten heranbilden wollte, sondern ihm auch Gelegenheit zu verschaffen suchte, das, was ihm als elegante Bildung für die Welt zur Freude oder zur Empfehlung gereichen konnte, sich anzueignen. Der Zeichnenunterricht ward daher in jenen Jahren mit Eifer betrieben. Der Vater gab selbst seinen Kindern noch in seinem Alter ein musterhaftes Beispiel, was Fleiß und Ausdauer vermag. Obgleich er nie gezeichnet hatte, copirte er jetzt,

mit seinen Kindern wetteifernd, eine ansehnliche Sammlung von Köpfen des Piazzetta mit größter Sorgfalt und Sauberkeit. Eine solche Ausdauer war von dem lebhaften Knaben nicht zu erwarten, doch blieb die Neigung, und noch oft kehrte er in späteren Lebensjahren zu diesen Uebungen zurück; auch sie trugen dazu bei, sein Auge für die Gestalt der Dinge und für die Werke der bildenden Künste zu schärfen.

Da auch der Clavierunterricht der beiden Kinder begonnen werden sollte, so ließ sich der Vater gern willig finden, Wolfgangs Wahl zu folgen, dem ein Musiklehrer bei einem zufälligen Zusammentreffen durch die Späße, mit denen er den Unterricht würzte, sehr gefallen hatte: Finger und Noten erhielten eine lustige Bezeichnung; Alles schien unter dem besten Humor aufs schönste von Statten zu gehen. Als aber statt der erwarteten Unterhaltung die Unterrichtsstunden in trockener Weise verliefen, kühlte sich des Knaben Eifer bald ab, und der neue Flügel blieb unter den Händen der Schwester. In seinen Jünglingsjahren beschäftigte er sich eine Zeitlang mit der Flöte, dann mit dem Violoncell, das ihm aber ebenfalls nicht lange zur Seite geblieben zu sein scheint. Besaß er auch kein entschiedenes Talent für die Musik, so bildete sich doch frühzeitig sein musikalischer Sinn, der in der Melodie seiner Jugendlieder und in der Neigung zum Singspiel sich unverkennbar kundgiebt. Den Umgang mit tüchtigen Musikern hat er bis an sein Ende zu schätzen gewußt, wie auch sie von seinem musikalischen Urtheil mit Achtung reden. Unter andern rühmt der Musiker Gyravetz, mit dem Goethe in Italien zusammentraf, bei Gelegenheit ihrer Unterhaltungen über italienische Musik seine musikalischen Kenntnisse und seine verständigen Aeußerungen über Musik. Der Freundschaft mit Kayser und Zelter wollen wir nur flüchtig gedenken, um nicht der Zeitfolge zu sehr vorzugreifen.

Es war ein Fehler in der Goethe'schen Erziehung, daß Alles zu früh und möglichst gleichzeitig gelernt werden sollte;

dadurch ward die Neigung getheilt und geschwächt, der Hang zum Wechsel befördert. Daher konnte der Knabe an dem Unterricht im Fechten und Reiten, den die herkömmliche Mode zu einer gebildeten Erziehung für unerläßlich erachtete, in jenen Jahren keinen Geschmack finden. Mit dem Fechten wollte es ihm nicht gelingen, weil er anfangs bei einem renommistischen französischen Fechtmeister sich eine falsche Manier aneignete, die er später bei einem Deutschen, „der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging,“ nicht so schnell wieder ablegen konnte, weßhalb er sich über Zurücksetzung zu beklagen hatte. Den Reitunterricht verleidete ihm die Moderluft der engen widerlichen Reitbahn; auch wurden die unfreundlichen Zurechtweisungen, die er sich durch kleine Versehen zuzog, sowie das Gelächter und Gespött der Kameraden, woran ihn der Besuch einer öffentlichen Schule gewöhnt haben würde, bald unerträglich. Fortgesetzte Reitübungen in freier Luft machten ihn indeß später zu einem kühnen und leidenschaftlichen Reiter. Auch der Fechtunterricht ward auf Akademieen fortgesetzt.

Begegnen wir somit unserm Goethe bald in dieser bald in jener Beschäftigung, begleiten wir ihn auf seinen Wanderungen zu Handwerkern und Künstlern, bei denen er fortwährend der Vermittler der Bestellungen und Anweisungen des Vaters war und an allem Schaffen und Hervorbringen einen freudigen Antheil nahm, nehmen wir noch hinzu, wie er bei allerlei Experimenten des Vaters, dem Versuch der Seidenwürmerzucht, dem Bleichen der Kupferstiche u. s. w. hülfreiche Hand zu leisten hatte: so wird es uns klar, daß er stets aus der poetischen Traumwelt und dem Ideenkreise seiner wissenschaftlichen Studien in das bewegte Treiben des thätigen Lebens hineingezogen ward, so daß eher zu fürchten war, daß diese andrängenden Zerstreuungen die geistige Kraft verflachen und verflüchtigen möchten. Auch scheinen diese gegen die Zeit seiner Confirmation, zu Ostern 1763, auf sein

Gemüth allzu mächtig eingewirkt zu haben; sonst würde unmittelbar nach dem innigen Eingehen auf die religiöse Richtung des Fräulein von Klettenberg und die sich daran knüpfende religiöse Poesie diese Weihe an ihm nicht so spurlos vorübergegangen sein, wie spätere Aeußerungen unsers Dichters schließen lassen. Wir gehen jedoch wohl nicht irre, wenn wir die religiöse Stimmung des Knaben in jener Epoche für ungleich wärmer halten, als Goethe's nachmalige Schilderung zugeben will.

Er war, wie er uns berichtet, einem guten, alten, schwachen Geistlichen, weil er der Beichtvater des Hauses war, zum Religionsunterricht übergeben worden. Die Paragraphen der dogmatischen Lehrbücher und die biblischen Beweisstellen wurden taktfest eingeübt; aber das Gemüth blieb dabei ohne Wärme und Erhebung. Der Hauptprüfung ward durch das gedankenlose Hersagen einiger alten Formeln genügt. Und doch wurde das junge Gemüth schon durch mancherlei Zweifel gequält, auf die es nirgends Antwort erhielt. Im Beichtstuhl wollte er ein wohlmemorirtes Bekenntniß, worin er seinem Seelenzustand Worte gegeben hatte, hersagen. Als er aber in den engvergitterten Raum vor den Geistlichen trat, vermochte er nicht sie über die Lippen zu bringen; er schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das er in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel. Nach erhaltener Absolution entfernte er sich „weder warm noch kalt“ und ging des andern Tags mit den Eltern zum heiligen Abendmahl. Allein der Gedanke, daß einer, der das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, ließ nicht ab ihn zu beunruhigen; dieser beschäftigte seine Einbildungskraft lange und wiederholt mit den Vorstellungen der schrecklichsten Sündenstrafen und ließ ihn nur mit Angst dem Tische des Herrn nahen. Mit dem Zusatze, er sei dadurch späterhin von dem Genusse des Sacraments ferngehalten worden, täuscht

sich Goethe selbst. Er hat ihn noch viele Jahre hindurch wiederholt.

Seinem Hange zum Geheimnißvollen wären allerdings Symbole und Ceremonien, die seine Phantasie mehr in Bewegung setzten, willkommen gewesen. Der ihm angeborene Hang zur Mystik, der mit der Klarheit seines Verstandes stets im Kampfe blieb, ward durch die Gebräuche anderer Religionsvereine sehr gefesselt. Häufig zog es ihn in die Synagoge der Frankfurter Judenstadt; er wohnte einer Beschneidung und einer Hochzeit bei und machte sich ein Bild vom Lauberhüttenfest. Er fand die Menschen thätig und gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte er seine Achtung nicht versagen. Ueberall ward er wohl aufgenommen und zur Wiederkehr eingeladen.

Wenn er eine Zeitlang in Zweifel gerieth und dem kirchlichen Glauben entfremdet ward, so hatten daran einige gelehrte Sonderlinge einen bedeutenden Antheil; ihre Unterhaltung fesselte ihn mehr als die seiner Altersgenossen, weil sie eben durch ihre Originalität seinem Geiste zu denken gaben. Besonders zog ihn der Hofrath Hüsgen an, ein tüchtiger Jurist, der mit Gott und der Welt zerfallen war, so daß er selbst an Gott Fehler entdecken wollte und nie eine Kirche besuchte; vorzüglich empfahl er dem Knaben die satirische Schrift des Agrippa von Nettesheym „von der Unsicherheit und Eitelkeit aller Wissenschaften und Künste“ (de incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium), sein Lieblingsbuch, und setzte damit das junge Gehirn in nicht geringe Verwirrung. Mit diesem und andern namhaften Frankfurter Juristen kam der junge Goethe jetzt um so mehr in nähere Berührung, als sein Vater ihn zu einem künftigen Rechtsgelehrten bestimmte und frühzeitig in die Vorhöfe der juristischen Gelehrsamkeit einzuführen begann. Er lernte den Hoppschen Katechismus der

Institutionen auswendig und wußte sich bald im Corpus Juris so gut zurechtzufinden, wie in seiner Bibel. Die älteren juristischen Freunde hatten an ihm ein Wohlgefallen, wie an einem geliebten Sohne. Hüsgen empfahl ihm ein tüchtiges Rechtsstudium, obwohl in seiner menschenfeindlichen Weise mehr als ein nothwendiges Handwerk, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beistehen und allenfalls einem Schelm etwas am Zeuge flicken könne. Von Reineck, ein durch Starrsinn und Proceßsucht unglücklicher, übrigens bravgesinnter Mann, suchte ihn für die diplomatische Laufbahn zu gewinnen und belehrte ihn in Unterhaltungen, die seinen menschenfeindlichen Sinn zu erheitern schienen, von Welt- und Staatsverhältnissen, wogegen dem jungen Dichter Poesie und Schriftstellerei möglichst verleidet wurde.

Ungleich wohlthuender war für den angehenden Rechtsgelehrten der Verkehr mit dem berühmten Publicisten Johann Daniel von Olenschlager, einem durch Geschichte und schöne Literatur, durch diplomatische Geschäfte und darauf bezügliche Reisen vielseitig gebildeten Manne, welcher, ganz im Gegensatz zu jenen Timonischen Naturen, auch in seinem äußern Erscheinen und Benehmen den feinen Weltmann repräsentirte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er in seinen Jugendjahren jener Verlobte des Fräuleins von Klettenberg war, der in den Bekenntnissen einer schönen Seele unter dem Namen Narciß eingeführt wird; die Verschiedenheit der Charaktere und Lebensansichten der Verlobten löste diese Verbindung. Er ward 1747 zum Senator in seiner Vaterstadt erwählt und stieg 1761 zu der Würde eines Schöffen. Den jungen Goethe hielt er sehr werth und suchte ihn zum Hofmann und Diplomaten heranzubilden. In jenen Jahren, wo Goethe am meisten um ihn war, verfaßte er seine (1766 im Druck erschienenen) Erläuterungen der goldenen Bulle. Die Beschäf-

tigung mit der älteren deutschen Reichsgeschichte gab ihm häufig Veranlassung, in seinen Unterhaltungen jene unruhigen Zeiten recht lebhaft auszumalen. Daß seine Liebe zu geistreicher poetischer Unterhaltung ihn bestimmte, deutsche und französische Schauspiele von Kindern aufführen zu lassen, ist schon bemerkt worden.

Der Vater unterließ nicht, den juristischen Lehrcursus fortzusetzen, um den Sohn baldmöglichst der Akademie zu übergeben. Seine Art zu unterrichten fand dieser jedoch immer weniger ansprechend, und wie seinem Unterricht, entwuchs er auch mehr und mehr seiner Erziehung. Die wohlgemeinte sittliche Strenge derselben fand bei der Mutter keine Unterstützung; vielmehr schloß sie mit ihren Kindern einen Bund der Nachsicht und des Vertuschens, woraus für die Erziehung die größten Nachtheile hervorgingen. Der Verkehr mit dem Derones und das Umherstreifen in der Judenstadt deuten schon darauf hin, daß wenig darauf geachtet ward, wo und wie der Knabe seine Freistunden zubrachte, und da der häusliche Unterricht bei aller Mannigfaltigkeit keinen regelmäßigen Schritt ging, sondern mehr ruckweise vorwärts kam, so gab es zu Zeiten deren sehr viele. Kaum dem Knabenalter entwachsen, war er in der Wahl seines Umgangs und seiner Vergnügungen meist sich selber überlassen. Daher traten die Schatten= und Nachtseiten des gesellschaftlichen Lebens, allzufrüh für seine kindliche Unschuld, ihm unverhüllt vor das Auge. Welch einen bodenlosen Abgrund der Unsittlichkeit des städtischen Familienlebens decken die Aeußerungen unsers Dichters auf, womit er die Besprechung seiner ersten dramatischen Dichtungen begleitet, mag auch Einzelnes darin übertrieben sein. „Wie viele Familien hatte ich schon näher und ferner durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte,

so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hi
öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutra
erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätig
kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am li
sten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit
vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten und n
sonst nur alles geleistet werden kann, wobei es nicht feh
konnte, daß ich sowohl an mir selbst als durch Andere
manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelan
mußte.“ Wer mit dem weichen, noch haltungslosen Her
der angehenden Jugend auf solch einen schlüpfrigen Bo
sich begiebt, wird, ohne es zu wollen, in den Fall de
denen er zu helfen und zu dienen meint, mit herabgezog
und hat, auch wenn er die Gefahr besteht, schwere Op
bringen müssen.

Es gab damals in Frankfurt — und Aehnliches wie
holt sich stets in großen Städten — eine Classe jun
Bursche, die sich bei mäßiger Bildung durch Element
unterricht, Abschreiben, Entwerfen kleiner schriftlicher Auf
und allerlei Handlanger- und Vermittler-Dienste in gu
und schlimmen Geschäften einen kärglichen Erwerb verschafft
Die Gewinnsucht ließ dabei nicht sehr gewissenhaft sein u
reizte auch wohl zu schlechten Streichen. In einen gefä
lichen Verkehr mit solchen jungen Leuten gerieth Goethe du
einen etwas älteren Bekannten, welcher, da er niede
Standes war, nur außer dem Hause mit ihm zusammentr
Dieser benutzte das Talent seines poetischen Freundes, ind
er seine Autoreitelkeit mit ins Spiel zu bringen wußte,
von ihm einige Gelegenheitsgedichte zu erhalten, womit
kleine Bande ein Geschäft zu treiben schien. Zuerst begeh
man von ihm eine poetische Liebesepistel, welche mit verstell
Hand abgeschrieben und einem eingebildeten jungen Ma
zugeschoben ward, als gestehe ihm darin ein junges Mädch

dem er den Hof gemacht hatte, ihre Neigung und suche Gelegenheit ihm näher bekannt zu werden. Die Mystification ward in gewinnsüchtiger Absicht weiter ausgesponnen, und Goethe abermals ersucht, in ähnlicher Weise, als handle es sich nur um einen poetischen Scherz, eine Antwortepistel des Liebenden zu verfassen. Eine kleine Gasterei ward eines Abends auf Kosten des Betrogenen gegeben, und bei dieser sah Goethe zum ersten Mal — Gretchen. Sie war ein armes Mädchen, das in diesem Hause bei ihren Verwandten ein Unterkommen gefunden hatte und durch Spinnen und Nähen mit erwerben half; eine Zeitlang war sie als Gehülfin bei einer Putzhändlerin beschäftigt. Eine natürliche Anmuth — so tritt sie in der Schilderung unsers Dichters vor uns — war über ihr ganzes Wesen ausgebreitet und hob alle ihre Bewegungen. Ihre Haltung war sittsam; gegen ungeziemende Vertraulichkeiten beobachtete sie eine anständige Zurückhaltung. So erschien sie als eine zarte, reine Jugendblüthe dem in erster Liebe aufflammenden Jünglingsherzen, so dem Manne, als sie ihm zu Margaretens und Clärchens Bilde saß, so noch dem Greise, als in seiner dichtenden Erinnerung noch einmal ihre liebliche Gestalt an ihm vorüberging. Ist hier der Wahrheit ein Liebestraum untergeschoben, der die Reize der Coquetterie mit denen der Unschuld verwechselte? hatte sie in einer Umgebung, die planmäßig einen unrechtlichen Gewinn betrieb, die sittliche Stärke in sich gefühlt, den Verlockungen und Versuchungen, denen Schönheit und Anmuth ausgesetzt sind, zu widerstehen? oder begann Goethe, in ihren Augen noch ein Kind", die Schule der Liebe mit der Rolle Brackenburgs? Solche Bedenken werden nothwendig rege, wenn wir in ihrer Wohnung auch jenen jungen Freund, der Goethe dort eingeführt hatte, mit einem lockern Bräutchen, das er Abends nach einer verdächtigen Gasse begleitet und durch ein Hinterpförtchen in ihre Wohnung bringt, unter vertraulichen Schlafungen verweilen sehen, wenn dort Gespräche über aller-

hand Familienverhältnisse geführt werden, über deren Unsittlichkeit kein Zweifel sein kann. Eine höhere Natur Gretchens scheint allerdings darin sich kund zu geben, daß sie ihren jungen Liebhaber vor den Mystificationsplänen warnt, daß sie ihm rund heraus sagt, es gezieme sich nicht für ihn, als einen Sohn vornehmer und gebildeter Eltern, in solch einen Verkehr sich einzulassen; uns dünkt fast, wir hörten schon Margaretens Worte durchklingen: „es thut mir lang' schon weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'". Aber gerade der Wunsch, sich der Geliebten nähern zu können, bannte ihn unwiderstehlich in diesen Kreis. Er ließ sich's gefallen, wenn man seine Verse zu beliebigen Zwecken mißbrauchte und das dafür gelöste Geld in kleinen Gelagen verzechte. Ueberall suchte sein Auge nur nach ihr. Er ging in die Kirche, um mit seinem Blick bei ihr zu verweilen, er harrte ihrer auf der Straße, um von einem flüchtigen Gruße beglückt zu werden; endlich verging fast kein Tag mehr, wo er nicht Abends zu ihr hineilte. Dort waren die regelmäßigen Zusammenkünfte des kleinen seltsamen Clubs. Nicht selten dehnten sich diese bis tief in die Nacht hinein aus, daher Wolfgang, um noch spät ins elterliche Haus kommen zu können, sich einen Hausschlüssel machen ließ. Einstmals verstrich ihm eine ganze Nacht im fremden Hause; die Mädchen legten schlummernd das Köpfchen auf die Schulter ihrer jungen Liebhaber. Als dem Vater am folgenden Morgen sein Wolfgang beim Thee fehlte, wußte die Mutter, „deren Vermittlung uns immer zu Gute kam", die Abwesenheit des Sohnes durch ein frühzeitiges Ausgehen desselben zu beschönigen, und er „empfand von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen."

Wir haben uns mit dieser Erzählung dem Frühling des Jahres 1764 genähert, wo Frankfurt der Schauplatz einer Haupt- und Staatsaction des heiligen römischen Reiches ward. Dem Kriegsschauspiel folgten die Friedensfeste. Die kurfürst-

lichen Stimmen waren für die Kaiserwahl Josephs II. gewonnen, und es blieb nach altem Brauch nur noch übrig, diese Handlung mit herkömmlichem Schaugepränge und Ceremoniell in Scene zu setzen und in der Wahl- und Krönungsstadt zur Aufführung zu bringen. Mit einer geschickten dramatischen Wendung führt uns Goethe in seinen biographischen Schilderungen, gleich wie es seine Poesie so glücklich im Egmont durchgeführt hat, aus Gretchens ärmlichem Bürgerhause zu den Gallaaufzügen, mit denen Fürsten und Gesandte nebst ihrem zahlreichen Gefolge Franz I. und Joseph II. umgaben, so wie zu den tumultuarischen Volksscenen, welche die Festlust hervorrief und ein alter Brauch schützte. Seine Theilnahme daran ward noch ganz besonders gesteigert, indem der Vater diese glänzende Reichshandlung benutzte, um ihn mit den verwickelten Statuten, welche das deutsche Reich kümmerlich zusammenhielten, vertrauter zu machen und den Hergang von seiner Hand aufzeichnen zu lassen, nicht minder auch, weil er Alles in der freudigen Erwartung sah, der Geliebten bei den abendlichen Zusammenkünften in lebendiger Erzählung Bericht abstatten zu können. Die Festfreuden, welche schon um die Mitte des März begonnen hatten, erreichten ihren Höhepunct mit dem Krönungstage, dem dritten April, wo den öffentlichen Aufzügen und dem großen Festmahl die glänzende Illumination des Abends folgte. Verkleidet, um nicht erkannt zu werden, durchstrich Wolfgang an Gretchens Arme, in Gesellschaft seines jungen Freundes, dessen Liebchen natürlich auch nicht fehlte, die hellerleuchteten Straßen der Stadt, bis sie zuletzt ermüdet sich in eine Restauration begaben, wo sie einen Theil der Nacht im glücklichsten Geplauder hinbrachten. Als er Gretchen bis an ihre Thür begleitet hatte, küßte sie ihn auf die Stirn. Es war das erste und das letzte Mal, daß sie ihm diese Gunst erwies, denn er sollte sie nicht wiedersehen.

Den andern Morgen lag er noch im Bette, als seine Mutter verstört und ängstlich hereintrat. „Steh auf,“ sagte sie, „und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt. Es ist heraus, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will.“ Dieser war ein langjähriger Hausfreund, Rath Schneider, dem das schwierige Geschäft oblag, ihn mit der Sachlage, in deren Hintergrund eine polizeiliche Untersuchung drohte, bekannt zu machen und ihm ein Bekenntniß über seine Mitschuld abzugewinnen. Wolfgang gerieth in die leidenschaftlichste Aufregung. Verdruß über die Entdeckung, Furcht vor ehrenrührigen öffentlichen Enthüllungen, Besorgniß um seine Freunde und Gretchen, alles dies erschütterte ihn aufs tiefste, so daß er sich den heftigsten Ausbrüchen der Gemüthsbewegung und dem unbändigsten Schmerze überließ, sich auf den Boden niederwarf und ihn mit seinen Thränen benetzte. Mutter und Schwester traten, vergebens beschwichtigend, mit Trosteswarten an ihn heran; noch manche ganze und halbe Nächte wurden durchweint. Vor der Hand war ihm geboten, auf seinem Zimmer zu bleiben. Allein schon nach wenigen Tagen kündigte man ihm die Verzeihung des Vaters an, der von dieser Leidenschaftlichkeit bedenkliche Folgen für seine Gesundheit befürchten mochte, die auch nicht ganz ausblieben. Er war sogar bereit, mit ihm zu den Feierlichkeiten zu gehen, die noch dem Krönungstage folgten; aber diese Herrlichkeiten waren für sein wundes Gemüth nicht mehr da. Jenen jungen Leuten indeß, mit denen er in Gretchens Wohnung in Berührung gekommen war, gereichte die, wenn auch entfernte, Mitschuld des Sohnes einer Patrizierfamilie zur Rettung. Obgleich einige von ihnen sich grober Criminalvergehen schuldig gemacht hatten (denn es war von nichts Geringerem, als nachgemachten Handschriften,

falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die Rede"), so warf doch die Obrigkeit einen Schleier darüber und verfuhr möglichst schonend. Wolfgangs nächste Bekannte kamen mit einem Verweise davon. Gretchen verließ Frankfurt und kehrte in ihre Heimat zurück, wie es hieß, aus freier Wahl. Daß sie zu den Acten erklärt hatte, sie habe Goethe immer als ein Kind betrachtet, heilte den jungen Liebhaber fast von seiner Leidenschaft; doch ihr Bild zog immer noch aufs neue das Herz zu sich hin und hat es, durch die Dichterphantasie verklärt, für immer festgehalten.

Der Vater hielt es für angemessen, seinem Sohne einen jungen Gelehrten als Gesellschafter und Aufseher zuzugesellen. Den Namen desselben hat uns Goethe nicht aufbewahrt; er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet; sein bisheriger Zögling war zur Universität abgegangen. Da Wolfgang nicht mehr als ein Knabe betrachtet sein wollte, so konnte eine solche pädagogische Aufsicht nicht anders als kränkend für ihn sein. Indeß fand er sich bald darein, da er den Charakter seines Führers schätzen und seiner wohlwollenden Gesinnung vertrauen lernte. Den geistigen Verkehr mit seinem leidenschaftlich erregten jungen Freunde zu beleben, suchte jener das Interesse desselben für die Philosophie zu gewinnen, die er unter Darjes in Jena mit Liebe studirt hatte. Allein bei seinem skeptischen Schüler, der sich den Problemen der Philosophie nur durch das Medium der Poesie und der Religion zu nähern vermochte, wollten die mathematischen Demonstrationen und Verstandesdeductionen der Wolffischen Philosophie nicht verfangen, und da dieser dem dogmatischen Vortrage nichts abgewinnen konnte, so ward mit der Geschichte der alten Philosophie ein Versuch gemacht. Am ansprechendsten waren für Goethe die Philosopheme der Urzeit, wo sie noch mit Poesie und Religion zusammenfallen und im

poetischen Gewande erscheinen. Für den hohen Flug des Plato und den Scharfsinn des Aristoteles konnte ihm der dürftige Auszug eines Compendiums keine Begeisterung einflößen; die Lectüre des Griechischen war leider! beim neuen Testamente stehen geblieben. Nur die stoische Moralphilosophie des Epiktet ward mit vieler Theilnahme studirt.

Mit eintretender schöner Jahreszeit machte Goethe mit seinem Mentor manche Ausflüge ins Freie; doch fühlte er sich unheimlich an Orten, wo sich viele Gesellschaft zusammenfand, weßhalb er auch seine Wanderungen durch die Straßen der Stadt möglichst beschränkte. „Mir waren“, äußert er, „die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich; ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken“; auch mochte er sich des Aufsehers schämen, der ihn wie sein Schatten zu begleiten verpflichtet war. Daher lenkte er seine Schritte am liebsten nach einem benachbarten Wäldchen, wo die Einsamkeit sein Gemüth zum Frieden und zur Erholung stimmte. Etwas Muthwille mischte sich auch darein gegen den älteren Freund, der in mancher einsamen Stunde kein anderes Mittel gegen die Langeweile fand, als sich mit einem Buche auf ein gefälliges Plätzchen hinzusetzen und seinen launenhaften Zögling gewähren zu lassen. Dieser suchte dagegen seine Zeichnenkunst wieder hervor und übte sich nach der Natur zu zeichnen. So unvollkommen diese Blätter ausfielen, machten sie doch dem Vater, dessen liebevollen Sinn man gerade hier neben der pädagogischen Strenge höchst achtungswerth hervortreten sieht, eine große Freude. Er zog Linien um jede unvollkommene Skizze, schnitt die unregelmäßigen Blätter zurecht und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er sich dereinst der Fortschritte seines Sohnes freuen wollte. Nach und nach gab er ihm wieder völlige Freiheit, da er nicht mehr glaubte be-

fürchten zu müssen, daß sein Sohn in seine früheren Neigungen zurückfallen und sich zu ähnlichen Verhältnissen verleiten lassen möchte. Er gewährte daher auch gern kleine Excursionen in die entlegenere Umgebung der Vaterstadt. Die reizenden Taunusgegenden, die herrlichen Rheinufer bei Mainz und Biberich gewährten mehrere Tage hindurch die reinsten Naturfreuden, und die Mappe des Zeichners trug die Bilder von mancher Landschaft und mancher Ruine als Erinnerung an schönverlebte Stunden heim. Des Vaters zarte Aufmerksamkeit und Ermunterung blieb sich auch hier gleich. Er ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nöthigte den jungen Zeichner dadurch, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

In der Abgeschlossenheit, in der der junge Goethe aus Zwang und aus eigener Wahl meistentheils lebte, hatte sich sein Verhältniß zu seiner Schwester Cornelia mehr und mehr zu einer Innigkeit herangebildet, die der leidenschaftlichen Neigung eines liebenden Paars wenig nachstand. [4]) Von geselligem Verkehr außer dem Hause mehr noch als der Bruder ferngehalten, fand sie an diesem den einzigen Vertrauten ihrer Empfindungen und in seiner Liebe einen Ersatz für manche Entbehrung. Bei dem Verluste Gretchens war sie stets mit liebevollem Troste um ihn und suchte ihm etwas zu sein, ihm die Verlorene zu ersetzen. Die Rollen der Geschwister schienen getauscht. Dem weichen liebebedürftigen Herzen des Bruders that das männliche Wesen der Schwester, das mehr geeignet schien zu geben als zu empfangen, besonders in seiner damaligen Gemüthslage unendlich wohl. Verstand und Klarheit des Sinnes sprach aus ihren tiefen, glänzenden, vorliegenden Augen, wie von ihrer reingewölbten Stirn; aber ihre Gesichtsbildung war nicht schön, der Ausdruck

entbehrte der Sanftheit und weiblichen Anmuth. Auf junge Männer wirkte sie mehr imponirend und zurückstoßend, als anziehend. Doch war ihr Herz der tiefsten und reinsten Empfindungen fähig, und bei ihren Freundinnen erwarb sie sich unbegrenztes Vertrauen, Achtung und Liebe. Gesellige und freundschaftliche Beziehungen unterhielt sie namentlich mit den Familien Crespel, Moritz und Gerock. Ein blühender Mädchenkreis fand sich zusammen, in den auch der Bruder hineingezogen ward und dessen er nach seiner Trennung von Frankfurt noch mit sehnsüchtiger Erinnerung gedachte. Im Hause des Legationsraths Moritz, eines Bruders des Kanzleidirectors, verweilte damals Charitas Meixner, ein feingebildetes und selbst poetisch begabtes Mädchen, welche dem jungen Dichter eine zärtliche Neigung einflößte, die zwar nicht zu einer tieferen Leidenschaft ward, doch die Trennung noch geraume Zeit überdauerte. Goethe's vertrauteste Freunde, unter ihnen der einige Jahre ältere Johann Jacob Riese, der sich bald hernach auf die Universität Marburg begab, und der joviale Johann Adam Horn, ein kleines Bürschchen von unverwüstlicher Heiterkeit, nachmals Goethe's Studiengenoß in Leipzig, schlossen sich jenen jugendfrischen Vereinen an, welche im Winter durch Schlittenfahrten, in der schönen Jahreszeit durch gemeinsame Ausflüge aufs Land und lustige Wasserfahrten sich gegenseitig erheiterten [5]. Auch die Muse fand sich wieder als muntere Gefährtin ein. Die geselligen Lustpartien gaben reichlichen Stoff zu humoristischen Poesien, und auch unser Dichter fühlte sich bald wieder in seinem eigensten Lebenselement.

Je mehr die akademische Zeit sich näherte, desto eifriger wurden die wissenschaftlichen Studien fortgesetzt, wenn gleich in jener desultorischen Weise, die mehr zu einem encyklopädischen Wissen, worauf von vornherein des Vaters Lehrmethode angelegt war, als zu gründlicher Gelehrsamkeit führte.

Juristische Lehrbücher wurden unter Anleitung des Vaters eingeübt; encyklopädische Werke, wie Morhofs Polyhistor und das historisch-philosophische Wörterbuch des skeptischen Bayle, beschäftigten insonders die Wißbegierde des strebenden Jünglings. Da alle diese Erörterungen und Untersuchungen vom flüchtig durchlaufenen Cursus der Geschichte der Philosophie bis zum Bayle'schen Wörterbuch immer und immer auf das classische Alterthum als die Grundlage alles Wissens hinwiesen, so widmete er sich — das Griechische war fast vergessen — mit anhaltendem Fleiße der Lectüre der lateinischen Autoren und schloß damit, von dem richtigen wissenschaftlichen Takte, der ihm so oft zu Hülfe kam, glücklich geleitet, in geeignetster Weise die Vorbereitung zum akademischen Studium.

Schon mit eben erst vollendetem sechzehnten Lebensjahre sollte er zu diesem übergehen. Geistig war er dazu genugsam vorgebildet, wenn man ihn mit Andern, die zur Universität ziehen, verglich, obwohl sein sittlicher Charakter noch der Festigkeit entbehren mußte, um so früh der Einwirkung des elterlichen Hauses entzogen werden zu können. Ihm jedoch erschien dieses und seine Vaterstadt nur als ein Kerker, aus dem er längst in die Freiheit sehnsüchtig hinausblickte. Daher ließ er sich gern von seinen jugendlichen Zukunftsplänen in die Ferne führen. Es erschien ihm nicht mehr als höchstes Ziel, im Rath seiner Vaterstadt eine Stelle einzunehmen und unter unverbesserlichen Mißbräuchen des patrizischen Regiments, die er hinreichend durchschaut hatte, der Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit der Parteien zuzusehen, oder wie sein Vater, von dem öffentlichen Leben zurückgezogen, ein unnützes Dasein hinzuleben. Das Lorbeerreis des Dichters winkte ihm entgegen; er hegte im Stillen die Ueberzeugung, und ward von den in seiner Umgebung lautwerdenden Stimmen darin bestärkt, daß er wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehren dürfe genannt werden. Aber das Wünschenswertheste schien ihm für einen jungen

Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung Andere beizutragen gedachte, sich mit Ernst zu den gründlichen Studien der Wissenschaft zu bekennen und sich zu einer akademischen Lehrstelle fähig zu machen.

Sein Wunsch war daher nach der Universität Göttingen gerichtet, welche damals in die glänzende Epoche eingetreten war, wo sie dem gesammten Deutschland als der Sitz der höheren Gelehrsamkeit vorleuchtete. Rath Goethe hatte jedoch die juristische Studien- und Lebensbahn seines Sohnes so entschieden vorgezeichnet, daß jede Einrede von diesem und von wohlwollenden Hausfreunden vergeblich war. Leipzig, wo der Vater den größten Theil seiner Studienzeit zugebracht hatte, war für den Sohn unabänderlich festgesetzt. Er bequemte sich zuletzt, sich vom Vater des Breiteren erzählen zu lassen, wie er den Cursus der Studien und des Lebens zu durchlaufen hätte, während er sich im Stillen mit ganz andern Projecten trug. Nur der Schwester ward das Geheimniß vertraut, die anfangs darüber erschrak, dann aber sich beruhigte, als der Bruder versprach, sie, wenn er fern von Frankfurt einen behaglichen Zustand erworben hätte, nachzuholen. Bei solcher Stimmung war es nicht zu verwundern, wenn er das väterliche Haus und die Stadt seiner Kindheit gleichgültig, wie wenn er sie nie wieder zu betreten wünsche, hinter sich ließ, als er zu Michaelis 1765 in Gesellschaft des Buchhändlers Fleischer zur Allerheiligen-Pforte hinausfuhr, um die Straße nach Leipzig einzuschlagen:

„So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich, Freiheit athmend, wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.“

Zweites Capitel.

1765 — 1768.

Auf derselben Straße, auf der Goethe zehn Jahr später einer nicht gehofften glücklichen Existenz entgegenzog, reiste er jetzt, reich an Hoffnung, seinem Leipzig zu. *) Die Hinreise war nicht von den günstigsten Vorbedeutungen begleitet. Es war noch die Zeit, wo für Kaufleute, die sich zur Messe begaben, in der Kirche gebetet wurde. Die schlechten Wege Thüringens waren durch die nasse Jahrszeit fast unfahrbar geworden. In der Gegend von Auerstädt blieb der Wagen bei einbrechender Nacht stecken; man that das Mögliche, sich loszuarbeiten. Goethe, in solchen Fällen nie der Letzte, wo es galt, Hand anzulegen, strengte sich dabei mit Eifer und wohl übermäßig an; er empfand bald nachher einen Schmerz, der oftmals wiederkehrte und ihn erst nach vielen Jahren völlig verließ.

Goethe sah Leipzig, wo er in den ersten Octobertagen eintraf, zum erstenmal zur Meßzeit. Er freute sich die Scenen des vaterstädtischen Lebens wiederzufinden, deren Reiz noch durch die seltsamen Gestalten der Polen, Russen und Griechen erhöht ward. Die Stadt mit ihren imposanten hohen Gebäuden machte auf ihn einen guten Eindruck; nur vermißte er das Alterthümliche, wodurch seine Vaterstadt in ihm Phantasie und Wißbegier so bedeutend angeregt hatte. In der Feuerkugel am Neumarkt miethete er sich zwei hübsche

Zimmer im zweiten Stock, die in den Hof sahen, und ward am 19. October von dem damaligen Rector, Hofrath Ludwig, als Student in der bayrischen Nation inscribirt.

Der vorsorgende Vater hatte ihn durch Empfehlungsbriefe vornehmlich dem Hofrath Böhme empfohlen, der als Professor der Geschichte und des Staatsrechts, so wie als eleganter Jurist und geschmackvoller Kenner des römischen Alterthums einen großen und verdienten Ruf genoß. Kaum war der Buchhändler Fleischer wieder abgereist, durch den er eine unangenehme Meldung fürchtete nach Hause gelangen zu lassen, als er seinem gelehrten Führer seine geheimen Pläne entdeckte, sich ganz dem Studium der alten Literatur zu widmen. Da in jener Zeit die Alterthumswissenschaft noch zu keiner Selbstständigkeit gelangt war, sondern ihr Ansehen nur im Dienst der Theologie und Jurisprudenz behauptete, so schlug Böhme jene Projecte, hinter denen er nur eine unwissenschaftliche Schöngeisterei witterte, mit energischer Strafrede nieder. Er bewies ihm durch Argumente und Beispiele, daß er auf dem Wege des Rechtsstudiums sich am gründlichsten dem Alterthum nähern könne, ja daß dieser Weg nicht einmal ein Umweg sei, wenn er sich späterhin entschließen sollte, nach reiferer Ueberlegung und mit Zustimmung seiner Eltern seinen Vorsatz auszuführen. Goethe ward auch zu der Frau Hofräthin Böhme eingeladen, einer kränklichen, unendlich sanften und zarten Frau, deren Wesen ihn an seine Freundin Klettenberg erinnern mochte. Auch sie brachte ihn auf das mit ihrem Mann geführte Gespräch und wußte mit liebevollen weiblichen Gründen den letzten Rest des Widerspruchs hinwegzuräumen und ihn ganz den didaktischen Plänen ihres Gatten fügsam zu machen. Dieser ordnete hierauf die Vorlesungen des angehenden Juristen: Philosophie, Rechtsgeschichte, Institutionen. Mit einigem Widerstreben gab er soweit den schönwissenschaftlichen Gelüsten Goethe's

nach, daß er auch Gellert's Literaturgeschichte und dessen praktische Uebungen im deutschen Stil besuchen durfte.

Bedenkt man, welch ein geisttödtender Mechanismus in manchen akademischen Hörsälen Platz gegriffen hatte, wie die hergebrachten Lehrmethoden, mit denen man ein fertiges Wissen überlieferte, damals noch weit stabiler waren, als jetzt, so wird man einem geistvollen Jünglinge nicht verargen, wenn er kein Gefallen daran fand und an anderer Quelle Nahrung für Geist und Herz suchte; Lessing war in gleichem Falle. Die Verehrung, welche Gellert genoß, gründete sich eben darauf, daß er, anstatt ein gelehrtes Formelwesen zu überliefern, das Bewußtsein sittlicher Erhebung und die Wärme edler Empfindungen in dem erregbaren Busen der Jünglinge zu wecken verstand. In den gelehrten Collegien machte Goethe bald die Erfahrungen, die er unter der Maske des Mephistopheles in seinem Faust geschildert hat. Er, der stets in lebendiger Anschauung zu leben gewohnt war, befand sich zwischen den Abstractionen der Logik und Metaphysik wie zwischen Mumien, und als um Fastnacht die köstlichsten Kräpfel gerade zur Zeit der metaphysischen Lehrstunde heiß aus der Pfanne kamen, war es um die Hefte geschehen; sie wurden immer lockerer und schmolzen mit der Frühlingssonne endlich ganz hin.

Mit der Rechtswissenschaft ging es nicht viel besser von Statten. Goethe hatte unter des Vaters Leitung den Inhalt der juristischen Anfangsvorlesungen schon zum großen Theil anticipirt; eine natürliche Folge war Ueberdruß und Langeweile, die mehr und mehr von dem ganzen, von vornherein nicht geliebten, Studium zurückschreckten.

Der eingeborne Trieb machte sich wieder geltend. Er suchte näher das Geheimniß zu ergründen, wodurch die Kunst der Rede ein Gefäß des Schönsten wird, was der menschliche Geist erzeugt. Mit rührender Naivetät versprach

er sich von Ernesti's Vorlesungen über Cicero's Orator, welche er schon im ersten Semester hörte, Aufschlüsse über die Grundsätze der schönen Rede. Dieser tüchtige Philolog, der auch den übersprudelnden Geist Lessing's durch den Ernst seines wissenschaftlichen Verfahrens festzuhalten vermocht hatte, konnte den Scharfsinn beschäftigen, und auch Goethe mochte Manches lernen; aber ästhetische Erörterungen lagen nicht auf seinem Wege.

Gellert's Name hatte bei Goethe mehr Hoffnungen erweckt, als er befriedigte. Gellert hatte bei mäßigen Geistesgaben sich eine Verehrung bei seinen Zeitgenossen erworben, wie sie auch dem großen Genius nur selten zu Theil wird. Die literarische Bildung der Deutschen entwickelte sich damals aus ihrer Kindheit. Er hatte das Talent, den Kreis der geistigen Interessen, von denen damals die Welt bewegt ward, mit feinem Sinne in sich aufzunehmen und, ohne sich von ihr zu entfernen, auf höhere Probleme hinzudeuten. Daß er die höhere Dichternatur nicht begriff, läßt sich schon daraus schließen, daß er in seinen Vorträgen an den Namen der größten Dichter stillschweigend vorüberging. „In allen Vorlesungen über den Geschmack“, äußert Goethe an einer Stelle, wo er Gellert gegen rücksichtslose Kritik in Schutz nimmt, „habe ich ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören; bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat.“ Der engere Kreis von Studirenden, der sich an ihn anschloß, bestand aus Jünglingen von regelrechter Sittlichkeit, deren Geistesproducte die Grenzen, welche die Geschmackstheorie des Meisters gezogen hatte, nicht überschritten. Als bei zunehmender Kränklichkeit der letzte Rest jugendlicher Frische dahinschwand, begünstigte er die Uebungen des poetischen Talents nicht

mehr, und selbst in der Prosaform mußten sie ihm unbequem werden, wenn Goethe ein leidenschaftliches Thema als einen Roman in Briefen behandelte, in welchem schon die Keime eines Werther sich bemerklich machten. In solch einer allzu naturwüchsigen Prosa gab es viel zu corrigiren, um sie in den gemessenen Schritt des meißnischen Hochdeutsch zu zwängen.

Aus derselben Ursache hatte er die Sprachmeisterei der Hofräthin Böhme und ihrer hofmeisterlichen Freundin zu ertragen, welche ihm die Götzische Geradheit, die Benutzung treuherziger Chroniken-Ausdrücke, die Anspielungen auf biblische Kraftstellen und sprichwörtliche Redensarten nicht ungerügt hingehen ließen.

Die Frauenerziehung scheint Goethe'n im Beginn seiner Universitätszeit hart zugesetzt zu haben. In dem eleganten Leipzig mußten sich die Studirenden, sobald sie mit aristokratischen Cirkeln in Verbindung standen, der Urbanität der Sitte und des Anstandes befleißen, und auch „der wilde Jüngling“ ließ es sich eine Zeitlang angelegen sein. Die Frauen lehrten ihn Piquet, l'Hombre und dergleichen Spiele mehr, deren Kenntniß und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich galt. So leicht und geschwind er alle Spiele lernte, so konnte er doch nicht die gehörige Aufmerksamkeit zusammenhalten, so daß er später, verdrießlich sich und Andere verlieren zu machen, die Spielpartieen mied, darin auch des Vaters Rathe folgend, der stets vom Kartenspiel abgemahnt hatte. Auch in seiner Kleidung bequemte er sich den Frauen zu Liebe der herrschenden Mode, der die von Frankfurt mitgebrachte Garderobe nicht entsprach. Der Vater nämlich hielt einen Bedienten, der zugleich das Schneiderhandwerk im Hause zu versehen hatte; für tüchtiges Zeug war durch des Vaters selbsteigene Einkäufe gesorgt; allein der Zuschnitt war nicht nach der neuesten Mode gelungen. Anfangs that es dem jungen Studenten, der sich selbst

geputzt genug vorkam, leid, den kostbaren Kleidervorrath, worunter sich auch ein Tressenkleid befand, daran zu geben. Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und mehr wegen seiner äußeren als inneren Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, tauschte er seine sämmtliche Garderobe auf einmal gegen eine neumodische um, wodurch sie freilich sehr zusammenschrumpfte.

Wenn schon solche Aeußerlichkeiten ihn manchmal unsanft aus der behaglichen Gewohnheit der Heimat herausrissen, wie viel mächtiger griff die neue Umgebung in seine ganze geistige Entwicklung ein! Der Leipziger Aufenthalt hatte in Goethe's Leben die Bestimmung, durch eine Reihe negativer Einwirkungen die bloß angelernte und überlieferte Cultur seines Geistes zu zerstören und ihn dadurch zu befähigen, aus seinem Innern eine neue geistige Welt aufzuerbauen. Eine Autorität verschwand nach der andern vor seinem Blick, als fiele ein Stern nach dem andern von dem Himmel seiner Kindheit. Was er im Vaterhause verehren gelernt hatte, verlor allmählich seine Geltung. Die kirchliche Strenggläubigkeit, in welcher er bisher erzogen war, fand in Leipzig keine Pflege und ward bald erschüttert. Gellert's moralisch-sentimentale Religiosität vermochte seinen lebhaften Geist nicht zu fesseln, und die mißwollende Beurtheilung, die dessen Wirksamkeit im Böhme'schen Hause fand, nahm ihn mehr und mehr gegen die Richtung, welche er seinen Schülern zu geben suchte, ein. Auch der übrige Umgang Goethe's — am Mittagstisch beim Rath Ludwig fand er sich mit fast lauter Medicinern zusammen — war nicht geeignet, in ihm ein lebendiges religiöses Interesse zu wecken, das seinem weichen und schwankenden Gemüthe den festeren Halt hätte geben können, dessen er so sehr bedurfte. Kirche und Altar ließ er hinter sich. Nur legten sich manchmal religiöse Fragen und

Gewissensskrupel wie eine Wolke auf seine heitere Stirn; doch ist uns der Ernst, womit sie sich ihm aufgedrängt haben, ein Beweis, daß der Jüngling sich durch eine Entwicklungsphase hindurchzuarbeiten hatte, welche einem Gemüthe, das sich aus bequemer Ueberlieferung den Besitz selbsterkannter Wahrheit erkämpfen will, nicht erspart wird.

Auf dem Felde der Poesie erging es ihm um nichts besser. Die gepriesenen Dichternamen, an denen die ersten Jugendversuche emporgerankt waren, verloren den alten Glanz, und es wankte das Vertrauen auf das eigene Talent. Madame Böhme, eine feingebildete und zu scharfer Kritik geneigte Frau, war über das Unbedeutende und Schwache, womit die Leipziger Poeten von Gottsched bis auf Weiße herab sich auf dem deutschen Parnasse spreizten, hinaus und hielt, wenn Goethe aus diesen oder namhaften Dichtern ihres Ranges, was ihm gefallen hatte, recitirte, ihre Kritik nicht zurück. Einige Male hatte er auch gewagt, von seinen eigenen Gedichten, jedoch anonym, vorzutragen; auch über diese erging ein strenges Gericht. „In kurzer Zeit waren die schönen bunten Wiesen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht, und ich sogar genöthigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte.“

Die Enttäuschung über seine eigenen poetischen Versuche schildert uns ein Gedicht, das er einem Briefe (vom 26. April 1766) an seinen in Marburg studirenden Jugendfreund und Landsmann Riese einschaltete:

Ganz and're Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten

Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach, du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, mich emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Vor meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah, und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm erwerben;
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie es mir schien, nichts war, als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen — — — —

Madame Böhme, welche ungeachtet der nicht imm
willkommenen Hofmeisterei den Jüngling durch Liebensw
digkeit und Herzensgüte anzuziehen gewußt hatte, so k
er ihr in ihrer Kränklichkeit manche Stunde widmete, st
bald, und das Böhme'sche Haus verlor seine Anziehungskr
Ihr Gemahl besaß nicht die Gabe, mit jungen Leuten um
gehen. Als Goethe im Collegienbesuch nachließ, nahm
einen verdrießlichen Ton an, der diesen zuletzt ganz von i
entfernte. Der Mangel eines gesellschaftlichen Lebens,
es sein liebebedürftiges Gemüth verlangte, versetzte ihn
eine schwermüthige Stimmung. „Bester Riese!“ heißt es

 erwähnten Briefe, „diese Einsamkeit hat so eine gewisse
urigkeit in meine Seele gepräget:

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von jedermann,
Am Bache, bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

fühle allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens; ich
e nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und
n ich fühle, daß ich vergebens seufze,

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber — —"

Jedoch schon mit dem zweiten Semester folgten frohere
t. Sein munterer Landsmann Horn langte in Leipzig
und entriß ihn, wie er an Riese schreibt, „einem Theil
r Schwermuth": „er wundert sich, daß ich so verändert

Er sucht die Ursach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach und sieht mir ins Gesicht;
Doch wie kann er die Ursach finden?
Ich weiß sie selbsten nicht."

Im Verkehr mit ihm und andern Freunden trat Goethe
der Poesie wieder näher, und das Vertrauen auf das
Talent kehrte zurück. Vielseitig anregend ward der
h seines Landsmanns Johann Georg Schlosser, welcher
eine Stelle als Geheimsecretär bei dem Herzog Friedrich
n von Würtemberg, der sich in Treptow aufhielt, ange-
en hatte und zugleich die Erziehung der Kinder des
 zu leiten bestimmt war. Schlosser, an Alter Goethen
 Jahre voraus, war ein junger Mann von entschie-
 Charakter und ernstem Streben, begeistert für ein ideal-
 Wirken und durch Wissenschaft und schöne Literatur
 für schriftstellerischen und praktischen Beruf vorge-
Die Unterhaltungen mit einem Manne, von dem Goethe
 sagte, es sei nie ein gleichgültiges Wort über seine

Lippen gekommen, die Mittheilungen aus dem reichen Vorrath von poetischen und prosaischen Aufsätzen, welche er mit sich führte, wirkten höchst belebend auf den empfänglichen Jüngling, der verehrungsvoll an ihm hinaufblickte. Er konnte die Gedankenwelt, welche Schlosser in Bewegung gesetzt hatte, nicht anders als durch productive Thätigkeit bewältigen und verarbeitete die Stoffe, die zu ihrer Unterhaltung gedient hatten, in deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten.

In Schlosser's Gesellschaft machte Goethe Besuche bei den namhaftesten Gelehrten Leipzigs; mehrere derselben lernte er bei dieser Gelegenheit zum ersten Male kennen. Gottsched gehörte damals bereits zu den veralteten Berühmtheiten Leipzigs. Goethe schreibt bald nach seiner Ankunft auf der Akademie: „Ganz Leipzig verachtet ihn; niemand geht mit ihm um“, und entwirft seinem Riese eine versificirte Schilderung von dem „sechs Schuh hohen“ Mann, dessen Kathedervortrag er aus Neugier angehört hatte. Ohne die Veranlassung durch Schlosser wäre Goethe wohl nie zu einem Besuche bei dem Altvater der Leipziger Belletristik gekommen, und wir würden jenes bekannte Genrebild entbehren, wie der riesenhafte Mann mit der linken Hand die Perücke vom Arm des Bedienten nimmt und auf das kahle Haupt schwingt, mit der rechten ihm für sein Versehen eine Ohrfeige giebt und sich dann gravitätisch den Fremden zu einem Discurs gegenübersetzt.

Schlosser wohnte während seines Aufenthalts in Leipzig in dem kleinen Gasthause des Weinhändlers Schönkopf im Brühl (Nr. 79), welcher eine Frankfurterin zur Frau hatt, weßhalb viele Frankfurter, zur Meßzeit besonders, bei ihm einzukehren pflegten. Goethe speiste täglich in Schlosser's Gesellschaft und lernte eine angenehme Tischgesellschaft kennen, die theils aus Studirenden, theils aus jungen Gelehrten und Hofmei-

stern bestand. Hier traf er eine belehrende und anziehende Unterhaltung, die ihm mehr zusagte, als die im Kreise von Medicinern am Ludwigschen Mittagstische. Er gab daher diesen auf und blieb auch nach Schlosser's Abreise der Tischgenosse des Schönkopfischen Hauses. Er machte hier die Bekanntschaft mit Hermann, nachherigem Bürgermeister von Leipzig, Zachariä, einem Bruder des bekannten Dichters, und Hofrath Pfeil, dem Verfasser des „Grafen von P.", eines Pendants zu Gellerts schwedischer Gräfin; in ihm lernte er einen feinen gutmüthigen Mann kennen, der ihm eine ernste Zuneigung widmete. Einen noch stärkeren Magnet, der ihn an dies Haus fesselte, werden wir hernach kennen lernen.

Goethe's Neigung, mit älteren Personen, die ihn durch eine originelle Natur anzogen, umzugehen, brachte ihn in ein näheres Verhältniß zu Behrisch, dem Hofmeister des jungen Grafen Lindenau. Er stand schon hoch in den dreißigen und glich in seinem zierlichen Aeußern, seiner affectirten ceremoniellen Haltung einem alten Franzosen. Er hatte eine besondere Gabe, seine Zeit mit Geschick zu verthun, dem Unbedeutenden durch seinen Humor Wichtigkeit zu leihen, Thorheiten ernsthaft und das Ernsthafteste possenhaft zu betreiben und dabei sich und Andere, ohne boshaft zu sein, zu ironisiren. Gegen seine Landsleute hatte er eine fratzenhafte Abneigung und schilderte, was sie auch vornehmen mochten, mit lustigen Zügen. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen komisch darzustellen. So konnte er sich stundenlang beschäftigen, die Vorübergehenden zu recensiren und, wenn er genugsam an ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Vorschläge liefen meistens auf etwas Ungehöriges und Abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowohl lachte über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er

allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre, sich zu verbilden." Bei alle dem hatte er einen Widerwillen gegen alles Rohe, und seine Späße waren durchaus barock, ohne jemals ins Derbe oder Triviale zu fallen. Dies feine geistreiche Wesen, in dessen Hintergrunde eine ausgebreitete literarische Bildung sichtbar ward, war es, was Goethe zu ihm hinzog. In Geschmackssachen hatte er ein richtiges Urtheil, welches das Mittelmäßige mit Witz und Laune verfolgte. Dagegen war er anregend für Goethe's Productivität, die er durch wohlwollende Aufnahme seiner poetischen Versuche förderte. Da er eine schöne Hand schrieb, so machte er sich einen lustigen Zeitvertreib daraus, die gelungensten in ein Heftchen in sauberster Fractur und Vignettenverzierung einzutragen, wogegen er aber die Bedingung stellte, daß sein Freund nichts solle drucken lassen. Hinter diese originelle Form versteckte sich indeß eine Kritik, die am Ende doch das Urtheil schärfen und dadurch fördernd auf ihn wirken konnte. Als eine Wohlthat seiner Kritik haben wir anzuerkennen, daß er den mythologischen Aufputz und majestätischen Wortprunk, womit die Odenpoesie der Ramler'schen Periode sich schleppte, durch schonungslosen Witz dem jungen Dichter verleidete. An diesen war damals von Hause die Aufforderung ergangen, auf die Hochzeit eines Oheims ein Gedicht zu liefern. Je weniger er innerlich sich zu einem solchen Gelegenheitsgedicht aufgelegt fühlte, um so mehr suchte er es durch äußerlichen Schmuck herauszustutzen. Der Olymp wird versammelt, um über die Hochzeit des Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen. Venus und Themis streiten mit einander; aber ein schelmischer Streich, den Amor der letzteren spielt, läßt jene den Proceß gewinnen, und die Heirath wird von den Göttern beschlossen. Als Goethe seine poetische Arbeit, die ihm keineswegs mißfiel und für die er von Hause ein schönes Belobungsschreiben erhielt, Behrisch mittheilte, bewies ihm sein kritischer Freund, daß der Aufwand

an mythologischen Figuren nichts als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit sei. Der Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Kritik konnte auch Goethe sich nicht verschließen; er gab den hohlen Scheingestalten, die noch lange in der deutschen Poesie ihr Wesen trieben, den Abschied und machte nur in den antik gedachten Dichtungen davon Gebrauch. Auch in seinen Liedern durfte Amor noch ferner sein neckisches Spiel treiben und Luna den Silberschleier über das Glück der Liebenden breiten.

In einem solchen mehr und mehr erweiterten Freundekreise, der durch Lebensgenuß und geistreiche Unterhaltung zusammengehalten ward, verlebte Goethe eine Reihe der glücklichsten Tage seiner Jugend. Man sah sich häufig an öffentlichen Orten in und außer der Stadt; von der muthwilligen Ausgelassenheit dieser Stunden ist die Faustscene in Auerbachs Keller als poetisches Zeugniß geblieben, dem mehr Wirkliches zum Grunde liegen mag, als wir enträthseln können.

Christian August Clodius, einer der jüngeren Leipziger Gelehrten, gewann als Professor der Philosophie an der Universität eine ähnliche Wirksamkeit, wie sein Beschützer Gellert. Auch er war von der Theologie zu den schönen Wissenschaften übergegangen und hatte sich durch Gelegenheitsgedichte bei öffentlichen Veranlassungen und durch seine akademische Thätigkeit einige Geltung erworben. Goethe nahm, als Gellert sein Practicum aufgab, auf dessen eigenes Anrathen an den von dem jüngeren Docenten geleiteten Uebungen in Poesie und Prosa Antheil, ohne sich dadurch mehr als bei Gellert gefördert zu finden. Clodius war von Behrisch ganz besonders zur Zielscheibe des Witzes ausersehen. Schon sein Aeußeres stach unvortheilhaft von der eleganten Leipziger [illegible] ab; aber mehr noch forderte der hohle Pomp seiner [illegible] Ramler'schen Phrasen zusammengeleimten Poesieen die [illegible] und die Parodie heraus. In einer heitern Stunde,

als die Freunde im Kuchengarten beisammen waren und sich den Kuchen trefflich schmecken ließen, schrieb Goethe in den stelzenhaften Kraftworten der Clodiusschen Poesie ein Lobgedicht auf den Kuchenbäcker Händel mit Bleistift an eine Wand des Hauses:

„O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie, originelle Kuchen.
Des Caffee's Ocean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück
Und raubte dem Cothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst im majestät'schen Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb! dein Torus sei von edler Brut ein Nest,
Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest;
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Händels Tempel ist der Musensöhne Herz.

Eine geraume Zeit später trat Clodius mit seinem Schauspiele Medon oder die Rache des Weisen hervor, dessen declamatorische Großmuthsscenen dem Leipziger Publicum eben so sehr imponirten, als sie von dem Kreise, worin Goethe sich bewegte, lächerlich gefunden wurden. Dieser machte gleich Abends, als die Freunde im Weinhause zusammenkamen, einen Prolog in Knittelversen, wo Arlekin mit zwei großen Säcken auftritt und den Zuschauern mittheilt, daß darin moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden: der eine nämlich sei mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten

Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Dieser Prolog wurde von Horn, der zu Arlekinaden viel Geschick hatte, zu großer Belustigung der Gesellschaft vorgetragen. Das Papier verlor sich bald, und es ward nicht einmal eine Abschrift genommen. Horn trieb jedoch die Invective gegen Clodius weiter. Er schaltete in jenes parodistische Gedicht einige Verse ein, wodurch es eine Anwendung auf den Medon erhielt, und theilte es andern Freunden mit; es wurde in zahlreichen Abschriften bekannt und später sogar gedruckt. [7]) Da es kein Geheimniß blieb, in welcher Gesellschaft dies Gedicht entsprungen sei, so hatten Clodius und seine Freunde nicht versäumt, davon nach Dresden zu berichten. Von den Folgen wurde zunächst Behrisch betroffen, dem der Graf Lindenau seine Hofmeisterstelle entzog. Manche andere Denunciationen über den lebensfrohen Freundeskreis, dessen schonungsloser Witz nach verschiedenen Seiten Anstoß und Aergerniß gegeben hatte, trafen damit zusammen. Auch das hatte zu übler Nachrede Anlaß gegeben, daß Behrisch einen Hang zu einigen Mädchen hatte, die nicht im besten Rufe standen, mochten sie auch besser sein als ihr Ruf. Behrisch war mit seinen Freunden manchmal in ihrem Garten gesehen worden, auch der junge Graf war mitunter hinzugezogen worden. Für Behrisch schlug dieser Wechsel zum Glück aus. Er ward auf Gellert's Empfehlung, der ihn sehr schätzte, Erzieher des Erbprinzen von Dessau, später Pagenhofmeister, und starb zu Dessau 1809, unverheirathet.

Diese Vorfälle, welche Goethe einen Freund kosten sollten, dessen Nähe ihm fast unentbehrlich geworden war, verstimmten ihn gegen die ganze Leipziger Societät, und es spricht ein schmerzliches Entsagen und bitterer Unwille aus den Abschiedsoden, mit denen er ihn von sich ließ. „Des Frühlings [illegible]," ruft er ihm zu, „erheitre deine Stirne nie! Nie [illegible] sie dann mit Verdruß des Winters stürmischer Ernst."

Leipzig ist ihm das „gehaßte Land“, „Gebärort schädlicher Insecten, Mörderhöhle ihrer Bosheit“, und „der Gedanke an des Freundes Freiheit ist ihm Freiheit im Kerker.“ Behrisch hatte mit Feinheit und Humor Goethe's unruhiges, heftiges Wesen zu dämpfen, sein Talent anzuregen, ihn zu heiterer Geselligkeit anzuleiten verstanden. Nach seiner Abreise verfiel er in ein melancholisches, störrisches Wesen, das manchen seiner Freunde von ihm entfernte und die muntere Laune des Kreises verscheuchte. In diese Zeit scheint der Besuch des Dichters Zachariä zu fallen, dessen Anwesenheit auf kurze Zeit den Cirkel wieder belebte. Aber als ihn „die Räder von dem unbeklagten Ort wegtragen, ziehen wieder Verdruß und Langeweile ein, die bei seiner Ankunft dahin flohen, wie Nebel vorm Glühen der Sonne fliehn. Wie die Stymphaliden, umschwärmen sie den Tisch und sprühn von ihren Fittigen Gift unserm Frieden auf alle Speisen hin“ (Ode an Zachariä, 1767). In den schwermuthsvollen Tönen dieser Abschiedsoden malt sich ein düsterer Gemüthszustand, auf dessen Grund wir näher einzugehen haben; bei Goethe sollte Leben und Dichten stets durch die Liebe bedingt sein.

„Sie wissen, daß ich, so lange als ich sie kenne, nur als ein Theil von ihnen gelebt habe“ — das Mädchen, dem Goethe nach seiner Abreise von Leipzig dies Bekenntniß ablegte, war die Tochter des Schönkopfischen Hauses, wo die kleine geschlossene Tischgesellschaft sich versammelte und er mit seinen Freunden aus- und einging: Anna Katharina, im vertrauten Kreise und auch in den Briefen Goethe's Käthchen genannt, in den biographischen Schilderungen als Aennchen und Annette eingeführt. [8]) Sie war ein hübsches Mädchen von schlankem Wuchs, mit einem frischen vollen Gesicht und braunen Augen, muntern Geistes, einfachen warmen Gemüths. Goethe, drei Jahr jünger als sie, widmete sich ihr mit leidenschaftlicher Liebe, welche von ihrer

Seite Erwiderung fand. In der lebendigsten Zeichnung tritt uns der junge Liebhaber in einem Briefe Horn's an einen gemeinschaftlichen Bekannten in Frankfurt entgegen. Nachdem dieser gestanden, daß er Goethe in einem falschen Verdacht gehabt habe, fährt er fort: „Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen, das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — das du selbst lieben würdest, wenn du es sähest. Ich bin kein Liebhaber, und also werd' ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene sanfte einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich mit den vollkommenen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht .... aber so viel kann ich dir sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möchte, nimmt er vor, die Welt gerade das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich dir erzählt habe, die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deßwegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie..... Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir [illegible] sehr oft darüber, aber er mag eine Partei nehmen, [illegible] er will, so gewinnt er; denn du weißt, was er auch [illegible] scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. [illegible]daure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem [illegible]glichen Zustande sich befinden muß, da er das tugend-

hafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wieder liebt, wie elend muß er erst da sein! ....“

Im Herbste des Jahres 1766 war dies innige Verhältniß zu vollster Blüthe gediehen. Er brachte fast täglich mehrere Stunden bei ihr zu; sie theilte sein Interesse für Poesie und nahm Antheil an seinen eigenen Gedichten. Ein Kreis gebildeter Bekannten der Familie kam hier häufig zusammen. Die Buchhändler Reich und Junius, ein Kaufmann Obermann, der gegenüber wohnte, mit zwei Töchtern, von denen die älteste sich als Concertsängerin auszeichnete, Häser, der Vater der berühmten Sängerin, waren häufig in dem heitern Abendcirkel. Man sang und musicirte; Goethe blies die Flöte, und Peter, der jüngste Sohn, that sich schon als Knabe durch sein Klavierspiel hervor. Es ward mitunter auch Komödie gespielt. Besondere Freude machte die Aufführung des Lustspiels Herzog Michel von Krüger, worin Goethe den Michel, Käthchen das Hannchen, dessen Geliebte, vorstellte; ein zusammengeknüpftes Schnupftuch mußte die Stelle der Nachtigall vertreten, welche in diesem Lustspiel eine besondere Rolle spielt, indem Michel durch ihren Besitz ein Phantast und durch ihren Verlust wieder gescheit wird. In einem Zimmer des Schönkopfischen Hauses war die Hauptscene in einem großen Wandgemälde dargestellt, das sich noch lange Zeit erhalten hat. Lessing's Minna von Barnhelm, die damals ihren Triumphzug durch Deutschland hielt, fand begeisterte Aufnahme; auf die darin agirenden Personen spielt Goethe noch in späteren Briefen mit dem Namen ihrer Rollen an.

Gegen Ende des Winters (1767) trübte sich das glückliche Verhältniß. Je sicherer er sich im Besitz des Mädchens wähnte, das ihn von Herzen liebte und ihm, was sie nur konnte, zu Gefallen that, desto ungescheuter ließ er gegen sie

die böse Laune aus, zu der ihn Langeweile oder irgend eine andere Verdrießlichkeit veranlassen mochte, und quälte sie mit Eifersüchteleien, zu denen sie ihm keine gegründete Veranlassung gab. Eine Zeitlang ertrug sie dies mit unglaublicher Geduld, obgleich heftige Scenen zwischen ihnen vorfielen, und manchmal kehrte er reuig zu der Geliebten zurück, sein Unrecht abzubitten; denn er liebte sie leidenschaftlich. Das Jahr vorher hatte er ihre Namen über einander in eine Linde geschnitten. Als er im Frühjahr an die Stelle kam, war aus den Einschnitten ihres Namens der Saft hervorgequollen und benetzte wie mit Thränen die darunterstehenden, schon hartgewordenen Züge seines Namens. Da gedachte er der Thränen, die sein liebloses Benehmen ihr erpreßten; er eilte zu ihr, um alles Unrecht ihr doppelt und dreifach abzubitten. Wie alles Erlebte sich als Poesie von seinem Herzen ablöste, so verwandelte er auch dies Ereigniß in eine Idylle, „die er nie ohne Neigung lesen und ohne Rührung Andern vortragen konnte“. Es ist ein rührendes wahres Bekenntniß, wenn er später von Frankfurt aus an sie schreibt: „Tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war.“ Allein er hatte ihre Ergebenheit auf zu harte Proben gestellt und ihr Herz zu tief verletzt. Er mußte zu seiner Beschämung bemerken, daß er ihre Liebe verloren hatte; auch war der Verkehr mit Mädchen, „die besser waren als ihr Ruf“, nicht geeignet, ihn so vieler Treue und Liebe werth erscheinen zu lassen. Je mehr er jetzt in seiner Verlassenheit fühlte, wie unentbehrlich sie ihm geworden war, desto heftiger ward seine Leidenschaft. Endlich trat er in die bisherige Rolle Käthchens. Er suchte alles Mögliche hervor, um ihr gefällig zu sein und ihr Freude zu verschaffen; er konnte sich die Hoffnung nicht nehmen, das frühere Verhältniß herzustellen. Aber er gewann ihr Herz nicht wieder.

Durch diese innern Erlebnisse und Kämpfe erhielt Goethe's Poesie die Richtung, der sie auf ihrer ganzen großen Bahn treu geblieben ist. Auf den betretenen Wegen der poetischen Technik hatte er vergebens sein Heil gesucht; Kritik und eigene Einsicht hatte ihm das Hohle und Leere derselben aufgedeckt. Mißmuthig und rathlos blickte er oft auf seine Versuche und hielt verzweiflungsvoll ein Autodafe über sie. Er fühlte sich nicht viel gefördert, wenn man ihn aufforderte, nach Kleist's Vorgange auf einsamen Spaziergängen zur Bilderjagd auszugehen, oder wenn Hofrath Pfeil ihm klar zu machen suchte, wie viel auf das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung ankomme, während seinen beschränkten Verhältnissen große Stoffe noch so fern lagen. Sein poetischer Drang, der ihn trieb die Welt in künstlerischer Form zu gestalten, nöthigte ihn, in den eigenen Busen zu greifen, was ihn erfreute oder quälte, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, so daß er daher selbst alle seine Dichtungen „Bruchstücke einer großen Confession" genannt hat. „Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann."

Unmittelbar aus dem Liebesverhältniß mit Käthchen entsprang die oben erwähnte Idylle, die leider! verloren gegangen zu sein scheint. Die launenhafte eifersüchtige Quälerei seines Käthchens, während neben ihnen ein anderes Paar der Gesellschaft in seiner Liebe glücklich und zufrieden lebte, veranlaßte die reuige Selbstanklage in dem Schäferspiel die Laune des Verliebten, dem ältesten der vorhandenen dramatischen Producte Goethe's, das ungefähr gleichzeitig mit jener Idylle entstanden sein muß und am füglichsten ins Frühjahr 1767 zu setzen ist [8]), als das Verhältniß zu

Käthchen nur unterbrochen, noch nicht zerstört war. Wir haben an dem kleinen Drama vor Allem die psychologische Klarheit zu bewundern, womit der jugendliche Dichter seinen eigenen Gemüthszustand auffaßt, die Launen und Verkehrtheiten, womit er sich und Andern das Leben sauer machte, als ruhiger Beobachter persiflirt und mit der Besonnenheit eines gereiften Mannes beurtheilt. Mit solcher künstlerischen Objectivität vermochte er schon in den ersten Jugenddichtungen das Selbsterlebte als ein fremdes Dasein vor uns hinzustellen. Die Gewandtheit in der Form, die geschickte Behandlung des Alexandriners (Kleinigkeiten mögen bei der späteren Aufführung und dem erst 1806 erfolgten Abdruck nachgebessert sein) würde bei dem kaum achtzehnjährigen Dichter noch mehr überraschen, wenn uns nicht bekannt wäre, welch eine Reihe von Vorübungen voranging. Der Bau des Alexandriners war ihm namentlich durch das fleißige Studium des französischen Drama's geläufig geworden; als Fragment solcher Uebungen in der Form ist uns die Uebersetzung eines Theils von Corneille's Lügner erhalten. *)

Bei der entschiedenen Richtung des jungen Dichters auf das Dramatische war es für die Entwicklung seiner Poesie ein günstiges Geschick, das ihn nach Leipzig führte. Hier hatte die unter der Direction der Neuber aufblühende Bühne Lessing's jugendliches Talent geweckt und dauernd für das Drama gewonnen. Hier traf Goethe's Universitätszeit mit der letzten glänzenden Periode der Leipziger Bühne zusammen. Nach der Unterbrechung während der Kriegszeit war Koch auf ein neues Privilegium 1765 mit einer stehenden Gesellschaft nach Leipzig gekommen. Ein neuerwachtes Interesse [illegible] die Bühne aus ihrer Verachtung; von allen Kreisen, [illegible] der Universitätsgelehrten, ward es getheilt. Ein [illegible]haus wurde gebaut und am 6. October 1766 mit Schlegel's Hermann eröffnet. Koch fand bei den Leipziger

Literaten eine eifrige Unterstützung. Weiße verfaßte Lust- und Trauerspiele, Clodius seinen Medon, ein Magister Steinel schrieb Prologe. Die studirende Jugend strömte enthusiastisch zu den Vorstellungen herbei, auch Goethe ward ein fleißiger Theaterbesucher. Den Director Koch, der wegen seines hohen Alters schon von der Bühne dispensirt war, sah er zweimal im Hermann und einmal als Crispin in einem beliebten Lustspiele des Romanus, wo er noch eine gewisse künstlerische Gewandtheit zu zeigen wußte. Brinkner, als erster Liebhaber, hatte seinen ganzen Beifall. Den bleibendsten Eindruck machte auf ihn eine Demoiselle Schulz, welche durch schöne schwarze Augen und Haare, anmuthige Gestalt und jugendliche Lebendigkeit des Spiels ihn lebhaft anzog. So oft sie spielte, trieb es ihn ins Theater. Besonders blieb sie ihm als Julie in Weiße's Romeo und Julie gegenwärtig, vor Allem in dem Momente, wo sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich dann der Monolog zur Vision und zum Wahnsinn steigert. Sie hatte durch ihre tragischen Tugenden Goethe's Interesse dergestalt für sich gewonnen, daß er sie in keiner geringeren Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin sehen wollte und sie in kleinen ausgestreuten Versen davon abzumahnen suchte.

Unter den Alltagsstücken, welche man damals zur Aufführung brachte, war nicht viel, was in einem jungen Dichtergemüthe hätte zünden können. Gegen Weiße's Stücke, die derzeit auf der Leipziger Bühne herrschten, war er um so toleranter, als er dem liebenswürdigen Manne durch persönlichen Umgang nähergetreten war; doch hatte er schon der Hofräthin Böhme Recht geben müssen, als sie Weiße's beliebtes Lustspiel „die Poeten nach der Mode“ heruntermachte. Das Beste, was ein geistreicher Mann bei diesem Zustande unserer dramatischen Literatur thun konnte, war, was Lessing um diese Zeit in Hamburg that, auf der

deutschen Bühne Kehraus zu machen, um für den Einzug einer edleren Muse den Tempel rein zu halten. Auch Goethe's richtiges Gefühl trat mit der Hohlheit und Unnatur der steifleinenen Trauerspiele und faden Lustspiele, die sich noch als Bleigewicht an die Fersen des vorwärtsschreitenden Genius hängten, in Opposition. Schlegel's Hermann schien ihm doch ungeachtet des Patriotismus und der altgermanischen Thierhäute sehr trocken abzulaufen. Er kam dadurch zu der Einsicht, daß solche Stücke in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablägen, und der dramatische Dichter nach bedeutenden Stoffen in der späteren Zeit zu suchen habe; das war ein Gedanke, der zu einem Götz von Berlichingen hinleitete.

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie“ — damit hat Goethe eine Wahrheit ausgesprochen, die jetzt von niemand mehr in Frage gestellt wird. Jenen nationalen Gehalt, wie er in dem protestantischen Norddeutschland lebendig hervortrat, zu ansprechender Darstellung zu gestalten, das war der glückliche Griff, den Lessing mit seiner Minna von Barnhelm that. Der militärische Stolz, der die Brust des Preußen hob, und die in feiner Bildung des Geistes und Herzens wurzelnde Liebenswürdigkeit des sächsischen Charakters schlossen hier nach einigem Kampfe, mehr des Scherzes als des Ernstes, einen beglückenden Frieden. In der durchsichtigen Form, in der scharfen Zeichnung der Charaktere war fortan dem dramatischen Dichter eine Norm gegeben, welche ihn über die französischen Theorieen erhob, ohne der Verworrenheit Vorschub zu leisten. Auch auf Goethe's dramatische Thätigkeit äußerte sie ihre belebende Wirkung; doch als Stoff traten ihm nur die eigenen Lebenserfahrungen nahe. Diese war aber nach der Störung des Verhältnisses zum

Schönkopfischen Hause, bei dem Mißmuth über Behrischens Verlust und die dabei auch ihn persönlich berührenden Nachreden keine heitere Seite mehr abzugewinnen. Wie wir schon bei den Abschiedsoden zu bemerken Gelegenheit hatten, wandte sich sein Unwille gegen die ganze Umgebung, gegen die bürgerliche Gesellschaft, die in Sittenrichterei gestreng war, während sie selbst an heimlichen Gebrechen krankte. Jetzt stieg das trübe Element der Frankfurter Erinnerungen wieder in aller Stärke herauf. Es war aber der entschiedene Trieb seines dichterischen Gemüths, sich durch die künstlerische Gestaltung von ängstlichen Empfindungen und quälenden Eindrücken zu befreien und das Verworrene zu beseitigen. Daher drängte es ihn über diese düstern Zustände hinauszukommen, er entnahm ihnen Idee und Stoff zu dramatischen Arbeiten. Er entwarf mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen zu den meisten. Weil aber fast alle diese Stücke eine tragische Wendung nahmen, ließ er eines nach dem andern fallen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Act, andere nur zu vollendeter Exposition gelangt waren, wurden später nebst andern Gedichten der Leipziger Periode dem Feuer übergeben. Nur die Mitschuldigen, ein Lustspiel in drei Acten, wurden vollendet, und es ward später fleißig daran nachgefeilt; die Exposition wurde nochmals durchgearbeitet, um sie bewegter und klarer zu machen und dadurch dem von Lessing aufgestellten Muster möglichst nahe zu kommen. Die Anlage des Stücks, die Durchführung der Charaktere, die lebendige Dialogisirung im leichten Fluß der Alexandriner lassen den jungen Dichter schon auf einer höheren Stufe der Ausbildung, als in dem vorhergehenden Stücke, erscheinen. Der psychologische Scharfblick, mit dem das Schwanken zwischen Gutem und Bösem in den Charakteren, die auf die Irrgänge des Lasters gerathen sind, aufgefaßt ist, würde auf einen völlig gereiften Dichter, nicht auf einen Jüngling

schließen lassen. Seine dichterische Kunst hat jedoch das Düstere und Herbe in den Verhältnissen, die sie uns vorführt, nicht zu verdecken vermocht; es verletzt um so mehr, wenn wir dabei die Jugend des Dichters uns vergegenwärtigen, welche schon die Studien zu einem so widerwärtigen Süjet hatte machen müssen.

In Hinsicht auf die Ausbildung der lyrischen Seite in Goethe's Poesie ist es keineswegs gering anzuschlagen, was Leipzig für seine musikalische Bildung gethan hat. Die nachher so berühmt gewordenen Leipziger Concerte erhielten damals ihre erste Einrichtung. In Oratorien glänzten ausgezeichnete Talente. Die als Madame Mara berühmt gewordene Demoiselle Schmähling befand sich in Leipzig und erregte allgemeine Bewunderung; noch als Greis erinnerte er sich des jugendlichen Enthusiasmus, womit ihr Gesang in der Hasse'schen Sta. Elena al Calvario ihn erfüllt hatte. Corona Schröter, obwohl ihr an Stimme und Talent nachstehend, zog durch Schönheit und Anmuth an. Damals trat er ihr nicht näher, doch machten ihn viele ihrer Verehrer zum Vertrauten und erbaten sich seine Dienste, wenn sie ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten wollten drucken und ausstreuen lassen. Beide hörte er in Hasse'schen Oratorien oft neben einander singen, und die Wagschalen des Beifalls standen für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der andern das Gemüth mehr Befriedigung fand. Hiller, dessen komische Opern damals sehr beliebt waren, lernte er kennen und wurde freundlich von ihm aufgenommen. Auch unter Goethe's Freunden waren viele musikalisch. Hermann spielte fertig das Klavier; Behrisch war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik. Die musikalischen Unterhaltungen im Schönkopfischen Hause, bei denen auch Goethe durch Gesang und Flötenspiel mitwirkte, kennen wir schon. Der Verkehr mit der Familie des Buchhändlers

Breitkopf, dessen Haus der Mittelpunct eines zahlreichen Kreises war, in welchem das Interesse für Literatur und ganz besonders für Musik vorwaltete, verschaffte ihm ebenfalls eine vielseitig bildende Unterhaltung und musikalische Genüsse. Der ältere Sohn, Bernhard, der mit Goethe von gleichem Alter war, zeichnete sich schon damals als Musiker aus und spielte fertig den Flügel und die Violine; der zweite (geb. 1750), den Goethe einen guten Jungen, eine treue gute Seele nennt, war gleichfalls musikalisch und belebte nicht weniger als der älteste die Concerte, die öfters veranstaltet wurden. Beide, sowie auch ihre Eltern und Schwestern, waren Goethe sehr gewogen. Bernhard Breitkopf setzte einige Goethe'sche Lieder in Musik; sie wurden zwischen Ostern und Michaelis 1769 gedruckt [10]) und erschienen 1770 (eigentlich im Oct. 1769) ohne des Dichters Namen unter dem Titel: Neue Lieder, in Melodieen gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Dies älteste Liederbuch Goethe's enthält 20 Lieder, von denen die meisten später mit einigen Veränderungen unter seinen Gedichten eine Stelle erhalten haben. Weggeblieben ist das schöne Schlußgedicht „Zueignung“; die Anfangsstrophe lautet:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie,
Die Lieder, ohne Kunst und Müh'
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

In diesen Liedern begegnen wir einem sanft erregten Gemüth, einem in den Schranken der Mäßigung sich gemächlich ergehenden Lebensgenuß, der manchmal einen blasirten Ton anzunehmen liebt. Die tiefere Gluth der Goethe'schen Lyrik ist noch nicht erwacht. Ihr Inhalt ist vornehmlich der Wankelmuth der Neigungen des Herzens, die Flüchtigkeit der Freude, der Widerstreit des Sittlichen und Sinnlichen.

Gern verweilen sie bei dem lockenden Sinnenreiz, welchen Amor und die Grazien verfeinern. Hin und wieder klingt die Wielandische Philosophie der Lebensfreuden durch.

Wieland's Dichtungen schätzte er damals sehr hoch. Das Lehrgedicht Musarion oder die Philosophie der Grazien, welches damals ans Licht trat, erfüllte ihn mit lebhaftem Entzücken und ward nicht minder, als Lessing's Minna, sein Muster. Wieland nennt er (in einem Briefe an Reich, 1770) neben Oeser und Shakspeare, der damals, wo er ihn in Dodd's beauties of Shakspeare zuerst kennen lernte, schon seine Wirkung auf ihn zu äußern begann, den einzigen, den er als seinen echten Lehrer anerkennen könne; „andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; dieser zeigte mir, wie ich's besser machen sollte.“

Adam Friedrich Oeser (geboren 1717) hatte sich schon als Jüngling einen Namen unter den Dresdener Malern erworben. Er war der Freund Winckelmann's, welcher den Einfluß, den die mit ihm gepflogenen Unterhaltungen auf die Ausbildung seines Kunstgeschmacks hatten, in seinen Schriften dankbar anerkannt hat. Im Jahr 1763 wurde Oeser zum Director der neuerrichteten Leipziger Kunstakademie ernannt, während er zugleich Professor an der Dresdener Akademie und Hofmaler blieb, und stand in Leipzig als Künstler und als Mensch in hoher Achtung. Goethe, der sich stets in einer vielseitigen Ausbildung seiner Anlagen gefiel, griff auch die in Frankfurt mit Liebe getriebenen Uebungen im Zeichnen wieder auf und nahm (im Jahr 1766) mit einigen Studirenden, unter denen der nachherige Staatskanzler von Hardenberg und im letzten Jahre Gröning von Bremen, nachmals Bürgermeister in seiner Vaterstadt, ihm näher befreundet wurden, bei Oeser Privatunterricht. Als ein Mann von reicher Bildung, lebhaftem Geiste und entschiedener Eigenthümlichkeit des Charakters, besaß er in

hohem Grade die Gabe, anregend auf die Jugend zu wir Er gewann Goethe's Vertrauen und Liebe, weil dieser ihm fand, wonach er vergebens nach allen Seiten bli bestimmte Principien in der Erkenntniß des Schönen, ! erkennung und Aufmunterung. „Was bin ich Ihnen n schuldig" — schreibt er bald nach seiner Rückkehr ins Va haus — „daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schö gezeigt haben, daß Sie mein Herz gegen den Reiz füh gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schö habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die n alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werk des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltwe und des Kritikers! Lehre thut viel, aber Aufmunterung Alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jen würdig geachtet mich aufzumuntern, als Sie? Entw ganz getadelt oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigk so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Ja, w Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, wäre verzweifelt. Sie wissen, was ich war, da ich zu Ih kam, und was ich war, da ich von Ihnen ging; der Ur schied ist Ihr Werk." Von welcher Art diese Einwirk des Oeserschen Unterrichts war, charakterisirt er noch stimmter in einem Briefe an Reich, den er bittet, ihn sei „lieben Oeser" zu empfehlen. „Fertigkeit oder Erfahr vermag kein Meister seinem Schüler mitzutheilen, und Uebung von wenigen Jahren thut in den bildenden Kü nur was Mittelmäßiges; auch war unsre Hand nur Nebenaugenmerk; er drang in unsre Seelen, und man m keine haben, um sie nicht zu nutzen. Sein Unterricht auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich,

Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht.“

Es war überaus folgenreich für die Entwicklung der Goethe'schen Poesie, daß sie auf ihrem ersten Gange mit der Plastik in die engste Verbindung trat, daß die Einsicht in die Kunst des Alterthums eingeleitet war, welche späterhin mit stillnachwirkender Gewalt den Genius auf seiner Bahn zum reinen Ideal poetischer Kunst hinleitete. Von seinem Lehrer empfing er die wahre Verehrung für Winckelmann, aus dessen Schriften ihm zum ersten Mal die Hoheit hellenischer Kunstanschauung entgegentrat. Mit ihm freute er sich der Aussicht, den verehrten Mann auf seiner bevorstehenden Reise nach der Heimat kennen zu lernen, bis die plötzliche Todesbotschaft (1768) diese Hoffnung erschütternd vernichtete.

Nur als dunkle Ahnungen der höheren Gebiete der Kunst kündigten sich noch die neuen Ansichten im Geiste des Jünglings an; selbst durch Winckelmann fühlte er sich mehr erhoben, als belehrt. Da erschien Lessing's Laokoon, der mit der Klarheit des Gedankens die Nebel theilte und die Grundbegriffe der bildenden und der redenden Kunst bestimmte, indem er die Grenzen nachwies, die einer jeden gezogen sind. „Man muß Jüngling sein,“ sagt Goethe in seinen biographischen Nachrichten, von der Erinnerung an jene schönen Jugendstunden ergriffen, „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah' ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler

sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen.“ Besonders ward Goethe von der Schönheit des Gedankens entzückt, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt; hierin feierte er den Triumph des Schönen, das alles Häßliche aus seinen höheren Kreisen verbannt.

Ward es ihm vom Schicksal mißgönnt, Winckelmann persönlich kennen zu lernen, so versagte er sich in Folge einer eigensinnigen Laune, Lessing, der damals nach Leipzig zum Besuch kam, von Angesicht zu sehen. Es war ihm unerträglich, von fern ihn anzustaunen, ohne ihm näher treten zu dürfen, wozu eine passende Gelegenheit gemangelt zu haben scheint. Er vermied absichtlich die Orte, wo er seiner hätte ansichtig werden können, und entzog sich dadurch für immer die Freude, den verehrten Mann, den er in mehrfacher Hinsicht seinen Lehrer nennen konnte und gegen den er die wärmste Dankbarkeit im Herzen trug, sich gegenüber zu sehen.

Durch Oeser erhielt Goethe Zutritt zu den im Privatbesitz reicher Leipziger befindlichen Kunstsammlungen, unter denen die Winklersche mit Recht einen großen Ruf hatte. Um ihn sammelte sich ein Kreis von Kunstfreunden und Kennern; unter diesen zeichnete sich Kreuchauff aus, welcher, früher Kaufmann, später nur seiner Kunstliebe lebte und sich auch als Schriftsteller im Gebiete der Kunst bekannt machte. Dieser Kreis pflegte sich in Oeser's Wohnung in der Pleißen-

burg oder im Sommer auf seinem Landhause in Dölitz zu versammeln. Hier herrschte eine jugendliche Heiterkeit. Ein Zeugniß dieser fröhlichen Stunden ist eine Predigt im Frankfurter Judendeutsch, mit der Goethe die Gesellschaft mehrmals belustigte; sie ist noch handschriftlich vorhanden.

Zur Belebung munterer Geselligkeit trug vornehmlich Oeser's älteste Tochter Friederike bei, damals ungefähr in ihrem zwanzigsten Jahre. Schon als Kind war sie durch ihre Lebendigkeit, ihren Muthwillen des Vaters Liebling und seine erheiternde Gesellschafterin bei seinen Arbeiten. Nachmals stand sie ihm durch Bildung und Anhänglichkeit zur Seite; er ließ fast seine ganze Correspondenz durch sie führen. Goethe fühlte sich von ihrem Witz und ihrer Munterkeit lebhaft angezogen, ohne daß ein leidenschaftliches Gefühl sich einmischte; denn der äußere Reiz von Schönheit und Gestalt ging ihr völlig ab; ihr Gesicht war von Blatternarben entstellt. Oft verscheuchte sie ihm die finstere Laune, wenn ihn »sein böses Mädchen plagte«; oft setzte sie ihm muthwillig, wie er meinte, hart und unbarmherzig zu, wenn er sich unglücklich erschien und ihr sein Leiden klagte. Er schätzte ihr feingebildetes Urtheil und legte ihr viele seiner dichterischen Versuche vor; in ihren Händen ließ er die älteste handschriftliche Sammlung seiner Lieder mit Melodieen zurück und schrieb an sie noch später im Tone freundschaftlicher Offenheit und reinen Vertrauens. Sie starb unverheirathet im Jahre 1829, 81 Jahr alt.

Was Leipzig an Kunstsammlungen darbot, war unbedeutend in Vergleich zu den Schätzen Dresdens, und ein Schüler Oeser's, der eine Reihe von Jahren unter ihnen gelebt hatte und die dort gewonnenen Anschauungen in seinen Unterricht übertrug, mußte bald das Bedürfniß fühlen, sich den Genuß jener seltenen Kunstwerke zu verschaffen, den die Nähe der Residenz leicht erreichbar machte. Der Besuch

der Dresdener Gemäldegallerie dürfte daher in die erste Hälfte seines Aufenthalts in Leipzig zu setzen sein. Um jedem Zwang von Besuchen und störenden Bekanntschaften aus dem Wege zu gehen, hielt er selbst vor den vertrautesten Freunden seine Reise verborgen; aus demselben Grunde mied er den Gasthof und verschaffte sich durch einen Empfehlungsbrief seines Stubennachbars, eines fleißigen Theologen, Aufnahme in der Wohnung eines mit diesem verwandten Schusters. Da Goethe, auch in späteren Jahren, gern mit biedern und originellen Leuten aus den niedern Ständen verkehrte, so fühlte er sich unter dem gastlichen Dache des redlichen, heiter verständigen Handwerksmannes sehr wohl. Die Beschränktheit und Aermlichkeit seiner Umgebung gefiel ihm so sehr, daß er Gemälde von Ostade und Schalken in Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubte. Die Gemäldegallerie besuchte er zu allen Stunden, wo der Zutritt gestattet war. Der große in sich wiederkehrende Saal, an dessen Seitenwänden damals die Gemälde angebracht waren, öffnete sich vor ihm wie ein Heiligthum. Die Stille, die in dieser Kunsthalle waltete, erfüllte ihn mit einem Gefühl von Feierlichkeit, einer Andacht, mit der man ein Gotteshaus betritt. Am meisten zogen ihn die Gemälde in der äußern Gallerie an, wo sich das Beste der niederländischen Schulen zusammenfand. Den Werth der italienischen Meister nahm er mehr auf Treu' und Glauben an, als daß er sich eine Einsicht in denselben hätte anmaßen können. Für jene aber, deren Kunst mit der ihm bekannten Natur wetteiferte, war sein Auge bereits geschärft, der Sinn ihm durch das Anschauen von ähnlichen Bildern und Kupferstichen aufgeschlossen, und es erregte besonders sein Entzücken, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davon trug. Die lebhaften Aeußerungen seiner Kunstbegeisterung vereitelten seinen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben. Der Gallerieinspector, Rath Riedel, nahm sich seiner mit zuvorkommender

Gefälligkeit an und belehrte ihn über Manches, was seine Einsicht fördern konnte. Auch ward er dem durch sein Werk »Betrachtungen über die Malerei« bekannten Herrn von Hagedorn, Generaldirector der Kunstakademie, vorgestellt, der ihm seine Sammlung vorwies und an seinem Enthusiasmus innige Freude empfand.

Die wenigen Tage seines Aufenthalts in Dresden widmete Goethe nur der Gemäldegallerie, welche so sehr seine Seele ausfüllte, daß er es ablehnte, die Antiken, welche damals noch in den Pavillons des großen Gartens aufgestellt waren, aufzusuchen. Auch von dem übrigen Dresden sah er nur wenig. Noch waren die Spuren des Bombardements von 1760 nicht verschwunden, die Moritzstraße lag noch in Schutt; von der Kuppel der Frauenkirche blickte er auf die zwischen den Häuserreihen der Stadt umhergesäeten Trümmer herab. Je mehr seine Einbildungskraft von dem Herrlichen und Schönen der Kunstschätze ergriffen worden war, desto tiefer prägte sich ihm dies düstere Bild roher Zerstörung ein.

Um im Gebiete der Kunst nach allen Seiten zu schreiten, begann er unter Anleitung des Kupferstechers Stock Landschaften zu radiren. Als Zeugniß dieser Uebungen sind zwei radirte Blätter auf uns gekommen, von denen das eine seinem Vater, das andere seinem Freunde Hermann gewidmet ist. Sie stellen Landschaften dar, kleine Wasserfälle, von Felsen und Baumpartieen eingeschlossen. Kenner haben an diesen die künstlerische Zeichnung und eine nicht geringe artistische Technik gerühmt und die Behandlung der Form als meisterhaft anerkannt. Nebenbei ward auch in Holz geschnitten. Es wurden kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern gefertigt, und Manches davon ward brauchbar gefunden.

Eine bedächtige Schonung der Lebenskräfte ist nicht die Sache des im Genusse der Gesundheitsfülle glücklichen Jüng-

lings, den noch kein Unfall gemahnt hat, daß Leben und Wohlsein vergängliche Güter sind. Goethe hatte in fröhlichem Uebermuth, oft auch in melancholischem Trotze, in seine Gesundheit gestürmt; es waren solche Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise nicht selten die Ursache des launischen Mißbehagens, womit er sich und Andere quälte. Wenn er nachmals gegen seinen Freund Bernhard Breitkopf äußerte, man brenne in dem verfluchten Leipzig so geschwind weg, wie eine schlechte Pechfackel, und ihn unter reuigen Klagen über die Vergeudung der jugendlichen Kräfte dringend „vor der Liederlichkeit“ warnt, so wirft dies ein noch deutlicheres Licht auf die Ausschweifungen jener Lebensepoche. Abhärtungsversuche und Vernachlässigung der Diät, vielleicht auch das Einathmen giftiger Dünste beim Aetzen der Kupferplatten oder die Nachwirkungen der Verletzung bei dem Auerstädter Unfall, die sich von Zeit zu Zeit in einem Druck auf der Brust fühlbar machten, trugen ebenfalls dazu bei, endlich eine Krisis herbei zuführen, der sein kräftiger Organismus lange widerstanden hatte.

Es war um den Anfang des Sommers 1768, als er Nachts mit einem heftigen Blutsturz aufwachte. Er hatte noch so viel Kraft und Besinnung, um seinen Stubennachbar zu wecken. Durch schnelle ärztliche Hülfe ward, nachdem er mehrere Tage zwischen Leben und Tod geschwebt hatte, die nächste Gefahr beseitigt, wenn auch die Genesung nur langsam und kümmerlich von Statten ging. Es blieb die Furcht vor einem langwierigen Leiden und die Sorge, daß daraus die Lungensucht entstehen könne. Die Natur hatte sich selbst geholfen. Es stellte sich später heraus, daß die Lungen gesund waren, und nur die damit in Verbindung stehenden Theile gelitten hatten. Zunächst blieb nur eine Geschwulst an der linken Seite des Halses zurück. Wenn uns gleich Goethe berichtet, daß er nach dieser Krisis eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen habe, so lassen doch seine

Briefe aus jener Krankheitsperiode deutlich erkennen, daß er sich in einer sehr gedrückten Stimmung befand, und der jugendliche Frohsinn gebrochen war. Nur in sofern mochte er mit Recht sagen, daß er sich ein anderer Mensch geworden zu sein schien, als die Sanftheit seines Wesens, die in letzter Zeit durch störrischen Eigensinn verhüllt worden war, wieder vorwaltete, und er wiederum die Liebe der Freunde, unter denen er besonders den Beistand und die Theilnahme Horn's, Hermann's und Gröning's dankbar anerkennt, und das Wohlwollen der befreundeten Familien, die ihn wie einen Anverwandten behandelten, nach ihrem ganzen Werthe empfand und würdigte. Schlummernde Neigungen früherer Jahre wurden wieder lebendig; er begehrte nach dem Troste der Religion, der ihm viele Jahre hindurch entbehrlich gedünkt hatte. Nach manchem Sturm der Leidenschaft verlangte ihn nach einer ruhigen Welt, und die Classiker des Alterthums zogen ihn mit erneutem Reize an. Höchst wohlthuend ward ihm in solchen Stimmungen der Umgang mit Langer, welcher Behrischens Nachfolger in der Hofmeisterstelle geworden war, aber dem Verbote des Grafen Lindenau gemäß sich vom Umgange mit Goethe fern gehalten hatte. Erst jetzt traten sie einander näher und schlossen bald die Herzen einander auf. Religiöse Gegenstände bildeten vornehmlich den Inhalt ihrer Gespräche, und Langer fand an Goethe ein für seinen Bibelglauben empfängliches Gemüth. „Mit Enthusiasmus“ konnte er sich wieder mit dem neuen Testamente beschäftigen.

Gegen Ende des Augusts machte er sich zur Rückreise nach dem Vaterhause fertig. Die letzten erheiternden Stunden bereitete ihm die Unterhaltung der immer munter scherzenden Friederike Oeser. Sie fand es lächerlich, wie ein Mensch die Schwärmeridee haben könne, im zwanzigsten Jahre an der Lungensucht zu sterben; sie setzte ihm so lebhaft zu, daß auch seine Besorgniß als Einbildung erschien; und dann

erzählte sie ihm mit einschmeichelndem Tone, wie vergnügt sie auf dem Lande gewesen wären, wie sie Blindekuh gespielt, nach dem Topfe geschlagen, geangelt und gesungen hätten, und theilte ihm dadurch eine solche Freudigkeit der Seele mit, daß der Abschied aus Leipzig ihm leicht ward, und eine heitere Stimmung seine Reise begleitete.[11])

Am 26. August sah er Käthchen zum letzten Male. „Daß ich nicht Abschied genommen habe,“ schreibt er aus Frankfurt an sie, „werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarschaft war ich, ich war schon unten an der Thüre, ich sah die Laternen brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letzten Male, wie wäre ich wieder heruntergekommen!“ Er nahm die Liebe zu ihr mit sich und die, wenn auch schon geschwächte, Hoffnung, sich ihre Neigung wieder zu erwerben. Am 28. August 1768, seinem neunzehnten Geburtstage, fuhr er in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Gesellschaft einiger ihm bekannten Personen aus Leipzig ab.

Nicht ahneten die, von denen er damals Abschied nahm, daß wenige Jahre später der Ruhm seines Namens Europa erfüllen werde. Und doch hat diese Leipziger Periode den künftigen Goethe in mehr als einer Hinsicht vorgebildet. Seine Eigenthümlichkeit, die Richtungen seiner geistigen Thätigkeit treten schon entschieden hervor; seinem ganzen Wesen wird die Form gegeben, welche seine spätere Ausbildung bedingte. Zwar mußte er reuig bekennen, die Zwecke des Vaters, der einen gründlichen Rechtsgelehrten aus ihm machen wollte, versäumt zu haben und kein fleißiger Student weder in Gellert's noch Böhme's Sinne gewesen zu sein. In Anerkennung des Werthes folgerechter Studien mochte er manchmal seinen Freund Hermann um den ruhigen Gang seines erfolgreichen gelehrten Fleißes beneiden. Doch Goethe war ein anderes Ziel vorbehalten. Sein Geist verlangte sich

auszubreiten nach allen Richtungen, um in der Universalität der Anschauungen und Begriffe sich eine höhere und umfassende Weltansicht zu erringen. Dazu bedurfte er, sich hineinziehen zu lassen in den mannigfaltigen Wechsel der Welterscheinungen, einzutauchen in den auf- und niedersteigenden Wellenschlag des Lebens, auch Stürme der Leidenschaft durchzukämpfen, um in dem eigenen Busen alles Menschliche durchzuempfinden und in der Herrschaft über den anschwellenden Drang des Lebens die ewige Wahrheit der Poesie zu finden. [12]) Der alte deutsche Dichtergarten, in welchem er sich früher schon so bequem eingerichtet hatte, ward ihm freilich zerstört; aber die versunkene Insel der Poesie stieg wieder empor, um sich mit Myrten und Lorbeern zu schmücken und in stillen Hainen ein glückliches Geschlecht zu empfangen.

Drittes Capitel.

Herbst 1768 — Herbst 1771.

Die Reise von Leipzig nach Frankfurt, die fast eine Woche hinnahm, ging glücklich und in heiterer Stimmung von Statten; nur erfüllte ihn, je näher er seiner Vaterstadt kam, der Gedanke an den Eintritt ins elterliche Haus um so mehr mit Besorgniß und Niedergeschlagenheit. Mit wie ganz andern Aussichten und Plänen hatte der Vater den rüstigen Jüngling entlassen! und jetzt kehrte er wie ein Schiffbrüchiger heim, dessen gebrochene Gesundheit auch die letzte der Hoffnungen zu vereiteln schien. Der erste Anblick des „aus dem Grabe erstehenden Todten“ mochte nicht gar tröstlich sein. Gleich die erste Begegnung zwischen Vater und Sohn verursachte eine leidenschaftliche Scene. Uebrigens fand er Alles beim Alten, außer dem Großvater, dem der Schlag die eine Seite gelähmt hatte; er war zwar ziemlich wieder hergestellt, konnte aber doch mit der Sprache noch nicht recht fort.

Die Freude wohnte im Goethe'schen Hause nicht, weil keiner den Andern verstand, und seit der Abreise des Sohnes war das Verständniß noch mehr erschwert, fast unmöglich geworden. Der Vater blieb sich immer gleich; er fand noch immer Stoff zur Fortsetzung seiner Reisebeschreibung, ging seinen Liebhabereien nach und stimmte seine Laute länger, als er darauf spielte. Sein Lehrtrieb hatte sich in den letzten Jahren ganz seiner Tochter Cornelia gewidmet. Er nöthigte

sie zu Uebungen des Französischen, Englischen und Italienischen und leitete zu diesem Behuf auch ihre Correspondenz, so daß nicht einmal die Geschwister während ihrer Trennung sich ihre Empfindungen vertraulich und offen hatten mittheilen können. Auch zum Ueben am Claviere ward sie consequent angehalten. Weil der Vater niemals den freien Trieb walten ließ, geschah nichts mit Neigung und mit Lust; sie sah in ihm zuletzt nur den Haustyrannen, der ihr jede unschuldige Freude versage oder vergälle. Daher wandte sich ihr Gemüth mit der ihr eigenen Strenge und Härte wider den Vater; ihr Verhältniß zu ihm ging nicht über die militärische Subordination hinaus; sie that nichts aus Liebe und Gefälligkeit. Die Mutter vermochte nicht dies zu ändern; auch zu ihr bildete sich kein inniges Vertrauen. Dennoch empfand Cornelia in ihrer Verlassenheit das Bedürfniß der Liebe; aber das Bewußtsein, nicht schön und anmuthig zu sein und die herzengewinnende Gabe ihrer schönen Freundinnen, denen sie geistig sich überlegen fühlte, nicht zu besitzen, machte sie Männern gegenüber befangen und entzog ihr dadurch auch die Gelegenheit, durch Geist und Bildung zu ersetzen, was die Natur ihr versagt hatte. Wie sehr sie der wärmsten Liebe fähig war, sieht man aus den uns aufbehaltenen Tagebuchsaufzeichnungen, welche das schüchterne Geständniß ihrer Neigung zu einem kurze Zeit in Frankfurt verweilenden jungen Engländer enthalten [13]). Allein dem Verlangen nach einer ehelichen Verbindung stand die Furcht zur Seite, ni glücklich zu werden, weil sie nicht im Stande sein werde glücklich zu machen. Um so heftiger war die Liebe, die sie dem Bruder zuwandte; die Sorge für seine Pflege und Unterhaltung verschlang alle ihre Zeit, sie war erfinderisch ihn zu erheitern; auch die Freundinnen mußten allerlei ausführen, um ihm frohe Stunden zu bereiten. Hier waltete das vollste gegenseitige Vertrauen; was er schrieb, theilte er ihr mit; sie ersannen eine Coteriesprache, um selbst in

Gegenwart anderer Personen das Geheimniß vertraulicher Mittheilung zu bewahren.

Goethe's Genesung ging nur langsam. Er hatte viel Schmerzen auszustehen und mußte sich in Geduld und Selbstbeherrschung üben, so daß er in dieser Hinsicht mit Recht sagen mochte, er habe während seiner Krankheit viel gelernt, was er nirgends in seinem Leben hätte lernen können. Er mußte seinen Willen strengen diätetischen Vorschriften unterwerfen [14]), die ihn allem freieren Lebensgenuß zu entsagen nöthigten: „kein kranker Mensch genießt die Welt.“ Er war den Winter über meist an sein Zimmer gefesselt. Da jede anstrengende und aufregende Beschäftigung vermieden werden mußte, so erheiterte Zeichnen und Malen vornehmlich seine einsamen Stunden. Maler Morgenstern — Seekatz war kurz vor seiner Rückkehr gestorben — ging ihm dabei an die Hand. Auch das Radiren von Landschaften ward wieder vorgenommen. Vielleicht war Unvorsichtigkeit beim Aetzen die Ursache, daß sich zu der Geschwulst am Halse noch eine Entzündung der Kehle, besonders des Zapfens, gesellte, so daß er nur unter heftigen Schmerzen etwas verschlucken konnte.

Gegen Ende des Jahrs schien er völlig hergestellt zu sein. „Ja, meine Liebe,“ schreibt er unterm 30. Decbr. an Käthchen Schönkopf, „es ist wieder vorbei, und inskünftige müssen Sie sich beruhigen, wenn es ja heißen sollte, er liegt wieder! Sie wissen, meine Constitution macht manchmal einen Fehltritt, und in acht Tagen hat sie sich wieder zurecht geholfen; diesmal war's arg, und sah noch ärger aus, als es war, und war mit schrecklichen Schmerzen verbunden.“ Die Theilnahme der Frankfurter Freunde äußerte sich sehr lebhaft; Legationsrath Moritz gab zur Feier der Genesung eine große Gesellschaft. Doch folgte noch mancher Rückfall, schon der Januar bannte ihn wieder ins Zimmer. Di

Verdauungswerkzeuge waren so gestört, daß die schmerzlichsten Symptome ihn oft der Verzweiflung nahe brachten. Erst mit der mildern Jahrszeit kehrten Gesundheit und Frohsinn zurück, wenn auch eine körperliche Schwäche noch auf längere Zeit zurückblieb.

In seinem Leiden, seiner Abgeschiedenheit von den Freuden der Welt hing er um so inniger und dankbarer an Leipzig, an den Erinnerungen der dort verlebten schönen Tage. Die aus Leipzig geschriebenen Briefe, welche der Vater sorgfältig aufbewahrt, geheftet, sogar durchcorrigirt hatte, wurden als ein Denkmal jener inhaltsreichen Lebensperiode fleißig betrachtet. Die reichsstädtischen Formen seiner Vaterstadt, das beschränkte Familienleben, der pedantische Ton des Umgangs waren ihm widerwärtig, wenn er sie mit dem geistvollen geselligen Verkehr und der geschmackvollen Bildung Leipzigs verglich. Für die Frankfurter Mädchen, die bei geringen Bildungsinteressen viel Stolz und Prüderie besaßen, konnte er kein Herz fassen. Goethe beklagt sich, daß die Frankfurterinnen so wenig Sinn für das Schöne, Naive und Komische hätten, während die Grandisons und die ähnliche „phantastische Familie“ bei ihnen in großem Ansehen ständen. „Welch ein Unterschied“, rief er aus, „zwischen den sächsischen und den hiesigen Mädchen!“ Es war ihm daher ein Bedürfniß, durch briefliche Unterhaltung in das Oeser'sche und Breitkopf'sche Haus und in den Schönkopf'schen Familienkreis einzutreten, an Friederike Oeser sein Herz auszuschütten und um die Liebe seines spröden Käthchens zu werben. Für sie malte er Fächer und Schuhe und sendet ihr diese und andere Sächelchen zum Geschenk. Seinen ersten Brief aus Frankfurt beantwortete sie schnell, obwohl nicht, wie er den Inhalt wünschte. „Meine geliebteste Freundin,“ beginnt sein zweiter Brief vom 1. Nov., „noch immer so munter, noch immer so lebhaft, so geschickt, das Gute von einer falschen Seite zu

zeigen, so unbarmherzig, einen Leidenden auszulachen, einen Klagenden zu verspotten, alle diese liebenswürdigen Grausamkeiten enthält Ihr Brief; und konnte die Landsmännin der Minna anders schreiben? Ich danke Ihnen für eine so unerwartet schnelle Antwort, und bitte Sie auch inskünftige, in angenehmen muntern Stunden an mich zu denken und, wenn es sein kann, an mich zu schreiben. Ihre Lebhaftigkeit, Ihre Munterkeit, Ihren Witz zu sehen, ist mir eine der größten Freuden, er mag so leichtfertig, so bitter sein, als er will." — Aber Betheurungen, wie "Sie haben meine ganze Liebe, meine ganze Freundschaft, und das allerbesonderste Compliment ist doch noch lange nicht der tausendste Theil davon", finden jetzt keinen Glauben, wenigstens keine Wirkung mehr. Was Goethe voraussehen konnte, geschah; ein Anderer hatte ihr Herz erworben; im Frühling 1769 ward sie die Verlobte eines Dr. Kanne, welcher, von Goethe selbst eingeführt, im Schönkopf'schen Hause wohnte, und als dessen Gattin sie 1810 gestorben ist.

Gleichwohl hat ihn die Nachricht von dem gewissen Verlust überrascht. Die nachfolgenden Briefe, in denen sich Theilnahme und Schmerz gegenseitig bekämpfen und oft in einen bittern Humor überschlagen, sind ein Beweis, wie tief sein Herz ergriffen war. "Das liebenswürdigste Herz," schreibt er, "ist das, welches am leichtesten liebt, aber das am leichtesten liebt, vergißt auch am leichtesten. — Es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich, als ein verlassener, der erste hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Haß, der andere, ja der andere — wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden." Er bittet sie, wenn seine Lieder im Druck erscheinen, manchmal Petern eines spielen zu lassen,

„wenn Sie an mich denken wollen". „O könnte ich," ruft er in einem spätern Briefe aus, „die dritthalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheuter sein." In ruhig wehmüthiger Stimmung schreibt er am 12. December 1769 an sie, nachdem ein Traum ihn lebhaft an sie erinnert hat; er glaubt, daß sie schon verheirathet sei; er will jetzt nicht wieder nach Leipzig kommen; er bittet sie, ihm nicht mehr zu antworten: „Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören möchte; es ist mir leid genug, daß meine Träume so geschäftig sind. — Kein Hochzeitsgedicht kann ich Ihnen schicken; ich habe etliche für Sie gemacht, aber entweder drückten sie meine Empfindungen zu viel oder zu wenig aus." Doch sie schrieb ihm wieder, und er meldete ihr im Januar 1770 in einem heitern Briefe, daß er im März Frankfurt verlassen werde. „Zu Ihnen darf ich noch nicht kommen, das merk' ich; denn wenn ich Ostern käme, so wären Sie vielleicht noch nicht verheirathet. Und Käthchen Schönkopf mag ich nicht mehr sehen, wenn ich sie nicht anders sehen soll als so. Zu Ende Märzens geh' ich nach Straßburg, wenn Ihnen daran was gelegen ist, wie ich glaube. Wollen Sie mir auch nach Straßburg schreiben? Sie werden mir den keinen Possen thun. Denn Käthchen Schönkopf — nun ich weiß ja am besten, daß ein Brief von Ihnen mir so lieb ist als sonst eine Hand. Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen, und werden auch die liebenswürdige Frau sein. —" Wahrscheinlich war es sein letzter Brief.

Während der langwierigen Leiden der Krankheit, welche langes Siechthum oder frühen Tod befürchten ließ, hatte Goethe die Tröstungen der Religion aufs lebhafteste empfunden; der Hang zu religiöser Beschaulichkeit, der schon das Gemüth des Knaben eine Zeitlang ernst beschäftigt hatte, trat aufs neue mächtig hervor. Was ihn in Leipzig an

Langer's Unterhaltung gefesselt hatte, zog ihn jetzt wieder zu der liebevollen Freundin seiner Jugend, dem Fräulein von Klettenberg, deren Verhältniß zu Goethe's Mutter in den letzten Jahren ein noch innigeres geworden war. Sie war der Ueberzeugung, daß ihr junger Freund eben so sehr an der Seele als am Körper leide, daß seine leidenschaftliche Unruhe daher rühre, „weil er keinen versöhnten Gott habe.“ Sie ermahnte ihn zur Demuth, Gottergebenheit und Geduld, worin sie selbst, eine Leidende, mit einem bewunderungswürdigen Beispiel ihm voranging. Er schloß sich wieder eng an den Kreis der Frommen, und seine Seele erfüllte sich mit poetisch-mystischen Contemplationen, da er mit dem bloßen Insichaufnehmen sich nicht begnügen konnte, sondern das Empfangene sich auf seine Weise zurechtlegte.

Jene mystischen Kreise blieben indeß nicht bei der Religion stehen, sondern magische und alchymistische Experimente waren bei ihnen Gegenstand ernsthafter Grübeleien und Versuche. Goethe's Arzt, der Dr. Gottfried Wilhelm Müller*), ein tüchtiger Naturforscher, stand bei den Klettenberg'schen Frommen in ganz besonderm Ansehn, weil er den Glauben zu verbreiten wußte, daß er im Besitze gewisser Geheimmittel sei, welche er durch verborgene alchymistische Weisheit zu Stande gebracht habe. Durch diesen Mann, behauptete Fräulein von Klettenberg, von einer sechsmonatlichen Krankheit in drei Tagen geheilt worden zu sein. Auch an Goethe bewährte sich seine Kunst, indem dieser bei einem heftigen Unterleibsleiden, wo keine angewandten Mittel etwas fruchten wollten, und er unter schmerzlichen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte, dem geheimen Universalmittel das der Arzt endlich auf leidenschaftliches Andringen der besorgten Mutter hergab, seine Rettung verdankte. In diesem Dr. Müller erkennen wir das Urbild zu dem Arzt in Faust — „ein dunkler Ehrenmann, der über die Natur und ihr

heiligen Kreise, in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise, mit grillenhafter Mühe kann.“ Auf seine Empfehlung studirte Goethe nebst seiner Mutter und Fräulein von Klettenberg Georg von Welling's „Opus mago-cabbalisticum et theosophicum, darinnen der Ursprung, Natur, Eigenschaften und Gebrauch des Salzes, Schwefels und Mercurii beschrieben“ ꝛc. ꝛc. (1735), mit einem Anhange über verschiedene alchymistische Operationen, woraus Vieles in die Faustdichtung übergegangen ist. Von diesem Werke gerieth er auf einige ältere Schriften ähnlichen Inhalts, auf die es hinwies, Theophrastus Paracelsus, Helmont, den Chemiker Basilius Valentinus, den Alchymisten Georg Starkey. Besonders ward Goethe von den Schriften, die unter dem Titel Aurea Catena Homeri bekannt waren und eine philosophisch-alchymistische Geheimlehre enthielten, angezogen. Mancher Winterabend wurde ihm in Gesellschaft der beiden Frauen mit Versuchen, die geheimnißvollen Kräfte der Natur kennen zu lernen und ihr medicinische Universalmittel abzulocken, verkürzt.

Als er mit der bessern Jahrszeit sich wieder in seinem alten Giebelzimmer aufhalten durfte, legte er sich hier einen kleinen Apparat an und begann durch chemische Experimente verschiedene Salze und Säfte zu bereiten. Am meisten beschäftigte ihn der sogenannte Liquor Silicum (Kieselsaft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel, die sich im Main recht schön und weiß finden, mit einem gehörigen Theil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zergeht und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. So abenteuerlich auch diese Operationen scheinen, so waren sie doch für den Genesenden, dem ein eigentliches anstrengendes Studium noch untersagt war, eine wohlthuende Zerstreuung. In dem Ernst, womit er ihnen sich hingab, liegt doch auch zugleich der Keim zu späterer Erforschung der Natur. Schon damals ging ihm praktisch

die Einsicht in manche Naturformen auf; er achtete genau auf alle Krystallisationen, er lernte die Stoffe näher kennen und näherte sich zugleich der wissenschaftlichen Chemie, indem er Boerhave's chemisches Compendium fleißig durcharbeitete.

Sein Streben nach religionsphilosophischer Erkenntniß führte ihn zu der Kirchen- und Ketzerhistorie Gottfried Arnold's, eines der ausgezeichnetsten Theologen der Spener'schen Schule. Dieses, mit eben so frommem Sinne als ausgebreiteter Gelehrsamkeit geschriebene, umfangreiche Werk konnte nicht anders als höchst anregend auf einen denkenden Geist wirken. Die nächste Folge war eine im Sinne der Gnostiker erbaute Schöpfungs- und Erlösungstheorie, die noch in der Faustdichtung nachklingt.

Unter diesen und ähnlichen, nach verschiedenen Seiten abschweifenden Beschäftigungen verfloß auch der zweite Winter in Frankfurt, wo Goethe's Gesundheitszustand noch der Pflege und Aufsicht im elterlichen Hause bedürfen mochte. Von poetischen Werken scheinen in dieser Zeit am meisten Shakspeare und Wieland seine Verehrung genossen zu haben, die er in dem schon oben angezogenen Briefe (20. Febr. 1770) an den Buchhändler Reich, dem er für die Uebersendung von Wieland's Dialogen des Diogenes seinen Dank abstattet, seine echten Lehrer nennt. „Meine Gedanken“ — so lautet dies charakteristische Bekenntniß — „über den Diogenes werden Sie wohl nicht verlangen. Empfinden und schweigen ist Alles, was man bei dieser Gelegenheit thun kann; denn sogar loben soll man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß ist, wie er. — Wenn Sie diesem großen Autor, Ihrem Freunde, schreiben oder ihn sprechen, so haben Sie die Gütigkeit, ihm einen Menschen bekannt zu machen, der zwar nicht Manns genug ist, seine Verdienste zu schätzen, aber doch ein genug zärtliches Herz hat, sie zu verehren.“

Goethe's eigene poetische Production wurde nicht, wie sie

dach bedurfte, durch Lebensereignisse noch durch ein warmes Liebesverhältniß angeregt. Nur das mag man in dieser Leere ein Ereigniß für den erregbaren Jüngling nennen, daß er den heldenmüthigen, wenn auch unglücklichen, Vertheidiger der Freiheit seines Vaterlandes, den Corsen Pascal Paoli, der auf seiner Reise nach England Frankfurt berührte, im Bethmann'schen Hause kennen lernte und dem liebenswürdigen Manne eine begeisterte Verehrung widmete, so daß ohne Zweifel diese anmuthige Heldengestalt ihm bei der Dichtung des Götz und Egmont vor die Seele trat. „Es ist eine Wollust“ — sagt Bruder Martin im Götz — „einen großen Mann zu sehen.“ Uebrigens erschien ihm das Frankfurter Leben höchst prosaisch; auch Freund Horn, der im Frühjahre 1769 von Leipzig zurückgekehrt war, findet es dort „sehr stipide“ und meint, auch Goethe sei in der „Reichsluft“ „sehr stipide“ geworden. Kein Frankfurter Mädchen, wenn er gleich einige als „angenehme Creaturen“ zu rühmen hatte, flößte ihm eine leidenschaftliche Neigung ein, und die Liebe zu Käthchen trug keine poetischen Blüthen mehr: „nur in Frühlingstagen“ — so klagte er — „schneiden Schäfer in die Bäume, nur in der Blumenzeit bindet man Kränze“. Ein „Neujahrslied“ ward im December 1768 noch in der Weise der Leipziger Lieder gesungen [16]). Ein uns erhaltenes geistliches Lied [17]), das wohl nur in diese Zeit gesetzt werden kann, läßt vermuthen, daß er deren einige im Sinne und zu Liebe des Klettenberg'schen Kreises gedichtet habe. Zum Zeitvertreib wurden Märchen und eine Farce „Lustspiel in Leipzig“ niedergeschrieben. Alles dies nebst mehreren andern Papieren wurde, bevor er aufs neue Frankfurt verließ, dem Feuer geopfert, und nur Behrischens Liederbuch, sowie das Manuscript der Laune des Verliebten und der Mitschuldigen, woran er zu bessern fortfuhr, — dem Buchhändler Fleischer hatte er es vergebens zum Druck angeboten — blieben verschont.

Nicht lebhafter hatte er sich vor fünftehalb Jahren aus Frankfurt hinausgesehnt, als er jetzt verlangend dem Frühling 1770 entgegensah, der ihm zum zweiten Male die Freiheit wiedergeben sollte. Frankfurt war er längst „satt“. Das Verhältniß zum Vater hatte sich in nichts gebessert. Die Mißstimmung, die dieser nicht verbarg, wenn die Genesung sich verzögerte oder Rückfälle eintraten, erzeugten eine bittere Gegenwirkung, und wie sehr mochte der unkindliche Sinn der Schwester diese verstärken helfen? In Ansicht und Urtheil bestand zwischen Vater und Sohn eine so große Verschiedenheit, daß stets ein Widerspruch hervorgerufen ward, der sogleich zu heftigen Scenen führte. Noch kurz vor der Abreise gerieth der Vater „in einen unglaublichen Zorn“, als der Sohn sich herausnahm, die Bauart der Leipziger Häuser zu rühmen und dem Vater anzuempfehlen, auch in seinem stattlichen Hause die Treppe an die Seite zu legen, um jedem Stockwerk eine abgeschlossene Thür zutheilen zu können. Der Wiederkehr einer solchen Scene aus dem Wege zu gehen, beschleunigte er nur noch mehr seine Reise nach Straßburg, wo er nach des Vaters Wunsch, der ihm ganz genehm war, seine juristischen Studien beendigen und promoviren sollte. Horn gab ihm bis Mainz das Geleit. Ohne Aufenthalt ward in kurzer Zeit in der neueingerichteten bequemen Diligence die Reise vollbracht, und er langte am 2. April 1770 in der Stadt an, die ihm zum zweiten Mal den vollen Genuß der Jugend entgegenbrachte, und wo ihm für Geist und Herz ein neues, unendlich reiches Leben erblühte.

Als er von der Platform des Münsters zum ersten Mal seine Blicke über das schöne Rheinthal schweifen ließ, das sich zwischen den Vogesen und dem Schwarzwald, durchschlängelt von dem stolzen Strom und zahllosen kleinen Flüssen, hinzieht, segnete er entzückt das gütige Geschick, das ihm einen Sommer seiner Jugendzeit in dieser paradiesischen Gegend zu

erleben gönnte. Nach einer langweiligen, in körperlichem Leiden und mit verdüstertem Gemüthe durchlebten Krankheitsperiode trat er wieder mit frischem Jugendmuthe ins reiche genußverheißende Leben hinein, und die Ahnung trug auf die vor ihm ausgebreitete Fläche schon künftige Freudescenen ein.

Er miethete sich eine Wohnung an der Sommerseite des Fischmarkts (Nro. 80), einer schönen langen Straße, wo ein lebhafter Verkehr dem Auge in unbeschäftigten Augenblicken stets Unterhaltung bot. Empfehlungsbriefe führten ihn in einige Familien ein, auch in pietistische Kreise, durch deren Einfluß man die Wiederkehr der Leipziger Fehltritte abzuwenden hoffen mochte. Einer seiner Gönner empfahl ihm eine Tischgesellschaft bei zwei alten Jungfrauen, Namens Lauth (Krämergasse Nro. 13), die aus ungefähr zehn, älteren und jüngeren, Personen bestand. Den Vorsitz führte gewissermaßen Dr. Salzmann, Actuar beim Pupillencollegium, ein unverheiratheter Mann von ungefähr funfzig Jahren, dessen feines Benehmen und vielseitige Erfahrung den jungen Goethe bald mehr zu ihm hinzog.[18]) Auf dessen Rath wandte er sich zum Behuf der praktischen Einübung des juristischen Wissens an einen Repetenten, der sich durch Kenntnisse und Lehrtalent großes Vertrauen erworben hatte. So sehr dieser auch bei Goethe das Zutrauen rechtfertigte, so ward es ihm doch schwer, den lebhaften Jüngling in dem Kreise der positiven Rechtswissenschaft festzuhalten und ihn aus den umherschweifenden Discursen auf den nächsten Zweck hinzuführen. Für solches Gedächtnißwerk hatte Goethe wenig Sinn. Das Meiste, was er zum Examen bedurfte, hatte er schon auf andern Wegen erlernt, und es kostete nicht viel Mühe, was allenfalls noch erforderlich war, mit einigem Fleiße zu ergänzen.

Da ihm die Rechtswissenschaft keine genügende geistige Be[illegible] gab, so konnte er seine akademische Zeit benutzen, [illegible] in den Gebieten des Wissens zu ergehen, in die ein

innerer Trieb ihn lebhaft hineinzog. Den Naturwissenschaften und der Medicin war er auf den mystischen Irrgängen der Alchymie und Magie nahe getreten; noch von Straßburg aus meldet er dem Fräulein Klettenberg, daß die Alchymie seine geheime Freundin sei. Aber in der Helle des akademischen Lebens mußten solche Nebel bald verfliegen; schon die Gespräche seiner Tischgenossen, die meistens Mediciner waren, führten oft auf wissenschaftliche Behandlung medicinischer Probleme. Daher entstand auch bei Goethe das Verlangen nach einer wissenschaftlichen Einsicht in das Gebiet der räthselvollen Natur. Er wohnte schon im ersten Semester dem Clinicum des älteren Ehrmann und den Lectionen des jüngeren über Entbindungskunst bei und hörte im Winter Vorlesungen über Chemie und Anatomie; ohne Zweifel war auch der Unterricht in der Physik von diesem Cursus nicht ausgeschlossen. Bei diesem Wachsthum an Naturkenntnissen war ihm zugleich in Folge des ihm eingebornen Triebes, die Natur als ein lebendiges Ganzes aufzufassen und zu vergeistigen, das Bedürfniß fühlbar, für die zerstreuende Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ein ideales Band zu entdecken. Ein solches hoffte er in dem damals Aufsehen erregenden Système de la nature zu finden; aber der schale Atheismus der französischen Naturalisten erschien ihm nur gespenstisch und todtenhaft, mehr abgeschmackt und lächerlich, als gefährlich, und trug nur dazu bei, ihm die Philosophie, vor Allem die Metaphysik, zu verleiden.

Für seine Beschäftigung mit den Werken der Kunst schien ihm Straßburg weniger, als Leipzig, zu gewähren; seinen lieben Oeser sah er dort nicht ersetzt. Doch fand sich schon im Mai des Jahres 1770 eine unverhoffte Gelegenheit, die ästhetischen Principien desselben wieder lebendig zu machen und zur Anwendung zu bringen. Zum festlichen Empfang der jungen Gemahlin des französischen Thronfolgers, Marie

Antoinette von Oestreich, war auf einer Rheininsel ein zierliches Gebäude errichtet. Die Nebensäle waren mit den nach Rafaels Cartons gewirkten Teppichen geziert, die Goethe hier zum erstenmal sah und mit vollem Entzücken in sich aufnahm. Wiederholt wußte er sich vom Pförtner den Eintritt zu verschaffen, um diese Kunstwerke nicht nur zu genießen, sondern auch zu begreifen. Gern übersah er dabei das Unpassende, daß man Christus und die Apostel zum Schmuck eines Hochzeitsgebäudes verwendet hatte. Aber sein Kunstsinn war empört durch die den Hauptsaal schmückenden Teppiche, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren. Sie stellten die Geschichte des Jason, der Medea und Kreusa dar, Scenen der unglückseligsten Heirath. Mit solchen düstern ahnungsreichen Bildern die Königsbraut an Frankreichs Grenzen zu empfangen, erschien ihm taktlos und grauenhaft, und dieser Eindruck mochte ihm verstärkt werden, als bald darauf die Schreckensnachricht eintraf, daß während der Feuerwerke zu Paris eine Menge Menschen bei dem Gedränge in der rue royale umgekommen sei. An diesen Eindrücken hatte nicht bloß das Kunstgefühl Antheil, sondern es tritt darin auch ein tieferer poetischer Sinn hervor, welcher in dem, was dem gewöhnlichen Menschen zufällig und gleichgültig scheint, etwas Bedeutendes sieht, womit heitere oder düstere Ahnungen sich beschäftigen. Sie schwebten ihm lebhaft wieder vor, als die junge Fürstin, die damals im Glanze jugendlicher Schönheit und Majestät auf Frankreichs Boden einzog, ein Denkmal des furchtbaren Wechsels irdischer Hoheit ward.

Bei dem Durchzuge der Königin machte Goethe einen [illegible] in französischer Poesie, der sein letzter geblieben ist. [illegible] hatte die Anordnung getroffen, daß keine mißgestalteten [illegible], Krüppel und Lahme sich der Königin auf ihrem [illegible] zeigen sollten. Er zog daher in einem scherzhaften [illegible] eine Parallele mit Christus, der eben die zu sich

kommen ließ, welche die Ankunft der Königin verscheuchte.
Ein Franzose, mit dem er damals umging, kritisirte stren
Sprache und Versmaß, und Goethe erinnerte sich nicht, nac
her je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben.

Bei dieser Gelegenheit treffen wir noch auf einen ander Zug, der Goethe's Wesen eigen war, den Hang zu Mysti ficationen, welcher mit dem genialen Muthwillen, der de gleichmäßigen Schritt des gewöhnlichen Lebens poetisch zu beleben sucht, zusammenhängt und mit hinterlistiger Schaden freude nie etwas gemein hatte. Freund Horn, dessen Per sönlichkeit schon in Leipzig zu solchen Scherzen aufgeforder hatte, erhielt von Goethe einen aus Versailles datirten Brief, worin er ihm seine glückliche Ankunft daselbst un seine Theilnahme an den Feierlichkeiten meldete, ihm abe strenges Stillschweigen auferlegte. Als nun die Nachricht vo dem unglücklichen Ereignisse zu Paris nach Frankfurt kam von Goethe aber wegen eines kleines Ausflugs keine Brief einliefen, theilte Horn das Geheimniß mit und ängstigte si und die Freunde, bis ein Brief aus Straßburg sie al Sorge enthob. Die herzlichen Nachrichten von den Freunde rührten Goethe so, daß er solche Scherze für immer ve schwor; doch sehen wir noch mehrmals derartige Improvisa tionen wiederkehren.

Die geselligen Verhältnisse in Straßburg sagten ih sehr zu. Die schöne Jahreszeit lud ins Freie, und in heiter geselligen Stunden sog er wieder die ganze volle Frische ju gendlichen Frohsinns in sich. Muntere Mädchen theilten manch mal die Gesellschaftsspiele. Seine Lieder „Stirbt der Fuch so gilt der Balg“ und „Blindekuh“ sind das erste Zeugni daß seine Lyrik neue Töne gefunden hatte. Ob in den Nam Dorilis und Therese eine bestimmte Beziehung zu suchen se wird niemand entscheiden wollen. Auf Salzmann's Rat wurde das Kartenspiel wieder aufgenommen und Whist g

lernt, obwohl sich anfangs einige religiöse Bedenken dagegen regten; in einem seiner Briefe erörtert er ziemlich umständlich, ob Spielen Sünde sei. Denn die in den Frankfurter pietistischen Kreisen erhaltenen Eindrücke wirkten auch noch in Straßburg fort. Er setzt den Briefwechsel mit seiner frommen Freundin fort, er geht andachtsvoll zum heiligen Abendmahl und hält sich zu den „frommen Leuten“ in Straßburg. Dieser Umgang konnte indeß nicht von langer Dauer sein; „sie sind“, klagte er, „so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte, lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und meinen, das wäre Alles, weil sie sonst nichts wissen.“ Er verkehrte daher wieder unter Weltkindern und gab der frohen Laune Raum, die in seine Natur gelegt war. Die Liebe zur Musik erwachte aufs neue; er nahm Unterricht auf dem Violoncell. Uebungen in körperlicher Gewandtheit erhielten wieder neuen Reiz; mit den Universitätsfreunden ward das Fechten geübt; die schöne Umgebung erhöhte die Lust am Reiten, das ihm nur im Freien Freude machte. Bei der Aussicht auf die glänzenden Bälle des nächsten Winters schien das Tanzen unentbehrlich, das er seit fünf Jahren, sogar in Leipzig nicht geübt hatte. Er nahm daher noch vor Beginn der Saison Unterricht bei einem geschickten Tanzmeister, einem Franzosen, dessen Lectionen ihn um so rascher förderten, als sie von der Mitwirkung seiner beiden hübschen Töchter unterstützt wurden. Diese faßten bald eine lebhafte Neigung zu dem schönen feurigen Jüngling, besonders Lucinde, die älteste, während er sich der jüngeren mehr zuwandte, deren Betragen, da sie bereits mit einem Entfernten sich verlobt hatte, stiller und gemessener war. Manchmal ersuchten sie ihn, nach der Stunde bei ihnen zu bleiben; er las ihnen vor und erwiderte auch sonst ihre Freundlichkeit durch Uebersendung von Blumen und Früchten. Die Leidenschaft Lucin=

dens und die wachsende Liebe Emiliens nöthigten ihn, wenn er nicht beide noch unglücklicher machen wollte, das Haus zu meiden. Als er aber scheidend von Emilien mit Küssen entlassen ward, stürzte Lucinde aus dem Nebenzimmer herbei, und indem sie in leidenschaftlicher Aufregung die Schwester mit Vorwürfen überhäufte, als habe sie ihr den Geliebten entwendet, umschlang sie ihn, durchwühlte seine Locken und küßte ihn mehrmals; „Unglück über Unglück“, rief sie aus, „für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt!“ — Er flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten.

Die siegreiche Anziehungskraft des frischen jugendlichen Muthes, der Geist und Gemüth belebend und erwärmend durchströmte, machte sich auch in dem Freundekreise geltend, der in der Salzmannschen Tischgesellschaft seinen Vereinigungspunct fand; sie vermehrte sich bis auf zwanzig Personen, und die Unterhaltung gewann mehr und mehr an Lebhaftigkeit und Interesse. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich der unter dem Autornamen Heinrich Stilling berühmt gewordene Jung; er hat in der Schilderung seines Eintritts in diesen Cirkel ein treffendes Charakterbild von dem Studenten Goethe aufgezeichnet [20]):

„Es speiseten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und man sah einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; ersterer sagte gegen letzteren: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem frechen Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten

Menschen Herr Goethe nannte. Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ists am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über und hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte. Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet, Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einstmalen aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Herr Waldberg aus Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stilling fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde! — Goethe aber fiel ein und versetzte: Probir' erst einen Menschen, ob er des Spotts werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben! Von dieser Zeit an nahm sich Herr Goethe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten Stilling Liebe zu erzeigen."

Hatte sich auch Goethe der einseitigen pietistischen Richtung, von der Jung nicht ablassen konnte, entzogen, so stand er jenen Gemüthszuständen doch nahe genug, um sie mit Liebe zu begleiten und theilnehmend auf sie einzugehen. Ihm öffnete sich daher vertrauensvoll Jung's zarter kindlicher Sinn.

Aufs lebhafteste erzählte er seine Lebensgeschichte, die bei aller Einfachheit der Verhältnisse reich war an Begebenheiten und mannigfacher Thätigkeit. Goethe ermunterte ihn sie aufzuschreiben, und seinem Antrieb verdanken wir die sinnige Schilderung von Stilling's Jugend, eine der anziehendsten Selbstbiographieen, welche die Literatur aufzuweisen hat.

Ein anderer wackerer Genosse, der sich eng an beide anschloß, war Lerse, das Musterbild eines deutschen Jünglings, stets bereit, mit unparteiischer Geradheit die kleinen Unebenheiten, welche in dem Kreise der Freunde etwa hervortraten, auszugleichen. Diesem liebenswürdigen Charakter setzte Goethe ein Freundesdenkmal in Götz von Berlichingen und blieb auch in späteren Jahren noch mit ihm in freundschaftlicher Verbindung.

Obwohl in Straßburg damals das französische Wesen, namentlich in die Bildung der höheren Stände, eingedrungen war; so machte sich doch in Goethe's Nähe deutsche Art und Bildung mit Entschiedenheit geltend; je mehr in ihm selbst die deutsche Richtung mit Energie hervortrat, desto mächtiger zog er die Freunde sich nach. Als er Straßburg zur Fortsetzung seiner akademischen Studien wählte, hatte die Aussicht, dort eine größere Gewandtheit in der französischen Conversationssprache sich zu erwerben, etwas Lockendes; aber dies Streben ward ihm bald verleidet, da er sich mit seinem auf verschiedenen Wegen erlernten Französisch stets mußte zurechtgewiesen sehen, so daß er lieber den Gebrauch der französischen Sprache ganz von sich abzulehnen beschloß. Die Tischgesellschaft sprach nur Deutsch und that sich gerade in der Nähe der französischen Cultur auf ihre Deutschheit etwas zu Gute. In demselben Maße, als man Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls als die Maxime in Leben und Dichten hinstellte, stieg die Abneigung gegen die fremde Sitte und Sprache. Die französische Literatur fand man vornehm

und affectirt, und man trat zu ihr in den Gegensatz, den erst ein halbes Jahrhundert später die neuromantische Schule in Frankreich zu vertreten wagte. Damit ging auch mit Goethe's Kunstansichten eine allmähliche Umwandlung vor sich, durch die sein eigenstes Wesen sich selbstständiger herausbildete. Das majestätische Münstergebäude erweckte in ihm eine enthusiastische Liebe zur altdeutschen Kunst.

Als Goethe nach Straßburg kam, hing er noch den Oeser'schen Maximen an, welche die einfache Schönheit, die idealische stille Größe als Princip an die Spitze stellten. Diese von der Antike abstrahirte Ansicht nahm ihn im Voraus gegen die mittelalterliche „gothische" Baukunst ein. „Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren." Anfänglich wirkte das großartige Bauwerk mehr staunenerregend als gigantische Masse, „ein krausborstiges Ungeheuer". Nicht lange, so bildete es schon den Hintergrund der Erinnerung an schöne Stunden. Von hier überblickte er immer mit neuem Entzücken das schöne Elsaß, hier weilte er mit seinen Freunden manche Abendstunde und weihte der scheidenden Sonne den mit Rheinwein gefüllten Römer. Wiederholt erklomm er die höchsten, zum Theil an der Außenseite des Thurms hinanlaufenden Stufen bis zu dem sogenannten Hals unter dem Knopf und übte sich, ohne Schwindel hinabzublicken. Indem somit das Münster immer von neuem seine Blicke und seine Schritte zu sich zog, ging ihm nach und nach die Einsicht

in die Harmonie der Theile auf. Er erkannte, daß ein harmonisch hoher Geist durch die drei Stockwerke der prächtigen Façade bis zu den Säulenverschlingungen der himmelanstrebenden Thurmspitze walte und auch in all' den mannigfaltigen Zieraten, welche die Thüren und die Fensterrose einfassen und an den Hauptsäulen hinanflausen, sich offenbare. Durch Messen und Zeichnen drang er in die Harmonie der Einzelheiten ein, so daß es ihm möglich ward zu entdecken, wo die Ausführung des Baues hinter dem ursprünglichen Plane des Meisters zurückgeblieben war. In einer Gesellschaft äußerte jemand, es sei schade, daß statt zweier Thürme nur der eine vollendet sei. Goethe bemerkte, auch dieser eine Thurm sei leider nicht ganz ausgeführt; denn auf die vier Schnecken hätten noch vier leichte Thurmspitzen gesollt, so wie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz stehe. „Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte einer der Anwesenden. „Der Thurm selbst!“ versetzte Goethe. „So sind Sie nicht unwahr berichtet,“ erwiderte jener: „ich bin der Aufseher der Baulichkeiten; wir haben in unserm Archive noch die Originalrisse.“ Goethe bedauerte, von diesem Schatz nicht früher unterrichtet gewesen zu sein, und erwirkte sich noch kurz vor seiner Abreise die Erlaubniß, das im Bau Fehlende aus dem Riß aufzuzeichnen. Schon damals drang er darauf, daß man diese Baukunst nicht gothisch, sondern altdeutsch zu benennen habe und führte dies später in der Schrift „von altdeutscher Baukunst“ weiter aus. Damit war aber auch die Theorie vom Formideal gefallen. „Die Kunst — so lautete jetzt das Bekenntniß — ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so große, wahre Kunst, ja oft wahrer und größer, als die schöne selbst. — Laßt die Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammenstimmen; denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre.“ Hiermit war

der Schlüssel zum Shakspeare gefunden, und die Compositionen des Götz und Faust konnten sich nach und nach in der Seele des jungen Dichters aufbauen. Der jugendfrohe Dichter streifte die letzte Fessel der Theorie ab und hatte von nun an kein anderes Princip als:

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?

„Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang“, äußert Goethe in seinen biographischen Schilderungen. Wie wenig indeß diese Behauptung gegründet ist, beweisen uns die „Ephemeriden“, das Tagebuch seiner literarischen Beschäftigungen, in denen sich ein vielseitiges Interesse für die wichtigsten Probleme des philosophischen Denkens kund giebt und die Lectüre angesehener Philosophen angemerkt ist [21]). Schwankend greift er hin und her, bald zu den mystischen und pantheistischen Schriften, mit denen er in der letzten Frankfurter Periode in engste Berührung gekommen war, bald zu den Philosophen der neuesten Aufklärungsperiode. Ein Aufsatz, in welchem eine Vergleichung zwischen dem Mendelssohn'schen und dem Platonischen Phädon angestellt wird, zeugt von einem sorgfältigen Studium dieser beiden Schriften.

Faßt man zusammen, mit welchem Drange nach Erkenntniß der geniale Jüngling in die Geheimnisse von Natur und Kunst, in Wissen und Leben hineinzuschauen bemüht war, so hat man es als ein besonders günstiges Geschick zu preisen, daß er in Straßburg mit Herder zusammengeführt ward und in ihm den Lehrer fand, dessen er gerade bedurfte. Herder hatte schon seine Lehrjahre durchgemacht, er hatte sich im Schul- und Kirchenamt mit Glück versucht und durch seine Fragmente zur Literatur und kritischen Wälder eine Stelle unter den deutschen Schriftstellern erworben. Er stand mit den größten Männern Deutschlands in Verbindung;

während seines Aufenthalts in Paris hatte er mit den geistreichsten Denkern Frankreichs verkehrt. Schon lagen in seinem Geiste die herrlichen Früchte vorgebildet, die er auf seiner glänzenden Schriftstellerlaufbahn nach und nach der Nation darreichte. In Begleitung des Prinzen von Holstein-Eutin kam er im September 1770 nach Straßburg, wo er das Verhältniß zu seinem Zögling auflöste. Da er wegen einer Augenkrankheit den berühmten Arzt Lobstein zu Rathe zu ziehen wünschte, so ward er den Winter über durch die ärztliche Behandlung in Straßburg zurückgehalten.

Goethe traf mit ihm zufällig an der Treppe des Gasthofs „zum Geist“ zusammen. Seine freundliche Anrede fand Erwiderung, so daß ein lebhaftes Gespräch erfolgte, das er mit der Bitte schloß, ihn besuchen zu dürfen. Die Erlaubniß ward häufig benutzt, indem der empfängliche Jüngling sich stärker und stärker angezogen fühlte. In Goethe war eine ähnliche Gährung, wie in Herder's Geiste; aber während bei jenem noch das Ziel in Nebeln verschwand und ihm nur in schwankenden Ahnungen vorschwebte, trat bei Herder, der fünf Jahre älter war und als Jüngling schon dem gereiften Manne glich, das Urtheil klar und entschieden hervor. Er ließ es sich gern gefallen, daß Herder, von Natur zu didaktischer Mittheilung geneigt, dem jungen Dichter, der nur zu empfangen bereit war, und was er hatte, nicht einmal geltend zu machen suchte, in der superioren Haltung eines Lehrmeisters gegenüberstand. Der Umgang mit ihm gewann bald eine solche Innigkeit, daß Goethe bei der schmerzhaften Operation der Thränenfistel, welche Lobstein im October verrichtete, zugegen war und Zeuge der bewundernswürdigen Standhaftigkeit des verehrten Mannes sein konnte. Während der langen Leidenszeit, in der die Operation mit gleicher Erfolglosigkeit mehrere Male wiederholt ward, so daß Herder den Winter über sein Zimmer nicht verlassen konnte, erleich-

tete er ihm die Abgeschiedenheit durch Besuche am Morgen wie am Abend. Oft brachte er ganze Tage bei ihm zu, und bei dieser anregenden Mittheilung ist es begreiflich, „daß in der Fülle dieser wenigen Wochen alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward.“ Herder bearbeitete damals die Abhandlung von dem Ursprunge der Sprachen, die dem Gebiete angehörte, auf welchem später die Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit erwuchsen.

Durch Herder lernte Goethe die Poesie als die ewige Ursprache der Menschheit auffassen und sie in der hebräischen Dichtung des alten Testaments, im Volksliede wie in Shakspeare erkennen. Herder verleidete ihm den letzten Rest des Wohlgefallens an den Werken der rhetorischen Kunstpoesie; nur Wahrheit und Natur sollte Geltung haben. Von den dürftigen Theoretikern wies er ihn auf die tiefsinnigen Ideen Hamann's, die auf einen Dichtergeist belebend und zündend zu wirken vermochten. Da Herder sich damals eifrig mit Shakspeare und Ossian beschäftigte, so waren ihre Dichtungen vornehmlich der Gegenstand anziehender Gespräche.

Aus dieser Zeit ist ein kurzer Vortrag Goethe's über Shakspeare aufbewahrt, woraus folgende Stelle die mächtige Wirkung des Genius am schlagendsten ausspricht: „Noch zur Zeit habe ich wenig über Shakspeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, Dank

sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzt, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte ihre Thüren zusammenzuschlagen."

Was in Goethe's Seele Großes schlummerte, ahnte Herder nicht; er nennt ihn in Briefen "etwas leicht und spatzenmäßig." Bei der ihm eigenen Schärfe traf er Goethe's Liebhabereien oft mit bittern Glossen, so daß dieser, um nicht kränkenden Spott hervorzurufen, ihm seine Beschäftigung mit Götz und Faust und seine Studien in der Alchymie sorgfältig verbarg. War auch diese Einwirkung nicht immer momentan erfreulich, sie blieb doch anziehend und "bedeutend", und Herder konnte, als er mit nächstem Frühjahr Straßburg verließ, mit Recht von sich rühmen, ihm gute Eindrücke hinterlassen zu haben, die einmal wirksam werden könnten.

Um jedoch aus der Berührung dieser im Geiste lebhaft sich drängenden Elemente den Funken der Poesie hervorzulocken, bedurfte es noch eines wirksameren Mittels. Die Liebe schuf um den Dichterjüngling einen neuen Himmel und führte seine Seele in eine paradiesische Welt, wie sie ihm bis dahin noch nicht aufgegangen war. Wir bitten unsere Leser bei dieser Erzählung sich der lieblichen Darstellung zu erinnern, durch die Goethe seiner Geliebten zum Ersatz für getäuschte Lebenshoffnungen die dichterische Unsterblichkeit gege-

den hat; wir wollen sie nur ordnen und aus andern Mittheilungen ergänzen, indem wir im Uebrigen auf die anmuthigen Schilderungen selbst verweisen [22]).

In der ersten Hälfte des Octobers 1770 ward Goethe auf einem der häufig in die Umgegend Straßburgs unternommenen Ausflüge von seinem Freunde und Tischgenossen Weyland, der aus dem untern Elsaß gebürtig war und gern bei Freunden und Verwandten einsprach, bei dem Pfarrer Johann Jacob Brion zu Sesenheim, einem nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg gelegenen Dorfe, eingeführt. Die Gastfreiheit der Familie und die Liebenswürdigkeit der beiden Töchter waren ihm so eindringlich angekündigt, daß der Eintritt in das alte verfallene Pfarrhaus, welches einem schlechten Bauerhause ähnlich sah, von angenehmer Erwartung begleitet war. Der Pfarrer, ein kleiner, in sich gekehrter Mann, empfing die Gäste aufs freundlichste. In zutraulichster Weise lenkte er das Gespräch mit dem fremden Ankömmlinge, welcher, stets ein Freund des Incognito, seine aristokratische Herkunft durch Haltung und dürftige Kleidung unter der Maske eines armen Studenten verbarg, auf sein Lieblingsthema, den seit lange beabsichtigten und berathenen Neubau des Pfarrhauses, der durch vielerlei Hindernisse und Säumnisse immer wieder ins Ungewisse hinausgeschoben worden war. Bald trat auch die Mutter ein, eine verständige, höchst achtungswerthe Frau, deren ganze Erscheinung die Spuren früherer Schönheit und einer guten Erziehung trug, nach ihr auch die älteste Tochter, Maria Salome, ein Mädchen von hübschem Wuchs, lebhaft, fast stürmisch in Rede und Bewegung. Zuletzt erschien auch ihre jüngere Schwester, nach der man mehrmals gefragt und lange gesucht hatte, Friederike, das anmuthigste Mädchenbild, das je vor das Auge des jungen Dichters getreten war. Sehen und lieben war ein Moment. „Ein kurzes weißes rundes

Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die ne
Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein kna
weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so
sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Sch
und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen h
schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blo
Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus
teren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und
artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als w
es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Stro
hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen sie l
ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und l
lichkeit zu sehn und zu erkennen.“ Sie war in ihrem
zehnten Jahre.

Mit den Angelegenheiten der Familie ward Goethe d
die Gespräche über ihre Freuden auf dem Lande, über
Kreis von Verwandten und Freunden bald so vertraut,
auch er sich zu ihnen rechnen durfte. Zugleich verklärte
ihm diese ländliche Familienscene im Spiegel der Poesie.
er unter den frischen Eindrücken der Dresdener Bildergal
sich an dem Hause seines gastfreundlichen Schusters als
einem niederländischen Gemälde entzückte, so entstand
vor seiner Phantasie die Familie des Goldsmith'schen La
predigers von Wakefield, deren Freuden und Leiden er
zuvor in Gesellschaft Herder's eine begeisterte Theilna
gewidmet hatte. Die warnende Stimme, die er ebend
hätte vernehmen können, hat er im Rausche des Liebegl
überhört.

Während Weyland mehr die ältere Schwester unterh
widmete sich Goethe Friederiken. Ihr ganzes Herz lag o
vor ihm; er blickte in einen Himmel voll Unschuld und G
Wie hätte sich diesem gegenüber eine Maskirung lange
haupten lassen? Auch er wünschte, dem holden Wesen,

nell seine ganze Seele hinnahm, liebenswürdig zu erschei-
n. Die Tage flogen unter „niedlichen und muthwilligen
stbarkeiten“ dahin, von denen er uns die Ueberraschung in
r Verkleidung des Bauerburschen aufs anmuthigste erzählt
t. Bald wurden Spaziergänge ins nahe Wäldchen unter-
ommen, die vom freundlichen Wetter begünstigt wurden,
ald saßen sie mit einander in der traulichen Jasminlaube
or dem Hause, und der junge Dichter konnte die Gabe der
Märchenerzählung vor den aufmerksamsten Ohren geltend
achen; hier erzählte er unter andern das Märchen von der
euen Melusine, das er in späteren Jahren niedergeschrieben
at. Ihm dem Glücklichen schlug keine Stunde, und hätte
icht Weyland, der als ein pünctlicher Collegienbesucher zu
echter Zeit wieder in Straßburg einzutreffen wünschte, zur
Rückreise gedrängt, so hätte sich dieser Ausflug noch um
ele Tage verlängern mögen. Nicht ohne einiges Abenteuer,
dem sie, um den Weg abzukürzen, sich zwischen Morästen
irrten, langten sie bei Nachtzeit in Straßburg wieder an,
nd der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf
m Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein
roject, Sie bald wiederzusehen. — Sie wollten nicht glau-
n, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden
ißfallen würde; gewiß, Straßburg ist mir noch nie so leer
rgekommen, als jetzo. Zwar hoffe ich, es soll besser wer-
n, wenn die Zeit das Andenken unserer Lustbarkeiten ein
enig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so leb-
ft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin
. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein,
h will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie
hreiben.“

In solchen Ausdrücken des innigsten Gefühls sprach er
leich nach der Trennung in dem ersten Briefe an seine ge-
iebte Freundin (15. Oct.) aus, was in seiner Seele vorging[23].

„Liebe neue Freundin!“ so beginnt er, „ich zweifele nicht, sie so zu nennen, denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge im ersten Blicke die Hoffnung zu dieser neuen Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein bischen günstig sein? — Liebe, liebe Freundin! Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzt schreiben will und was ich schreiben möchte, das ist ein Anderes; soviel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte.“ In dieser weichen Gemüthsstimmung ward auch die Erinnerung an frühere glückliche Tage in ihm wieder recht lebendig; er schrieb um dieselbe Zeit (14. Oct.) das uns aufbehaltene Briefconcept an F. (vielleicht eine Frankfurter Freundin oder Friederike Oeser, an die der Name der Geliebten und die ländliche Heiterkeit zugleich erinnern mochte), worin die sanfte Wärme einer neu keimenden Liebe aus jeder Zeile durchscheint. „Sie sollten wohl nicht rathen,“ heißt es darin, „wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache sogar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seine Freunde vergessen kann, wenn's Einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unser selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine

ere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede
rschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig."
iel nun in die nächsten Wochen der lebhafteste Verkehr
erder, der ihn die Poesie am Busen der Natur, in
nfalt patriarchalischer Sitte, selbst unter dem ländlichen
dach finden lehrte, wie mußte sich das Herz des jungen
rs gehoben fühlen, welcher in der mit allen Reizen der
und Unschuld geschmückten Geliebten die Muse der
Naturpoesie vor sich erblickte! Es ist daher wohl
gewagt, wenn wir auf die nächsten Tage nach dem
Besuche die Worte beziehen, womit die Schilderung
Dichters von der Nachwirkung des zweiten Ausflugs
: "In der Stadt angelangt, beschäftigte ich mich in
üheften Stunden — denn an langen Schlaf war nicht
zu denken — [und die Stunden des Tages waren
Herder'n gewidmet] mit dem Risse [zum Neubau des
hauses], den ich so sauber als möglich zeichnete. In-
hatte ich ihr Bücher geschickt und ein kurzes freundli-
Wort dazugeschrieben [wahrscheinlich nach jenem ersten
]. Ich erhielt sogleich Antwort und erfreute mich ihrer
, hübschen, herzlichen Hand. Eben so war Inhalt
Stil natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und
rde der angenehme Eindruck, den sie auf mich gemacht,
erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vor-
hres holden Wesens nur gar zu gern und nährte die
ung, sie bald wiederzusehen."

Es bedurfte nicht erst, wie Goethe uns berichtet, einer
erung des Professors Ehrmann: "um die Studien mit
größerer Geistesfreiheit betreiben zu können, dem Kör-
wegung zu geben."

"Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast, eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht."

Die Nacht war windig und schaurig (es war um den Beginn des Novembers). Der liebeglühende Jüngling sprengte in raschem Ritte zu, um nicht bis morgen früh auf den Anblick der Geliebten warten zu müssen:

„Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.“

(Gedicht: Willkommen und Abschied, nach den ältesten Lesarten.)

Wie oft sich im Laufe des Winters diese muthigen Ritte und flüchtigen Besuche wiederholt haben, hat uns der Dichter nicht berichtet, weil eben nichts Neues zu schildern war; sicherlich waren deren mehr, als man gewöhnlich annimmt. Auf die Winterbesuche deutet ein aus Friederikens Nachlaß bekannt gewordenes Gedichtchen hin:

„Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen
Und lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder sein.“

Nie hat wohl Goethe seligere, reinere Tage verlebt. Die Erinnerung an Vergangenes warf über das Glück der Liebe noch nicht den Schatten des Vorwurfs, und sie trug noch das Gefühl der Ewigkeit in sich. In einem noch vorhandenen Briefe an Horn (vom December) „scheint sich“ — so berichtet Eckermann — „der glückliche Jüngling in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halbträumerisch hinzuschlendern“ [24].

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diese glücklichen Monate Vieles von dem verlegen, was des Dichters Schilderung erst später erwähnt. „Ein lebhafter Briefwechsel war eingeleitet; die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, trat wieder hervor; ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodieen unter.“ Außerdem wanderten mit Briefen und Geschenken manche poetische Herzensergüsse nach Sesenheim hinüber. „Entfernt von mir arbeitete sie für mich und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu sein. Bemalte Bänder waren damals erst Mode geworden; ich malte ihr gleich ein Paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich diesmal länger, als ich gedacht, ausbleiben mußte.“ Diesem in lieblicher Melodie dahinschwebenden Liedchen („Kleine Blumen, kleine Blätter“) würden wir das „An die Erwählte“, voll warmer Liebes- und Lebenshoffnung, beigesellen, wenn nicht die vollendete Form desselben ein späteres Entstehen vermuthen ließe.

„In deinen Küssen, welche Wonne!“

war ohne Zweifel schon damals keine poetische Fiction mehr; es wird vielmehr die in „Dichtung und Wahrheit“ viel besprochene Resignation auf diese liebevolle Annäherung zu den Dichtungen gehören, womit Goethe sein Liebesverhältniß reizend umhüllt hat. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, sieht leicht, daß bei dem nächsten Frühlingsbesuch der Bund der Liebenden mit Hand und Lippe längst geschlossen war.

Kurz vor dem verhängnißvollen October des Jahres 1770, der ihm Herder und Friederike zuführte, hatte Goethe die Ausarbeitung seiner Doctordissertation begonnen, und es war wohl des Vaters Wunsch, ihn mit dem nächsten Frühling

in die Vaterstadt als Doctor der Rechte heimkehren zu s
Als aber die Herbststürme zwischen die juristischen Collecta
fuhren und statt derselben Blätter zum Götz, Faust,
zu einem Julius Cäsar sich sammelten, als im Verkehr
Herder die todte Buchgelehrsamkeit verdunstete, und das
von der Sonne Shakspeare's, das Herz von Liebe tru
war, folgte er mit Freuden dem Rath der Freunde,
über eine Dissertation, über Theses zu disputiren, wa
Straßburg nichts Ungewöhnliches sei. Allein der V
dem er darüber schrieb, verlangte ein ordentliches Werk.
war deßhalb genöthigt, sich auf etwas Allgemeines zu w
und etwas zu wählen, was ihm geläufig war. Er bearb
daher ein kirchengeschichtliches Thema: „daß der Gesetz
nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gew
Cultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistli
noch die Laien lossagen dürften,“ was er mit philosophi
und historischen Gründen zu erweisen suchte. Aus
„Ephemeriden“ geht hervor, daß er zu diesem Behufe mel
kirchenrechtliche und kirchengeschichtliche Werke durchstu
In den ersten Monaten des Jahres 1771 scheint die gel
Abhandlung vornehmlich seine Zeit in Anspruch genom
zu haben. In diese Zeit fiel auch der Tod des Großv
(6. Februar); so wenig der Verlust unerwartet eintrat,
rührte er ihn doch sehr schmerzlich. Um Ostern verließ H
Straßburg. Der Frühling lud nach Sesenheim.

Friederike hatte ihren Geliebten gebeten, sich auf län
Zeit einzurichten. In dem Pfarrhause war ein Fest,
welchem mehrere Freunde und Verwandte aus der Umge
geladen waren. Goethe erschien jetzt bereits als ein
der Familie; „man wußte nicht anders, als daß ich d
Kreise angehöre.“ Er erheiterte die Gesellschaft
Schwank und Humor. Friederike zeigte sich überall in gl
Anmuth als der belebende Geist und erschien ihm lieb

e. Er fühlte sich „grenzenlos glücklich“ an ihrer Seite. derspiele steigerten die ausgelassene Lustigkeit der Gesell-, und ihm ward Gelegenheit zu manchem Kuß der Ge-n. Abends ward getanzt, und das zärtliche Paar gab er Lust so leidenschaftlich hin, daß man ihnen zureden ;, „nicht weiter fortzurasen.“ Sie entschädigten sich einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und h die herzlichste Umarmung und die treulichste Versiche-, daß sie sich von Grund aus liebten.“ Das Gefühl liebeseligen Stunden bewahren die Zeilen:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle;
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;
Nun laß auch morgen sein, wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein!

In dem Wäldchen, das so oft das Ziel ihrer Spazier- war, („Nachtigallwäldel“ von den Bauern genannt), eines Tages eine Tafel mit den Namen vieler Freunde ner der stärksten Buchen aufgehängt; zu unterst schrieb e den seinigen mit den Versen:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Sturm und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

ward auch in der Rinde eines Baumes sein Name mit übrigen verschlungen.

In den nächsten Wochen wurden Ausflüge zu den Freun- gemacht, die bei dem Sesenheimer Feste vereinigt gewesen n, diesseits und jenseits des Rheins, nach Hagenau,

Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau. Die Rhein
waren häufig das Ziel ihrer Wasserfahrten, und der he
Maienhimmel breitete sich über diese glücklichen Tage
Die Poesie streute zugleich ihre Frühlingsblüthen; das S
heimer Liederbuch ward mit manchem tiefempfundenen
genheitsgedichte und Liedern nach bekannten Melodieen
gestattet. Für die Geliebte schrieb Goethe mit höchst zier
Handschrift die Uebersetzung der Ossianschen Gesänge
Selma [26]), wovon ein Theil in veränderter Form spät
Werther's Leiden eingeschaltet ward. Auch der Homer
sein getreuer Begleiter [27]). Wie mochte er sich so gar
die patriarchalische Idylle hineinleben, wenn er manchen
sich abmühte des Pfarrers alte Kutsche mit Blumen z
malen, oder bei dem lahmen Philipp in Sesenheim
flechten lernte!

Allein indem das Glück der Liebe seinen Höhepun
erreichen schien, verlor sie schon die beseligende Zauber
das Gefühl der Unendlichkeit. Sobald Goethe fühlte,
er „sich über die Zukunft verblendet habe," daß er „
Schatten greife", trat er in einen peinlichen Mittelzu
den uns ein Brief an Salzmann deutlich genug malt:
wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme; ich will auch
will auch; aber was will das Wollen gegen die Gesichte
mich herum? Der Zustand meines Herzens ist sonderb
Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein
von Freunden! Sind nicht die Träume meiner Kindhei
erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Au
diesem Horizonte von Glückseligkeiten herumweidet.
das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest
Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, daß
um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was
wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Sch
zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund! es g

viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden.“ Die Zugabe war die Erkenntniß, daß diese Liebe nicht im Stande sei, der Lebensinhalt für seinen hochstrebenden Genius zu sein; der Moment war eingetreten, den er später mit unverkennbarer Beziehung auf sich schildert [28]), wo der junge zum Höchsten strebende Dichter sich losreißt, weil er, „aus einem dichtenden Traum erwachend, findet, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei“; die Zugabe war das reuige Gefühl, daß er in seinem Liebesverhältniß bis auf einen Punct gerathen war, wo der Rückweg zur Freiheit, nach der er sich zu sehnen begann — („wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist“) — nicht ohne einen Treubruch geschehen konnte. Was er in seiner poetischen Schilderung so zart als die Reue, ihre Lippen durch den Kuß entweiht zu haben, einkleidet, das war das unausweichliche Selbstgeständniß, ihren Frieden untergraben zu haben, so daß ihm „ihre Liebe recht unselig vorkam, und er über alle Berge zu sein wünschte“. Langeweile und üble Laune, die durch körperliches Uebelbefinden noch vermehrt ward, mochten schon verdrießliche Stunden herbeiführen, wie sie Käthchen Thränen gekostet hatten.

In seinen Gemüthszustand läßt uns ein bald nach Pfingsten an Salzmann geschriebener Brief einen Blick werfen. „Es geht so ziemlich gut; der Husten hat sich durch Cur und Bewegung so ziemlich gelöst, und ich hoffe, er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell; die Kleine fährt fort traurig krank zu sein, und das giebt dem Ganzen ein schiefes Ansehen; nicht gerechnet conscia mens und leider nicht recti, der mit mir herumgeht.“ Er bittet dann Salzmann, ihm zwei Pfund Zuckersachen zu schicken, und hofft dadurch zu süßeren Mäulern Anlaß zu geben, als man seit einiger Zeit zu sehen gewohnt sei. Weiter erzählt er, er habe Pfingstmontags (20. Mai) mit der Aelte-

sten von 2 Uhr bis Mitternacht getanzt; „ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser...... Und doch, wenn ich sagen könnte, ich bin glücklich, so wäre es besser als das alles...... der Kopf steht mir, wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind.“ Und dennoch konnte er, wozu Salzmann längst gedrängt hatte, noch nicht zu dem Entschlusse kommen, sich aus diesem Traumleben herauszureißen und nach Straßburg zurückzukehren; erst gegen den Beginn des Juni nach einem Aufenthalt von ungefähr fünf Wochen verließ er Sesenheim. Beim Abschiede dichtete er wahrscheinlich das schöne Lied: „Laß mein Aug' den Abschied sagen“.

Da er, am Körper, mehr noch an der Seele krank, nach Straßburg zurückkehrte, so war in den nächsten Wochen für seine Studien nicht viel Gewinn zu hoffen. In den Johannisferien entschloß er sich daher zu einer Vergnügungsreise in die Vogesen, auf der sein Freund Weyland ihn begleitete. Von dieser Reise, die am 22. Juni angetreten ward, hat uns Goethe eine detaillirte Skizze hinterlassen, in der wir deutlich die Aufzeichnungen seines Tagebuchs wiedererkennen. Der Weg ging durch das nördliche Elsaß, über Buchsweiler, Weyland's Vaterstadt, nach dem Saarthal. Vom Baschberge herab genoß er die entzückende Aussicht ins Elsaß. Dann gelangten die Reisenden über Saargemünd nach Saarbrück, wo sie vom Präsidenten von Günderode drei Tage aufs freundlichste bewirthet wurden. Goethe benutzte die Zeit, um sich durch Excursionen in die gewerbthätige Umgegend mit dem Berg- und Hüttenwesen bekannt zu machen, wofür ein lebhaftes Interesse in ihm geweckt ward. Man erkennt in seinen Schilderungen, wie heilsam die Reize der Natur auf sein leidenschaftlich aufgeregtes Gemüth wirkten, wie seinem offenen Sinne die Welt wieder klar entgegenkam, und sein Geist sich durch die Theilnahme am praktischen Leben wieder stärkte

Ein zu Saarbrück am 25. Juni niedergeschriebenes Briefconcept an F. spricht das, was in seinem Herzen vorging, gleich dem Selbstgespräch eines Tagebuchblattes aus: „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, was ich an Sie gedacht, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle herrlichen Abwechselungen eines herrlichen Sommertages in der süßesten Ruhe genoß: Sie würden Mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenderes, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an Alle, die Sie lieben, die mich lieben, und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie — Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie. — Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbei fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still, wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen, wie ein Traum; man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtnisse aufzusuchen. — Welch' Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind

wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen".

Von Saarbrück aus zogen die jungen Wanderer durch waldiges Gebirge, bis sie in tiefer Nacht in Neukirch anlangten. Goethe konnte „ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tages" noch keine Rast finden; er suchte das höher gelegene Jagdschloß auf, vor dessen Glasthüren er lange Zeit in tiefem Nachdenken in einer nie gefühlten Einsamkeit saß, bis ihn aus der Ferne der Ton von einigen Waldhörnern aufweckte, „der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte". Da ging in seinem Herzen das Bild Friederikens auf, das während des bunten Wechsels der Reisetage in den Hintergrund getreten war, und riß ihn mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fort. Er brach des nächsten Tages mit dem Frühesten von der Herberge auf und nahm den Rückweg mit größerer Eile über Zweibrücken, Bitsch, Niederbrunn nach Hagenau. Hier trennte er sich von seinem Freunde Weyland und eilte auf Richtwegen dem geliebten Sesenheim zu. Auf dem Wege in der Gegend von Niederbrunn überraschten ihn ehrwürdige Trümmer des Alterthums, die ihm „in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften aus Bauerhöfen zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegen leuchteten"; an der nahen Wasenburg, den Ruinen eines auf römische Reste gebauten Schlosses, gewahrte er eine gut erhaltene Inschrift, worin dem Mercur ein dankbares Gelübde abgestattet wird. Hierauf gründet sich vielleicht das Gedicht „der Wanderer". [29])

Nach kurzem Aufenthalte in der Nähe Friederikens, über den wir nichts Näheres erfahren, kehrte er nach Straßburg zurück, wo ihn zunächst die Vorbereitungen zu der nicht länger zu verschiebenden Promotion festhielten.

Goethe hatte mitten unter den Zerstreuungen des Sommers seine kirchenrechtliche Dissertation, so gut es gehn wollte, zum Abschluß gebracht. Da er das Latein geläufig schrieb, so schien ihm die Darstellung gelungen zu sein, und mit Hülfe eines guten Lateiners ward noch in Kleinigkeiten nachgebessert. Eine reinliche Abschrift wurde dem Vater zugeschickt, der zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenständen ausgeführt worden sei, sich aber doch von der Bekanntmachung dieser Abhandlung die beste Wirkung versprach. Der junge Autor trug kein Verlangen danach und und war sehr erfreut, als der Decan der juristischen Facultät, dem er sie überreicht hatte, sie als akademische Dissertation nicht annehmbar fand, sei es nun, daß der paradoxe Inhalt Anstoß gab oder die Behandlung der juristischen Erudition nicht Genüge leistete. Um die Sache nicht aufzuhalten, gestattete man ihm, über Theses [30]) zu disputiren. Unter dem Beistand des Repetenten wurden diese ausgesucht und gedruckt. Am 6. August ging die Disputation im Thomanum, dem alten Universitätsgebäude, lustig und leichtfertig vorüber. Lerse war der Opponent. Ein herkömmlicher Schmaus beschloß die Promotion. Anfangs begnügte er sich mit dem Titel eines Licentiaten; die Doctorwürde erlangte er erst nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt.

Da um diese Zeit Goethe's Besuche in Sesenheim mehrere Wochen ausblieben, so entschloß sich die Mutter mit ihren Töchtern zu einem Besuche in der Stadt, wozu sie schon wiederholt von Verwandten eingeladen worden waren. Auch Goethe war seit lange mit diesen Familien vertraut und bei ihnen öfters zum Besuch; wie nahe lag es also, den Verlobten — denn als solche mußten sie ihnen gelten — eine erwünschte Gelegenheit zu verschaffen, sich häufig zu sehen, zumal da die Trennung nahe bevorstand. Man sieht es Goethe's etwas verworrener Erzählung an, daß ihm dieser

Besuch eher lästig als erfreulich war. Seiner Liebe ging der Reiz, der ihn an Friederike gefesselt hatte, der Zauber ländlicher Idylle verloren. Wie anmuthig war sie ihm erschienen, wenn sie, leicht wie das Reh, über Rain und Matten im zierlichsten Laufe dahinflog, wenn sie in ihrer ländlichen Tracht zwischen den Blumen der Wiesen, unter dem Grün des Waldes der Nymphe des Haines zu vergleichen war! Aber mit der städtischen Umgebung trat dies alles in Widerspruch. Die Mädchen kamen sich selbst neben den städtischen, französisch gekleideten Nichten recht „mägdehaft" vor, besonders die Aelteste, welche den Abstand lebhafter fühlte, während Friederike sich auch hier „frei wie der Vogel auf den Zweigen" bewegte und überall die Welt schön fand, wo „er nur bei ihr wäre." Unter den Abendunterhaltungen war auch eine Vorlesung des Hamlet, durch die Goethe großen Beifall erntete; „sie versagte sich den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich geglänzt zu haben". Aber die Hülfsquellen der geselligen Unterhaltung versiegten in der Stadt bald; das Landmädchen ins Freie zu begleiten, sich öffentlich mit ihr zu zeigen, scheute sich der Liebhaber, und wir glauben gern seiner Versicherung, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, als er sie abfahren sah. Auch Friederike schied wohl mit der Ahnung, daß diese Liebe nur ein Traum gewesen sei.

Um von den beängstigenden Gefühlen sich loszumachen, gab er sich „Zerstreuungen und Heiterkeit bis zur Trunkenheit" hin. Die Stimme des Herzens, die bisher in weichen Liedern erklungen war, betäubte er jetzt durch ausgelassenen Humor. Er verkehrte vornehmlich mit den jungen Shakspearomanen, „deren ganze Glückseligkeit die Absurditäten der Clowns waren", die durch Originalspäße den großen Meister zu feiern suchten. „Ueber solche Dinge ward sehr ernsthaft gestritten, ob sie des Clowns würdig oder nicht, und ob sie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle geflossen, oder ob

etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige und unzulässige Weise mit eingemischt hätten.“ Es gesellte sich in der letzten Zeit von Goethe's Aufenthalt in Straßburg der Liefländer Johann Reinhold Lenz hinzu, welcher nach beendigten Universitätsstudien zwei junge Edelleute von Kleist, die in französische Dienste zu kommen hofften, nach Straßburg begleitet hatte. Er kam dort, da die Zahlung bald aufhörte, in große Noth und mußte sich mit Stundengeben erhalten. Seine Sanftheit und zierliche Gestalt hatte etwas Gewinnendes. In barocken Einfällen und Narrenspäßen entwickelte er einen genialen Humor, der die lustige Gesellschaft zur Bewunderung hinriß. Da er übrigens ohne sittlichen Halt und künstlerisches Maß war, so gingen aus seiner naturwüchsigen Genialität nur einige krankhafte Productionen hervor, in denen treffender Humor mit dem Albernsten launenhaft zusammengewürfelt ist.

Diese übermüthig lustigen Freunde wählte er zu Begleitern auf seinen letzten Ausflügen ins obere Elsaß; kein Wunder, daß er von diesen „keine sonderliche Belehrung heimbrachte“. In solcher Gesellschaft konnte sinnige Betrachtung der Natur und alterthümlicher Trümmer, für die Goethe sonst ein leidenschaftliches Interesse hatte, welches durch die Belehrung der Professoren Oberlin und Koch nachdrücklich genährt und wissenschaftlich gefördert worden war, nicht aufkommen. Dieses ward von der unaufhaltsam sprudelnden Narrenquelle weggeschwemmt. Verse im Clowngeschmack entquollen bei jeder Gelegenheit; der in der Kirche zu Ensisheim aufgehängte ungeheure Aerolith gab zum Spott über die Leichtgläubigkeit der Menschen Anlaß; in der fruchtbaren Gegend zwischen Colmar und Schlettstadt wurden possenhafte Hymnen an Ceres gesungen, indem der Verbrauch so vieler Früchte umständlich auseinandergesetzt und angepriesen ward.

Tiefer blieb eine mit einer andächtigen Schaar began
Wallfahrt auf den Ottilienberg seiner Erinnerung eingep
Hier genießt man eine entzückende Aussicht in das El
und der Blick fliegt über Hunderte von Dörfern und Stä
hinweg; am Horizonte zeigen sich in blauer Ferne die A
der Schweiz. Rings um den Berg liegen Trümmer römi
Bauwerke zerstreut, und über die ehrwürdigen Reste der V
gangenheit verbreitet die Sage von der schönen Ot
welche hier durch einen Schlag an den Felsen einen Brun
hervorquellen ließ, noch den Schimmer der Romantik. D
anmuthige Bild, das die Sage in dem jungen Dichter
vorrief, trug er mit sich und kleidete in den Namen
Heiligen ein mit Liebe ausgeführtes, weibliches Charakterl

Nach Sesenheim kam er in den letzten Wochen se
hinaus; der Briefwechsel ward „lebhaft" fortgeführt. „
blieb sich immer gleich; sie schien nicht zu denken noch den
zu wollen, daß dieses Verhältniß sich so bald endigen kön
Ihn ängstigte die Gegenwart Friederikens; aber abwe
sich mit ihr zu unterhalten, war für sein Gemüth eine
ruhigung, für seine dichterische Phantasie eine reizende
schäftigung. Den Abschiedsbesuch konnte er sich nicht
sagen. Wer fühlt nicht die ergreifende Wahrheit in
wenigen Worten: „Als ich ihr die Hand noch vom Pf
reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir
sehr übel zu Muthe"! Es ward noch nicht ausgesproc
daß es eine Trennung für immer sei.

Gegen das Ende des Augusts verließ Goethe sein
liebtes Straßburg. Seinem Freunde Lenz schenkte er z
Andenken ein Exemplar von Shakspeare's Othello, in wel
er die Worte schrieb: „Seinem und Shakspeare's würdi
Freunde Lenz", wozu dieser hinzufügte: „Ewig bleibt m
Herze dein, mein lieber Goethe". Die Reise ging ü
Mannheim, wo ihm die Betrachtung der Antikensammlu

jöne Eindrücke und reiche Belehrung hinterließ. Hier sah die Laokoongruppe, die durch Lessing's Abhandlungen sein achdenken schon vielfach beschäftigt hatte, und er faßte die rundidee zu dem später in den Propyläen ausgeführten rklärungsversuch. In Mainz gefiel ihm ein harfespielender nabe so wohl, daß er ihn, weil die Messe gerade bevortand, nach Frankfurt einlud und für ihn zu sorgen verprach, woraus ihm nachmals eine Belästigung erwuchs; dieser Zug ist für Goethe's Wesen charakteristisch und kehrt in ähnlicher Weise mehrmals wieder. Am 31. August wurde er als Advocat in seiner Vaterstadt beeidigt.

Und Friederike? Ein Brief Goethe's von Frankfurt aus ließ ihr keinen Zweifel mehr, daß er auf immer für sie verloren sei.

„Ihre Antwort zerriß mir das Herz; ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen; ja nur ihn zu lindern . . . . . ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich“. In den Herbsttagen scheint das Lied „Ein grauer trüber Morgen“ gedichtet zu sein, das er wahrscheinlich als ein tröstendes Zeichen liebenden Andenken's nach Sesenheim übersandte, so daß es sich im Sesenheimer Liederbuche findet; sandte er ihr doch auch durch Salzmann ein Exemplar des Götz von Berlichingen zu. Der letzte Vers deutet auf das Entbehren einer „erquicklichen Liebe“ hin:

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein;
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.

Doch in der öden Laube
Ach! denk' ich, wär' s i e hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir?

Nicht kalt und herzlos hat sich Goethe von Frieder losgerissen. Er hat geliebt, wie sie, und gelitten, wie und um so schwerer, weil er sich schuldig fühlte. Die sittl Schuld wollen wir nicht verhüllen, hat er sich doch s streng genug angeklagt. Sie bestand mehr in der juge lichen Unbesonnenheit, womit er dies Liebesband knüp als in dem Entschlusse, demselben weiter keine Folge für Leben zu geben. Nach dem allzeit fertigen Maßstabe oberflächlichen Beurtheilung wäre durch eine eheliche Verl dung Alles gutgemacht. Allein gesetzt auch, er hätte Macht der Verhältnisse überwunden und die Einwillig seiner Familie erlangt, was man doch wohl nicht gerad „unmöglich" nennen darf, war diese Liebe noch frisch lebendig genug, um für das Leben ein gegenseitiges G zu verbürgen? hätte diese Ehe nicht die Flügel seines Gei früh gelähmt? wäre er nicht der höheren Bestimmung, der ihn sein Genius berief, untreu geworden? Das auch Friederike erkannt; sie sprach von Goethe stets nur Verehrung und äußerte sich bei bitteren Anspielungen ihn mit weiblicher Bescheidenheit, er sei zu groß, seine Le bahn zu hoch gewesen, als daß er sie hätte heimfüh können.

Und war denn für sie diese Liebe n u r ein Quell Leidens? nicht auch, als der erste Schmerz der Trennu der sie aufs Krankenlager warf, überstanden war, eine F reiner und seliger Erinnerung, der Inhalt eines höhe Lebens, wie sie es nur durch seine Liebe kennen lernte? heiterer Sinn blieb ihr bis ans Ende. Ehrenvolle Heirat anträge wies sie ab; „wer von Goethe geliebt worden i sagte sie, „kann keinem andern Manne angehören."

Acht Jahre nach jenem schmerzlichen Scheiden besuchte Goethe sie wieder, als er die Herbstreise nach der Schweiz antrat, für beide ein versöhnendes Wiedersehen. Er fand sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst." Sie erzählte ihm von *Lenz*. Dieser hatte nach Goethe's Abreise mit der Brion'schen Familie einen Umgang angeknüpft und ihn aus ihrem Herzen zu verdrängen gesucht; er trieb seine verliebten Tollheiten bis zu Demonstrationen des Selbstmordes, ward aber abgewiesen. Seiner eitlen Selbstverblendung kann es nur zugeschrieben werden, wenn er in seinen Briefen sich den Schein giebt, als sei er von ihrer Gegenliebe überzeugt [31]). "Nachsagen muß ich ihr" — schreibt Goethe nach jenem Besuch an eine Freundin — "daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken *und in Frieden mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben* kann".

Nach dem Tode ihrer Eltern hatte Friederike ihre Heimat verlassen und lebte in Versailles und Paris bei einer Ver-

wandten, die sich an den Gesandtschaftssecretär Ro
verheirathet hatte; sie soll dort in den höhern Gesells
eine angenehme Erscheinung gewesen sein. Während R
pierre's Blutherrschaft kehrte sie zu ihrem Schwager J
Marx in Dießburg, später in Meißenheim (im Großh
thum Baden), zurück und widmete sich nach dem Tode
älteren Schwester der Erziehung der von ihr hinterla
einzigen Tochter; sie erlebte es noch, daß sich ihr Pf
verheirathete. Einige Wochen darauf starb sie (im N
1813) „abgelebt ohne zu altern," „bis zu ihrem Ende
mein geliebt und als eine bereite Helferin und Wohlth
verehrt." Sie ruht auf dem Kirchhofe zu Meißenheim
ihrer Schwester, deren Grab mit einem Denkstein b
net ist [32]).

Daß in Goethe's Herzen diese Jugendliebe bis ans
lebendig blieb, fühlen wir der liebewarmen Schilderun
die er uns in „Dichtung und Wahrheit" hinterlassen
Noch in der Schlußscene des zweiten Theils des Fausts
nen diese Erinnerungen durchzuklingen. „Der früh Ge
nicht mehr Getrübte, er kommt zurück."

Viertes Capitel.

Herbst 1771 — Ende 1773.

Goethe hatte das Glück, daß seine Jugend gerade in die Epoche traf, wo unsere Literatur eine durchgängige Umgestaltung erfuhr. Seinem empfänglichen, leidenschaftlich erregbaren Innern theilten sich die leisesten Schwingungen jener Revolutionsbewegung mit, bis er sich selbst thatkräftig und klarbewußt ihrer bemächtigte und sie in seine Bahnen hinein und mit sich fortriß.

Schlag auf Schlag traten gegen das Ende der sechziger Jahre die Werke ans Licht, an denen sich ein neues Jugendfeuer unserer Literatur entzündete. Durch Lessing's Kritik und Beispiel, durch Wieland's Shakspeare-Uebersetzung ward das Drama in jene stürmische Periode hineingeführt, die alles bisherige Regelwerk über den Haufen warf. Daß der charakteristische und Caricaturmaler, wie Lenz sagt, zehnmal höher gelte, als der idealische, daß man, wie Goethe sich ausdrückte, statt viel über die Form dramatischer Stücke zu reden, stracks auf den Inhalt losgehen müsse, und es im Grunde besser sei, ein verworrenes Stück zu machen, als ein kaltes, diese und ähnliche Maximen leiteten von Gerstenberg's Ugolino (1768) bis zu Schiller's Jugenddramen die dramatische Production. In dem Volksliede fand die lyrische Poesie und die Balladendichtung die Urlaute der Natur wieder; selbst die Klopstock'sche Kunstpoesie warf das Bardengewand um sich und suchte in Oden und Bardieten

(Hermanns Schlacht 1769) zum Urstand der Natur zurückzukehren. In den Ossianischen Gesängen, die damals eine mächtige Wirkung zu äußern begannen, verschmolz die Bardenpoesie mit der melancholischen Gefühlsseligkeit, die mit dem naturwüchsigen Trotz der jungen Titanen Hand in Hand ging; denn die Junge war freiheitstolz und lechzte nach Römer- und Tyrannenblut, doch die Herzen waren weich. Zugleich erleuchteten Hamann's Gedankenblitze in humoristischer Umhüllung das Reich des Denkens, verstanden von den Geistern, die aus dem traditionellen Systemwesen sich heraussehnten. In Herder gährte die neue Fülle des Denkens und Dichtens in aller Kraft eines jugendlich strebsamen Geistes. Goethe war sie in lebendigster Unterhaltung mitgetheilt, und er blieb mit Herder und den Straßburger Freunden in ununterbrochenem brieflichen Verkehr. Aus diesen kurzen Andeutungen mag man schließen, welch eine lebenvolle Welt sich in seinem Innern bewegte, als er in das stille Vaterhaus zurückkehrte und von neuem zwischen den engen Formen reichsstädtischer Sitte zu leben begann.

In Frankfurt traf er wohlgesinnte Freunde früherer Jahre wieder. Horn und Riese lebten zu Frankfurt in bescheidenen Aemtern; der Verkehr mit ihnen war, wenn auch herzlich, doch ohne erquickende Geistesverwandtschaft. Mehr gewährte der Umgang mit den literarisch vielseitig gebildeten Brüdern Schlosser. Der ältere, Hieronymus, suchte Goethe in den praktischen Geschäftsgang einzuführen und ihm die neuangetretene Laufbahn werth zu machen. Der jüngere, Georg, der sich aus den Diensten des Herzogs von Würtemberg herausgezogen hatte, war durch strenge Rechtschaffenheit ehrenwerth und wie früher durch seine ausgebreitete Literaturkenntniß Goethe förderlich. Auch seine Schwester Cornelia innige Theilnahme an Allem, was ihn anzog oder von ihm ausging, kam seinem Drange nach

Mittheilung wohlthuend entgegen. Sie mußte seine Freude am Homer theilen, den er ihr nach Clarke's wörtlicher lateinischer Uebersetzung mit poetischer Lebhaftigkeit und manchmal in metrischen Wendungen deutsch vortrug; ihr theilte er jede Herzensangelegenheit, jedes kleine Gedicht mit; sie ermunterte ihn bei seinem Götz, sie las seine Briefe und die darauf erhaltenen Antworten, und bei kurzen Entfernungen ward ihr jedes kleine Erlebniß brieflich mitgetheilt.

Es war vorauszusehen, daß mit dem Vater jetzt so wenig, wie nach dem Leipziger Aufenthalt, ein Verständniß möglich sein werde, wenn er gleich in so weit sich zufriedener fühlte, als er den für seinen Sohn entworfenen Lebensplan nicht gescheitert, sondern ihn als Doctor der Rechte in die Praxis eintreten sah. Auch war der Vater durch vorgeschrittene Bildung toleranter geworden und in Folge von Schmerz und Reue weicheren Gemüths. Da ihm jedoch für das, was des Sohnes geistiges Lebenselement geworden war, der rechte Sinn abging, so hatte keiner eigentliche Freude an dem andern. Erst später trat eine glücklichere Wendung ihres Verhältnisses zu einander ein.

Die juristische Praxis behagte Goethe nicht, und im Vergleich mit früheren glücklicheren Zeiten konnte ihm wohl das aristokratische spießbürgerliche Frankfurt als eine „Spelunke“ erscheinen [33]). Weit anregender war für Goethe, daß er durch die Brüder Schlosser in den literarischen Kreis, der sich in dem benachbarten Darmstadt gebildet hatte, eingeführt wurde. Hier war ein lebendiger Sinn für schöne Literatur angeregt und auch vom Hofe aus gefördert [34]). Die vortreffliche Landgräfin Caroline ging mit ihrem Beispiel voran; sie war es, auf deren Veranstaltung die erste Sammlung Klopstock'scher Oden als ein Manuscript für Freunde 1771 erschien. In vielfachem geselligen und literarischen Verkehr lebten hier Doctor Wenck, Professor Petersen, von Schrautenbach und

Geheimrath von Hesse. Gebildete Frauen voll Begeisterung für deutsche Poesie mit einem liebenswürdigen Anflug von Klopstockischer Sentimentalität erhöhten den Reiz heiterer Stunden. In Hesse's Familie lebte seine Schwägerin, Caroline Flachsland, die Verlobte Herder's, die unserm Dichter, den sie in ihren Briefen wiederholt als „äußerst gut“ bezeichnet, aufs freundlichste zugethan war. Einige dichterische Anregungen gab ihm die Bekanntschaft mit den homburgischen Hofdamen Lila von Ziegler und ihrer Freundin von Roussillon, die er in seinen Gedichten „Urania“ genannt hat; auf diese beziehen sich die odenartigen Gedichte Elysium und Morgenlied, sowie der von Herder streng kritisirte Felsweihegesang an Psyche. Ueber Lila schreibt Caroline an Herder: „Ein jedes empfindsame Herz wird von dem Engelsmädchen angesteckt, und mich dünkt, Goethe denkt ernsthaft darüber nach“.

Die Seele dieses literarischen Kreises war Johann Heinrich Merck (geb. 1741), seit 1768 landgräflicher Kriegszahlmeister, später Kriegsrath. Welche hohe Stellung dieser ausgezeichnete Mann durch seinen Charakter, seine Beziehungen zu den besten Männern seiner Zeit und seinen Einfluß auf die damalige Literaturperiode einnimmt, welche Bedeutung er namentlich für Goethe's Jugendleben gewonnen hat, ist in Goethe's biographischer Darstellung nicht mit der Anerkennung gewürdigt worden, wozu die innige Freundschaft früherer Jahre verpflichtete. Goethe's Erinnerung heftete sich mehr an solche Momente, wo des älteren Freundes scharfe, mit Lessing'scher Offenheit und Geradheit ausgesprochene Kritik dem allzuverwöhnten Jünglinge, auch wo er ihren Gründen Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, unangenehm und unbequem war. Merck war nicht, wie man aus einigen herben Aussprüchen der Goethe'schen Charakteristik schließen könnte, ein bloß verneinender Geist, der ein Bedürfniß hatte, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, nicht eine

Mephistopheles-Natur, sofern sie das Princip des Bösen vertreten soll. Er war weit entfernt, das lebhafte Streben des jugendlichen Genius in seinen kühnen Bahnen zu hemmen; vielmehr stärkte er sein Vertrauen zu sich selbst, riß ihn aus dem in Goethe's Natur liegenden Hin- und Herspringen und Zögern, und ließ die scharfe und besonnene Kritik dazwischen treten, wo er ihn vor den Abwegen zu bewahren hatte, zu denen sich das noch unsichere Genie in seinem stürmischen Drange inmitten einer excentrischen Literaturepoche nur allzuleicht verleiten ließ. Dabei trieb ihn nur das wärmste Interesse für seinen jungen Freund, dessen großes Talent, dessen hohe Bestimmung er gleich mit sicherem Blicke erkannte. Wie Merck auch in seinen übrigen Beziehungen alles Gute und Schöne mit uneigennütziger Theilnahme förderte, wie sein treffendes Urtheil sowohl über Werke der Poesie als auch insbesondere der Kunst von den bedeutendsten Männern seiner Zeit geschätzt ward, wie er sich mit lebendigem Eifer den Forschungen auf verschiedenen Gebieten des Wissens hingab und überall in engerem wie in weiterem Kreise als ein Ehrenmann galt, das lehren uns außer seinen eigenen Schriften die Zeugnisse der Mitlebenden, welche sein Briefwechsel enthält [35]).

Goethe's dichterische Entwürfe und Versuche fanden in jenem Kreise Anerkennung und Aufmunterung. Während des Winters rückte die Dramatisirung des Götz vor, von der er gegen das Ende des Novembers 1771 an Salzmann schreibt, daß sie „eine Leidenschaft“ geworden sei; „ich kann nicht ohne das sein; Sie wissen's lange, und es koste, was es wolle, ich stürze mich d'rein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakspeare und Alles vergessen werden: ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit,

die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe." Er übersandte ihm das Manuscript und freute sich, daß die Dichtung den Beifall seines Freundes erhielt. Auch Lerse hat einer mündlichen Aeußerung zufolge damals schon „den ganz vollendeten" Götz gelesen und Verbesserungsvorschläge mitgetheilt. Aus der Zuschrift, mit der er Herdern das Manuscript zuschickte, geht sowohl der Ernst hervor, mit der er sich dieser Dichtung hingab, wie die hohe Werthschätzung des Urtheils seines kritischen Freundes, das „ihm köstlicher ist denn Myrrhen, wohl thut wie Striegel und hären Tuch dem aus dem Bade Steigenden," wenn er gleich gelegentlich „das Jucken gewisser Striemen empfindet." „Keine Rechenschaft" — schreibt er — „gebe ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, nicht sag' ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehn, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtet', es wandelt an einen Platz, wo ich's nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kritik meiner Seele dran wendete, weil ich that, um Sie darüber zu fragen....... Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radicale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehen soll."

Indem sich Goethe in die altdeutsche Zeit mit leidenschaftlicher Liebe versenkte, während sein Herz noch an den Straßburger Erinnerungen hing, erschien ihm das ehrwürdige Münstergebäude als der ernste Hintergrund seiner Dichtung. Daher drängte es ihn in jenen Tagen, was er über altdeutsche Baukunst gedacht hatte, in der den Manen Erwin's von Steinbach gewidmeten Abhandlung, deren wir schon oben gedachten, niederzulegen; diese Bogen erschienen zuerst gegen Ende des Jahres 1772 und wurden im folgenden Jahre in Herder's Blättern von deutscher Art und Kunst wieder ab-

gedruckt. Form und Inhalt lassen uns die Einwirkung des Hamann-Herder'schen Geistes erkennen.

Eben diesen Einflüssen ist es auch zuzuschreiben, daß Goethe sich wieder in die scheinbar heterogenen Studien der patriarchalischen Urzeit, die ihn schon seit seiner Kindheit wiederholt beschäftigt hatte, hineinarbeitete, die Bücher Mosis durchstudirte und über die Lösung biblischer Fragen sann. Die Früchte seiner theologischen Beschäftigungen waren zwei kleine Schriften: „Brief des Pastors zu * * * an den neuen Pastor zu * * *, aus dem Französischen“ und „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben,“ welche im nächsten Jahre (1773) ohne Namen des Verfassers erschienen. In dem Briefe begegnen wir dem milden, frommen Grundzug in Goethe's Gemüth, der ihn früher zu Fräulein von Klettenberg hinzog und nachmals zum Verehrer der Lavater'schen Gefühlsreligion machte. Wenn auch nicht Alles darin als sein eigenes Glaubensbekenntniß anzusehen ist, so fühlen wir doch in dem, was über Ehrfurcht vor der Bibel, über Demuth und christliche Bruderliebe gesagt ist, seine wahre Herzensmeinung durch; über echte Toleranz in Glaubenssachen kann nicht herzlicher und eindringlicher geredet werden. Von den damaligen Aufklärungstheorieen sagt er sich entschieden los. „Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Frieden man von ihnen zu hoffen hat.“ Das nur gilt ihm als Religion, was aus einem warmen Herzen kommt: „Wenn wir immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das sei, Religion, und jeden auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Secten und Parteien träten, wie

würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf so vielerlei Weise Frucht bringen zu sehen. Dann würden wir ausrufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden ist, wo ich's nicht suchte.« Vor Allem räth er daher dem Amtsbruder, nichts vorzubringen, was er nicht jedem an seinem Herzen beweisen könne; »prediget Liebe, so werdet Ihr Liebe haben!«

In der ersten »biblischen Frage« wird der Beweis versucht, daß auf Moses Gesetztafeln nicht die zehn »allgemein moralischen« Gebote, sondern zehn Gesetze des israelitischen Jehovahbundes gestanden hätten. Er soll dies anfänglich zum Thema seiner Straßburger Doctordissertation bestimmt haben. Mystischer, indeß für jenen Zeitpunct charakteristisch, ist die Beantwortung der zweiten Frage: »Was heißt mit Zungen reden?« welches er als eine »Sprache des Geistes, mehr als Pantomime, doch unarticulirt« deutet; »die Fülle der heiligsten, tiefsten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht.«

Mit dem Jahre 1772 übernahm Schlosser auf Merck's Anrathen die Herausgabe der Frankfurter gelehrten Anzeigen. Es ward jetzt die Aufgabe dieser Zeitschrift, im Lessing-Herder'schen Geiste das Schwache und Kleinliche, den Ungeschmack und die gelehrte Pedanterie der Zeitliteratur zu bekämpfen, so daß sie ein anziehendes Denkmal der Theorieen der Genieperiode bleibt. Thätig war dabei besonders Merck; die Darmstädter Freunde so wie Herder, der 1772 die Stelle eines Hofpredigers zu Bückeburg angetreten hatte, waren bei den beiden ersten Jahrgängen rüstige Mitarbeiter. Auch Goethe trat in diesen kritischen Cirkel ein.

Bei einer der Berathungen über die Tendenz der Zeitschrift machte er die erste Bekanntschaft des Professors

Höpfner in Gießen, eines sowohl wegen seiner gründlichen wissenschaftlichen Bildung als wegen seines ehrenwerthen Charakters allgemein geschätzten Gelehrten. Der junge Dichter ließ sich hier wiederum in sein humoristisches Incognitospiel ein. Er gab sich für einen Studenten aus und trat anfangs blöde und mit linkischem Anstande auf, bis zuletzt die komische Scene damit endete, daß der angebliche Student aufsprang und Höpfnern um den Hals fiel mit den Worten: „Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner; aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt, und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so, hoff' ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe“ [36]). Goethe lernte bald Höpfnern näher kennen und gewann ihn lieb; in seinen Gesprächen fand er über viele Gegenstände seines Fachs eine willkommene Belehrung. Denn eben dies ward ihm bei Beginn seiner kritischen Thätigkeit aufs neue fühlbar, daß ihm ein zusammenhangendes theoretisches Wissen abging. Allein seine leichte Fassungsgabe ließ ihn leicht den rechten Weg finden, und sein treffender Blick leitete ihn so sicher, daß er durch geistreiches Urtheil gutmachte, was ihm an gründlicher Gelehrsamkeit mangelte. Die Herausgabe der literarischen Zeitschrift schlang ein engeres Band um die Frankfurt-Darmstädtischen Literaturfreunde; häufige Zusammenkünfte und Correspondenzen der Mitarbeiter belebten den geistigen Verkehr. Da die Kritiken in Einem und demselben Geist geschrieben waren, so wurden manchmal die Recensionen verschiedener Beurtheiler in Eine verschmolzen; Goethe diente dabei oft als Protokollführer.

Durch den gehaltvollen Verkehr mit ausgezeichneten Männern, durch poetisches Schaffen wie durch mannigfache Studien — die juristische Praxis konnte „in Nebenstunden be-

stritten werden", — ward Goethe in eine lebendige Geistesthätigkeit hineingezogen, und, wenn man die Leidenschaft kennt, mit der er in Momenten stürmisch das Neue ergriff, kann man auf die innere Erregtheit schließen, indem er einer neuen Ideenwelt sich zu bemächtigen eilte. Auch ward gleichzeitig der Kampf des Gemüths durch die Erinnerung an Straßburg, durch den Schmerz über Friederikens thränenvolles Krankenlager immer aufs neue unterhalten. In solchen leidenschaftlichen Lebensepochen bewährte sich ihm stets die Heilkraft seiner Dichtergabe, indem sie, was ihn quälte, von seiner Individualität loslöste und als ein fremdes Dasein, als ein Leiden, "das der ganzen Menschheit zugetheilt ist," gestaltete; auf Weislingen in Götz ging seine Beichte und Reue über. Beruhigung für sein Gemüth ward ihm vornehmlich "unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern" zu Theil; "mehr als jemals war er gegen offene Welt und freie Natur gerichtet." Seine Freunde pflegten ihn daher wegen seines Umherschweifens in der Gegend (wohl mit Anspielung auf sein bereits bekannt gewordenes Gedicht) den "Wanderer" zu nennen. Auf solchen Parforce-Touren zu Fuß und zu Pferde entstanden mehrere dithyrambische Oden, von denen "Wanderers Sturmlied" übrig geblieben ist. In der räthselvollen, sprunghaften Hymnensprache zeigt sich unverkennbar der Einfluß Pindars, in welchem er um diese Zeit "wohnte" [31]), sowie der Oden Klopstock's, zu welchem er durch die Begeisterung des Darmstädtischen Freundeskreises jetzt mehr als je sich hingezogen fühlte. Nicht länger vermochte er daher der enthusiastischen Lobrede desselben, womit der Eislauf angepriesen ward, zu widerstehen. An einem heitern Frostmorgen rief er, aus dem Bette springend, sich die Stellen zu:

Schon von dem Gefühle der Gesundheit froh,
Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Gestade gemacht
Den bedeckenden Krystall! — —

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See. Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Der „alte Anfänger" brachte es auch im Eislauf durch leidenschaftliche Uebung bald zur Gewandtheit und setzte mit muntern Freunden die erfrischende und stärkende Bewegung oft bis tief in die Nacht fort. Scenen aus Ossian's Gesängen belebten sich dann in seiner Phantasie, wenn das Dämmerlicht des Mondes die junge Heldenschaar beleuchtete, und der Hall des Eises geisterhaft erklang.

Mit dem Frühling 1772 begab sich Goethe nach Wetzlar, um sich, nach der damaligen Sitte junger Juristen, bei dem Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht bekannter zu machen. Man möchte vermuthen, daß die Bekanntschaft mit Höpfner auf diesen Entschluß Einfluß gehabt hätte, wenn er nicht selbst gestände, daß mehr die Lust, seinen Zustand zu verändern, als der Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern, ihn dazu veranlaßt habe; auch war der Aufenthalt in Wetzlar ohne Zweifel in den von dem Vater entworfenen Lebensplan im Voraus eingezeichnet.

In Wetzlar fanden sich viele junge Leute beisammen, die theils dem Gesandtschaftspersonal beigeordnet waren, theils der juristischen Praxis halber sich dort aufhielten. Goethe kam daher in ein drittes akademisches Leben; denn da jenen jungen Männern meist die Gelegenheit zu einer geregelten Thätigkeit fehlte, so verthat man die Zeit, indem man Possen umständlich und ernsthaft betrieb. Besonders that sich in solchen lustigen Streichen der braunschweigische Legationssecretär August Siegfried von Goué, ein liederlicher Sonderling, hervor. Er sowie der preußische Legationssecretär Ga nz gaben die Veranlassung, daß die Genossen des gemeinsamen Mittagstisches einen mit altfränkischen Formen maskirten Ritterorden bildeten, in den der neue Ankömm-

ling mit einem besonderen Ritternamen unter Ceremonien aufgenommen ward; Goethe erhielt wegen seiner Begeisterung für seinen Lieblingshelden den Namen „Götz von Berlichingen der Redliche“. Anfangs belustigte auch ihn dies Possenwesen, und er brachte die Perikopen aus den vier Haimonskindern, die man für ein kanonisches Buch erklärte und bei gewissen Festen und Feierlichkeiten ehrfurchtsvoll vorlas, in Ordnung und trug sie selbst pathetisch vor. Aber bald mißbehagten ihm die gehaltlosen Phantastereien, und er zog sich auf sich selbst und den Umgang mit einigen wenigen Freunden zurück.

Was er inzwischen durch Gespräch und Anschauung von dem Zustande der deutschen Rechtsverhältnisse, von dem Stande des seit mehreren Jahren von dem Kaiser Joseph II. betriebenen Reichsvisitationsgeschäftes erfuhr, machte auf seine redliche Gesinnung nur einen tief verletzenden Eindruck. Die geheimen Gebrechen des deutschen Justizwesens waren in engeren Kreisen der Rechtsgelehrten kein Geheimniß, und die Untersuchung hatte bereits manches Schlimme aufgedeckt. Wegen der geringen Zahl der Beisitzer und des langsamen Rechtsverfahrens hatten sich an zwanzigtausend Processe angehäuft, während jährlich nicht einmal mehr als die Hälfte der neu hinzukommenden erledigt werden konnte. In dem ganzen Gange der Revision zeigte sich ein so erbärmliches Treiben der einzelnen deutschen Stände, um lieber die Gebrechen zu verhüllen, als dem Kaiser eine reformatorische Regierungsgewalt einzuräumen, daß Goethe nun jenen heillosen anarchischen Zustand vor sich sah, in den der Brave, wie sein Götz, mit muthiger Selbsthülfe dreinschlagen möchte.

Um so inniger drang die ewig reine, göttliche Sprache der Natur in seine Seele; liebevoll betrachtete er ihr geheimes Weben und Wirken. „Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen; die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Ein-

samkeit und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten sich ausbreitenden Betrachtungen“. Besonders liebte er den stillen Aufenthalt in dem eine halbe Stunde von der Stadt am Fuße des Berges freundlich gelegenen Garbenheim (Wahlheim im Werther), wo er unter den Linden vor der Dorfkirche, von denen eine noch steht, häufig zu ruhen pflegte. Die zarten Naturlaute klingen durch seine Lieder und sind der unvergängliche Reiz seines Werther.

Welchen Eindruck er auf seine Umgebung durch sein „Genie“ und seinen sittlichen Charakter machte, erkennen wir aus einer unter den Kestner'schen Papieren aufbewahrten Schilderung; es heißt darin: „Er ist ein wahres Genie und hat eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft. Er hat viele Kenntnisse und viele Talente. In seinen Affecten ist er sehr heftig. Er ist ein Mensch von Charakter und hat eine edle Denkungsart. Mit einem Worte, er ist ein sehr merkwürdiger Mensch. Er liebt Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er wohlgelitten. Er thut, was ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. Er ist bilderreich und drückt sich gewöhnlich in Gleichnissen aus....... Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, um etwas vorstellen zu wollen...... Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. Er hat schon viel gethan, viele Kenntnisse, viel Lectüre; aber doch mehr gedacht und räsonnirt.

Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er s[...] Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaft[...] nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften."

Von jungen Freunden schloß sich besonders Gotte[...] der sich als gothaischer Legationssecretär in Wetzlar aufhie[...] mit aufrichtiger Neigung an ihn an. Drei Jahre älter a[...] sein Freund, hatte er schon als geschmackvoller Dichter u[...] Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, sich ein[...] Namen erworben. Den Ueberschwänglichkeiten der Geni[...] periode abhold, wandte sich sein klarer, heiterer Sinn me[...] der Eleganz der französischen und der neueren englisch[...] Literatur zu. Beide begegneten sich in der Begeisterung f[...] Goldsmith und wetteiferten in der Uebertragung der englisch[...] Idylle "das verlassene Dörfchen", welche Goethe's damali[...] Gemüthsstimmung eben so in dem wirksamsten Momente b[...] rührte, wie der Landprediger von Wakefield zur Zeit sein[...] Sesenheimer Besuche. Von Gotter ward er zu manch[...] kleineren poetischen Arbeiten aufgemuntert [38]). "Faust" w[...] mehrmals der Gegenstand ihrer Unterredungen, ohne daß d[...] junge Dichter bis jetzt Hand anzulegen wagte.

Zu Gotter's Freunden gehörte Karl Wilhelm Jerus[...] lem, braunschweigischer Gesandtschaftssecretär, der Sohn [...] als Geistlicher und theologischer Schriftsteller in hoher A[...] tung stehenden braunschweigischen Abts zu Riddagshaus[...] Goethe hatte ihn schon während seiner Leipziger Studienz[...] kennen gelernt und den hübschen blonden Jüngling [...] blauen Augen und sanften ruhigen Zügen immer mit Th[...] nahme betrachtet. Eine freundschaftliche Annäherung f[...] nicht statt, entweder weil Goethe's Wesen nicht den Gru[...] sätzen der ernsten Philosophie, denen er nach Lessing[...] Zeugniß anhing, entsprach, oder weil sein melancholisch[...] Gemüth ihn von neuen Bekanntschaften fern hielt. [...] Goethe, liebte er Natur und Einsamkeit. Besonders erfreu[...]

ihn Zeichnungen, in denen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Geßner's Radirungen legte er gern vor und ermunterte seine Freunde, danach zu studiren. Auch beschäftigte er sich mit philosophischen Studien und besonders mit der englischen Literatur, deren melancholischer Ernst seinem leidenden Gemüthe am meisten zusagen mußte. „Der junge Mann," sagt Lessing in der Vorrede zu Jerusalem's philosophischen Aufsätzen, „als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. — — — Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser, als ich." Seine Schwermuth, durch unverdiente Kränkungen gesteigert, führte ihn zu dem Entschluß des Selbstmordes, den er stets mit philosophischen Gründen zu vertheidigen pflegte. Die letzte Entscheidung gab die leidenschaftliche Neigung zu der liebenswürdigen Gattin des pfälzischen Gesandtschaftssecretärs, in dessen Hause er Umgang hatte, bis dieser sich zuletzt veranlaßt sah, ihm fernere Besuche zu untersagen. Er tödtete sich durch einen Pistolenschuß, einige Wochen nach Goethe's Abreise von Wetzlar, am [illegible] October 1772.

Da der Leser hier an „Werthers Leiden" erinnert wird, ist nunmehr von der Bekanntschaft zu berichten, wodurch der Roman nicht nur mit dem Schicksal des unglücklichen Jünglings, sondern mit Goethe's eigenem Herzen und Leben [illegible]engste verbunden ist.[39])

Goethe befand sich an einem schönen Frühlingstage mit einer Gesellschaft junger Freunde in Garbenheim. Im Grase liegend, war er in einem lebhaften Gespräch über die Philosophie des Epikur und der Stoa begriffen, als sein Freund Gotter

Freunde gedacht, keine Empfindung gefühlt, die nicht das gemeinschaftliche Eigenthum aller drei war, eine Harmonie, zuvor von zweien, jetzt von dreien gebildet, ein Verhältniß, wovon wohl selten ein ähnliches Beispiel in der Geschichte der Menschheit erscheinen möchte ..... Auch der Schmerz, der ihn niederdrückte, wurde, so wie Alles unter ihnen gemeinschaftlich war, ein von drei Freunden gemeinschaftlich getragener Schmerz.“

Vergleichen wir damit eine Stelle aus einem gleichzeitigen Briefe Kestner's an einen Freund, deren treuherziger Ausdruck die Charaktere am klarsten neben einander zeichnet: „Ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, so konnte er mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolz so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte, und er sie in ihrer Art zu verfahren noch bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbstständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich, und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahnung von dergleichen Betrachtung bemerken können.“

Im August kam Merck nach Gießen, wo er mit seinem jungen Freunde verabredetermaßen zusammentraf. Goethe hatte die Freude, sich von Lotten und einer liebenswürdigen Freundin auf dieser Fahrt begleitet zu sehen und sie mit dem verehrten Manne, welcher sie nach Wetzlar zurückbegleitete, bekannt zu machen. So wenig Merck gegen Lottens Werth unempfindlich war, wollte er doch die leidenschaftliche Neigung des liebeschwärmenden Jünglings nicht nähren und kränkte ihn gar sehr dadurch, daß er ihn aufforderte, sich lieber um die junonische Gestalt ihrer Freundin zu bewerben, die noch unverlobt sei. Um Goethe von Wetzlar wegzuziehen, bestimmte er ihn zu dem Entschluß, in wenig Wochen mit ihm in Coblenz zu einer Rheinfahrt zusammenzutreffen. Goethe sah selbst ein, daß er aus dem gefahrdrohenden Liebesnetz sich durch eine entschlossene Resignation bei Zeiten herausreißen müsse, um sie nicht noch mehr zu erschweren.

An einem nebligen Morgen, den 11. September, nachdem er Abends vorher mit seinen Geliebten das tief erschütternde Gespräch über Scheiden und Wiedersehen nach dem Tode gehabt hatte, wie es der letzte Brief im ersten Theil des Werther schildert, reiste Goethe von Wetzlar ab. Von Niemand nahm er Abschied; für Kestner und Lotte ließ er Briefe zurück. Die tiefe Seelenbewegung des Scheidenden spricht aus jeder Zeile, fast aus jedem Worte seines Briefes an Lotte: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mir's bei deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal, daß ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh' ich morgen fort, fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Discurs. Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte, ach mir war's um Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete. Ich bin nun

allein und darf weinen, ich lasse euch glücklich und gehe nicht aus eurem Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben, er ist fort. Ich mag nicht weiter.“ Hiemit eröffnet sich der Briefwechsel mit Kestner und Charlotte, eines der herrlichsten Documente aus Goethe's Jugendleben, von dem Gervinus mit dem vollsten Rechte sagt, daß diese Briefe „der Ausdruck der tiefsten und heiligsten Empfindung jener Frische und natürlichen Herrlichkeit“ sind, und „mehr als alles Andere das kindliche, durchsichtige, unverdorbene und harmlose Gemüth aufdecken, das Goethe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete, und auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem Goethe damals der Welt entgegentrat, mit dem er alle, die ihm entgegentraten, elektrisirte“. Wie das ganze Verhältniß durch die hohe sittliche Stärke der drei verbundenen Seelen möglich geworden war, so ist auch jede Zeile der Briefe eben so sehr von der erhabensten sittlichen Reinheit wie von der wärmsten Lyrik des Gefühls eingegeben.

Goethe sandte sein Gepäck voraus und schritt, ein leichter Wanderer, „schwelgend“ in den mannigfach wechselnden Naturschönheiten, das schöne Lahnthal hinab. Glücklich der, dem der offene, empfängliche Sinn zu Theil geworden war, um am Busen der Natur schnell von Schmerzen zu genesen und von Trübsinn stets wieder zum Genuß des Lebens zu erwachen! Seiner leidenschaftlichen Erregbarkeit blieb stets die geistige Kraft, die sonnenhelle Klarheit zur Seite, durch die er stets im Drange schmerzlicher Lebenserfahrungen die brausenden Wogen der Leidenschaft besänftigte und beherrschte und sich zu neuem Lebensmuth mannhaft aufrichtete.

Nach einer Reise von einigen Tagen langte er in Ehrenbreitstein an, wo er, von Merck angekündigt, im Hause der Frau von la Roche einen freundlichen Empfang fand. Das sich immer gleichbleibende sentimental-passive Wesen der Frau

konnte ihm so wenig zusagen, als der kalte, wenn auch geistreich scherzende, Weltsinn ihres Mannes. Desto mehr fühlte er sich zu den Töchtern hingezogen. Die älteste, Maximiliane, eine liebliche Erscheinung mit „den schwärzesten Augen und einer Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann," höchst anziehend durch Munterkeit und Grazie, ließ fast eine neue Liebesneigung in seinem leicht entzündlichen Herzen aufkeimen. Die schöne Umgebung des mitten im Rheinparadiese gelegenen Coblenz, die häufig durchstreift ward, erhöhte den Reiz jener heiteren Tage.

Frau von la Roche hatte damals durch ihren Jugendfreund Wieland den in der empfindsamen, moralischen Manier Richardson's bearbeiteten Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" herausgegeben. Sie hatte eine Zusammenkunft ästhetischer Kritiker wahrscheinlich zu dem Zwecke veranstaltet, eine öffentliche Empfehlung ihres Romans einzuleiten; die Beurtheilung desselben in den Frankfurter gelehrten Anzeigen ist von Goethe's Hand. Der hessen-darmstädtische Rath Leuchsenring, der von Düsseldorf, wo er bei der Familie Jacobi verweilt hatte, zurückkam, traf ebenfalls in jenen Tagen im Laroche'schen Hause ein — ein glatter Hofmann, der sich durch sein weiches Wesen besonders die Gunst der Frauen zu erwerben wußte. Er hatte in den letzten Jahren den darmstädtischen Erbprinzen zur Leydener Universität und dann auf Reisen nach Paris und in die Schweiz begleitet; durch seine literarische Bildung so wie durch seine ausgebreitete Bekanntschaft und Correspondenz mit berühmten Männern und Frauen hatte er sich in gewissen Kreisen ein großes Ansehen erworben. Auch Goethe fand in diesen belletristischen Unterhaltungen Genuß und Belehrung. Merck, der bald darauf ebenfalls mit seiner Frau eintraf, haßte die empfindsame Schlingpflanzennatur Leuchsenring's und warf manche bittere Aeußerung dazwischen. Er brach bald

mit den Seinigen und seinem jungen Freunde wieder auf. Zusammen fuhren sie in einem Boote den Rhein aufwärts nach Mainz und genossen mit Muße und bei dem herrlichsten Wetter die Schönheiten der Rheinufer, deren malerischen Reiz wohl niemals die Seele unsers Dichters tiefer empfunden hat; er zeichnete daher fleißig, um sich „die tausendfältige Abwechselung jener herrlichen Ufer fester einzudrücken.“

Das liebevolle Versenken in die Schönheit der Natur hatte ihn aufs neue für die Kunst begeistert; eben darum „ward es auch bei ihm zur Leidenschaft“ überall die Natur in der Kunst zu sehen, und die Werke der Niederländer fanden in ihm den wärmsten Verehrer. Unter Nothnagel's Leitung übte er sich späterhin im Oelmalen und führte einige einfache Stillleben nach dem Wirklichen aus. Auch legte er sich ein kleines Museum von Abgüssen berühmter Antiken an, „um den großen Eindruck, den er in Mannheim gewonnen hatte, möglichst zu beleben“.

Der juristischen Praxis widmete er sich nach seiner diesmaligen Rückkehr in die Vaterstadt mit mehr Eifer als früher. Sein Oheim Textor, der nach des Großvaters Tode in den Rath gekommen war, wies ihm manche Sachen zu, denen er gewachsen zu sein schien. Auch die Brüder Schlosser waren ihm behülflich, um so mehr, da ihn jetzt ein engeres Band mit ihnen verknüpfte, indem der jüngere Schlosser sich um die Hand Corneliens bewarb und sich bald darauf, da er eine Anstellung in markgräflich-badischen Diensten erhielt, mit ihr verlobte. Der Vater war erfreut, mit seinem Sohne die Acten durchzugehen und eine langentbehrte Thätigkeit wieder aufzunehmen. Noch nie hatte zwischen Vater und Sohn ein besseres Vernehmen bestanden, so daß den übrigen Liebhabereien „dieses singularen Menschen“ (ein brieflicher Ausdruck des Vaters) gern nachgesehen ward. Uebrigens spielte der Poet dem Advocaten manchen Streich, und die

soliden Juristen der alten Schule hatten viel zu erinnern, wenn statt strenger Rechtsdeductionen eine Abhandlung in einem lebhaften, energischen Stil ausgeführt wurde.

Bei dem Allen blieb zu den mehr zusagenden literarischen Beschäftigungen reichlich Muße. Für die Frankfurter gelehrten Anzeigen war Goethe während des Winters sehr thätig und lieferte eine Reihe von Recensionen. Sie sind uns besonders dadurch wichtig, weil sie uns seinen damaligen ästhetischen und sittlich=religiösen Standpunct erkennen lassen. Das Urtheil ist stets mäßig und besonnen. Er nimmt sogar Gellert gegen bilderstürmische Kritik in Schutz, hält Wieland in Ehren und gesteht, minder streng als früher, der Bardenpoesie ihren sittlichen und dichterischen Werth zu. Die scharfe Waffe des Spottes kehrt er gegen „die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit.“ Er wird warm, wenn er Homer, „der sich und der Mutter Natur Alles zu danken gehabt hat“, und Shakspeare, „dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte“, feiert, wenn er „die Wahrheit und lebendige Schönheit“ der Poesie „den bunten Seifenblasenidealen, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen, den empfindsamen Dichterlingen mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elysium der Menschenliebe und Wohlthätigkeit“ entgegenhält. Auch im Politischen will er keine Illusionen. Auf die Klage, daß wir kein Vaterland, keinen Patriotismus haben, erwidert er: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in der Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpuncten das Resultat vieler

glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drinnen zu liegen.“ In den theologischen Recensionen weist er die starre Orthodoxie eines Haller und Münter eben so zurück, wie die schalen Bibelverbesserungen eines Bahrdt, welche ihn nachmals zu der kleinen humoristischen Posse: „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. K. F. Bahrdt“ (Gießen 1774) veranlaßten. In Lavater's Schriften erkennt er die geniale Fülle, die aus dem Herzen strömende Kraft an. Was er auch an Einzelnem auszusetzen hat, ihm gilt das große Genie als Original, das man mit Ehrerbietung betrachten müsse, und er liest die Predigten über das Buch Jonas mit „warmer Hochachtung für den Verfasser.“ Auf dies Urtheil hat wohl schon die Freundschaft einigen Einfluß, indem Lavater, dem es bei seinen physiognomischen Sammlungen um ausgebreitete Bekanntschaft zu thun war, in Folge von Goethe's Sendschreiben des Pastors an seinen Amtsbruder mit ihm in Correspondenz trat, die bald ein herzliches Einverständniß herbeiführte.

Goethe bedurfte indeß auch einer productiven dichterischen Thätigkeit, um sein von Liebesschmerz bestürmtes Herz zur Ruhe zu bringen. Kestner hatte die gewünschte Anstellung erhalten; er war Archivsecretär zu Hannover geworden, und seine Vermählung mit Lotte stand bevor. Die Herannäherung des Hochzeitstages erneuerte in Goethe's Herzen den Kampf, mit dem er sich von Wetzlar losgerissen hatte. Seine Briefe an Kestner, mit dem er in ununterbrochener Verbindung geblieben war, machen aus der Gluth seines Schmerzes kein Geheimniß, war doch die Liebe zu Lotten in die Freundschaft eingestandenermaßen aufgenommen. Ihre Schattenrisse „schweben um sein Bett wie Engel Gottes“, und Lottens Busen-

schleife ist ihm eine heilige Reliquie. Er bittet sich die Vergünstigung aus, die Verlobungsringe bestellen zu dürfen, und da die bestellten ihm nicht gefallen, läßt er sie umschmelzen und neue schönere machen. Zum Hochzeitstag will er jedoch nicht kommen, wünscht auch nicht, daß sie ihn zusammen in Frankfurt besuchen, weil er dann werde „gehen“ müssen. Den Tag der Trauung, welche am Palmsonntag 1773 stattfand, hatte ihm Kestner verheimlicht. Goethe schreibt darauf: „Gott segn' euch, denn ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl ...... Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich.“ So rein war seine Freundschaft, daß er über dem Antheil an ihrem Glück, der auch im Fortgang seiner Briefe sich lebhaft äußert, den eigenen Schmerz vergaß. Lottens Brautstrauß, den er durch eine ihrer Freundinnen erhalten hatte, befestigte er an seinem Hute, als er bald darauf nach Darmstadt zu seinem Merck wanderte, und betrachtete ihn im Selbstgefühl seines „heldenmüthigen“ Entsagens als einen ritterlichen Schmuck.

Während des einsam verbrachten Winters war sein Sinnen und Dichten fast ganz der „dramatisirten Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand“ — dies war der anfängliche Titel der Dichtung — gewidmet, und unter den Ermunterungen der Schwester ward die letzte Ueberarbeitung des Drama's in raschem Lauf zu Ende geführt. Er hatte die dramatische Handlung auf dem weiten Schauplatz der Shakspearischen Bühne sich frei entfalten lassen und die Regeln von Einheit der Zeit und des Orts verabschiedet. „Aber“ — so äußerte er selbst damals in einem kurzen dramaturgischen Aufsatze — „deßwegen giebt's doch eine Form,

die sich von jener unterscheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will. Unser Kopf muß übersehen, was ein anderer Kopf fassen kann, unser Herz muß empfinden, was ein anderes fühlen mag; das Zusammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit.“ Er sah bei näherer Betrachtung seines Drama's, daß er durch das Ausmalen leidenschaftlicher Nebenscenen jener unerläßlichen höheren Einheit Eintrag gethan habe. Darauf hatte auch Herder mit der scharfen Bemerkung, die der Dichter „gleich in ihrer ganzen Stärke erkannte“, hingedeutet: „Shakspeare habe ihn ganz verdorben“. Er schrieb daher das Stück nochmals ins Reine und verfuhr gegen sein Werk mit einer Strenge, zu der ein junger Dichter sich selten versteht, indem er vornehmlich im fünften Act (die vier ersten Acte haben nur geringe Verkürzungen erlitten) viele der wirksamsten Scenen, namentlich Adelheids Erscheinen unter den Zigeunern und ihre nächtliche Ermordung durch den Rächer des heimlichen Gerichts, ganz tilgte oder zusammenzog. Auch die zweite Bearbeitung hatte er noch nicht zur Herausgabe bestimmt, sondern er hoffte sich durch eine spätere Ueberarbeitung noch mehr zu genügen. Allein Merck, der sich gleich anfangs wohlwollend über das neue Drama geäußert hatte, drängte zum Abschluß, indem er meinte, es werde dadurch nur anders und nicht besser; man müsse sehen, was das für eine Wirkung mache, und dann wieder was Neues unternehmen. „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!“ rief er aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Da er mit sicherem Blicke die gewaltige Wirkung des Stückes voraussah, so ermunterte er seinen Freund, den Verlag desselben gemeinschaftlich zu besorgen. Goethe schaffte das Papier an, Merck sorgte für den Druck. Kaum aber hatte „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel“ (ohne Namen des Verfassers) mit dem Frühling 1773 seinen Ausflug in die Welt gewagt, als ein Nach-

drucker darüber herfiel und sich die schöne Beute zueignete. Der Autor gerieth mit seiner Casse in Verlegenheit und mußte die Freunde bitten, Exemplare unterzubringen, damit er nur einigermaßen zu seinem Gelde komme. Doch ihm ward ein schönerer Lohn, als Gold, die Verehrung der Besten seines Volks. „So war es Recht!“ — sagt Rosenkranz („Goethe und seine Werke“) — „ein solches Werk mußte ein Geschenk des Dichters an die Nation sein.“

„Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volks ist in den Koth getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig“, diese Worte aus Haller's Usong waren das ursprüngliche Motto des Götz. Goethe wollte mit seiner Dichtung die Nation für Selbstständigkeit und männliches Streben begeistern; daher trat er mitten unter sie und klopfte an edle Herzen an. Er zeigt uns den biederherzigen deutschen Mann, der den engern Kreis um sich mit seinem Geiste belebt; er zeigt uns edle Frauen, welche in Treue und bescheidener Häuslichkeit ihr Glück und ihren Frieden finden. Aber eine Welt der Schwäche, der Falschheit und Tücke wird ringsum mächtig. Vergeblich müht Götz sich ab für das, was ihm als das Rechte und Ehrenhafte erscheint; man verkennt seinen redlichen Willen, hemmt sein Streben und reibt seine Kraft nach und nach auf. Er scheidet lebensmüde aus der Welt der Täuschung, um die Freiheit, nach der er vergebens gestrebt, droben zu finden.

Wie Goethe in mehreren seiner Hauptwerke die beiden Seiten seines Charakters auf zwei dramatische Personen vertheilt, so hat er dem Götz seinen herrlichen biederen Sinn, sein deutsches offenes Gemüth, das ihm Aller Herzen gewann, geliehen, und die Schwächen, deren er sich reuig anklagte, auf Weislingen übertragen. Man erkennt leicht, daß der wahre Goethe mehr im Götz, als im Weislingen, enthalten ist. Auch seine Sprache verschmilzt die männliche Kraft mit lyrischer

Weichheit zu schönster Harmonie, und während Derbh auf Rechnung jugendlichen Uebermuths zu setzen sind, he sonst in Allem das schönste Maß.

Diese wahrhaft nationale Dichtung brach mehr, als Bardiete und Bardenlieder, die letzten Fesseln, die unsre L einengten. An dem Götz und der kurz zuvor erschien Emilia Galotti baute sich die dramatische Poesie des S zehends der Sturm- und Drangperiode auf. Nachdem das deutsche Theater selbst dem Götz geöffnet hatte (in B mußte er des starken Zudrangs wegen sechs Tage hinter ander gegeben werden), ward auch Shakspeare von den D schen verstanden, und bald konnte sein gewaltiger Geist die Bühne schreiten. In diesem Sinne erkannte Herder, man mit Unrecht, durch einige Aeußerungen Goethe's v tet, beschuldigt hat, den Götz unfreundlich aufgenomme haben, schon vor der öffentlichen Erscheinung die Bedeu der dramatischen Arbeit seines Freundes, indem er s enthusiastischen Aufsatz über Shakspeare (1772) mit Worten schloß: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der lebte, wo ich ihn [Shakspeare] begreifen konnte, und wo mein Freund, der du dich bei diesem Lesen erkennst fühlst und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als ei umarmt, wo du noch den süßen und deiner würdigen T haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in rer Sprache unserm so weit abgearteten Vaterlande h stellen. Ich beneide dir den Traum und dein edles deu Wirken. Laß nicht nach, bis der Kranz dort oben h Und solltest du alsdann auch später sehen, wie unter de Gebäude der Boden wankt und der Pöbel umher still und gafft oder höhnt, und die dauernde Pyramide nicht ägyptischen Geist wieder aufzuwecken vermag — dein wird bleiben, und ein treuer Nachkomme dein Grab s und mit andächtiger Hand dir schreiben, was das Leben

aller Würdigen der Welt gewesen: Voluit! quiescit!“ Selbst Männer der alten Schule vermochten das „schöne Ungeheuer“ nicht geradezu abzuweisen. Den Bedächtigen war indeß nicht bloß die Verletzung des dramatischen Herkommens anstößig [40]), sondern zugleich der Hauch der Freiheit, der in diesem Drama weht, die Begeisterung für männliche Selbsthülfe, wodurch die Auflehnung gegen die gesetzliche Ordnung in Schutz genommen zu sein schien.

Welch einen Sturm der Nacheiferung die neugewonnene freiere Form des Drama's in Goethe's nächster Umgebung hervorrief, veranschaulichen uns die Effectstücke seines Landsmanns Klinger, der übrigens eine allzu heterogene Natur war, als daß zwischen ihm und Goethe ein förndernder geistiger Verkehr hätte stattfinden können. Leopold Wagner, früher Mitglied des Straßburger Kreises, jetzt zu Frankfurt, entnahm den Goethe'schen Mittheilungen über den Plan des Faust das Sujet zu einem rohen Schauspiel „die Kindesmörderin“. Lenz, damals noch in Straßburg, drängte sich aufs neue mehr mit Neid als Bewunderung an Goethe heran und übersandte ihm gleich nach dem Erscheinen des Götz eine lange Epistel „über unsere Ehe“, eine humoristische Beweisführung ihrer Geistesbrüderschaft. Durch Goethe's Vermittlung wurden bald hernach Lenzens dramatische Dichtungen mehr und nach ins Publicum gebracht. So wenig erkannten die Zeitgenossen den tieferen Gehalt und die klare Form der Goethe'schen Poesie, daß Viele, selbst ein Klopstock, den „Hofmeister“ von Lenz wegen seiner Regellosigkeit und [illegible] Natur“ für ein Werk Goethe's hielten, während er, wie seine besonnene Kritik in einem Briefe an Salzmann beweist, keinen Augenblick über die Mängel der Lenzischen Stücke, gerade in dieser Beziehung, in Zweifel war. Die Uebersetzung von Shakspeare's „Verlorne Liebesmühe“ [illegible] Lenz mit den im Geiste der Straßburger Shakspeare-

Gesellschaft verfaßten Anmerkungen über das Theater, worin allen Herkömmlichkeiten der Bühne der Krieg erklärt und der Ungebundenheit und subjectiven Regellosigkeit, die ihm Shakspearische Genialität zu sein schien, das Wort geredet wird. Unter dem Schutz des Götz wagten sich die neuen dramaturgischen Theorieen ans Licht und wurden von der dichtenden Jugend mit Jubel begrüßt.

Auch in dem Göttinger Dichterkreise, der sich in Geist und Streben der Richtung Klopstock's angeschlossen hatte, machte der Götz eine gewaltige Wirkung. Man trank bei der Klopstocksfeier auf Goethe's Gesundheit, während man Wieland's „Idris" und Bildniß verbrannte. Die Stolberge boten ihm eine überschwängliche Freundschaft an und traten mit ihm in Briefwechsel. Boie, der Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, besuchte ihn auf einer Reise an den Rhein. Goethe lieferte einige Beiträge zu den nächsten Jahrgängen des Musenalmanachs, unter denen „der Wanderer", „Mahomets Gesang" und die Fabel „Adler und Taube" die bedeutendsten sind. Die Kette neuer Freundschaftsverbindungen leitete bis zu Klopstock hin, mit dem eine Correspondenz eröffnet wurde. Ein Glied in derselben ist Friedrich Ernst von Schönborn (geb. 1737 zu Stolberg am Harz), ein Freund Klopstock's sowie der Stolberge und ein enthusiastischer Freiheitssänger. Bevor er seine Stelle als dänischer Gesandtschaftssecretär in Algier antrat, machte er 1773 einen Besuch in Göttingen, wo er mit den Dichtern des Bundes Freundschaft schloß. In Frankfurt ward er mit Goethe bekannt und nahm an seinen poetischen Arbeiten lebhaften Antheil. Er blieb von Algier aus mit Goethe und dessen Eltern in brieflicher Verbindung [41])

Goethe war bis dahin seinen stillen Weg gegangen, wie er denn in mehreren derzeitigen Aeußerungen den „reinen

Dichtergeist“ dem „Autorgeist“ entgegensetzt und den jungen Dichter vor der Rücksichtnahme auf das Publicum warnt. Dazu stimmt eine spätere Aeußerung: „Alles, was ich zu thun hatte, habe ich in königlicher Weise gethan, und ließ die Leute schwatzen, was sie mochten; was ich für recht erkannte, das that ich.“ So wenig ihn daher der Beifall bestach und irre leitete, konnte doch das überraschende Gelingen des ersten glücklichen Wurfs ihn nicht anders als ermuthigen. Schon sann er im Stillen darüber, von dem Zeitalter des Götz in der Geschichte vor- und rückwärts zu schreiten und eine deutsche historische Poesie im Geiste Shakspeare's zu begründen. Neue dramatische Entwürfe drängten sich heran, und dazwischen mahnten ältere, wie Faust und Cäsar, zur Fortsetzung und zum Abschluß. Aber er war aus der ruhig-[illegible]enden Thätigkeit herausgerissen. Seine Mitbürger, unter denen er bis dahin wenig beachtet gelebt hatte, zogen ihn wetteifernd in ihre Familiencirkel; Besuche und Correspon-[illegible]zen nach allen Richtungen verschlangen manche Stunde.

Fräulein von Klettenberg war ihm auch jetzt noch die [illegible]nehmende Freundin, vor der er sein Innerstes aufschloß. [illegible] zarter Sinn verstand ihn und war sich klar genug, um [illegible] Wahrheit und Offenheit eines warmschlagenden Herzens zu schätzen, als das pietistische Gewand, welches er sonst, [illegible] es nur Terminologie und fromme Phrase gewesen war, [illegible] sich geworfen hatte. Sie gestand ihm, daß er ihr so [illegible] sei, als früher, da er sich ihrer Ausdrucksweise anzu-[illegible]n gesucht hatte. Ihre Gegenwart „beschwichtigte seine [illegible]chen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und [illegible]schaften wenigstens für einen Augenblick“; ihr gab er [illegible] seiner Schwester“ am liebsten von seinen Vorsätzen [illegible]schaft. Mit Wohlwollen vernahm sie die Erzählungen [illegible] seinen Ausflügen und ließ sich von seiner gewandten [illegible] die Naturbilder flüchtig beleben. Welche Himmelsluft er

in ihrer Nähe fühlte, sprechen die tiefempfundenen Strophen aus, womit er einer entfernten Freundin eine Zeichnung von ihr und ihrer Umgebung übersandte, die er rasch entwarf, als sie ihm einstmals, in ihrem Sessel am Fenster in ihrem gewohnten reinlichen Anzuge, in der Beleuchtung der untergehenden Sonne wie verklärt erschien [42]). „Ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich Alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? konnte ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? war unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze.... Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab, als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung!“ Diese Worte in einem der Eingangsbriefe des Werther sind unstreitig der Ausdruck der verehrungsvollen Anhänglichkeit an die heiter-duldende Freundin, deren baldiges Hinscheiden er voraussah.

In einer ähnlichen beschwichtigenden Weise wirkten auf das stürmische Gemüth unsers jungen Dichters die Frauen des Jacobi'schen Familienkreises, denen er im Sommer 1773 nahe trat. Johanne Fahlmer, die jugendlich liebenswürdige Tante Friedrich Jacobi's, welche von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen war, „gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung ihres Geistes ein Zeugniß von dem Werth der Gesellschaft, in der sie herangewachsen“. Sie beschämte den manchmal hervorsprudelnden Uebermuth des lebhaften jungen Freundes durch Geduld und lehrte ihn Schonung, indem sie ihn fühlen ließ, daß auch er derselben wohl bedürfe. Jacobi's Gattin Betty und dessen Schwester Charlotte kamen auf einige Zeit zum Besuch nach Frankfurt und standen mit Cornelien

engster Verbindung, woran auch der Bruder Theil nahm. Besonders ward er von der Naivetät und Heiterkeit Betty's „völlig eingenommen“ und blieb hernach mit ihr in brieflichem Verkehr [43]). Zu jenem Frauenkreise gehörte auch die Familie Gerock, welche mit Schlosser verwandt war. Die Töchter, unter denen Antoinette mit leidenschaftlicher Neigung an Goethe hing, hatten eine ausgezeichnete Erziehung genossen und belebten, wie in früheren Jahren, durch Geist und Munterkeit die geselligen Zusammenkünfte.

Gleichwohl entbehrte Goethe sehr die Nähe eines seinen Geist spornenden und kräftigenden Freundes. Merck war seit dem Mai 1773 abwesend, indem er die Landgräfin Caroline auf einer Reise nach Petersburg begleitete, von der er erst gegen das Ende des Jahres zurückkehrte. Herder nahm in diesen Jahren an der Entwicklung des Goethe'schen Dichtergeistes weniger Antheil, da er sich seit der Uebernahme der Hofpredigerstelle zu Bückeburg in theologische Arbeiten vertiefte und die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ vorbereitete. Zudem hatte er manchmal durch kalte Urtheile den Unmuth des jüngeren Freundes erregt und ihn in Mittheilungen vorsichtiger gemacht. Im Frühling trafen beide in Darmstadt wieder zusammen, da Herder am 2. Mai die wider Erwarten der Freunde lange hinausgeschobene eheliche Verbindung mit Caroline Flachsland feierte. Nicht ohne sein Verschulden hatte während des langen Brautstandes das gute Einvernehmen mit seiner Verlobten manche Störung erlitten. Indem sie in ihrem Berichte von jener Lebensepoche der Freunde gedenkt, „die nicht begreifen konnten, warum er sie nicht früher nach Bückeburg geholt hatte, und die mehr oder minder seinen [illegible] tadelten“, nennt sie vor allen Leuchsenring, und der Herder'sche Briefwechsel bestätigt, wie geschäftig dieser, von [illegible] sehr geschätzte, empfindsame Schöngeist war, in ihrem leicht aufwallenden Herzen Zweifel an Herder's auf-

richtiger Liebe zu erregen und noch kurz vor Herder's Ankunft zwischen den Liebenden Unfrieden zu säen. Herder war er schon um seiner ganzen, durch heuchlerische Sentimentalität sich überall einschmeichelnden Persönlichkeit willen zuwider, und Goethe's offenem und geradem Wesen ward er eben so unleidlich. Hierdurch wird Goethe's Fastnachtsspiel „vom Pater Brey dem falschen Propheten“ verständlich, worin er das unter weichherzigem Schönthun versteckte Intriguenspiel Leuchsenring's, welches Merck und la Roche längst durchschaut und bespöttelt hatten, mit Götzischer Entrüstung und Hans-Sachsischem Humor ans Licht zog; der „Würzkrämer“ ist Merck, „Dragoner-Hauptmann Balandrino“ Herder, „Leonore“ dessen Braut. Der Pfaff repräsentirt die empfindsamen Parasiten, welche sich überall einnisten, besonders bei den Frauen, und indem sie Alles nach ihrem Sinn ordnen und ausgleichen, „alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen“, alle Menschen „wie Maienlämmelein“ zusammenbringen wollen, (Leuchsenring wollte einen Orden der Empfindsamkeit stiften) nur Verdruß und Zwist verursachen.

Außer dem „zarten und weichen“ dieser Zunftgenossen stellte Goethe einen andern „tüchtigern und derbern“ in dem Fastnachtsspiele Satyros oder der vergötterte Waldteufel dar. Da Goethe ihn nicht nennt, so ist die Beziehung nicht ganz klar. Man hat auf Basedow und den Schweizer Doctor Kaufmann gerathen; beide gehörten zu der damals zahlreichen Klasse von Reformern, die sich überall keck aufdrängten und mit ihrer neuen Weltweisheit den Schwachen die Köpfe verrückten, im Grunde aber nur „Lumpe“ waren, die es auf Pöbelweihrauch und gute Bissen abgesehen hatten. In jener Posse wird ein cynischer Anhänger des Rousseau'schen Naturzustandes vorgeführt, welcher das Volk mit dem Evangelium von der Seligkeit der goldenen Zeiten entzückt und sich, nachdem er Gott in ihren Vor-

lungen beseitigt hat, als gottähnlichen Propheten verehren läßt, bis seine freche Gemeinheit seine Anbeter enttäuscht.

Ueberhaupt unterhielt der lebhafte gesellige Verkehr, in welchem Goethe sich damals bewegte, die Lust, humoristisch die flüchtigen Vorfälle des Lebens zu dramatisiren; die Zeit wurde zu sehr zersplittert, um an größeren Compositionen fortzubauen. „Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen“.

Unter den Mitgliedern der lebensfrohen Gesellschaft fehlte es nicht an solchen, welche durch ihre Einfälle seinem humoristischen Triebe Nahrung gaben. Vor allen ist der joviale Rath Bernhard Crespel zu nennen[41], der auf Jesuitenschulen gebildet war und sich viel Welt- und Menschenkenntniß erworben hatte. Als bei einer der fröhlichen Landpartieen die Gesellschaft, zwischen schattigen Hügeln im Grase gelagert, ein ländliches Mahl verzehrte, trat Crespel vor und beklagte im Ton der Kapuzinerpredigten mit schalkhafter Würde, daß diejenigen unter ihnen, welche ihre Geliebten um sich hätten, an diese sich anschlössen, die andern dagegen sich verlassen fühlten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, schlug er eine Verloosung der Paare vor. Jede Dame mußte aus einem Beutel den Namen des Herrn ziehen, der ihr während des geselligen Zusammenseins die ritterliche Aufmerksamkeit zu erweisen hatte; die Herren, deren Namen nicht gezogen wurden, sollten desto eifriger die Sorge für Geist und Leib übernehmen. Dieses Lotteriespiel fand so großen Beifall, daß es während der

Sommervergnügungen mehrmals wiederholt ward und viel zur Erheiterung der Gesellschaft beitrug, wobei unschuldige Galanterieen nicht ausbleiben konnten.

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, „neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel“, steht in einer engen Beziehung zu den Vorfällen in den Frankfurter geselligen Kreisen; doch stellt es symbolisch zugleich den Markt des Lebens in seinem bunten Getümmel dar. In einer der später umgearbeiteten Scenen des eingeschalteten Puppenspiels richtet der Dichter, wie im Satyros und im Bahrdt'schen Prolog, seine Satire gegen die neumodischen Bibel- und Christusverächter. In einer andern zielt er auf die empfindsamen Frömmler, welche „im Land auf und nieder gehen, immer neue Schwestern und Brüder kapern und sie alle mit Hämmleins Lämmleins Liebesflammen zusammengläubigen.“

Von dem genialen Uebermuth, welcher Schwäche und Anmaßung, Pedanterie und Mittelmäßigkeit schonungslos, jedoch mit redlichem Streben für das Tüchtige, geißelte, blieb selbst Wieland nicht verschont. Hatten schon früher seine hofmeisternden Anmerkungen zur Shakspeare-Uebersetzung die für den großen Briten schwärmende Jugend gegen ihn aufgebracht, so erzürnte er sie nun als Redacteur des Merkur durch sein weichliches Hin- und Herlaviren und die Protection der characterlosen Mittelmäßigkeit. Besonders mißfielen die Briefe, worin er seine modern-sentimentale Alceste gegen Euripides antike Behandlung herausstrich. Goethe, zu Ehrenrettungen stets aufgelegt, ward eines Abends in dem Kreise der gleichgestimmten Freunde, wo dies zur Sprache kam, von seiner Lust zu dramatisiren ergriffen und schrieb bei einer Flasche Burgunder die Farce Götter, Helden und Wieland in Einer Sitzung nieder. Er vertrat darin mit schlagendem Humor die Kraft und naturgemäße Lebensfülle der griech-

schen Welt gegen die moderne schwächliche Empfindsamkeit und die „schalen Ideale“ einer abstracten Tugendlehre, an denen höchstens die „Weibchen und Männchen“ Freude finden möchten. Er sandte das Manuscript an Lenz nach Straßburg, der darüber entzückt zu sein schien und ihn zum Drucke aufforderte, worein er denn auch nach einigem Sträuben willigte. Es mochte Goethen bei Manchen ergehen, wie bei Fr. Jacobi, der selbst gesteht, daß ihm der junge Dichter anfangs wie ein feuriger Wolf erschienen sei, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Koth werfe. Wieland war fein genug, im Merkur „diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz“ zu empfehlen. Goethe bedauerte, den doch von ihm hochgeschätzten Dichter angegriffen zu haben und richtete daher nachmals an ihn einige versöhnliche und begütigende Worte.

Das Aeußerste in der „frechen Weise“ — dies Prädicat hält der alte Goethe selbst nicht zurück — erreichte die nach einem alten Puppenspiel entworfene Posse „Hanswursts Hochzeit oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama“. Die Anstalten zu der Feier der Verbindung Hanswursts mit Ursel Blondine bildeten den Rahmen zu satirischen Scherzen über Zeittendenzen und bekannte Persönlichkeiten, unter denen auch der betrügerische Nachdrucker Macklot scharf mitgenommen ward, indem er mit seiner Macklotur hausiren geht und sich in die Hochzeitsgesellschaft eindrängen will. Das übrige Personal war unter allen erdenklichen deutschen Schimpf- und Dekelnamen (Schuft, Schurke u. s. w.) eingeführt. Wie schon die wenigen Fragmente, welche man daraus als decentere Proben abgedruckt hat, beweisen, war in dieser Posse der Humor „bis zur Tollheit gesteigert“, und der Schmutz der Sprache allzu tief aufgewühlt, weßhalb sie auch von dem Dichter der Oeffentlichkeit entzogen blieb. Die gemeinschaftliche Fastnachtslust tobte sich darin aus. Es scheint daher

der Schluß in der Reihe der muthwilligen Scherze zu sein, von denen Goethe mit dem Beginn des Jahres 1774 zur Wiederaufnahme ernsterer Entwürfe und zur Darstellung tieferen Seelenlebens zurückkehrte. Denn selbst hinter dem jovialen Uebermuthe verbarg sich oft die Thräne der Wehmuth und Sehnsucht, und mit der wilden Ausgelassenheit wechselten Momente der tiefsten Schwermuth.

Fünftes Capitel.

1774.

Als gegen die Mitte des Novembers 1773 die geliebte Schwester mit Schlosser nach Emmendingen abgereist war, wo dieser als Oberbeamter der badischen Markgrafschaft Hochberg seinen Wohnsitz hatte, folgte für Goethe eine stille, einsame Zeit. Das Leben, schreibt er an Jacobi, schlendere nur so fort; wäre er nicht neuerdings wieder bissiger geworden, würde er gar nicht auslangen. Um so größer war der Jubel, mit dem er kurz vor Weihnacht Merck nach seiner Rückkehr von Petersburg in Frankfurt wiedersah. Das neue Jahr eröffnete ihm noch eine andere frohe Aussicht. Maximiliane la Roche, deren Nähe seinem Herzen in Coblenz so wohl gethan hatte, verheirathete sich 1774 an Brentano in Frankfurt. „Seit dem 15. Jenner", schreibt er in den ersten Tagen des Februars, „ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat! Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens".

Die junge Frau, an geistreichen Umgang gewöhnt, fü
sich nach wenig Wochen in dem neuen Verhältniß unbeh
lich. Goethe war ihr ein Trost, „der Einzige in dem gan
Kreise, an dem sie noch einen Wiederklang jener geisti
Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war“
Indem ihr Verhältniß ein durchaus geschwisterliches b
und sich in ihren Umgang nichts Leidenschaftliches misc
empfand er um so tiefer das Peinigende ihrer Lage
Eben so wenig konnte sich Cornelia in ihren verände
Zustand finden, und ihre Briefe stellten keine glückliche
kunft in Aussicht. Durch diese schmerzlichen Berührun
seines Gemüths wurden alle die Gefühle wiedererweckt, wo
er Lottens Ehe begleitet hatte. Sie hefteten sich wieder g
auf das Seelengemälde, das er in dem Roman Werth
Leiden begonnen hatte. In diesem faßte er Alles zusamm
was in den letzten erregten Jugendjahren sein Gemüth
schäftigt hatte; die Poesie verklärte das Erlebte und str
ihre schönsten Blüthen darüber aus. Dadurch ward für
diese Dichtung eine befreiende That. Indem er die Wirkl
keit, die ihn einengte und drückte, in Poesie verwandelte,
er sich aus dem trüben Element heraus, er „fühlte sich,
nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei und zu ein
neuen Leben berechtigt“.

Wohin das Hinträumen in leidenschaftlichen Gemüt
zuständen, wo man sein Herz „wie ein krankes Kind“ hält „
in freundlichem Wahne so hintaumelt“, führen könne, da
gab das unglückliche Lebensende des jungen Jerusalem
erschütterndes Beispiel. Goethe wurde davon um so ti
ergriffen, weil er selbst fühlte, wie nahe ihre Wege an
ander grenzten. Er bat daher gleich nach der ersten Nach
Kestner um eine ausführliche Schilderung des Hergan
Sie ist uns zugleich mit dem Briefwechsel bekannt gewor
Mit ergreifender Wahrheit erzählt sie die Einzelnheiten

den letzten Lebenstagen des allgemein geachteten und bedauerten jungen Mannes, der den letzten Entschluß des Lebensmüden gefaßt hatte. Dem Dichter mochten sich diese Bilder in melancholischen Stimmungen oft vergegenwärtigen. Der zufällige Umstand, daß Jerusalem sich von Kestner, dem er sonst nicht nahe gestanden, die Pistolen erbeten hatte, womit er seinem Leben ein Ende machte, — das Billet ist fast wörtlich in Werther eingeschaltet — legte ihm die Verwandtschaft ihrer Leiden unwillkürlich näher, und, wenn im heftigsten Kampf seiner Liebe zu Lotte ihn wirklich, wie seine Erzählung und einige Andeutungen seiner Briefe uns glauben machen, der Gedanke an Selbstmord eine Zeitlang begleitete, so mußte es ihm scheinen, als sei das Werkzeug von Jerusalem's Tode eigentlich vom Schicksal mehr für ihn bestimmt gewesen. Es liegt übrigens zwischen Jerusalem's Tode und der Abfassung des Werther eine längere Zeit, als Goethe's Angabe, er habe gleich in der ersten Aufregung, in die ihn die Trauerbotschaft versetzt, seinen Roman ausgearbeitet, vermuthen läßt. Erst nach und nach knüpfte er an jene tragische Katastrophe das eigene Gemüthsleben der letzten leidenschaftlich erregten Jahre an. Die erste Conception fällt in den Sommer 1773: „ich bin recht fleißig“, schreibt er gegen Ende des Juli an Kestner; „und wenn's Glück gut ist, kriegt ihr bald wieder was, auf eine andre Manier“ [als der Götz], und am 15. September bemerkt er, er arbeite an einem Roman, es gehe aber langsam. Die Vollendung erhielt seine Dichtung erst nach Maximilianens Verheirathung im Februar und März des Jahres 1774. Wenn an Goethe's Bericht, Werther sei in vier Wochen geschrieben, in denen er sich völlig isolirt und sich die Besuche der Freunde verbeten habe, etwas Wahres ist, so ist es auf die Epoche der letzten Vollendung zu beschränken. „Du wirst“ — so schreibt er am 26. April an Lavater — „Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen neben einander an

die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun habe ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze."

Auf den Helden seines Romans übertrug er seine glühenden Liebesneigungen, seine Weichheit und leidenschaftliche Erregbarkeit, seine Liebe zu Natur und Unschuld, seinen Widerwillen gegen die Seelenlosigkeit der modernen Gesellschaft. Er entzog aber jenem, was ihn aus dem Sturme gerettet hatte, die Kraft der Resignation, den über peinliche Empfindungen hinwegscherzenden Humor und die Heilkraft des schaffenden Genius. Was von der andern Seite das eigene Leben darbot, ist sorgfältig in die Dichtung verwebt. Die Freude an der Herrlichkeit der Natur, das Entzücken der aufkeimenden Liebe, die Qualen der hoffnungslosen Leidenschaft — wo wären sie von eines Dichters Hand nicht bloß feuriger, nein! wahrer geschildert! Alles quillt aus tiefstem Herzensgrunde und strömt mit dem reinsten Zauber der Poesie in die Seele. Es ist nicht eine abstracte Sentimentalität, wie sie gerade in jener Zeit von schwachen Köpfen zur Rührung weicher Gemüther mißbraucht und eben deßhalb in Goethe's Possen bekämpft ward; sondern es lehnt sich das Gefühl stets an die wechselnden Bilder der Natur und des Lebens an. Die Blüthen des Frühlings und die welken Blätter des Herbstes, die harmlose Kinderwelt und die Klagen unglücklicher Leidenden, die heitere idyllische Welt Homer's und die düstern, in Nebel gehüllten Scenen Ossian'scher Gesänge — es ist die ewige Welt des Menschenherzens und der Poesie, ein gehaltvolles inneres Dasein.

Um die volle Frische momentaner Eindrücke wiederzugeben, hat Goethe Vieles aus eigenen Briefen und Tagebuchsblättern eingeschaltet. Die aphoristische Form, die dadurch entstand, kam dem leidenschaftlichen Stoffe trefflich zu Statten. In der Briefform konnte die lyrische Gluth freier sich ergie-

ßen, und zugleich erhielt das Ganze durch den Wechsel von Erlebnissen und Reflexionen, von Mittheilung und Selbstgespräch eine dramatische Wirkung. Im ersten Theil wird das Gemüthsleben Werther's nach allen Seiten hin exponirt, und hier liegt Goethe's Verhältniß zu Charlotte Kestner zum Grunde; in dem zweiten drängt es rasch zur tragischen Entwickelung, und Jerusalem tritt an seine Stelle; in Lottens Verhältniß zu Albert werden wir an Maximiliane Brentano erinnert.

„Bis zum Druck währt's noch eine Weile", heißt es in dem erwähnten Briefe an Lavater. Hatte ihn eine Ahnung des Sturms, den das Büchlein erregen würde, ängstlich gemacht? oder hatte ihm Merck, der damals durch ein Gewirr von unangenehmen Geschäften verstimmt war, durch die geringe Theilnahme, die er dem neuen dichterischen Product geschenkt haben soll, Mißtrauen eingeflößt? Goethe war nahe daran, seinen Roman nochmals umzuarbeiten. Allein Merck widersetzte sich seinem Vorsatz und verlangte, ihn, wie er war, gedruckt zu sehen. Doch ist nicht zu bezweifeln, daß er während der sechs Monate, die bis zum Druck vergingen, noch manche Veränderung von der sorgfältig feilenden Hand des Dichters erfuhr, worauf auch einige Bruchstücke älterer Concepte schließen lassen. [46])

Mit der Frühlingszeit belebten sich aufs neue die muntern geselligen Vereine. Crespel's erfindungsreicher Humor hatte einen neuen Scherz erdacht. Bei den Zusammenkünften der Gesellschaft, die alle acht Tage stattzufinden pflegten, sollte nun jetzt an um wirkliche Gatten gelooſt werden. Das durchs Loos verbundene Paar hatte die Aufgabe, sich in der zwischen Ehegatten in Gesellschaften üblichen Weise gegen einander zu benehmen, wobei der Gebrauch des traulichen Du für die wenigen Stunden nicht ausgeschlossen war. Dreimal hinter einander wurde Goethen durchs Loos die

Tochter des Kaufmanns Münch, Anna Sibylla
Theil, so daß Crespel zuletzt feierlichst erklärte, der H
habe gesprochen, sie könnten nunmehr nicht geschieden w
In der That schien der Scherz eine ernstere Wendun
nehmen. Sie war ein Mädchen von schöner Gestalt
angenehmer Gesichtsbildung, damals sechzehn Jahr alt.
Wesen drückte Ruhe und sanftes Wohlwollen aus, ihre
liche Thätigkeit wurde sehr gerühmt. Eine gegenseitige
neigung entspann sich. „Sie ward mir immer werther,
ihre Art, mit mir zu sein, zeugte von einem schönen ru
Vertrauen, so daß wir uns wohl gelegentlich, wenn
Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken an
Stelle hätten zusammengeben lassen“. Doch auch dies
hältniß sollte zu nichts Weiterem führen, als eine po
Production zu zeitigen.

An einem der Gesellschaftsabende im Frühling 177
Goethe die vor kurzem bekannt gewordene Denk
Beaumarchais' vor, welche in glänzender Schilderung
Rechtshandel mit dem spanischen Archivaufseher Joseph C
darstellt. Dieser hatte sich mit der Schwester Beauma
verlobt, jedoch sie verlassen. Der Bruder erschien da
Madrid und brachte ihn zur Erneuerung seines Verspre
Clavijo brach es aufs neue und verfolgte den B
welchem es dagegen gelang, seines treulosen Gegners
lassung vom Amte zu erwirken. Als über diese Erzä
hin und her gesprochen wurde, so erzählt uns Goethe, ä
seine liebenswürdige Gesellschafterin gegen ihn, er möge
Stoff in ein Schauspiel verwandeln; er versprach, es i
Tagen fertig mitzutheilen. Mit einer Eile, die ihm sonst
eigen war, wurde das Trauerspiel Clavigo niedergeschr
Da übrigens Goethe gesteht, den dramatischen Plan
überlegt zu haben, der Entwurf demnach schon fertig
und der Dichter sich überdies die Arbeit dadurch erleich

daß er einen Theil der Handlung wörtlich aus Beaumarchais' Denkschrift herübernahm, so wird uns die schnelle Ausführung oder vielmehr Beendigung erklärlich. Er glaubte diesmal im Sinne Merck's zu handeln, wenn er eben so rasch das Stück unter die Presse brächte; schon im August erschien es im Druck. Allein Merck war über die flüchtige Arbeit unzufrieden, und erwiderte ihm bei der Mittheilung: „solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die Andern auch.“

„Mein Held“ — heißt es in Betreff des Clavigo in einem Briefe Goethe's an Schönborn vom 1. Juni — „ist ein unbestimmter, halb groß-, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen in Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen, die ich im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte.“ Die in Götz und Werther niedergelegten Selbstbekenntnisse sind demnach durch dies Drama vervollständigt. Durch Beaumarchais' Erzählung war unserm Dichter sein Verhältniß zu Friederiken wieder nahe gelegt, und es spannen sich in seiner Phantasie die Scenen aus, wo Treue und Untreue, Empfindung und kalte Ueberlegung mit einander um den Sieg streiten. Merck, den man unter der Maske des Carlos hat erkennen wollen, ist so wenig [illegible], als er Mephistopheles ist. Goethe bringt vielmehr die Doppelseitigkeit seines eigenen Charakters zur Anschauung; es blieb dem besonnenen Carlos gegenüber für Clavigo nur die Schwäche, das charakterlose Schwanken übrig. Aus psychologischen Gründen läßt sich daher wohl erklären, weßhalb er dem Clavigo nicht die Wärme seines Werther einhauchen konnte; der tragische Schluß lag seinem Gefühl fern und würde (mit Benutzung des tragischen Volksliedes „vom [illegible] und der Magd“) nur als bühnengerechter Abschluß mit geschickter Berechnung des theatralischen Effects angehängt.

In der Zeichnung des Charakters des Carlos verleugn
die Meisterhand nicht.

„Heirathen! heirathen just zur Zeit, da das Leb
recht in Schwung kommen soll! sich häuslich niederlasse
einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung
zurückgelegt hat“ — solche Worte des Carlos sagte auc
wohl der verständige Freundesrath in der eigenen Brust.
ihm waren die Heirathsgedanken bald wieder entschwi
zumal da seine Neigung zu der ruhigen, sich immer
bleibenden Anna Sibylla Münch nicht über die Grenz
müthlichen Wohlwollens hinausging. Goethe's Eltern,
schon oft den Wunsch aussprachen, das nach der Abreise
neliens vereinsamte Haus durch eine liebenswürdige Schn
tochter belebt zu sehen, hätten das Verhältniß gern zu
Abschluß gebracht. Sie glaubten die Erfüllung ihres
sches schon so nahe, daß an eine neue Hauseinrichtur
dacht ward; des Vaters Plane gemäß sollte nur noc
Reise nach Italien, die er für seinen Sohn längst pro
hatte, der Heirath vorangehen. Doch für beides war di
noch nicht gekommen.

Merck nannte mit Recht den Clavigo, wie spät
Stella „Nebenstunden.“ Ernster beschäftigten unsern I
die großen dramatischen Plane, in die er den höhern G
seines Lebens und Denkens legen wollte. Eben deßhal
diehen sie nicht zum Abschluß, weil der Geist mit dem
gange seiner Entwicklung in neuen Formen zur Ersche
zu kommen suchte und daher auch die Stoffe wechselte.
einige Plane zu großen Drama's hab' ich erfunden“
äußert er in dem oben angezogenen Briefe — „das
das interessante Detail dazu in der Natur gefunden u
meinem Herzen. Mein Cäsar, der euch nicht freuen
scheint sich auch zu bilden“. Weil er im Cäsar das
Herrschen berechtigte Genie, welches alles Hinderniß,

Widerstreben überwindet, darstellen wollte [48]), so konnte er an dem Beifall des Dichters der tyrannenfeindlichen „Freiheitsode“ im Voraus zweifeln. Dieser Plan ward später durch andere Entwürfe, die inniger mit seinem geistigen Sein zusammenhingen, verdrängt.

Mit der Vergangenheit hatte er sich abgefunden. Auch in seinen Studien weist Alles vorwärts. Jedes neue geistvolle Werk setzt einen neuen Ideenkreis in Bewegung, „gießt neues Leben in seine Adern“. Mit einer solchen enthusiastischen Hingebung spricht er von Klopstock's Gelehrtenrepublik: „hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur — das heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festiget und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet“. Herder's älteste Urkunde des Menschengeschlechts ist ihm „ein mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt — er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat drin alle die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt, und führt sie nun in dämmerndem wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem Orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt“.

Weit folgenreicher und tiefer eingreifend in den Gang seiner Entwickelung war das Studium der Ethik des Spinoza. Was ihn zunächst an diesen großen Denker, der von den damaligen Philosophenschulen noch sehr oberflächlich abgefertigt ward, fesselte, das war die Charakterhöhe desselben, die sittliche Würde seiner Philosophie, „die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete“. Er eignete sich seine Lehre nicht als ein System philosophischer Speculation an, und kann sich daher auch „keine Rechenschaft geben, was er sich aus dem Werke mag herausgelesen, was er in dasselbe mag hineingelesen haben“. Es gab ihm daher auch

nicht eine neue Denkart, sondern weil der Kern der Spinozistischen Lehre mit Goethe's tieferer sittlicher Eigenthümlichkeit, die unter seinem stürmischen jugendlichen Streben noch verhüllt lag, zusammentraf, so fand er in ihr Stärkung und Gewißheit, „Beruhigung seiner Leidenschaft"; er fand den versöhnten Gott, wenn auch auf anderem Wege, als seine fromme Freundin gewünscht hatte, und doch hatte das Anschließen an ihre Glaubensrichtung schon darauf vorbereitet.

In Goethe's Wesen lag das Streben, sich der ganzen Fülle des Daseins in unmittelbarer Lebendigkeit zu bemächtigen, das eigene Sein damit zu erfüllen. Daher genügte zu seiner Beruhigung nicht die Anschauung, die von dem Irdischen, als dem Eitlen, hinweg zu einem jenseitigen Ewigen sich wendet. Spinoza weist das Irdische nicht von sich; die Dinge der Erscheinungswelt, die Natur und der Mensch als Theil der Natur sind Attribute des göttlichen Seins, das wir nur in jenen und durch jene erkennen; er läßt die Mannigfaltigkeit der Natur, die Eigenthümlichkeiten des Individuellen als berechtigt gelten. Der Geist aber des Menschen erhebt das Besondere zum Ewigen und Unendlichen, indem er dahin strebt, alle Dinge auf ihren wahren Werth zurückzuführen und sie mit derselben Freiheit, wie mathematische Objecte, zu erkennen. Durch klare Begriffe, durch die Beziehung der Dinge auf den Begriff Gottes gewinnt er die Herrschaft über die Affecte. Er überzeugt sich, indem er den Sachen gegenüber sich objectiv verhält, von dem Gesetzlichen und Nothwendigen, und dies ist Erkenntniß des ewigen Wesens Gottes. Diese Erkenntniß ist zugleich sittliche Freiheit, die Einstimmung mit der ewigen Natur, die Befriedigung im Bewußtsein des Ewigen. Anstatt partieller Resignationen, welche, stets sich wiederholend, unser Inneres niederdrücken und mehr und mehr entmuthigen, gelangt der Geist zu der erhebenden und stärkenden Resignation in

ganzen, zu innerlicher Unabhängigkeit, indem er sich von r Nothwendigkeit der Dinge als der Nothwendigkeit des ttlichen Wesens überzeugt hat.

Da Goethe mitten in seinem „Alles aufregenden“ Drange ch Gesetz und Beruhigung strebte, so machte ihn diese lles ausgleichende Ruhe“ Spinoza's, „die wie eine Friedens- t ihn anwehte“, diese „geregelte Behandlungsart“ zu „sei- n leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Ver- er“. Vor diesem Lichtstrahl verschwanden die Nebel, die um sein Gemüth gezogen hatten; „eine große und freie ssicht über die sinnliche und sittliche Welt schien sich auf- hun“; er glaubte, „die Welt niemals so deutlich erblickt haben“.

Die spinozistische Ansicht blieb die Basis seines geistigen d sittlichen Strebens. Sie leitet ihn, überall Regel und setz zu finden und die Dinge der Herrschaft des Geistes unterwerfen. Daher führt sie ihn auch zu der reinen Kunst- m der Poesie, welche die Fülle des Seins als eines selbst- wußten Lebens zur Einheit erhebt und, gleich wie die ma- matische Methode Spinoza's, als ein ewiges und noth- ndiges zur Totalanschauung bringt [49]).

Nach einem in ruhiger Geistesthätigkeit durchlebten ühling ward Goethe unerwartet in einen neuen Verkehr t bedeutenden Männern hineingezogen, der ihm reichen nuß und mannigfache geistige Anregung gewährte. La- ter, mit dem der briefliche Verkehr schon eine innige undschaft eingeleitet hatte, kam nach Frankfurt und fand en geliebten jungen Freund in den letzten Tagen des Juni feiner Rheinreise. „Es war“ — wie Lavater sagt — n unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des hauens“. „Bist's?“ — „Ich bin's!“ waren die ersten rte der Begrüßung, und sie umarmten sich aufs herzlichste.

Die wichtigsten Fragen der Religion und der Philoso
welche schon in ihren Briefen [50]) hin und her beleu
waren, kamen zwischen ihnen zur Sprache. Goethe hatte
von dem religiösen Standpuncte Lavater's, der sich
Gefühlsreligion auf dem positiven Christenthume aufb
weiter und weiter entfernt. Dieser jedoch, durchdrungen
der lebhaftesten Ueberzeugung, daß nur der von ihm bez
nete Weg zum Heil führe, bemühte sich, auch seinen ju
Freund für seinen Christusglauben zu gewinnen. Sol
Bekehrungsversuchen gegenüber hatte Goethe schon in ei
Briefe an Lavater's vertrauten Freund Pfenninger geäuß
„Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gef
thue, mich mit Euern Worten auszudrücken, und daß
nicht einmal durch eine reine Experimental-Psychologie me
Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin, und d
nicht anders sentiren kann, als andere Menschen, daß
alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit
der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern C
binationen sentire, und drum, ihre Relativität ausdrück
sie anders benennen muß — welches aller Controver
Quelle ewig war und ewig bleiben wird.“

Goethe bewahrte sich auch jetzt das Recht der selbst
digen Ueberzeugung, während sein Gemüth von Lava
Wärme, von der „tiefen Sanftmuth seines Blicks, der L
lichkeit seiner Lippen, selbst dem durch sein Hochdeutsch du
tönenden treuherzigen Schweizerdialekt“ mächtig zu ihm
hingezogen fühlte. Wo er Wärme fand, ehrte er die reli
Ueberzeugung an Andern, und Lavater, „der nicht satt we
konnte, das Genie dieses einzigen Mannes in seiner
anzustaunen“ [51]), begegnete mit liebevoller Achtung der O
heit, mit der sich das Innerste des genialen Jünglings
ihm aufschloß. „Wer war“, so ruft er später bei ei
Rückblicke auf jene ersten Eindrücke aus, „so offen dem Ei

so gepanzert dem Andern, so horchend wie ein Kind, so fragend wie ein Weiser, so entscheidend wie ein Mann, so derb ausführend wie ein Held!“

Ihre lebhaften Unterhaltungen über die höchsten Probleme des Denkens — auch die Lavater'sche Theorie der Physiognomik griff vielseitig anregend in diese Gebiete ein — brachten Goethe's „ruhiges künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb“. Es ergriff ihn daher das Verlangen, sie fortzusetzen, und er entschloß sich, um Lavater besser, als unter den Frankfurter Zerstreuungen, genießen zu können, ihn auf seiner Reise nach Ems zu begleiten, wo sie am 29. Juni anlangten. In Ems trennten sie sich wieder, da Goethe durch seine juristischen Geschäfte nach Frankfurt zurückgerufen ward, überdies Lavater wieder der sich um und an ihn drängenden Gesellschaft gehörte.

Goethe sollte jedoch sobald nicht zur Ruhe kommen. Wenige Tage darauf kam Basedow nach Frankfurt und warb um Unterstützung für seine reformatorischen pädagogischen Unternehmungen, welche damals Deutschland nicht minder in Bewegung versetzten, als Lavater's physiognomische Lehren. Obwohl sein derbes, cynisches Betragen der gerade Gegensatz von Lavater's Zartheit und sittlichem Anstande war, so zog dennoch seine Originalität, seine drollige Lebendigkeit Goethe an. Seine pädagogischen Reformen hatten trotz seiner rationalistischen Freigeisterei selbst an Lavater einen warmen Verehrer und Fürsprecher. Als er am 12. Juli nach Ems aufbrach, begleitete ihn Goethe eine Strecke weit, obgleich Basedow durch seinen schlechten Tabak und stinkenden Zündschwamm seine Geduld auf nicht geringe Probe setzte.

In Frankfurt hielt es ihn nicht lange. Der Vater und seine Freunde übernahmen die Besorgung der laufenden Geschäfte; er machte sich am 15. Juli auf, die Männer,

welche seinen Geist in neue Unruhe versetzt hatten, nochmals aufzusuchen. In Ems verweilte er einige Tage, die unter Tanz und Lustbarkeiten, Ausflügen und heiterem Gespräch mit den Freunden verflossen. „Ich bin vergnügt“ — sagte damals Goethe zu Lavater — „ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht anschauend erkenne“. Am 18. Juli unternahmen sie eine Lahnfahrt in ziemlich großer, sehr unterhaltender Gesellschaft. Goethe's genialischer Muthwille, Basedow's ruhiger Witz und Lavater's weise Laune gaben freilich den Ton, worein denn auch die Andern, jeder nach seiner Art, mit einstimmten. Goethe äußert in „Dichtung und Wahrheit“, man habe ihn auf der ganzen Reise nur als den Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne behandelt. Ihm fehlte nämlich damals noch der Glanz des Werther, und er irrt sich, wenn er berichtet, man habe ihn mit Fragen nach der Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und dem Wohnorte Lottens bestürmt.

Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine (Lahneck?) schrieb Goethe in das Stammbuch von Lips, der Lavater's physiognomische Reise als Zeichner begleitete, die Verse Geistes Gruß („Hoch auf dem alten Thurme steht“ rc.) Das Gedicht „Diner zu Coblenz“ zeichnet uns den ergötzlichen Moment, wo er, als das Weltkind zwischen den beiden Propheten, behaglich ein Stück Lachs und einen „Hahnen“ verzehrt, während Lavater einem Landprediger die Offenbarung Johannis erklärt, und Basedow einem Tanzmeister die Unzweckmäßigkeit der Kindertaufe beweist. Von Coblenz ward die Reise Rheinabwärts fortgesetzt. Lavater wollte einen Freund in Mühlheim (am Rhein) besuchen, Goethe'n zog es zu seinem Freunde Jung, der als Arzt zu Elberfeld lebte.

Jung wurde eines Morgens früh in einen Gasthof gerufen: ein fremder Patient sei da, der ihn zu sprechen

wünsche. Ins Schlafzimmer des Fremden geführt, fand er den Kranken, Hals und Kopf in Tücher gehüllt; der Fremde streckte die Hand aus dem Bette und sagte mit schwacher dumpfer Stimme: „Herr Doctor, fühlen Sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und schwach". Jung erwiderte, die Hand am Pulse seines Patienten: „ich finde gar nichts Krankes, Ihr Puls geht ordentlich". Kaum hatte er dies gesagt, so hing — Goethe an seinem Halse; es war eine unbeschreibliche Freude des Wiedersehens [52]).

Während dessen fand auch Lavater, ohne daß Goethe davon unterrichtet war, sich veranlaßt, seine Reise bis nach Elberfeld auszudehnen, wo er bei einem Kaufmanne gastliche Aufnahme fand. Eine seltsam gemischte Tischgesellschaft in diesem Hause, unter der sich Lavater, Georg und Friedrich Jacobi, der in Commissionsangelegenheiten sich nach Elberfeld begeben hatte, Heinse, Goethe und Jung befanden, hat uns der Letztere in lebhaften Zügen geschildert. Lavater streckte in liebenswürdigster Unterhaltung, die Alle zur Ehrfurcht und Liebe hinriß, seine physiognomischen Fühlhörner aus, und sein geschickter Zeichner fand ergiebige Beschäftigung. „Goethe aber konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Cirkel von Menschen gaudire. Die Elberfelder glaubten, der Mensch sei nicht recht klug. Stilling aber und Andere, die sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam durchtreibenden Augen ansah, und er dann mit großem hellen Blick ihn darnieder schoß".

Mit Friedrich Jacobi blieb Goethe längere Zeit zusammen. Auf dessen freundlichem Landsitze Pempelfort bei Düsseldorf fand er die gastlichste Aufnahme. Dort verkehrte auch mit Wilhelm Heinse, dem Genossen des Jacobi'schen Kreises, der von des jungen Dichters herzgewinnender Gewalt

ganz hingerissen war. „Goethe war bei uns“ — heißt
in einem seiner Briefe aus jener Zeit — „ein schöner Ju
von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur
Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist
Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menschen in
ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so
und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er“.
den Kunstfreund besaß Düsseldorf damals reiche Schätze;
der Gemäldegallerie konnte Goethe's Vorliebe für die nie
ländische Schule reichliche Nahrung finden. Andere Ku
genüsse wurden ihm zu Cöln gewährt, wo das Alterthü
liche einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Besonders wu
der Dom mit hohem Interesse betrachtet. Allein das Ruin
artige des großen Bauwerkes ließ ihn keinen Totaleindr
gewinnen, da zu tiefer eindringenden Studien keine Zeit bli
und niemand ihm den künstlerischen Werth desselben klar
Augen zu legen vermochte. Von Cöln aus machte er
Fahrt nach dem abgelegenen Jagdschlosse Bensberg, wo i
die Wandverzierungen von Weenix, welche verschiedene Ja
thiere in meisterhafter Naturnachahmung darstellen, „über
Maßen“ entzückten. Jacobi und Heinse waren bis Cöln se
Begleiter.

Hatte ihn mit Lavater und Basedow mehr der Wi
spruch, als die Wahlverwandtschaft der Geister verbunden,
fand er an Jacobi einen jugendlichen Freund, dessen Den
wie das seine, aus dem Innersten des Gemüths, aus
Tiefe einer reichen Ideenwelt hervorquoll, und dessen Sehns
ins Unendliche strebte. Er sah sich von einem Freundesher
ganz verstanden; ihm war „eine solche reine Geistesverwan
schaft neu und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fe
rer Mittheilung“. Alles, was in einem Jeden lebte,
zur Sprache; ernste philosophische Unterhaltungen wu
gepflogen, in denen vornehmlich Spinoza, dem Jacobi

noch anhaltenderes Studium, als Goethe, gewidmet hatte, den Anhaltspunct darbot. Goethe theilte Manches von seinen neuesten Dichtungen mit, unter andern die Balladen „der König von Thule“ und „der untreue Knabe“. Während ihres Zusammenseins in Cöln suchte Goethe im leidenschaftlichen Drange nach Mittheilung den Freund eines Nachts, nachdem sie sich schon getrennt und in die Schlafkammer zurückgezogen hatten, nochmals auf. Am Fenster des Gasthofs „zum heiligen Geist“ stehend, während der Mondschein über dem breiten Rheine zitterte, schwelgten sie in der Fülle des Hin- und Wiedergebens. „Goethe ist der Mann“ — schreibt Jacobi am 10. August an Frau von la Roche — „dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird ihm erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten; denn Goethens Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußsohle“. — Eben so enthusiastisch spricht sich seine Verehrung in einem Briefe an Wieland aus (27. Aug.): „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben..... Man braucht nur eine Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grade [illegible]erlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, [illegible] er wirklich denkt und handelt. Hiemit will ich nicht an[illegible]en, daß keine Veränderung zum Schönern und Besseren [illegible] ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, [illegible] so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, [illegible] der Baum in die Höhe wächst und sich krönt“. — Welche Stunden! welche Tage!“ — so spricht noch das [illegible]en der Erinnerung sich in einem fast vierzig Jahre [illegible]ter geschriebenen Briefe Jacobi's aus — „mir wurde wie

eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich I
nicht mehr lassen“.

Die Rückreise nach Frankfurt wurde in den ersten Aug
tagen rasch vollendet. Goethe behielt davon keine R
erinnerungen, da sein äußerer Sinn nicht mehr durch
Neuheit der Gegenstände in Anspruch genommen wurde, :
sein Geist, mehr in sich gekehrt, mit dem Verarbeiten
zuletzt gewonnenen Eindrücke und Ideen beschäftigt w
Welch eine gehobene Gemüthsstimmung er in die Stille
väterlichen Hauses zurückbrachte, mag der erste Brief, den
an Jacobi richtete (vom 13. Nachts), darthun. Er läßt
tief in des Dichters liebeglühende Seele blicken.

„Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Dei
Brief und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es
Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O das
herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom Andern zu empfang
als er giebt! O Liebe! Liebe! Die Armuth des Reichth
— und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im And
Alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu sche
was ich habe. Ich habe vorige Nacht auf'm Postwagen d
Basedow's Grille gesessen. Es ist wieder Nacht. — Gl
mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander s
uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's,
wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir
über das, was wir nicht durchgeredt haben. Gute N
Ich schreibe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm;
ist's nicht eins, welcher uns an Steine schmettert? — W
denen, welche Thränen haben!“

Diese geistige Erhebung, diese Erregung aller denken
und dichtenden Kräfte seiner Seele trieb tausendfältige
Keime in ihm hervor. Er lebte in einem Frühling des f
digsten Schaffens. Eine Fülle des Hohen und Schö
drängte sich heran, zu überwältigend, als daß nicht,

avon zur dichterischen Darstellung gebracht ward, Fragment leiben mußte. Aber eine Vorstellung vermögen wir uns ungefähr davon zu machen, wenn wir bedenken, daß (mag auch Cäsar als beseitigt anzusehen sein) Faust, Mahomet, der ewige Jude und Prometheus, welche er selbst als „die kühneren Griffe in die tiefere Menschheit“ bezeichnet, gleichzeitig (denn die Hauptscenen der ältesten Faustdichtung gehören dem Jahre 1774 an) ihn beschäftigten, alle dazu bestimmt, des denkenden und schaffenden Geistes muthiges Streben in die Welt hinein darzustellen und die höchsten Zwecke des sittlich-religiös wirkenden Menschengeistes zu lebenvoller Anschauung zu bringen.

Den Entwurf des Mahomet setzt Goethe in seinem graphischen Bericht unmittelbar mit den im Verkehr mit ater und Basedow gewonnenen Erfahrungen in Verbing, indem er bei Betrachtung ihres Lebensganges eingen habe, daß der vorzügliche Mensch, welcher das Gött, das er in sich fühlt, außer sich verbreiten möchte, durch Zusammentreffen mit der rohen Welt genöthigt wird, ihr gleichzustellen, wodurch er zuletzt im Verfolg irdischer cke zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen wird. Grundidee scheint jedoch weit tiefer in Goethe's eigener esentwicklung zu wurzeln und unabhängig von jenen achtungen entstanden zu sein, mag auch bei der weiteren bildung des Plans die Anschauung des modernen Pronthums von Einfluß gewesen sein. Goethe gesteht selbst, zuvor das Leben des orientalischen Propheten mit ßem Interesse gelesen und studirt zu haben, wobei sich Gedanke in ihm ausbildete, daß er nicht der Betrüger für den ihn oberflächliche Fanatiker auszugeben pflegten. beiden großen Momente in Muhameds Leben, wo der des Glaubens an den Einen höchsten Gott in seine fällt, und wo diese Lehre aus der Stille der Brust

triumphirend in die Welt eintritt, begeisterten ihn zu zwei lyrischen Gesängen, welche wahrscheinlich vor dem Entwurf des Ganzen gedichtet wurden. In dem ersten Gesange hebt Mahomet sein glühendes Herz den Gestirnen, dem Monde, der Sonne entgegen, und ihr Anblick zieht ihn hinauf zu der Verehrung des Erschaffenden, Alliebenden [53]). Der zweite ist die unter der Ueberschrift „Mahomets Gesang“ bekannte Hymne, welche den welterobernden Sieg der geistigen That unter dem Bilde des großen Stroms schildert, der, als reiner Felsenquell entsprungen, mehr und mehr anschwellend, die kleinen Gewässer mit sich zum Ocean zieht. Diesen Gesang sollte Ali auf dem höchsten Puncte des Gelingens zu Ehren des Meisters vortragen. Er erschien schon, als Wechselgesang zwischen Ali und Fatema, in dem Göttinger Musenalmanach „auf das Jahr 1774“, woraus sich auf frühere Abfassung schließen läßt. Von dem Stücke selbst hat sich nur die Prosa abgefaßte Eingangsscene erhalten. Aus einigen Blätt von Goethe's Hand geht hervor, daß er den Koran sorgfält zum Behuf seines Drama's durchstudirte und stellenweise üb setzte. Den Plan desselben hat er uns vollständig mitgethei Nachdem Muhamed den Glauben an den einigen Gott g wonnen hat, theilt er ihn den Seinigen mit; seine Frau u Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht seinen Glauben bei seinem Stamme auszubreiten; der Z erhebt sich, und der Prophet muß fliehen. Im dritten s sein Glaube über die Gegner; er reinigt die Kaaba von d Götzenbildern. Aber nun wird das Himmlische getrübt, mehr das Irdische wächst und sich ausbreitet. Im vier Act benutzt Muhamed, um seine Eroberungen zu verfolg die Mittel der List und Gewalt, bereitet sich aber dad seinen Sturz; eine Frau, deren Mann er hat hinrich lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet; da erwacht wieder der höhere Sinn und verleiht ihm Fassung, daß er im Tode sich wieder der Bewunderung würdig ma

em er seine Lehre reinigt und sein Reich befestigt: — ein
twurf, werth, einen großen Dichtergeist zu beschäftigen.

War es in diesem Drama auf eine ziemlich regelmäßige
position abgesehen, so griff er dagegen in der Bearbei-
des Ewigen Juden nach der lockeren humoristischen
ihlungsform des Hans Sachs, um sich nach Laune in
ihlung und Betrachtung, in Ernst und Scherz zu ergehen,
denn gleich die Eingangsverse:

> Um Mitternacht wohl fang' ich an,
> Spring' aus dem Bette wie ein Toller,
> Nie war mein Busen seelenvoller,
> Zu singen den gereisten Mann,
> Der Wunder ohne Zahl gesehn —

auf diesen Ton vorbereiten. Die Sage vom Ewigen
n, welcher ruhelos die Menschenwelt in verschiedenen
ien ihrer Entwickelung durchwandert, hatte sich Goethe
durch das bekannte Volksbuch eingeprägt. Sie schien
ein geeigneter Faden zu sein, um die hervorstehenden
te der Religions- und Kirchengeschichte darzustellen. In
Juden Ahasverus wollte er einen originellen Schuster,
Essener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist",
ern, zu welchem ihm sein Dresdener Schuster die Grund-
liefern sollte. Da Ahasver sich mit den Leuten gern in
Gespräch einläßt, so lernt er auch Christus kennen, den
weil er seinen höhern Sinn nicht faßt, zu seinen An-
bekehren möchte, so sehr ihn auch der Heiland über
hohen Absichten zu belehren sucht. Er verlangt, daß
us sich zum Parteihaupte mache und aus seiner Be-
lichkeit heraustrete, was auch Judas durch seinen Ver-
betreiben sucht. Als aber dieser Plan mißlingt, ge-
Ahasver außer sich und stößt in seiner Erbitterung den
nd auf seinem Kreuzeswege von seiner Thür und über-
t ihn mit Vorwürfen. Dieser antwortet nicht; aber in

dem Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heila
Gesicht mit dem Tuche. Da sie es wegnimmt und in
Höhe hält, erblickt Ahasver darauf das Antlitz des He
aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern e
herrlich Verklärten. Geblendet von der Erscheinung we
er die Augen weg und vernimmt die Worte: Du wan
auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erbl
Als der Betroffene wieder zu sich kommt, sind die Stra
von Jerusalem öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn
und er beginnt seine Wanderung.

Dieser Theil ist Entwurf geblieben. Unter den uns
haltenen Bruchstücken ist besonders der Theil mit Liebe
geführt, wo der Heiland, um sich von dem Zustande
Christenthums durch eigene Anschauung zu unterrichten,
3000 Jahren auf die Erde wiederkehrt. Die Schilder
des Moments, wo der Heiland von dem Berge, auf wel
ihn einst der Teufel versuchte, den Blick auf die Erde w
„wo er einst säete und nun ernten will", ist dem Erhaben
was Goethe gedichtet hat, an die Seite zu setzen. S
der Religion der Liebe findet er dort Zwietracht und nie
Begierde.

Wo, rief der Heiland, ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh, und ich seh' den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel herabgesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entsprungen,
Und ach, wohin der Geist, den ich gesandt!
Sein Wehn, ich fühl's, ist all verklungen.

Die Legende, daß der Herr, als er auf die Erde zu
kommt, in Gefahr geräth, zum zweiten Male gekreuzig
werden (venio iterum crucifigi), hat Goethe während se
italienischen Reise noch einmal veranlaßt, einen Plan
einem großen Gedicht zu entwerfen, das aber eben so we

wie der Jugendentwurf, zur Ausführung gedieh. Charakteristisch für Goethe's damalige Richtung ist die bittere Abneigung, die sich in jenen Fragmenten gegen die Geistlichkeit, gegen die „Pfaffen“ ausspricht, die trotz der Reformation geblieben seien, nur daß sie „mehr schwätzen, weniger Grimassen machen“. Dagegen beabsichtigte er, seine Verehrung für Spinoza bei Gelegenheit eines Besuches, den Ahasver bei ihm macht, auszusprechen und, was er sich von jenem Denker angeeignet hatte, praktisch darzulegen; doch er gelangte nicht dazu, diese mit besonderer Liebe durchdachte Episode niederzuschreiben.

Die Entwürfe des Mahomet und des Ewigen Juden blieben liegen, weil in dem Geiste unsers Dichters in Bezug auf die religiöse Weltansicht eine Umwandlung eintrat, in deren Entwickelung der Einfluß des Spinozismus unverkennbar ist. Sein productives Talent war aufs höchste gesteigert und gehorchte ihm zu jeder Stunde; „sogar, was er am Tage wachend gewahr wurde, bildete sich öfters Nachts in regelmäßige Träume.“ Das Bewußtsein der Freiheit des Geistes, der, wie es Spinoza verlangt, in den eigenen Tiefen Gesetz und Form fand, erhob sich im kühnsten Schwunge zu dem Gefühl einer von keinen Schranken eingeengten genialen Schöpferkraft, die in Götterähnlichkeit herrliche Gebilde schafft. Seinem stolzen Selbstvertrauen mußte die griechische Mythe von Prometheus sehr zusagen, in der das kühne Emporstreben des mit schaffender Kraft ausgerüsteten Titanen sich darstellt. Doch gefiel dem Dichter minder das Gigantische, Himmelstürmende dieser Mythe, sondern das friedliche plastische Widerstreben, das die Obergewalt zwar anerkennt, aber sich ihr gleichstellen möchte. Er bildete daher die antike Mythe nach seinem Sinne um. Sein *Prometheus* stellt den nach dem innern Drange kühn schaffenden Geist dar, der sich von jeder fremden Herrschaft, auch der der Götter, frei macht und auf

eigene Hand Wesen bildet, unter ihnen von allen das vollendetste, die Pandora, das „heilige Gefäß der Gaben alle, die ergötzlich sind unter dem weiten Himmel, auf der unendlichen Erde“; von Minerva zum Quell des Lebens hingeführt, giebt er ihnen Leben. In den Scenen des zweiten Acts beginnt die Thätigkeit und das erste Gefühlsleben der neuen Geschöpfe, welche Leidenschaft, Lebenswonne und Todesschauern zum ersten Mal empfinden. Der Erhabenheit des Stoffes schien die freie hymnenartige Form angemessen zu sein, die Goethe in einigen Oden angewandt hatte. Die zwei vorhandenen Acte bilden ein Ganzes, so daß man zweifeln möchte, ob der Dichter damals eine Fortsetzung beabsichtigt habe, wie er am Schluß des ersten Abdrucks (1830) andeutete. Jacobi, dem er seine Dichtung übersandte, schrieb am 6. Novbr. 1774: „Kaum kann ich Dir sagen, daß dieses Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich ist, Dir zu sagen, wie sehr!“ Der unter die lyrischen Gedichte aufgenommene Monolog des Prometheus, welcher die Hauptgedanken des Prometheischen Krafttrotzes energisch zusammenfaßt, ist zwar um dieselbe Zeit gedichtet, aber nicht, wie Goethe angiebt, der Anfang eines dritten Acts, sondern eine selbstständige Dichtung. Sie gab in Folge einer Mittheilung Jacobi's an Lessing (1780) Veranlassung zu einer beistimmenden Aeußerung des Letzteren, welche 1785 einen erbitterten Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn über Lessing's Spinozismus hervorrief.

Daß übrigens dem titanischen Jüngling sein Zimmer einer Prometheuswerkstatt zu gleichen schien, dazu trug nicht nur die Poesie, sondern auch die bildende Kunst bei. Er zeichnete fleißig, und die Wände seines Zimmers waren mit verschiedenerlei Arbeiten, fertigen und unvollendeten, bedeckt. Das poetische Gefühl quoll oft mit dem fröhlichen Schaffen des Künstlers hervor, und wir verdanken diesem eine Reihe von Gedichten, welche die freudige Empfindung des darstellenden

den Künstlers ausdrücken: Künstlers Morgen- und Abendlied, Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast, Sendschreiben, Künstlers Fug und Recht, so wie die dramatische Kleinigkeit **Künstlers Erdewallen**, das den Conflict der Kunstbegeisterung mit den Sorgen des Tages zum Gegenstande hat.

War aber irgend ein Zeitpunct in Goethe's Leben geeignet, ihn mit Stolz auf die Schöpferkraft seines Genius zu erfüllen, so war es der, wo er, den wiederholten Bitten der Freunde endlich nachgebend, seinen **Werther** in die Welt sandte; der kleine Roman erschien im October ohne Namen des Verfassers, den jedoch Buchhändler Weygand schon in der Anzeige im Meßkatalog verrieth. Alles, was an Sehnsucht und Schmerz das mitlebende Geschlecht erfüllte, alle erhabenen und weichen Empfindungen, welche in der Poesie jener Zeit stürmisch hervordrangen, waren hier zu einem kleinen Gemälde in vollendetster Kunstform zusammengefaßt. Wie es elektrisch nach allen Seiten zündend wirkte, ist kaum mit wenig Worten zu schildern. „Das Herz ist einem so voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O Menschenleben! welche Gluth und Qual und Wonne vermagst du in dich zu fassen!“ das war mit den Worten einer derzeitigen Recension das Geständniß aller warmschlagenden jungen Herzen. Keine andere Dichtung hat je so viel Thränen fließen gemacht, keine die Seele so im Tiefsten erschüttert. Eine lebendige Schilderung der ersten frischen Wirkung des Romans giebt uns ein Brief Jacobi's, der ihn seinem Bruder [illegible] Heinse vorgelesen hatte. Heinse „ward übermannt, ganz außer sich, sein Angesicht glühte, seine Augen thauten, [illegible] Brust hob sich empor; Bewunderung und Entzücken [illegible] seine Seele. Ueber Alles, was Goethe bisher gemacht [illegible] sagt' er, ist dies göttliche Werk ganz voll Kraft, ganz Leben, aber damit auch alle seine Kraft, all sein Leben; steht er nun in seiner höchsten Größe an der äußersten

Grenze seiner Jünglingschaft. Zuweilen hielt ich inne, sprach einige Worte, las dann weiter, und wund meinen Mann immer höher und höher, bis es endlich dahin kam, daß er in der lautersten Wahrheit seines Herzens zeugte, Du seist der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein altes, kein neues Volk habe ein solches Wunder aufzuweisen, als Werther's Leiden."

Zu derselben Zeit jedoch, wo der Ruhm unsers Dichters sich über die ganze gebildete Welt verbreitete, wo bald mit Werther sein Name den Siegeszug durch Frankreich und England hielt, begann er auch, um dieser Dichtung willen viele Unannehmlichkeiten und Angriffe zu erleiden. Die nächsten, welche sein Herz am empfindlichsten berührten, kamen gerade von der Seite, wo die Wahrheit seiner Dichtung am tiefsten erkannt werden konnte, und wo er auf Theilnahme und Mitgefühl gerechnet hatte.

Mit dem Kestner'schen Ehepaar hatte Goethe nach der Verheirathung den Briefwechsel mit der früheren Innigkeit und Offenheit fortgesetzt. Nach Lottens erster Niederkunft sprach er in einem sehr schönen Briefe das Verlangen aus, daß der Knabe Wolfgang genannt werde, und er Pathenstelle übernehmen dürfe. Darauf kündigte er ihnen eine bald zu machende Sendung an, und diese war ein Exemplar von Werther's Leiden, das er am 23. September mit den wärmsten Briefen an Kestner und Lotte begleitete; an sie schrieb er: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dies Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre —." Aber wie groß war das Erstaunen der Beiden, sich selbst so offen vor der Welt hingestellt zu sehen, zumal der Dichter es für nöthig erachtet hatte, den Bräutigam und Gemahl Albert als unliebenswürdig und sein Verhältniß

Lotte als kalt und durch ihre Neigung zu Werther gestört darzustellen, was erst durch spätere Veränderungen etwas gemildert worden ist. Von den Anklagen und Vorwürfen, die ihm für sein Geschenk zurückgegeben wurden, war er sehr ergriffen. In seiner Erwiderung beschwor er sie, ihm und der Zeit zu vertrauen, die Alles zurechtbringen und zu ihrer Aller Ehre enden werde. Aber er fühlt auch zugleich die Größe seines dichterischen Berufes. „Könntet Ihr“, ruft er ihnen zu, „den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt ...... O Du! — hast nicht gefühlt, wie der Mensch dich umfaßt, dich tröstet — und in Deinem, in Lottens Werth Trost genug findet gegen das Elend, das schon Euch in der Dichtung schreckt ...... Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir und sag' ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne das Andere im Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden.“ Er fordert sie auf, doch nur Alles wieder und wieder zu lesen; er zweifle nicht, daß dann das Gedicht sie über den Anstoß der Realität beruhigen werde. An Kestner besonders richtet er die gewichtigen Worte: „Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke, bist also nicht Albert — Und also — “.

Kestner ward zwar überzeugt, daß in Goethe's arglosem Gemüth keine Ahnung gewesen sei, als begehe er gegen den Freund eine Indiscretion oder könne sie dadurch beleidigen. Ein gutes Einvernehmen wurde zwischen ihnen hergestellt; gleichwohl [illegible] ihr Verhältniß die Wunde nie; die Briefe wurden [illegible] und seltener. In Goethe's Seele dauerte eine warme Theilnahme fort. „Grüßet Lotten herzlich“, schreibt er nach Jahren von Weimar aus, „ich denke, sie ist mir noch gut, und ich werde, so lang' ich lebe, meine Gesinnungen gegen

sie nicht verändern" und dies bewährt der bald darauf folgende Brief, als Kestner einen beträchtlichen Verlust an seinem Vermögen erlitten hatte: "Seit dem Empfang Eures Briefes, lieber Kestner, habe ich mich über Euer Schicksal nicht beruhigen können, das Ihr mit so vielem guten Muthe ertragt. Bisher wart Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer musterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild. Welche traurige Betrachtungen lassen mich daher die Vorfälle machen, die Euch überrascht haben, und nur Euer eigenes schönes Beispiel richtet mich auf. Wenn der Mensch sich selbst bleibt, bleibt ihm viel. Seid meines herzlichen Antheils überzeugt; denn mein mannigfaltiges Weltleben hat mir meine alten Freunde nur noch werther gemacht." Erst mit Kestner's Tode, der 1800 starb, hörte der Briefwechsel auf. Goethe sah die Jugendgeliebte noch einmal wieder, als sie 1816 ihre in Weimar verheirathete Schwester besuchte, und erwies ihr große Aufmerksamkeit. Sie starb im Jahre 1828.

Die öffentlichen Angriffe galten nicht sowohl der Dichtung als solcher, sondern der Moral derselben, indem Viele sie für eine Apologie des Selbstmords nahmen. In der That sollen auch einige schwache Seelen durch diesen Roman dazu angetrieben worden sein; doch das war Krankheit der Zeit, die nicht erst der Werther hervorgerufen hatte. Goethe wollte sie eben dadurch heilen, daß er das Entstehen und die Entwicklung eines Seelenzustandes schilderte, der den Entschluß der Verzweiflung endlich eingiebt, wenn man auch von dem Dichter nicht verlangen konnte, daß er durch ein "Kapitelchen zum Schlusse, je cynischer, desto besser", wie Lessing anrieth, den sein klarer kritischer Blick bei den flüchtigen Urtheilen über Werther verlassen hatte, oder durch moralisirende Zugaben sein Werk zerstöre, haben doch schon die mildern

Änderungen und Zusätze der späteren Ausgaben etwas von dem frischen Hauch der Jugenddichtung hinweggenommen. In Leipzig ward der Verkauf des Romans untersagt; gleichwohl hinderten solche Verbote nicht, daß schon im nächsten Jahre eine zweite Auflage erschien, in der die beiden bekannten Strophen (die letzte schließt: sei ein Mann, und folge mir nicht nach!) als Motto's dienten.

Unter denen, welche für Religion und Tugend am Werther zu Rittern werden wollten, fehlten weder der geschwätzige Buchhändler Nicolai, der in einer faden Umdichtung „Freuden des jungen Werther's; Leiden und Freuden Werther's des Mannes" den kranken Sinn Werther's nach einem Hühnerblutschusse durch eine Heirath mit Lotten heilen und ihn dann die ganze Prosa des Lebens auskosten läßt — noch der Zionswächter Goeze zu Hamburg, welche der Obrigkeit das Einschreiten gegen die Apologieen des Selbstmords zur Pflicht machte. Der Lärm der Kritiker und Moralisten mochte dem Dichter mitunter recht lustig vorkommen, und Nicolai ward mit einigen witzigen Epigrammen abgefertigt; doch machte ihn das Gerede zuletzt recht verdrießlich. In einem Briefe vom 6. März 1775 äußert er: „Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armen Werther's so satt! Wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner Hundezeug; der Eine schilt darauf, der Andere lobt's, der Dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich Einer wie der Andere." Aber er setzt gleich hinzu: „Nimmt mir's doch nichts von meinem innern Ganzen, rührt und ruckt's mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind." [55])

Es ist nicht zu verkennen, daß die Aufregung, welche Werther hervorrief, auch den Dichter in seinem stillen Schaffen unterbrach. Die großen titanischen Conceptionen, die aus

dem raschen Wurf begeisterter Stunden hervorgegangen w
rückten während des Winters 1774/75 nicht vor. Er m
selbst über sich die Bemerkung, die wir später oft best
finden, daß „eben die Natur, die größere und kleinere W
unaufgefordert in ihm hervorbrachte, manchmal in gr
Pausen ruhte, und er in einer langen Zeitstrecke selbst
Willen nichts hervorzubringen im Stande war.“ Viel
warf er sich, wie denn sein Geist schnell nach dem Entleg
und Entgegengesetzten überzuspringen pflegte, auch jetzt
der stürmischen Productivität in philosophische Studien.
nahm den Spinoza, den er eine geraume Zeit hatte r
lassen, wieder vor. Was ihn immer von neuem zu di
Denker hinzog, war das Streben, den sittlichen Erschei
gen der Welt auf den Grund zu sehen; stets zog es ih
dem Wirklichen und Praktischen hin, und hierin fand e
Beruhigung seines Innern. Daher widmete er um diese
den „patriotischen Phantasieen“ des trefflichen Ju
Möser, welche in populärer Sprache sittliche und poli
Fragen behandeln und tief ins Innerste des deutschen V
lebens eingehen, ein lebhaftes Interesse. „Nehmen Sie“
schrieb er am 28. December an Möser's Tochter, Frau
Voigts, welche die zerstreuten Aufsätze ihres Vaters aus
Osnabrücker Intelligenzblättern unter obigem Titel zum e
Mal gesammelt herausgab — „meinen einzelnen Dank
die patriotischen Phantasieen Ihres Vaters, die durch
erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trag
mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird i
ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entw
entfalten sich in meiner Seele.“

Mit dem wachsenden Ruhme des jungen Dichters m
sich auch die Zahl derer, die seine Zeit in Anspruch nah
Gesellig und hingebend wie er war, widmete er sich gern
geselligen Kreisen, die ihn anzogen, und den vielen Besu

den, die ihn als eine Celebrität von Angesicht kennen zu lernen wünschten. Manchen bedeutenden Fremden nahm das Goethe'sche Haus gastlich auf. „Noch Eins“ schreibt er an Auguste zu Stolberg, mit der er durch ihren Bruder eine poetische Freundschaft geschlossen, ohne daß sie sich je gesehen haben [56]) — „noch Eins, was mich glücklich macht, sind die vielen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlands, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet.“

Klopstock machte im Herbst 1774 eine Reise nach Karlsruhe, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden eingeladen hatte, begierig — wie er ihm schrieb — „den Dichter der Religion und des Vaterlandes in seinem Lande zu haben.“ Auf dieser Reise schloß der Vater der neueren deutschen Poesie einen Bund mit Deutschlands Dichterjugend. In Göttingen hob sich in seiner Nähe das Selbstgefühl der Jünglinge des Dichterbundes, die verehrungsvoll an ihm hinaufblickten. Goethe hatte gleichfalls schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt, so daß ein inniges Verhältniß eingeleitet war; er nahm in Frankfurt den berühmten Gast aufs freundlichste in seinem Hause auf. Wenn auch Klopstock's Haltung etwas Diplomatisches hatte und er nach weltmännischer Art das Gespräch auf andere Gegenstände, als seine poetischen und literarischen Interessen, zu leiten liebte, so ist doch nach den Göttinger Vorgängen zu bezweifeln, daß er, wie Goethe's Erzählung schließen läßt, mit literarischen Gesprächen ganz zurückgehalten und sich desto eifriger über das Schlittschuhlaufen ergangen habe; freilich einen dithyrambischen Enthusiasmus durfte er bei Mittheilung seiner poetischen Arbeiten nicht erwarten. Goethe scheint ihm bei diesem Zusammensein (nicht, wie er erzählt, bei einer späteren

Begegnung in Karlsruhe) einige Scenen des Faust vorgelesen zu haben, die beifällig aufgenommen wurden. Wahrscheinlich waren der erste Monolog, das Gespräch mit Wagner und ein großer Theil der Scenen mit Gretchen damals vollendet. In der Verehrung der edlen Kunst des Eislaufes gab der Schüler dem Meister nichts nach. Er verschaffte sich nach Klopstock's Vorschrift ein Paar flachgeschliffene friesländische Schlittschuhe und war im nächsten Winter wieder ein rüstiger Eisläufer: in welch lustiger Gesellschaft (Crespel, Riese ꝛc.) schildern uns die Verse, welche er in das Stammbuch Peter Reynier's schrieb [57]).

Goethe begleitete den verehrten Vorsteher der deutschen Dichterrepublik auf mehreren Ausflügen. In den ersten Octobertagen führte er ihn bei seinem Freunde Merck in Darmstadt ein. Die Ode „An Schwager Kronos", welche am 10. October im Postwagen gedichtet ward, entstand somit wahrscheinlich auf der Rückreise von Darmstadt. Vielleicht begleitete er ihn auch noch eine Strecke auf der Weiterreise nach Karlsruhe. Da Klopstock schon mit Beginn des nächsten Frühlings nach Hamburg zurückkehrte, so kann das von Goethe berichtete Zusammentreffen in Karlsruhe schwerlich stattgefunden haben. Als Klopstock im nächsten Frühjahr über Frankfurt zurückreiste, sprach er wieder bei Goethe ein, traf ihn aber gerade in einer Zeit heftiger Aufregung, so daß Goethe gestand, er habe „von dem Theuren nur geschlürft".

Am Abend des 11. Decembers wurde Goethe durch den Besuch eines Fremden überrascht, den er im ersten Augenblick, als dieser bei Dämmerlicht eintrat, für Fr. Jacobi hielt. Es war Karl Ludwig von Knebel, der seit kurzem am Hofe der Herzogin Amalie von Weimar die Erziehung ihres jüngsten Sohnes Constantin übernommen hatte. Diesen und seinen ältern Bruder Karl August, der im nächsten Jahre volljährig ward, begleitete er jetzt neben dem Prinzenhofmeister

Grafen Görtz auf einer Reise in die Rheingegenden und nach Frankreich. Nach einigen Gesprächen über Literatur und weimarische Verhältnisse eröffnete ihm Knebel, daß die Prinzen seine Bekanntschaft zu machen wünschten. Der junge Dichter ließ sich ihnen darauf vorstellen und wurde aufs freundlichste empfangen. Ein vielseitiges Gespräch entspann sich, aus welchem hervorleuchtete, daß er sich die Verhältnisse der Welt noch von ganz anderer Seite klar gemacht habe, als man von dem Dichter des Götz und Werther erwartete. Der erste Band von Möser's patriotischen Phantasieen lag frisch geheftet und unaufgeschnitten auf dem Tisch. Da Goethe mit dem Inhalte bereits vertraut war, so nahm er davon Veranlassung, das Gespräch auf die hierin besprochenen sittlichen und politischen Zustände des Vaterlandes zu lenken und zeigte dabei eine so klare Einsicht in bestehende Verhältnisse und praktische Fragen, daß er das günstigste Vorurtheil für sich erweckte. In diesen Stunden wurden schon die Würfel über seine Zukunft geworfen. Knebel war hingerissen von der Liebenswürdigkeit des jungen Dichters, den er in einem Briefe an seine Schwester „den besten der Menschen", „den liebenswürdigsten auf der Welt" nennt, und nicht anders mochte der Eindruck sein, den dieser auf die Prinzen machte. Da der Aufenthalt der Prinzen in Frankfurt nur kurz sein konnte, so wurde ihm das Versprechen abgenommen, nochmals in Mainz mit ihnen auf einige Tage zusammenzutreffen. Die Zeit (13. — 15. Dec.) verstrich ihm sehr angenehm. Er benutzte auch diese Gelegenheit, ein gutes Verhältniß zu Wieland herzustellen, der durch die Goethe'sche Posse sich verletzt fühlte. Goethe's „Gruß" an Wieland (vielleicht in einem Zusatz zu einem Briefe Knebel's) wurde mit freundlichen Worten erwidert. Die Prinzen setzten am 15. Dec. ihre Reise nach Karlsruhe fort, wo Karl August die liebreizende Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, die ihm zur Braut bestimmt war, kennen lernen sollte.

war. Am Schlusse wandte er sich zu ihr und sprach s
Freude aus, daß die erste Bekanntschaft ihn auch zugleich
ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte seine W
artig zu erwidern; lange blieben sie so in ihren Stellun
einander gegenüber, und von Auge zu Auge fand
Liebe ihren Weg zu den Herzen. Da der Eintritt des
benswürdigen Dichters zu dem Glanz der Soireen ni
wenig beitrug, so hatte die Mutter die Aufmerksamkeit, i
beim Abschied die Hoffnung zu erkennen zu geben, ihn b
wiederzusehen, und die Tochter schien mit einiger Freundli
keit einzustimmen. Goethe versäumte nicht, seine Besuche
wiederholen. Vertrautere Unterhaltungen wurden gepflog
ohne daß sich schon zunächst ein leidenschaftliches Verhältn
daraus entspann.

Je mehr ihre Gespräche sich zu dem tieferen Gehalt
Lebens wandten, desto offener schlossen sich die Seelen geg
seitig auf. In einer ruhigen Stunde erzählte ihm Lili
kindlicher, vertrauensvoller Offenheit die Geschichte ih
Jugend, so wie der häuslichen und geselligen Verhältni
in denen sie aufgewachsen war. Sie stellte dabei nicht
Abrede, daß sie einen Hang zu gefallen und anzuziehen
sich bemerkt habe, setzte aber mit eben der anmuthigen Offe
heit hinzu, daß sie diesen auch gegen ihn geübt habe, jed
bestraft worden sei, indem sie auch von ihm angezogen word
sei. Durch diese Bekenntnisse, die der Ausdruck einer rein
Natur waren, machte sie sich ihn ganz zu eigen. Sie
sehen, mit ihr sich zu unterhalten, ward ihm bald zum B
dürfniß. Aber hier war kein ländliches Idyll möglich,
die Liebenden sich selbst die Welt sein konnten. Er mu
ihre Nähe in dem geselligen Kreise des Hauses suchen, wo
sie mit jungen und alten Verehrern theilen mußte,
manche Hoffnung auf schöne Augenblicke ward durch
Dazwischenkunft Anderer vereitelt. Selbst Lili's Brüder, wel

on Anfang an dieser Verbindung nicht günstig waren, machten manche Verabredungen der Liebenden zu nichte. „Sie fragen mich, ob ich glücklich bin?" — schließt der erste Brief an Auguste Stolberg — „Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud' und Leid in mir." Dieses Thema führten die Lieder Neue Liebe neues Leben und An Belinden mit dem tiefsten Ausdrucke der Empfindung aus.

Den erregten Seelenzustand, in den er plötzlich versetzt war, schildert uns unvergleichlich treffend ein Brief an Auguste Stolberg vom 13. Februar: „Wenn Sie sich einen Goethe vorstellen können, der im gallonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in [illegible]wechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert [illegible] von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem [illegible]teresse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe..... [illegible] nun giebt's noch einen, der.... in der streichenden [illegible]rluft schon den Frühling ahnet, dem nun bald seine [illegible] weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich [illegible], strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle [illegible] Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des [illegible] in mancherlei Drama's, die Gestalten seiner Freunde [illegible] seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit [illegible] auf grauem Papier nach seiner Maaße auszudrücken [illegible] weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten [illegible] was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine [illegible] höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, [illegible] seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und [illegible], entwickeln lassen will: das ist der, dem Sie nicht

aus dem Sinne kommen ....., dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben."

In diese Tage des neu erblühenden Liebesglücks fiel das Wiedersehen seines damals so heiß geliebten Jacobi, der auf seiner Reise nach Karlsruhe bis in den Anfang des Februars vier Wochen in Frankfurt verweilte. Im Februar kam auch Jung, um dort eine Staaroperation an dem Oberhofmeister von Leisner vorzunehmen. Goethe's Eltern boten ihm während seines Aufenthalts den Tisch an und mietheten ihm in ihrer Nachbarschaft ein Zimmer. Doch die gedrückte Stimmung des durch häusliches Elend verkümmerten Freundes, mochten gleich Goethe und seine Eltern Alles thun, ihn aufzurichten, endlich sein an Verzweiflung grenzender Mißmuth, als die Kur einen unglücklichen Ausgang hatte, alles dies ließ von den Tagen des Beisammenseins nur trübe Eindrücke zurück.

Während der heiteren Fastnachtszeit, wo der junge Dichter auf Bällen und in vornehmen Soireen durch die Nähe der Geliebten beglückt ward, stand die Liebe zu Lili in vollstem Frühlingsglanze. Auch die Poesie pflückte sich davon einen „Strauß", den er „Belinden" widmete, das Singspiel Erwin und Elmire; die Lieder „Ein Veilchen auf der Wiese stand" — „Ein Schauspiel für Götter zwei Liebende zu sehn" — „Ihr verblühet, süße Rosen" sind darin unvergängliche, zarte Blüthen. Wer das kleine Drama in seiner älteren Form liest, wird erkennen, in welch innigem Zusammenhange es mit dem Verhältnisse zu Lili und ihrer Familie steht. Die scharfe Kritik der modernen Mädchenerziehung, die Schilderung des treuliebenden Erwin, der bescheiden vor dem Schwarm „unleidlicher eitler Verehrer", „übertünchter Windbeutel" zurücktritt, dem für seine Liebe nur mit Kalt gelohnt wird, — das zertretene Veilchen —, bis zuletzt d die Reue und Liebe des Mädchens und Bernardo's Ver

ung Alles ins Gleiche gebracht wird, alles das war der nächsten Gegenwart entnommen, und scherzend setzte daher der Dichter auf den Titel: die Scene ist nicht in Spanien.

Auch das „Schauspiel für Liebende", Stella, ward gegen das Frühjahr mitten unter diesem Schwanken und Wogen der Liebesneigungen, wahrscheinlich eben so rasch wie Clavigo, niedergeschrieben. Obgleich es durch seinen Inhalt an die bekannte Geschichte des Grafen von Gleichen, des Gatten zweier Frauen, erinnert, so schöpfte doch Goethe die nächste Veranlassung aus seinem eigenen Leben, das ihm Stoff genug bot, über den Wankelmuth der Neigungen und den Conflict, in den der geräth, welcher mehreren Geliebten Ansprüche auf sein Herz giebt, nachzudenken. Das Stück, welches erst im Beginn des nächsten Jahres veröffentlicht wurde, gab Anstoß, weil es, wie „Werther's Leiden" den Selbstmord, so die Bigamie in Schutz zu nehmen schien. Daher wurde später statt des anfänglichen Schlusses, der die Lösung des Knotens dadurch herbeiführt, daß die beiden Frauen sich in den Besitz Fernando's zu theilen bereit sind, eine tragische Katastrophe beliebt, so daß er der Verwicklung durch einen Pistolenschuß ein Ende macht. Es ist dies Drama insofern ein Pendant zum Werther, als es den Liebesenthusiasmus einer weiblichen Seele mit allem lyrischen Schwunge einer sentimentalen Sprache malt, im Grunde doch ein mattes und verfehltes Werk.

Es war unserm Dichter die Herausgabe seiner Poesieen durch das Werthergeträtsch so verleidet worden, daß er fest entschlossen war, sie „dem Publico nicht auf die Nase zu binden". Sein Verdruß wurde nicht wenig vermehrt, als Wagner den übelberechneten Dienst erwies, die Gegner des Wertherromans in einer Posse „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" abzufertigen. Da die satirische Derbheit und die Hans-Sachsische Form des Goethe'schen Fast-

nachtsspiels glücklich und mit Witz copirt war, so wurde Goethe von den Meisten, selbst von Freunden wie Herder und Merck, für den Verfasser gehalten, was ihm um so unangenehmer war, als darin Wieland, mit dem er sich eben erst durch Knebel's Vermittelung ausgesöhnt hatte, und Georg Jacobi, dem er befreundet war, nicht geschont wurden. Goethe ließ daher am 9. April folgende Erklärung drucken: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden und dem Publico, ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen aus ihrem Betragen gegen mich in der Stille näher kennen zu lernen." Diese Erklärung sandte er auch an Knebel, weil er wünschen mußte, daß sie durch ihn Wieland und dem Herzoge bekannt werde. Es ist schwer zu begreifen, daß dessenungeachtet nicht nur damals, sondern noch in neuester Zeit Manche diese Posse, wenigstens der Sache und dem Inhalte nach, für Goethe's Werk haben halten können. Im August folgte als Erwiderung die Spottschrift „Menschen, Thiere und Goethe", deren Verfasser zweifelhaft ist [59]).

Das Singspiel Erwin und Elmire erschien im Märzhefte der Iris, einer von Georg Jacobi herausgegebenen Zeitschrift. Die Composition der Gesangstücke übernahm der damals sehr geschätzte Liedercomponist Johann André in Offenbach, der daselbst einer Seidenfabrik vorstand, bis er sie 1777 aufgab, um ganz der Musik, die er bis dahin als Dilettant getrieben hatte, leben zu können. Da auch Lili

Oheim d'Orville, ein Bruder ihrer Mutter, und ein anderer Oheim, der Fabrikherr Nicolaus Bernhard, der mit einer Schwester der Mutter verheirathet war, in Offenbach lebten, so kam auch sie oft herüber, und die Liebenden genossen sich dort in den glücklichsten Stunden, da die Oheime ihre Verbindung mit Goethe begünstigten. André, in dessen Hause Goethe während seiner Besuche in Offenbach wohnte, belebte die Abende durch den Vortrag seiner Compositionen und ließ sich oft bis nach Mitternacht durch Goethe und Lili ans Klavier fesseln. Bald kamen die schönen Frühlingstage heran und lockten ins Freie, wo die heiteren Abende oft zu verlängertem Beisammensein Gelegenheit gaben. „Gebe Ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige frohe Stunden“ — so schließt ein Brief an die Freundin Stolberg — „wie ich deren oft hab', und dann laß die Dämmerung kommen, thränenvoll und selig — Amen!“

Die Seelen der Liebenden waren einig. Auch das letzte Hinderniß schien leichter, als sie erwartet hatten, hinweggeräumt zu werden. Eine vertraute Freundin Lili's, welche in Heidelberg einem Handelsgeschäfte vorstand und mit dem Schönemann'schen Hause in Geschäftsverbindung war, Fräulein Delph, kam ungefähr zur Osterzeit nach Frankfurt. Entschlossenen Charakters, wie sie war, übernahm sie die Vermittelung bei den beiderseitigen Familien und erlangte die Einwilligung der Eltern. Eines Abends trat sie zu dem jungen Paare ein mit den Worten: „Gebt Euch die Hände!“ Goethe reichte seine Hand dar, Lili legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber langsam hinein. Nach tiefem Athemholen fielen sie einander, lebhaft bewegt, in die Arme. Ueber die Gegenwart hinaus flog jetzt der Blick und gab der Liebe den Ernst der Zukunft. Nicht bloß schön und anmuthig erschien die Geliebte; auch der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in Allem gab

ihm eine Bürgschaft für das, was sie ihm als L
gefährtin sein werde.

Noch folgten heitere Tage, frohe Feste. An eine
nächsten Frühlingstage, im April oder Anfang
(Goethe's Erzählung verlegt irrig den ganzen Vorgan
Lili's Geburtstag, den 23. Juni, wo er in der Schweiz
veranstalteten die Offenbacher Verwandten dem jungen
tigam ein Fest, zu welchem mehrere Freunde geladen w
Lili sollte zum Mittag hinauskommen. Abends zuvor li
ihrem Bräutigam melden, sie könne zum Mittag ihre G
wart nicht möglich machen, sondern werde erst Abend
scheinen. Um dem Feste die gute Laune zu erhalten,
die unwillkommene Vereitelung der Erwartungen zu
stören drohte, schrieb Goethe mitten in der Nacht
jammervolles Familienstück: Sie kommt nicht!" wori
die fröhliche Anordnung des Festes, dann die durch das
bleiben der Hauptperson eintretende Störung unter cha
ristischer Schilderung der einzelnen anwesenden Freunde
matisirt wurde. Dadurch war die Heiterkeit beim Mittag
einigermaßen hergestellt. Lili war, als sie Abends ei
nicht wenig betroffen und verwundert, von so lustiger
sichtern bewillkommt zu werden. Man erzählte ihr,
vorgefallen, und „sie, nach ihrer lieben und süßen
dankte mir, wie sie allein nur konnte."

Jene humoristische Dichtung ist verloren gegangen. G
begann darauf ein zweites Singspiel, Claudine von V
Bella, welches vielleicht (es eröffnet sich mit der Feie
Claudinens Geburtstag) die Bestimmung hatte, Lil
ihrem Geburtstage zu erfreuen. Noch ein Jahrzehend
bezeichnet er dieses wie das vorhergehende Singspiel
Zeugnisse von glücklich verlebten Stunden, wie von Sc
und Kummer der Jugendzeit. Er war gegen den Anfan
Juni mit dem kleinen Drama fertig, indem er es am

Knebel sendet. Lili's Geburtstag fiel indeß in die Zeit der Trennung.

Bald nach der Verlobung stiegen schon die Wolken auf, die sich allmählich mehr und mehr über den Liebenden zusammenzogen. Die Familien hatten sich ungeachtet des Verlöbnisses nicht genähert; keine von beiden war der Verbindung hold, und es wurden bald von beiden Seiten Versuche gemacht (schon die Vereitelung des Offenbacher Festes war ein solcher), sie wieder aufzulösen, so daß man zweifeln möchte, ob die durch Fräulein Delph erlangte Einwilligung aufrichtig gemeint und förmlich ertheilt worden sei. Das Schönemann'sche Haus wünschte für die Tochter eine reichere Partie, weil die Vermögensverhältnisse, wie der bald nachher erfolgte Sturz des Hauses bewies, nicht so glänzend waren, wie der äußere Schein vermuthen ließ. Goethe's Vater, der übrigens damals mit dem Sohne in ein herzlicheres Verhältniß getreten war, als in den früheren Jahren, wünschte zwar dessen eheliche Verbindung; allein er hätte lieber ein Mädchen von einfacher bürgerlicher Erziehung in sein Haus aufgenommen. Für eine Staatsdame, wie er Lili kannte, schien ihm seine Haushaltung nicht berechnet zu sein. Goethe selbst hatte noch nicht eine so ausgebreitete Geschäftsthätigkeit, um selbst ein Haus machen zu können, vielmehr hatte der Vater, erfreut über des Sohnes Dichterruhm, ihm für seine poetischen Arbeiten möglichst freie Zeit zu verschaffen gesucht, indem er einen Theil der Geschäfte selbst besorgte und einen gewandten rechtskundigen Schreiber zur Führung des Theils derselben ins Haus nahm. Auch die Religionsverschiedenheit, indem Lili der reformirten Kirche angehörte, erregte um so mehr Bedenken, als der Vater für seinen Sohn eine Stelle im Rathe der Vaterstadt in Aussicht hatte.

Ob sich zwischen den Verlobten schon damals einige Differenzen hervorthaten, indem man sich, wie Goethe be-

merkt, nicht lange auf der Höhe der Gefühle erhält? ;
die in einem leichthingehauchten Liedchen in Claudine au
gesprochene Frage: „warum zärtliche Seelen einsam u
stumm immer sich quälen, selbst sich betrügen und ihr V
gnügen immer nur suchen, da wo es nicht ist“, ob diese ei
Hindeutung auf Stunden der Mißstimmung enthält? W
vermag bei der Verworrenheit und Ungenauigkeit der vo
Goethe gegebenen Darstellung, die das Spätere mit de
Früheren vermengt, dies zu bestimmen! So viel sehen w
aus einem Briefe an Auguste Stolberg vom 15. April, da
er „in wunderbarer Spannung“ war, die ihn zu allen G
schäften unfähig machte; „wenn ich wieder munter werde
— schließt er — „sollen Sie auch Ihr Theil davon haben
lassen Sie nur meine Briefe sich nicht fatal werden, wie i
mir selbst bin, da ich schreibe; ich meine, alle Falten d
Gesichts druckten sich d'rin ab“. In gleicher Aufregu
schreibt er am 14. April an Knebel: „Ich! — falle a
einer Verworrenheit in die andere und stecke wirklich m
meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Anth
des Menschengeschickes, aus dem ich mich erst kaum gere
hatte“. Er sah es daher als eine günstige Fügung des Hi
mels an, daß zu seinem Troste gerade jetzt ihm der Bes
der Grafen Stolberg angekündigt ward. Diese wollten i
Mai in Frankfurt mit ihrem Freunde Grafen Haugwitz, d
von Paris kam, zusammentreffen, um mit ihm eine Re
durch die Schweiz zu machen. Goethe empfing sie mit gro
Freude, und da der briefliche Verkehr schon ein herzlic
Verhältniß eingeleitet hatte, so war schnell der Bund d
Freundschaft geschlossen. Indem es wünschenswerth schien, da
Goethe auf einige Zeit den mißlichen Familienverhältni
aus dem Wege gehe und sich aus dem peinlichen Gemüth
zustande, in den ihn die Störung des Verhältnisses zu L
versetzt hatte, herausreiße, beschloß er auf Zureden d
Vaters, sich ihnen als Reisegefährte zuzugesellen. Seine Ab

war dabei noch nicht, das Band, das ihn an Lili knüpfte, durch eine plötzliche Abreise, ohne von ihr Abschied zu nehmen, rücksichtslos zu zerreißen; seine Erzählung wird widerlegt durch eine ausdrückliche Aeußerung in einem Tagebuchsblatte [60]) vom 30. October: „Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden“.

Während des Aufenthalts der Stolberge in Frankfurt waren die Freunde meistens im Goethe'schen Hause zu Tische. Besonders wußte die Mutter in die muntere Laune der Jünglinge einzustimmen und ließ sich's gern gefallen, in dem jugendfrohen Kreise als Frau Aja zu gelten, eine zutrauliche Benennung, mit der man später selbst im weimarschen Hofcirkel ihre Liebenswürdigkeit ehrte [61]). Goethe machte mit seinen Freunden mehrere Ausflüge nach Darmstadt, wo sie mit Merck zusammentrafen. Diesem mißfiel der neue Freundschaftsbund. „Dein Bestreben“ — sagte er — „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug“. Auch daß er mit ihnen ziehe, nannte Merck einen dummen Streich und meinte, er werde nicht lange bei ihnen bleiben. So berichtet Goethe — funfzig Jahre später. Es ist jedoch unstreitig in seiner Schilderung der Stolberge viel Uebertreibung, so daß die Aeußerungen, die er Merck in den Mund legt, zweifelhaft werden, zumal da dieser nach anderer Seite sich damals freundlich und anerkennend über sie aussprach. Auch Goethe war noch in der Periode, wo er gern „tollte mit tollen dämonisch genialen wilden“ Jünglingen. Ihn scheint weiterhin mehr das anmaßende adelsstolze Benehmen des jüngern Stolberg, als ihre Natursitten, das Baden im Freien, das Zerschellen der Trinkgläser, aus denen auf das Wohl der Geliebten getrunken war, der Durst nach Tyrannenblut und was dergleichen Excentricitäten mehr

waren, etwas von ihnen entfernt zu haben. Die Briefe an die Schwester lassen nicht zweifeln, daß ein herzliches Wohlwollen dennoch vorwaltete.

Gegen das Ende des Mai's trat Goethe mit seinen Freunden die Reise nach dem Süden an. Des Vaters Wunsch war, wenn wir Goethe's Worten hierin glauben dürfen, daß er sie bis nach Italien ausdehnen möge. In Karlsruhe traf er Karl August und Luise, welche ihm wiederholt versicherten, daß es ihnen angenehm sein werde, ihn bald in Weimar zu sehen. Von hier ging die Weiterreise nach Straßburg, wo er sich auf eine Zeitlang von seinen Gefährten trennte, um einen Seitenweg einzuschlagen. Schmerzliche Eindrücke nahm er von Emmendingen mit sich, wo seine Schwester freudenleere Tage lebte, da sie den Gatten, der bei aller Trefflichkeit seines Charakters wenig Empfänglichkeit für heitere Lebensfreude besaß, nicht zu beglücken vermochte, und der kleine Wohnort, an den sie wider Erwarten auf lange gebannt schien, ihr keinen Ersatz für das, was sie in der Vaterstadt verlassen hatte, gewähren konnte [62]). Die Unterhaltung mit dem Bruder betraf vornehmlich ihr häusliches Verhältniß und seine Verbindung mit Lili. Goethe hatte der Schwester von Anfang an Alles bis aufs Kleinste mitgetheilt. Hatte sie schon in Briefen ihm ihre Gegengründe nicht vorenthalten, so bekämpfte sie jetzt seine Entschlüsse mit den dringendsten Vorstellungen und machte es ihm geradezu zur Pflicht, sich von Lili zu trennen. Ein Mädchen von so offenem, munterem Sinn, wie Lili, die in den Augen des oberflächlichen Beurtheilers das Leben nicht von der ernsten Seite zu kennen, sondern nur den Genuß zu suchen und die Huldigungen der Männer als eine angenehme Unterhaltung zu betrachten schien — und es hatte dieser und jener manche Klatscherei nach Emmendingen hinübergebracht — war der ernsten, sittenstrengen Cornelia in der Seele zuwider, und sie

suchte das Unpassende einer Verbindung, die beide Theile nur unglücklich machen würde, einleuchtend zu machen. Sie hatte einen großen Einfluß auf den Bruder; doch wenn er auch ihre Gründe zum Theil gelten lassen mußte, sein Herz konnte sich nicht von Lili losreißen. Es entstand dadurch ein so heftiger innerer Kampf, daß er sich späterhin von der ganzen Weiterreise nach Zürich, wo er mit seinen Freunden wieder zusammentreffen wollte, nur des Rheinfalls bei Schaffhausen erinnerte; alles Andere war wirkungslos an ihm vorübergeflohen.

In Zürich fand er seinen Freund Lavater wieder und ward herzlich von ihm empfangen. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung war vornehmlich die Physiognomik. Der erste Theil der Lavater'schen „physiognomischen Fragmente“ war beinahe im Druck vollendet. Goethe, der mit ihm für die Physiognomik schwärmte, hatte die thätigste Beihülfe geleistet. Das Manuscript ging durch seine Hände an den Buchhändler Reich in Leipzig; er hatte das Recht, Alles zu tilgen, was ihm mißfiel, zu ändern und einzuschalten, was ihm beliebte, von welchem er freilich nur sehr mäßig Gebrauch machte [63]). Auch Bodmer, dem ehrwürdigen fast achtzigjährigen Dichtergreise, stattete er einen Besuch ab. Von seiner auf einer Anhöhe paradiesisch gelegenen Wohnung genoß er eine entzückende Aussicht. Mehrere Ausflüge um den Züricher See wurden in Gemeinschaft mit Lavater und den Stolbergen unternommen, und die Sehnsucht wuchs nach den blauen Bergen der Ferne. Daher schloß er sich gegen die Mitte des Juni, um die kleineren Cantone zu durchwandern, einem jungen, ihm befreundeten Landsmanne Passavant an, der sich in Zürich zu einem reformirten Predigtamt vorbereitete. Auf der Fahrt den Züricher See hinauf entstand das lebensfrohe Lied „Auf dem See“. Als er von den Berghöhen aus die entzückende Ansicht des Sees genoß, schrieb er die Zeilen nieder:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär' — was wär' mein Glück!

Der Weg ging dann nach Maria Einsiedeln[64]), wo sie einem Zuge von Wallfahrern begegneten, welche diese öden Höhen anmuthig belebten. In der Schatzkammer der Kirche gefiel ihm unter merkwürdigen Kostbarkeiten vorzüglich eine Zackenkrone im Kunstsinne der Vorzeit von kunstvoller Arbeit. Er erbat sich die Erlaubniß, das geschmackvolle Krönchen herauszunehmen, und als er es mit der Hand in die Höhe hob, „dachte er sich's nicht anders, als er müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken drücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden.“ Auf rauhen Bergpfaden gelangten sie am 16. Juni nach Schwyz und erstiegen gegen Abend den Rigi bis zum Wirthshause. Am nächsten Tage ward der Weg zum Gipfel und zurück unter herrlichen Naturgenüssen zurückgelegt. Dann folgte der Vierwaldstättersee mit seinen von der Schweizersage verherrlichten Ufern und die Reise zum Gotthard, bis zum Hospiz hinauf von den erhabensten Naturscenen begleitet. Von der Höhe des Passes (22. Juni) blickte er in das Thal hinab, durch das die Straße nach Italien führt; der Freund trat zu ihm und machte den Vorschlag, den Weg nach Süden fortzusetzen. Doch ihn zog die Sehnsucht nach der Heimat zurück; — es war Lili's Geburtstag —. Ein goldenes Herzchen, das ihm in schönen Stunden von Lili's Hand geschenkt war und an seinem Halse noch hing an dem Bändchen, womit sie es ihm umknüpfte, ergriff er und küßte es; der Entschluß zur Rückkehr war gefaßt. Daß, wie Goethe bemerkt, das tiefempfundene Gedicht „Angedenken du verklungner Freude“ durch diesen Augenblick veranlaßt sei, läßt sich mit Recht bezweifeln; es scheint eher einer späteren Zeit anzugehören.

wo er in Thüringens „Thälern und Wäldern“ durch dies Andenken schöner Stunden an die längstgestorbene Liebe erinnert ward. Damals war er noch „hoffnungsvoll“ alle Hindernisse zu überwinden, während der Reise „glaubte er nicht an die Scheidung; alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel.“

Der Rückweg ward wieder über den Vierwaldstättersee genommen. Von Küßnacht gelangten die Wanderer nach Zug und von da durchs Sihlthal nach Zürich. Goethe hatte seine Phantasie aufs neue mit großartigen Naturanschauungen bereichert. Vieles hatte er nach Gewohnheit in flüchtiger Zeichnung skizzirt; da er aber fand, daß seine Kunst den erhabenen Naturgegenständen gegenüber sich unzulänglich zeigte, so nahm er die Schilderung zu Hülfe, und es entstand ein anziehendes Gedenkbuch, in welchem Bild und Wort einander ergänzten. In die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit“ ist augenscheinlich Vieles von den jugendlichen Naturschilderungen wörtlich übergegangen.

Bei seiner Rückkehr traf er die Stolberge in Zürich an, welche auf einige Wochen ein reizendgelegenes Landhäuschen in der Nähe der Stadt gemiethet hatten. Mit ihnen und andern Freunden machte er noch mehrere Ausflüge in die schöne Gebirgsgegend und schied im Juli in herzlicher Freundschaft [65]) von ihnen, um die Rückreise anzutreten, während die Stolberge noch eine größere Reise durch die Gebirgsgegenden und nach Oberitalien vorhatten. Er wandte sich wieder nach Straßburg, das er auf der Hinreise nur flüchtig berührt hatte. Hier schrieb er die „dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe.“ „Ich fühle, Gott sei Dank!“ — heißt es im Eingange — „daß ich bin, wie ich war, noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und, o Wonne, noch inniger, ausschließender gerührt von der Wahrheit, als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren

mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte und, mich selbst betrügend, den kraft- und wahrheitsleeren Gegenstand mit liebevoller Ahnung übertünchte. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen! und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, allesbelebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seist lichtscheu und entfliehend im Nebel.“

In Straßburg traf Goethe, außer mit den älteren Freunden wie Lenz und Salzmann, mit dem als Arzt wie als philosophischen Schriftsteller damals vielgeltenden Johann Georg von Zimmermann zusammen, der auf einer Reise nach der Schweiz begriffen war. Der gereifte Mann sah mit Bewunderung auf das neuaufgehende Gestirn, den Dichter des Werther, über den er sich schon mit der Begeisterung eines Jünglings geäußert hatte. Seine Unterhaltung, die später in Frankfurt, wo ihn Goethe bewirthete, fortgesetzt wurde, war „mannigfaltig und höchst unterrichtend“. Da sie häufig seine medicinischen Erfahrungen zum Gegenstande hatte, so führte sie Goethe zur Betrachtung der Natur zurück. Besonders ward auch die Physiognomik besprochen, für die Zimmermann sich nicht minder lebhaft, als Goethe, interessirte. Er zeigte seinem jungen Freunde eine Sammlung von Silhouetten, unter diesen die der Frau von Stein, welche eine Zierde des Weimarer Hofes war; Zimmermann hatte in Pyrmont ihre Bekanntschaft gemacht. Diese und Zimmermann's warme Schilderung ihrer Vorzüge warfen in sein Herz den ersten Funken einer Neigung, die auf seiner späteren Lebensbahn von so hoher Bedeutung sein sollte, wenn gleich von den „drei schlaflosen Nächten“ des jungen Dichters, von denen Zimmermann in einem Briefe an Frau von Stein spricht, sicherlich mehr die Erinnerung an genossenes Liebesglück, als die Ahnung der noch ungekannten Reize schuld war. Auch Sesenheim war er wieder nahe, und was mochte ihm Lenz von dort berichten? Dießmal stattete er dem Pfarrhause keinen Besuch ab.

Am 25. Juli finden wir Goethe wieder in Frankfurt. Man hatte Lili in seiner Abwesenheit die Verbindung mit ihm auszureden gesucht; seine lange Entfernung ließ sich sehr wohl als Kälte und Rücksichtslosigkeit auslegen; allein keine Gründe wollten bei ihr verfangen. Sie erklärte, sie übernehme wohl, aus Neigung zu dem Geliebten, alle dermaligen Verhältnisse aufzugeben und mit ihm, wenn es sein müßte, nach Amerika zu gehen, und daher konnte Goethe von ihr sagen: »ich wußte, in ihr lag eine Kraft, die Alles überwältigt hätte«. Mit Recht mochte er daher in dem rührenden Bekenntnisse, womit er an der Grenze des Daseins aussprach, daß sie die heißeste Liebe seines Lebens gewesen sei, zugestehen, daß die Hindernisse, die sie trennten, nicht unübersteiglich waren, und er seinem eigentlichen Glücke nie so nahe geweseu sei, als damals. Ihm, der so tief in ihr Herz geblickt hatte, konnte nicht entgangen sein, daß Lili's Bestreben zu glänzen und zu gefallen, nur eine leichte Hülle jugendlicher Munterkeit war, unter der eine engelreine Seele und ein eben so tiefes als lebhaftes Gefühl verborgen lag; er mußte Vertrauen mit Vertrauen erwidern. Doch so zart und weich er war, wo es galt, ein Herz zu erringen, so anspruchsvoll war er im Besitz. Manche qualvolle Tage, an denen er sein bedrängtes Herz an Auguste Stolberg ausschüttete, schuf er sich durch seine leidenschaftlich aufwallende Eifersucht. Es ist in diesen Briefen eine Gluth des Herzens, an die die Wertherbriefe nicht reichen.

Noch einmal schlang während des Augusts die Liebe das Band der Herzen inniger und fester; »in Lili's Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor«. Er erlebt wieder schöne Stunden in Offenbach, begleitet sie ins Freie, schreibt auf ihrem Zimmer seine Briefe, und in allen Mittheilungen herrscht der traulichste Verkehr. Eines Abends, nachdem sie beim klarsten Sternenhimmel bis spät in der freien Gegend umherspazirt waren, hatte er an der Thür

von der Geliebten Abschied genommen; aber, von dem Sturm der Empfindungen bewegt, fühlte er keine Neigung zum Schlaf. Er wanderte die Landstraße entlang nach Frankfurt zu. Zuletzt setzte er sich auf die Stufen nieder, die zu den Weingärten am Main hinaufführen, und schlief ein. Er erwachte mit der Morgendämmerung und blieb auf seiner Stelle, bis die Sonne sein geliebtes Offenbach wieder beleuchtete. Langsam kehrte er dann zurück „in das Paradies, das die noch Schlafende umgab“. Am 14. August schreibt er an Lavater von Offenbach aus: „Gestern waren wir ausgeritten, Lili, d'Orville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen sollen! — — Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und singe ihm Psalmen, von denen du ehestens eine Schwingung erhalten sollst.“

Als aber Lili mit dem Ende Augusts nach Frankfurt zurückkehrte, als der Schwarm der Verehrer sich wieder um sie drängte, und besonders die Meßzeit das Schönemann'sche Haus mit Besuchenden füllte, welche der Tochter den Hof machten, erwachte wieder die Eifersucht, und er scheint manchmal auf unfreundliche Art seinen Unwillen gegen sie ausgelassen zu haben. In dem Gedichte „Lili's Park“ schildert er, was ihn verdroß und welche Rolle er dabei spielte, in humoristischer Weise, in der die Bitterkeit und das eingetretene Mißverhältniß sich nicht verbirgt: — „Manchmal lä[illegible] sie mir die Thür halb offen stehn, seitblickt mich spottend a[illegible] ob ich nicht fliehen will.“ Er dachte aufs neue an Flucht, und eine Reise nach Italien war ihm jetzt willkommen. [illegible] Ende dieses Jahres muß ich fort;“ — schreibt er an Merck: „daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herumzug[illegible] doliren und auf die Frösch- und Spinnenjagd mit gr[illegible] Feierlichkeit auszuziehen“. Aus derselben Stimmung flie[illegible] die gleichzeitigen Zeilen an Lavater: „Ich bin sehr auf[illegible] spannt, fast zu sagen über; doch wollt' ich, du wärest [illegible]

mir; denn da ist wohlsein in meiner Nachbarschaft. Schreibe doch du auf, was du wolltest, was ich für dich sähe, wenn ich nach Italien ging'." Die Wehmuth, daß ihm eine glückliche Liebe versagt sei, spricht sich in dem Gedichte "im Herbste 1775" (später: "Herbstgefühl") aus, wo er der vollschwellenden Thränen der Liebe gedenkt, die aus seinen Augen brechen, eben so in den ursprünglichen Schlußstrophen des "Bundesliedes" ("In allen guten Stunden"), das er zu Pfarrer Ewald's Hochzeitsfeste (10. September) dichtete, bei welchem er noch mit Lili zusammen war.

Und bleiben lange, lange
Fort ewig so gesellt.
Ach, daß von einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Doch ihr sollt nichts verlieren,
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn einen einst von Vieren
Das Schicksal von euch treibt;
Ist's doch, als wenn er bliebe!
Euch ferne sucht sein Blick.
Erinnerung der Liebe
Ist, wie die Liebe, Glück.

Am späten Abend des Hochzeitsfestes trieb es ihn in die Einsamkeit, und unter dem vollen Sternenhimmel weinte sich sein gepreßtes Herz aus; Lili's Liebenswürdigkeit glaubte er nie gewaltiger als an diesem Tage gefühlt zu haben. "O Gustchen" — schreibt er in Bezug auf diese Stunde an Auguste Stolberg — "warum kann ich nichts davon sagen! warum! Wie ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und [illegible] schaute, und mich Alles seelenvoll umgab! Und in der [illegible] die Waldhorn [töne] und der Hochzeitsgäste laute Freude! Gustchen! auch nach dem Wetter bin ich — nicht ruhig, [illegible] still — was bei mir still heißt, und fürchte nur wie-

der ein Gewitter, das sich immer in den harmlosesten
zusammenzieht.«

Es folgten Tage peinlicher Spannung, wo die Lieb
sich mit gegenseitigem Trotz quälten; der Brief an A
Stolberg vom 14. — 18. September malt sie uns in
leidenschaftlich abgerissenen Sätzen. »Lili heut nach
gesehn — in der Komödie gesehn — Hab kein Wo
ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! Wär' ic
los! Und doch zitter' ich vor dem Augenblick
sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos we
könnte!«. Und dann fühlt er wieder so ganz, daß
Innerstes der ewigen Liebe gewidmet bleibt, die nach
nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie
ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesp
Gold.« In solchen »Kälten und Wärmen« vergingen
Wochen, bis er am 8. October an Auguste meldet:
erwarte den Herzog von Weimar, der von Karlsruh
seiner herrlichen neuen Gemahlin, Luisen von Darm
kommt. Ich geh' mit ihm nach Weimar. Deine Brüder ko
auch hin, und von da schreib' ich gewiß, liebste Sch
Mein Herz ist übel dran. Es ist auch Herbstwetter
nicht warm, nicht kalt.« Damit ist die Trennung entsch
Durch Aufhetzen von beiden Seiten ward die Mißstim
zum unheilbaren Bruch. Goethe wurde besonders von
Schwester in »schmerzlich-mächtigen« Briefen zum Au
des Verhältnisses gedrängt, hatte doch selbst Auguste St
ihn auf den Abstand zwischen ihm und Lili aufmerksa
macht und ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben,
seine Braut nicht fähig sei, ein Herz, wie das seinig
würdigen [66]). Jedoch, wenn wir auch nicht Lili gan
Schuld freisprechen wollen, so viel ist nicht zu bezw
daß ein weibliches Wesen, bei dessen Scheiden von der
der Gatte, dem Lili später die Hand gereicht hat, »e

Stunde der Gnade nannte, wo Gott ihm diesen schönen Geist zugesellt habe und durch sie auf ihn so viel Segen habe fallen lassen, daß ein solches Wesen es werth war, nicht bloß zum flüchtigen Liebesrausch zu begeistern, sondern mit Mühen und Opfern erkämpft zu werden, und er hat sich selbst wohl am meisten anzuklagen, daß Lili, die auch auf ihn viel Segen hätte fallen lassen können, ohne daß er ihr den Lorbeerkranz des Dichters zum Opfer zu bringen hatte, ihm verloren ging. Sein Lebensweg wäre freilich ein anderer geworden und hätte vielleicht Weimar nicht berührt.

Goethe's Poesie hatte in den glücklichen Wochen, welche der Schweizerreise folgten, wieder „eine neue Schwingung" erhalten. Er übersetzte einen Theil des Salomonischen Hohenliedes, „der herrlichsten Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat". Es haben sich von dieser poetischen Bearbeitung 31 Lieder, theils kurze Sätze, theils größere Stücke in seinem Nachlasse vorgefunden. Außerdem wurden gelegentlich einige Scenen des Faust geschrieben. Der Spaziergang, die ersten Gespräche mit Mephistopheles, das Gespräch mit dem Schüler, die Scene in Auerbachs Keller scheinen in diesem Jahre entstanden zu sein. Auch an den *Egmont* ward die Hand gelegt. Er wählte einen historischen Stoff, um aus dem engen bürgerlichen Kreise, in welchem seit dem Götz seine dramatische Muse sich bewegt hatte, auf einen weiteren Schauplatz hinauszutreten. Die Erhebung der nordamerikanischen Staaten zog damals die Augen der Welt auf sich und war im Verkehr mit den freiheitschwärmenden Stolbergen und den Schweizer Freunden unstreitig häufig der Gegenstand belebten Gesprächs, so daß er die Idee zu diesem Drama vielleicht schon aus der Schweiz mit sich nahm. Der Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft bot ein ähnliches Gemälde dar, wie der Unabhängigkeitskampf der englischen Kolonieen. Wie er in den Schicksalen des Götz von Berlichingen die letzten Zeiten

der Selbsthülfe des freien Ritters geschildert hatte, so beschloß er die niederländische Volkserhebung, deren Situationen ihm höchst dramatisch erschienen waren, um die Person des Egmont zu gruppiren, „dessen menschlich-ritterliche Größe ihm am meisten behagte“; denn die Macht der Persönlichkeit übte stets auf seinen Geist eine größere Anziehungskraft, als die Bewegung des Völkerlebens. Er widmete jenen Ereignissen ein fleißiges Studium und griff dann gleich die Hauptscenen an, „ohne sich um die allenfallsige Verbindung zu bekümmern“. Die Arbeit ging sehr rasch von Statten, so daß er dem Vater, der ihn zu der Ausführung des Plans besonders ermuntert hatte, bald mehrere Scenen vorlesen konnte. Dieser gewann eine ganz eigene Neigung zu der neuen dramatischen Dichtung, weil er hoffte, den Ruhm des Sohnes dadurch vermehrt zu sehen. Das Drama, versichert der Dichter, sei schon im October „beinah zu Stande gebracht.“ Später hat er es jedoch so fleißig erweitert und überarbeitet, daß von der ursprünglichen Form nicht viel übrig geblieben ist. Damals konnten auch nur *Scenen*, keine größere ruhig durchdachte Composition zu Stande kommen. Goethe war in einen Strudel von auf- und niederwogenden, in heftigem Widerstreit gegen einander schlagenden Gefühlen hineingerathen, der seine Energie zu zerstören und ihn seinem Genius untreu zu machen drohte.

Ueberdies gab es in den Herbsttagen der äußern „Zerstreuungen die Menge“. *Zimmermann* kam gegen Ende des Septembers nach Frankfurt und wohnte bei der Goethe'schen Familie. Er war sehr für den jungen Dichter eingenommen; in einem seiner Briefe nennt er ihn eines der außerordentlichsten und gewaltigsten Genie's, die je in der Welt erschienen seien, und äußert noch in seinem Werke über der Einsamkeit“: „wer ihn gesehen hat, weiß, wie er [illegible] Anmuth die Kraft seines Geistes zudeckt und durch Freun

lichkeit den Ernst seiner einsamen Stunden.“ Seiner Tochter erwies Goethe die Aufmerksamkeit eines Liebhabers. Wir kennen schon den seltsamen, leicht der Mißdeutung unterworfenen Zug in dem Wesen unsers Dichters, daß er im Liebesunglück durch ein zärtliches Anschließen an andere weibliche Herzen Zerstreuung und Trost suchte; was auf den ersten Blick Wankelmuth scheint, ist nur Liebebedürftigkeit seines weichen, beweglichen Herzens, das „überfließen möchte in das Mitempfinden einer Creatur“. Mitten in der Klage um Lili führen seine Briefe an „Gustchen“ die Sprache schwärmerischer Liebe und Verehrung, sie ist ihm „das einzige Mädchen, deren Herz ganz in seinem Busen schlägt“, und eben an diese schreibt er am 20. Sept., wie er auf dem Balle einem „süßen Mädchen“ Gesellschaft geleistet habe, und setzt hinzu: „Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! wenn ich Dir lebhaft! — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, Du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn Alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließe.“

In der zweiten Hälfte des Septembers verweilte auch der Herzog von Weimar nebst mehreren hohen Herrschaften in Frankfurt, im Begriff, die fürstliche Braut heimzuholen. Goethe wurde wieder freundlichst empfangen; „ich bin“, — schreibt er an Lavater — „seit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt.“ Am 12. October kam das fürstliche Paar nach Frankfurt zurück. Goethe, entschlossen, Frankfurt zu verlassen, folgte der wiederholten Einladung zu einem Besuche in Weimar. Es war ein günstiges Zusammentreffen der Umstände, daß er um diese Zeit unter der Leitung des Malers Kraus, eines ihm schon von früher her bekannten Frankfurters, der längere Zeit in Weimar in Verbindung mit den vorzüglichsten Männern der dortigen

höheren Gesellschaft gelebt hatte, wie er auch später wieder dahin zurückkehrte, seine Uebungen im Zeichnen fortsetzte und durch ihn mit den Personen und den Verhältnissen, denen er bald nahe treten sollte, bekannt und gewissermaßen unter ihnen im Voraus heimisch wurde. Die weimarischen Herrschaften, die auf der Rückreise nur Einen Tag in Frankfurt blieben, verabredeten mit Goethe, er möge sich bereit halten, mit dem Kammerjunker von Kalb, der in Karlsruhe zurückgeblieben war, um einen in Straßburg verfertigten Wagen zu erwarten, und am bestimmten Tage über Frankfurt kommen sollte, nach Weimar zu reisen. Er nahm daher überall Abschied, auch von Lili, und die Koffer wurden gepackt. Aber weder der Wagen noch eine Nachricht trafen zur bestimmten Zeit in Frankfurt ein. Um nicht zweimal Abschied zu nehmen und mit lästigen Besuchen überhäuft zu werden, ließ er sich als abwesend angeben, mußte sich nun aber still zu Hause und auf seinem Zimmer halten. Er förderte während dieser acht Tage freiwilliger Gefangenschaft seine Arbeit am Egmont. In der Dunkelheit wagte er es einige Male das Haus zu verlassen und, in einen großen Mantel gehüllt, die Straßen der Stadt zu durchwandern. Eines Abends stand er an Lili's Fenster; er hörte ihre Stimme; sie sang zum Klaviere das Lied „Ach, wie ziehst du mich unwiderstehlich", das er gegen Beginn des Jahres an sie gerichtet hatte; ihm war es, als ob sie es ausdrucksvoller, als je, sänge. Nachdem sie das Lied geendet, sah er an dem Schatten, der auf die Vorhänge fiel, daß sie im Zimmer auf und ab ging. Schwer ward es ihm, die so liebe Nähe zu verlassen, der Entschluß der Entsagung begann zu wanken. In Leipzig war er in einem ähnlichen Momente der mit der Gewalt der Erinnerung ihn bestürmenden Rührung zu der Geliebten geeilt, ihr alles Unrecht abzubitten. Doch diesmal war es vorbei und das Geschehene nicht mehr rückgängig zu machen.

Da noch einige Tage ohne Nachricht verstrichen, so fing auch Goethe an, den Zweifeln des Vaters beizustimmen, der gleich anfangs der Meinung war, daß man mit dem Hofcavalier und dem neuen Wagen den jungen übermüthigen Dichter nur zum Besten gehabt habe. „Ich wäre aber doch nachgefahren“ — schreibt er an Knebel — „wenn es nicht zu fabelhaft wäre, bei jetziger Witterung und Straße den Weg allein zu machen.“ Er trägt dann seinem Freunde auf, ihm die bei Kalb oder Wieland sicherlich eingelaufenen Briefe, unter denen einige sein Herz nahe angehen, so wie etwa für ihn bestimmte Packete mit der Post nach Frankfurt zu senden. Da die Entfernung von der Vaterstadt eine Nothwendigkeit geworden war, so brachte der Vater eine andere Reise in Vorschlag. Goethe beschloß seinem Berichte zufolge, zuerst nach Heidelberg zu gehen, wo Herr von Kalb vielleicht auf seiner Durchreise noch anzutreffen sei, und wenn weiter keine Nachricht komme, den Weg nach Italien einzuschlagen. Ob indeß eine einsame Winterreise über die Alpen ernstlich beabsichtigt worden sei, wird durch jene Aeußerung an Knebel sehr zweifelhaft.

In der Frühe des 30. Octobers fuhr er die Bergstraße entlang dem Süden zu. In dem uns erhaltenen Blatte des Reisetagebuchs ruft er noch Lili ein Lebewohl zu: „es hat sich entschieden; wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen; mir ist in dem Augenblicke weder bang für dich, noch für mich, so verworren es aussieht“. Merck, „der so oft das Ziel seiner Wanderungen war“, fährt er diesmal vorüber: „nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden!“

In Heidelberg wohnte er bei Fräulein Delph, welche seine Verlobung mit Lili vermittelt hatte; es verlangte ihn, mit ihr noch einmal von der glücklichen Vergangenheit sich

zu unterhalten. Doch fand er sie wider Erwarten nicht so theilnehmend, als sonst. Sie lobte vielmehr den Entschluß der Trennung, welche sie für etwas Unvermeidliches ansah, in das man sich ergeben müsse, und hatte für den Freund schon einen neuen Heirathsplan in Bereitschaft. Indeß sollte es ihn nicht lange dort halten. In einer Nacht ward er durch das Horn des Postillons geweckt. Es war eine Staffette von Frankfurt. Herr von Kalb, der über die bestimmte Zeit auf den neuen Wagen hatte warten müssen und dann über Mannheim nach Frankfurt gefahren war, sandte die eilige Botschaft. In seinem Schreiben drückte er die Erwartung aus, der Flüchtling werde sogleich zurückkehren und ihm nicht die Beschämung bereiten, ohne den erwarteten Gast in Weimar anzukommen. So sehr auch Goethe — wir erzählen mit seinen Worten — des neuen Reiseplans sich gefreut hatte, so überwog doch die Erinnerung an die Güte, die ihm von Seiten des herzoglichen Paars widerfahren war, und er schämte sich fast seines seltsamen Seitensprungs. Er eilte nach Frankfurt zurück. Den 7. November, Morgens 5 Uhr, langte er in Weimar an.

Es war der Zug seines Innern, der ihn in neue, ungekannte Lebensverhältnisse hineinführte, der ahnungsvolle Trieb des Genius, der sein Schicksal in sich trägt: — Goethe pflegte ihn später das Dämonische zu nennen, um einen Punct zu finden, wo Schicksal und Naturbestimmung in der Leitung des menschlichen Lebens zusammentreffen. Die bisherige Sphäre seiner Existenz hatte er in ihren Freuden, in ihren Leiden nach allen Seiten durchwandert und war von der Fülle ihrer Erscheinungen geistig durchdrungen. Allein weil das äußere Leben mit seinen Verhältnissen ihn einengte, war das Gleichgewicht zwischen dem Leben und der innern Gemüthswelt gestört, und seine titanischen Entwürfe klingen zuletzt in sanfte Liebeslieder aus. Nach diesen Stürmen des

müths war die Verpflanzung auf einen andern Boden,
jede Erweiterung des Daseins, ein neuer Kreis der
tigkeit ein Schritt zur Beruhigung, nach der sein Inneres
trebte; alles dies konnte seine bisherige Umgebung ihm
gewähren. Ob es eine Gunst des Glückes war, ob sein
ius ihn richtig geleitet, indem er ihn an den Hof zog,
ine Frage, die man viel discutiren, aber nie entscheiden
; denn die Möglichkeiten individueller Entwickelung sind
ume, und nur das Leben hat Realität. Am klarsten hat
the wohl selbst in einem sechs Jahre später geschriebenen
fe an die Mutter auf diese Frage geantwortet: „Sie
nern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich
erging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Um-
den würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das
erhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen
ses zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens
e mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung
Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer un-
nnt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit ge-
en, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte
er sich und Andern unerträglich wird. Wie viel glück-
r war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem
von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche
er des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andere
en zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst
dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging,
so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen,
i ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war;
noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein,
i glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich
s Unendliches hat."

Zweites Buch.

Weimarische Lehrjahre.

Laß mich ein Gleichniß brauchen. Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Heerde siehst, so denkst du nicht, daß so viel Schlacken d'rin stecken, als sich offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wieviel, wieviel Unart weiß sich auch noch da zu verstecken!

Goethe an Jacobi, 1782.

Erstes Capitel.

1776.

Während der glücklichen Friedenszeit, welche den Stürmen ·s siebenjährigen Krieges folgte, begann am weimarischen ıofe unter der Pflege der Herzogin Anna Amalia das eistige Leben seine ersten Blüthen zu entfalten und die lugen Deutschlands auf sich zu ziehen [67]). In ihrem neun= ·hnten Jahre durch den frühen Tod ihres Gemahls (1758) ıitten in einer gefahrvollen Zeit zur Landesregentin und Sormünderin ihrer unmündigen Söhne berufen, erfüllte die egabte Frau, „die den Fürsten und den Menschen in sich u vereinigen wußte“, nicht nur mit bewundernswürdiger Einsicht die schweren Pflichten, zu denen sie unvorbereitet ·rufen ward, sondern nährte zugleich ein aus tiefem inneren Drange hervorgehendes Streben nach Ausbildung ihrer Ta= ente und Erweiterung ihrer Kenntnisse, welches mit dem Fortgange des Lebens nur mehr und mehr zu gewinnen chien. Ein freier hoher Sinn, das Erbtheil ihres Stammes, — sie war eine braunschweigische Prinzessin und Nichte Fried= ichs des Großen — hob sie über das nichtige Treiben und ie beengenden Schranken des Hoflebens empor. Sorglos ·tte sich ihr warmes, rasch aufwallendes Gefühl, ihr immer unterer Hang zum freudigen Genusse des Daseins über die ımals an den Höfen ängstlich beobachtete Etikette hinweg.

Durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit zog sie die Herzen an und wußte Liebe und Freude um sich zu verbreiten. In diesem Geiste leitete sie auch die Ausbildung ihrer Söhne Karl August und Konstantin, denen sie (1762) in dem Grafen Görtz einen zwar pedantisch formstrengen, übrigens vortrefflichen Erzieher gab, der sein Amt mit Ernst und Pflichttreue verwaltete. Daß sie ihnen mehr als die herkömmliche Prinzenerziehung zu geben suchte, gab sie dadurch zu erkennen, daß 1772 Wieland, der damals in der Sonnenhöhe seines Dichterruhms stand, berufen ward, um den Unterricht der Prinzen zu vollenden, der erste Stamm in dem Dichtergarten des bis dahin ruhmlosen Weimars.

Wieland ward der Geistesgenosse, der Lehrer der Herzogin; in der lebhaften Theilnahme an allen geistigen Interessen verschaffte sie sich eine zweite Jugend, nachdem, wie sie selbst bekennt, „die schönste Frühlingszeit ihrer Jah[illegible] nichts als Aufopferung für Andere gewesen war.“ Sie zeichnete und malte meisterhaft und übte ihr musikalisch[illegible] Talent selbst in Compositionen. Umfassende Sprachkenntni[illegible] setzten sie in Stand das Beste der Literatur zu genießen; noch in späteren Jahren arbeitete sie sich mit Wieland[illegible] Hülfe ins Griechische hinein, so daß sie mit ihm den Ari[illegible]phanes in der Ursprache lesen konnte. Daß der Trieb na[illegible] geistreicher Unterhaltung nicht, wie an den meisten Höfen, auch dem preußischen, im Verkehr mit französischen Schön[illegible]geistern Befriedigung suchte, sondern der deutschen Bildu[illegible] förderlich ward, verdanken wir vornehmlich dem Einfl[illegible] Wieland's. Das deutsche Theater ward begünstigt; Wieland[illegible] Alceste (1773), welche Schweitzer componirte, war ein Versu[illegible] eine deutsche Oper zu begründen. Der Brand des Schlo[illegible] im Jahre 1774, der auch das Theater zerstörte, unterbr[illegible] diese Genüsse. Lange währte es, ehe Weimar eine Bü[illegible] wieder erhielt, noch länger, ehe das Schloß sich aus sein[illegible]

Trümmern wieder erhob. Herzogin Amalie bezog das sogenannte Palais; nach der Vermählung ihres Sohnes mußte die junge fürstliche Familie sich auf viele Jahre mit den einfachen Gemächern des „Fürstenhauses“ genügen lassen.

Wieland's weiche Natur war zwar nicht geeignet, ein geniales Leben um sich zu schaffen; aber seine heitere, geistvolle Geselligkeit regte doch die Liebe zur schönen Literatur vielfach an. Männer von Geist und Talent schlossen sich ihm an und trugen zur Belebung der Cirkel des Hofes bei. Bertuch, ein Kenner der spanischen Literatur und Uebersetzer des Don Quixote, seit 1775 geheimer Cabinetssecretär, und Karl Ludwig von Knebel, welcher, ein Zögling der Ramler'schen Schule, zuerst durch Wieland's Namen nach Weimar gezogen ward und im Jahre 1774 die Erziehung des Prinzen Constantin übernahm, entwickelten ihre literarische Thätigkeit unter seiner Leitung [68]. Siegmund von Seckendorf und der liebenswürdige, joviale Hildebrand von Einsiedel, später Kammerherr der verwittweten Herzogin und nach Görtz' Abgang Oberhofmeister der Herzogin Luise, verwandten ebenfalls ihre poetischen und musikalischen Talente zur Unterhaltung des Hofes. Die Gegenwart anmuthiger und geistreicher Frauen erhöhte den Zauber dieser Zusammenkünfte, in denen ein jedes Mitglied seine Individualität, frei vom Zwange der Hofformen, geltend machen konnte.

Mit Karl August's Regierungsantritt (3. Sept. 1775), dem rasch die Vermählung mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt folgte, kam ein frisches Wehen eines jugendlich kräftigen Geistes über den weimarischen Staat und im Besondern über die Kreise des Hofes. Ein junger achtzehnjähriger Fürst, von dem schon 1771 Friedrich II., der ihn in Braunschweig sah, äußerte, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige, den der Statthalter von Dalberg eine

Fürstenseele nannte, wie er noch nie gesehen, fühlte den hei ßesten Drang, Neues zu schaffen und Leben um sich zu wecken. Das kleine Land war ein zu enger Schauplatz für solche Fülle edler Kräfte. Um so mehr äußerte sich der Trieb zu energischer Thätigkeit anfänglich noch in unklarer Gährung, in leidenschaftlich wogender Unruhe, die sich ihres Ziels noch nicht bewußt war. Freie Uebung der jugendlichen Kräfte, mannigfachste Anregung des Geistes erschien ihm als der höchste Genuß des Daseins, als eine Berechtigung seiner hohen Stellung. Wie er auf Jagden und Parforceritten seinem Körper das Aeußerste zumuthete und durch tollkühne Wagnisse Leben und Gesundheit aufs Spiel setzte, eben so rastlos war sein reger Geist in der Theilnahme an Allem, was das menschliche Interesse an sich fesseln kann. Sein Verlangen nach freier Bewegung durfte ihm keine herköm liche Sitte oder engherziges Vorurtheil, am wenigsten die Etikette des Hoflebens einschränken wollen, und wenn darüber eine Thorheit begehen sollte. „Sich göttlich in sein Selbst und im Erhabenen der Natur zu baden“, das ihm das volle Gefühl des Lebens. Allein selbst die Excen citäten seines jugendlichen Ungestüms verhüllten nur hin wieder den Adel seiner sittlichen Natur, der stets im rech Moment die Zügel wieder ergriff. Wer offen von sich geste „ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen“ — hat auch Selbstbeherrschung als eine Lebensaufgabe anerkannt. und mehr arbeitete sich sein großer Geist durch die Stu und Drangperiode der Jugend zur Klarheit hindurch; sittlichen Kräfte gelangten zum Gleichgewicht, und vor steht einer der größten deutschen Fürsten seines Jahrhun den Deutschland stets mit Stolz und mit Verehrung nen wird.

Die Herzogin Luise, nicht minder edlen und h Geistes, war durch Charakter und Bildung eine sehr

schieden geartete Natur. Unruhe und Leidenschaft waren ihr fremd. In ihrem Wesen lag mehr heroische Größe, als weibliche Sanftheit, und die Züge ihres schönen Gesichts wurden selten durch Scherz und Freude belebt; sie blieb stets in gleicher ruhiger Würde, die von Manchem als Stolz ausgelegt wurde, und hielt streng auf die Formen fürstlicher Sitte. Bei aller gegenseitigen Hochschätzung konnte ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl kein inniges und liebevolles werden. An dem genialen Muthwillen ihrer Umgebung, der über die Verletzungen des Anstands gleichgültig hinwegsah, nahm sie vielfach Anstoß, und ihre unverhehlbare stille Trauer warf manchen Schatten auf die Heiterkeit der Hofcirkel.

Dies war der Kreis, in den Goethe, ein Gast des Herzogs, im November 1775 eintrat. Bewunderung und Liebe kamen ihm entgegen; „wie ein Stern“, sagt Knebel, „ging er unter uns auf“. „Ich sah ihn“, berichtet Hufeland, „in Weimar erscheinen in voller Kraft und Blüthe der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Costüm in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Goethe. Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf [illegible]liche Umgestaltung der kleinen weimarschen Welt hatte.“ „Bemerke“, — so zeichnet ihn um jene Zeit der Physiognomiker Lavater — „die Lage und Form dieser gedankenreichen Stirne, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte, sanft geschweifte, nicht sehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge, die so sanft sich darüber hinschleichenden Augenbrauen, diese an sich allein so dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Uebergang zum [illegible]ichten, von schneller Empfindung gleichsam sanftzitternden

und das schwebende Zittern zurückhaltenden Mundes, dies männliche Kinn, dies offene markige Ohr — wer ist, der absprechen könnte diesem Gesichte Genie, ganzes wahres Genie!“

Männer und Frauen waren von der Liebenswürdigkeit des genialen Jünglings wie bezaubert. Was ihm die Herzen unterwarf, war nicht der Nimbus des Dichterruhms allein, sondern die ganze Persönlichkeit, welche, frei und offen, ihrer Macht sich bewußt, sich hingab. Selbst die durch seinen Werther berühmt gewordene Tracht nach der leichten englischen Mode, blauer Frack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, Lederbeinkleider und Stulpenstiefeln, in der er aller Etikette zum Trotz bei Hofe erschien, ward nicht nur verziehen, sondern Gegenstand der Bewunderung, so daß sie nach des Herzogs Vorgange am Hofe allgemeine Nachahmung fand.

Wieland, der dem jungen Dichter zu zürnen Ursache hatte und jetzt Gefahr lief, durch ihn bei Seite gedrängt zu werden, ward gleich am ersten Tage von Goethe's Anwesenheit, als er an der Mittagstafel beim Kammerpräsidenten von Kalb an der Seite „des herrlichen Jünglings“ saß, „von allem Mißmuth radical geheilt.“ Der Enthusiasmus des weichmüthigen Dichters, der „jung ward, wenn er liebte“, ergießt sich in seinen Briefen aus jener Zeit in Ausdrücken einer schwärmerischen Liebe. „O bester Bruder“ — schreibt er am 10. Nov. an Jacobi — „was soll ich Dir von Goethe sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war!.... Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne .... Der göttliche Mensch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben, als er anfangs selbst dachte, und wenn's möglich ist, daß aus Weimar was Gescheites werde, so wird es seine Gegenwart wirken“. — „Ich lebe nun“, heißt es in einem spätern Briefe an Zimmermann, „neun Wochen mit Goethe, und lebe nun seit unser

nvereinigung, die so unvermerkt und ohne allen Effort und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er ist dem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, ichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat.....)t' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durch= 1en, so lieben, wie ich! Heut' war eine Stunde, wo ich erst in seiner ganzen Herrlichkeit, den ganzen schönen, hlvollen, reinen Menschen sah" — und in einem Briefe Merck die schönen Zeilen, die zugleich den Schreibenden n: "Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein nter den andern so enthusiastisch geliebt hat? — Für mich ein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie n echten Vater zukommt, meine innige Freude daran , daß er mir so schön übern Kopf wächst, und alles das was ich nicht habe werden können." Nicht minder schön)ert er uns die Bewunderung, die Goethe durch sein Er= 1en erregte, in dem Gedicht an Psyche, nämlich Frau Bechtoldsheim, auf deren Gute Stetten bei Erfurt sie Beginn des folgenden Jahres einige Tage verweilt hatten:

"Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.........
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereiniget,
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereiniget,

Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt!"

Die ersten Wochen von Goethes Aufenthalt in We
vergingen im Rausch der Festlichkeiten. Jagden, Auss
Bälle und Maskeraden drängten sich. Das lustige Tr
ward aufs neue belebt, als in den letzten Tagen des No
bers die Brüder Stolberg auf ihrer Rückreise aus
Schweiz nach Weimar kamen. "Hier wird's uns recht w
— schreibt Christian Stolberg an die Schwester —
leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf [d
Namen führt Goethe lange im engern Freundesbunde]
den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, reiten
fahren aus und gehen auf die Maskerade. Mit Wieland
wir bras dessus bras dessous." Es folgten lu
Schlittenpartieen und Eisfahrten. Goethe führte die
Klopstock'sche Kunst in Weimar ein; zum Erstaunen
Residenz zeigte sich selbst die junge Herzogin als eine gewa
Schlittschuhläuferin. Auf der Eisbahn dieses Winters
stand das "Eislebenslied", das jetzt mit der Uebersc
"Muth" unter seinen Gedichten steht ("Sorglos über
Fläche weg" rc.) Nach einer solchen Eisfahrt sitzt er
22. December auf Wieland's Zimmer, um für Lavater ei
Beiträge zu den zuletzt übersandten Capiteln der Physiogn
"zusammenzustoppeln" — "kurz genug und, will's G
bündig und treffend, denn Ausspinnens ist jetzt nicht
da ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von M
gens zu Nacht umgetrieben werde..... Ich bin hier
unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich
ther, und wir einander täglich verbundener. Morgen
ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und ein
Menschen zu sehen. Mir geht Alles nach Herzenswunsch

Die schönen Wald- und Berggegenden um Waldeck und Bürgel, die er jetzt in Gesellschaft von Einsiedel, Bertuch und dem jüngeren von Kalb aufsuchte, waren ihm schon durch Kraus' Zeichnungen im Voraus lieb geworden. Entfernt von dem rauschenden Treiben des Hoflebens fühlte er die alten Empfindungen in seiner Brust wiederklingen. Er erquickt sich am Lesen der Bibel und treibt vom Rector in Bürgel eine Odyssee auf, weil ihm unter einfachen Menschen glücklich und friedlich ums Herz ist; „unmöglich ist, die zu entbehren in dieser Homerisch einfachen Welt“. Im Tone brüderlicher Vertraulichkeit berichtet er dem Herzog, der nach Gotha sich begeben hatte, von allen Vorfallenheiten der kleinen Winterreise und den verschwiegensten Gefühlen. „Wie ich so in der Nacht“ — heißt es in dem Briefe — „gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang'
All mein' Lust und all mein Sang,
Bist, ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

An mehreren Stellen spricht sich die Empfänglichkeit für den Reiz der auch im Winterschmuck schönen Natur aus. „Wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten [des Forstbeamten] führt ein [illegible] Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal .... Den Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb.“ Die einige Tage später geschriebene Fortsetzung des Briefes giebt uns ein Pröbchen, was für tolle Einfälle in der Bergeinsamkeit zur Kurzweil dienten. „Nach Tische“ — so fährt er in der Schilderung des ersten Feiertags fort — „rammelten sich Rugantino und Basco [Namen

aus Claudine], nachdem wir vorher unsere Imaginati spazieren geritten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbub und Vagabunden wären, und, um das natürlich vorzustelle unsere Kleider gewechselt hatten. Kraus war auch g kommen und sah in Bertuch's weißem Tressenrocke und ein alten Perücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Land schreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelche wie ein verspielt Bürschchen, und ich in Kalb's blauem Ro mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrottelten Kreu und Schnurbart wie ein Capitalspitzbube aus." Die Antwor des Herzogs aus Gotha ist höchst bezeichnend für die Innig keit ihres freundschaftlichen Verhältnisses: "Lieber Goethe, i habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wi sehr wünschte ich mit freier Brust und Herzen die lie Sonne in den jenaischen Felsen auf- und untergehen z sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tag aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehm Gegend, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, wel ihr leichtes, lustiges Wesen in Sammt und Seide gehüll daß mir's ganz schwindlig und übel wird. — Ich kom erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hieher komm die Leute sind gar zu neugierig auf Dich." Goethe fol der Einladung; zwischen ihm und dem geistvollen Herz Ernst II. knüpfte sich nachmals ein enges Band; er sch am 31. December aus Erfurt an Lavater: "Ich le täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit, bi in See."

In dem erwähnten Briefe des Herzogs finden wir sch das vertrauliche Du, dessen er sich später im Verkehr m Goethe immer bediente, und dieser durfte es erwidern; d machte Goethe von der Erlaubniß nur Gebrauch, wenn mit ihm allein war, und auch nur in der ersten Zeit. chen Fürst und Dichter ward der Freundesbund mehr

mehr zur innigsten Vertraulichkeit, so daß Goethe's Nähe dem Herzog unentbehrlich ward und sie bald unzertrennlich wurden. Oft speisten sie allein mit einander, Goethe schlief mehrmals auf des Herzogs Zimmer und wachte bei ihm während seiner Unpäßlichkeit.

Die Carnevalslust des Genielebens führte in das neue Jahr ein. Goethe verschweigt seinem Merck in seinen kurzen abgerissenen Briefchen nicht, daß er es toll genug treibe und des Teufels Zeug mache; aber er wußte zugleich die Lustbarkeiten des Hofes wie Scenen eines Drama's zu behandeln und sie durch geistvollen Humor poetisch zu beleben. Ward daher auch seinen dichterischen Arbeiten viel kostbare Zeit entzogen, so war sie doch für seine geistige Fortbildung keine verlorne, indem nur aus einem poesieerfüllten Dasein sein Genius neue Stärkung gewann, und seine Dichtungen nur wie reife Früchte vom Baum des Lebens fielen. Daß die joviale Losgebundenheit nicht in leere Posse ausartete, dafür bürgten außer ihm und seinem fürstlichen Freunde auch die Namen der geistreichen Männer, die sich um sie und mit ihnen bewegten. Wie sehr Goethe die Seele ihrer humoristischen Unterhaltungen war, lassen uns am besten die eine Zeitlang in dem weimarischen Kreise beliebten Matinées erkennen, die Spottgedichte in der Manier der Goethe'schen Puppenspiele und Fastnachtspossen mit gründlicher Verehrung des Hans Sachs, worin man es darauf anlegte, sich gegenseitig zu necken und zu satirisiren. Auch Merck sandte poetische Episteln als „Matinées des Recensenten" ein. Einsiedel, dessen komisches Talent hier den freiesten Spielraum fand, zog in dem „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft vom [illegible]. Januar 1776" sämmtliche Mitglieder durch; aus der auf Goethe bezügliche Stelle, die zugleich für diesen charakteristisch ist, mag man auf den Ton ihrer Stegreifgedichte schließen:

Dem Ausbund Aller dort von weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten;
Fürcht' nur sein ungeschliffnes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist Genie von Geist und Kraft:
(Wie eben unser Herrgott Kurzweil schafft):
Meint, er könn' uns alle übersehn,
Thäten vor ihm 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier ins Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter jedermann u. s. w.

Es gehört demnach eigentlich hierher, was Goethe einer früheren Veranlassung von Hans Sachs bemerkt: „ benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbieten Reim bei manchen Gelegenheiten; es schien diese Art so quem zur Poesie des Tages, und deren bedurften jede Stunde.“ Daher flocht er auch in den näch Frühlingstagen dem „verkannten“ — „wirklich meister Dichter“ einen Kranz: Erklärung eines alten H schnittes, vorstellend Hans Sachsens poeti Sendung. Unter dem Bilde des würdigen Meistersäng hat sich zugleich unser Dichter selbst geschildert, der eben offenen Blicks in Natur und Welt hinausschaute und sie e so treu und wahr in Ernst und Humor darstellte. Die kl Dichtung gab Veranlassung, daß Wieland in seinem Mer zum ersten Mal wieder auf den Werth des wackern H Sachs aufmerksam machte, und Bertuch eine Ausgabe dessel ankündigte.

Im Januar hatte sich's schon herausgestellt, daß Go von Weimar nicht leicht wieder loskommen werde. „K August“, schreibt Wieland, „kann nicht mehr ohne schwimmen noch waten.“ Der Herzog suchte ihn nach

nach in den weimarischen Staatsdienst hineinzuziehen. Offen schreibt Goethe darüber am 22. Januar an Merck: „Ich bin nun in alle Hof- und politischen Händel verwickelt und werde fast nicht wieder wegkommen. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Haupt-Conditionen der neuen Einrichtung sein, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus ...... [Jämmerliche] dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen.“ Eben weil er das erkannte, kehrte noch oft der Kampf in seine Brust zurück: „es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe“, äußert er noch unterm 29. Januar. Er fühlte, daß er mit dem Ergreifen der neuen Lebensaufgabe seine Unabhängigkeit und vielleicht seine Dichterzukunft den Anforderungen der neuen Umgebung zum Opfer bringe, und es währte noch lange, ehe alle Bedenken gehoben waren. Aus seiner Gemüthserregung, an der auch eine neue Liebesleidenschaft', von der wir später zu reden haben, nicht geringen Antheil hatte, bricht wie ein rührender Schmerzenslaut „Wanderers Nachtlied“ hervor, das er am 12. Februar „am Hange des Ettersberges“ niederschrieb:

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud' und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust.
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Um diese Zeit nahm er als Gast an den Sitzungen des „geheimen Conseils“ Theil, und bald war der Entschuß, der über seine Lebensbahn entschied, gefaßt. „Den Hof habe ich

nun probirt“ — schreibt er am 8. März an Merck — „nun will ich auch das Regiment probiren, und so immerfort..... Ich streife was Ehrliches in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon; das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen“, — und um dieselbe Zeit an Lavater: „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.“ Mit demselben Bilde schildert er seine muthvolle Entschlossenheit in dem Gedichte „Seefahrt“ (Sept. 1776):

„Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.“

Um die Zustimmung der Eltern zu Goethe's Anstellung in weimarischen Staatsdiensten einzuholen, schrieb der jüngere von Kalb, der bald darauf seinem Vater, als dieser sich von Staatsgeschäften zurückzog, in der Kammerpräsidentenstelle folgte, an Vater Goethe einen Brief, in dem man die Worte des Herzogs wiedererkennt: „Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen ihren vortrefflichen Sohn, das unumschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es beiden unmöglich, sich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen sein, meinem Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter als den von seinem Freunde anzutragen. Der Herzog weiß es zu gut, daß alle andern unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will, wird unser junger, edler Fürst, in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung

dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsraths mit einem Gehalt von 1200 Thalern in sein Ministerium ziehen. — Gern unternähm' ich, Ihnen die Verhältnisse Ihres Sohnes zu bezeichnen, wenn ich mich dazu vermögend fühlte. Denken Sie Sich ihn als den vertrautesten Freund unsers lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag existiren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet, und Sie werden Sich noch immer zu wenig denken.“ Die behagliche Schilderung, welche Rath Goethe dem Consul Schönborn von der Wendung des Schicksals seines Sohnes giebt, läßt uns nicht zweifeln, daß die Zustimmung mit Freuden ertheilt ward, entsprach doch dessen neue Stellung ganz den früheren väterlichen Plänen. Das Decret der Ernennung zum „geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil“ ward erst am 11. Juni ausgefertigt. Die das Motiv der Anstellung enthaltenden Worte „wegen seiner uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu uns und unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit“ wurden eigenhändig vom Herzog an die Stelle herkömmlicher Kanzleiphrasen hineincorrigirt.

Mit dem Frühjahre richtete Goethe, der bis dahin als Gast im Hause des Präsidenten von Kalb gewohnt hatte, sich häuslich ein. Er miethete sich das kleine Jägerhaus an der Belvedere'schen Allee (später zum Stadtgericht umgebaut). Bald darauf vertauscht' er es mit „einem lieben Gärtchen vorm Thore an der Ilm.“ Vor kurzem war das kleine Grundstück mit dem einfachen Häuschen Bertuch's Eigenthum geworden. Im Vorübergehen hatte eines Tages Goethe gegen den Herzog sein Wohlgefallen an dem idyllisch gelegenen Plätzchen ausgesprochen. Gleich darauf traf Karl August mit Bertuch zusammen. „Höre, Bertuch“, redete er ihn an, „du mußt mir den Fleck da überlassen, ich brauche ihn.“ —

„Aber“, erwiderte dieser, den der Wunsch des Herzogs
eben angenehm berührte, „ich habe ihn ja kaum erwo
und er ist meine beste Freude.“ — „Laß doch“, sagt
Herzog, „die Freude kannst du immer haben und noch b
ich schenke dir ja den Baumgarten dafür.“ Gern ging
tuch den für ihn sehr vortheilhaften Tausch ein, und w
Augenblicke darauf ward Goethe durch das Geschenk des
zogs aufs freudigste überrascht und nur noch mehr an W
und seinen fürstlichen Freund gefesselt. [70]) Wohnung
Anlagen wurden auf des Herzogs Kosten aufs neue in S
gesetzt. Goethe war das Gartenhäuschen, das er am 10.
bezog, so lieb, daß er sich sieben Jahr lang Winters
Sommers mit dieser überaus dürftigen Räumlichkeit begn
Es war „eine Wohnung des Friedens“, und dessen bed
sein erregtes Herz. Obgleich in unmittelbarer Nähe der S
gewährt die Lage dieses Gärtchens den Eindruck einer
lichen ländlichen Abgeschiedenheit. Es liegt am Abhang
gegen die Nord- und Ostwinde schützenden Hügelkette.
Vordergrund bildet eine Wiese, durch welche die Ilm
hindurchschlängelt, und die Baumgruppen des Parkes
schließen, die Stadt verdeckend, die Aussicht. „Da las
mir“, schreibt er an Auguste Stolberg am 18. Mai,
den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, di
will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele ko
und ich wieder von vorn mög' anfangen zu tragen un
leiden.... Es ist eine herrliche Empfindung, dahauße
Felde allein zu sitzen.“

In diese Zeit fällt außer andern zahlreichen Ausf
mit dem Herzog, in der Regel kühnen Parforceritten,
kurze Reise nach Leipzig. Das Wiedersehen der Stätte
ersten Jugendfreuden ergriff sein Gemüth mit wehmü
Erinnerung: „Alles ist wie's war, nur ich bin anders —
das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir

damals.“ Er sah „sein erstes Mädchen“ wieder und begrüßte manchen Freund der Jugendtage, auch seinen lieben Oeser. Dieser ward gewissermaßen als weimarischer Hofmaler engagirt und kam bald darauf und seitdem fast jedes Jahr nach Weimar hinüber, wo man seiner Kunst und seines Raths oft bedurfte. Corona Schröter, deren Talent und Liebenswürdigkeit unserm Dichter von seiner Universitätszeit her bekannt war, suchte er wieder auf und veranlaßte den Herzog sie als Kammersängerin nach Weimar zu berufen. Hierin bestand zunächst Goethe's „Regieren“, daß er seinen Einfluß auf den Herzog benutzte, um ausgezeichnete Talente nach Weimar zu ziehen und trefflichen Leistungen Unterstützung zu verschaffen. „Wenn Goethe's Idee stattfindet“, schreibt Wieland an Merck, „so wird Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt.“ Bei diesen Bestrebungen enthüllt sich uns einer der herrlichsten von Goethe's Charakterzügen, der am spätesten gerechte Anerkennung gefunden hat, seine uneigennützige Fürsorge für das Wohl Anderer und seine Freude am Wohlthun. Die mannigfachsten Beweise sind uns nach und nach bekannt geworden, die uns ahnen lassen, wie viel Gutes er im Verborgenen gethan hat.

Im Februar veranstaltete Goethe eine Unterzeichnung zu einem ansehnlichen Geldbeitrage (65 Louisd'or), welcher zu einem freiwilligen Geschenk für Bürger bestimmt wurde, um ihn zur Fortsetzung seiner Uebertragung der Homerischen Gedichte, von der einige Proben bekannt gemacht waren, aufzumuntern. „Daß Bürger Dichter ist“ — heißt es in Goethe's Aufsatze, der als Antwort auf Bürger's Anfrage ans Publikum wegen seiner Uebersetzung des Homer im deutschen Merkur erschien, — „sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen und innig lieben muß, als einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch

schon vermuthen; daß Homer's Welt wieder ganz in ihm lebt,..... sieht man mit einem Blicke auf die Uebersetzung. Darum wünschen wir, er möge in guten Humor gesetzt den fortzufahren...... Denn es wird sich nicht so l wieder finden, daß ein Dichter von dem Gefühl so viel zu eines Andern Werke fassen mag..... Er fahre fort Lieb' und Freude der Jugend..... strebe nach der gold einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals, kurz, das Seinige." Das Werk ward nicht vollendet. Da indeß Geld zu Bürger's Gunsten bestimmt war, so beschlossen sp die Unterzeichner, dem hülfsbedürftigen Dichter jene Un stützung angedeihen zu lassen, wenn gleich die Beding unerfüllt geblieben war.

In ähnlicher Weise wandte Goethe um jene Zeit sei durch häusliches Ungemach schwerbedrängten Jugendfreu Jung eine unerwartete Hülfe zu. Es war gerade ein wo Jung eine Schuld von siebenzig Thalern bezahlen so die er nicht zusammenzubringen im Stande war. Er seine Frau brachten die Stunden mit Weinen und hin, daß es, wie Jung sagt, einen Stein hätte erbarm sollen. Da trat der Postbote ein und brachte einen Brief Goethe's Hand, beschwert mit dreißig Louisd'or. Ohne Jun Wissen hatte Goethe den Anfang von dessen Lebensgeschi ("Stilling's Jugend") zum Druck befördert und übersa das Honorar, welches in einer Zeit, wo Goethe's Stella zwanzig Thalern honorirt ward, sicherlich nicht bloß aus Verlegers Casse floß. Unter Freudenthränen fielen die bei Ehegatten sich in die Arme.

Lenz, der Schicksalsgenoß Bürger's, dem nach sei eigenen Bekenntniß "zum Dichter warme Luft und seligkeit des Herzens fehlte", suchte jetzt die Sonne se Freundes auf, die er stets in verworrener Bahn umkr Unglücklich durch die Unmöglichkeit, ihn zu erreichen, bene

er ihn mehr, als er ihn verehrte und liebte. Im März erschien er in Weimar. Goethe leistete gerade dem Herzog während einer Unpäßlichkeit Gesellschaft, als ihm eine Karte überbracht ward mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.“ Der Herzog befahl den wunderlichen Ankömmling sogleich zu holen und gewährte ihm auf fürstliche Kosten den Aufenthalt in Weimar. Er war einer von den „Genie's“, welche bei den Weimarer Hofleuten und Philistern übel angeschrieben waren, und von denen man noch lange nachher zu klatschen wußte, wie sie von dem Legationsrath Bertuch als Schatzmeister des Herzogs „gekleidet und gefüttert“ worden seien. Lenz ließ sich's wohl sein und gab durch seine Albernheiten, indem er, wie Wieland sich äußert, alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich machte, viel Stoff zum Schwatzen und Lachen. Eine arge Taktlosigkeit, eine „Eselei“, nach dem Ausdruck Goethe's, dem sie großen Aerger bereitete, weil die Herzogin Luise dadurch verletzt war, bewirkte im Herbst seine plötzliche Entfernung. Er ging wieder in die oberen Rheingegenden zurück, wo er sich mehrere Jahre unstet umhertrieb, unter Andern auch mit Schlosser zu Emmendingen in Berührung trat. Im Hause des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Steinthal zeigten sich (1778) die ersten Anfälle von Wahnsinn. Er ward zu Schlosser gebracht, der, von Weimar aus mit Geld unterstützt, für seine Heilung Sorge trug. Einigermaßen hergestellt, begab er sich nach Rußland und starb 1792 zu Moskau, wo er zuletzt von Almosen gelebt hatte; der Stolz, der ihn einst von einer Stelle an Goethe's Seite träumen ließ, war ihm auch im Elend geblieben.

Im Juni erschien noch ein anderes „Genie“ der Sturm- und Drangperiode, Goethe's Landsmann und Jugendfreund **Klinger**, damals ein gefeierter dramatischer Dichter. Der Empfang war herzlich. „Am Montag“ [den 24. Juni], schreibt

Klinger an einen Schweizer Freund, „kam ich hier an, lag an Goethe's Hals, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: "Närrischer Junge"! und kriegte Küsse von ihm: "toller Junge!" und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst Du denken, wie ich ihn überraschte. O was ist von Goethe zu sagen! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen!..... Hier sind die Götter, hier ist der Sitz des Großen!..... Glaub' von allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort daran. Es geht Alles den großen simplen Gang, und Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wir's nicht begreifen.“ Indeß konnte Goethe auf die Dauer mit Klinger's Natursitte und kraftgenialischer Derbheit nicht harmoniren; Goethe sagte es ihm offen, daß seine Gegenwart ihn drücke. Im October verließ Klinger Weimar und erhielt in Leipzig eine Anstellung als Theaterdichter.

Unter denen, die damals nach dem neuen Musensitz wallfahrteten, treffen wir auch einen Mann der alten Schule, Vater Gleim, den Sänger Friedrichs und Beschützer deutscher Musen; er war mit Wieland innig befreundet, der früher mit dem Gedanken umgegangen sein soll, ihn an den weimarischen Hof zu ziehen. Goethe führte sich in seine Bekanntschaft durch ein ähnliches geistreiches Incognito ein, wie es uns von Gießen her bekannt ist. Gleim befand sich im Kreise der Herzogin Amalie und las aus einem Göttinger Musenalmanach vor. Ein junger Mann in grünem Jagdrocke war inzwischen eingetreten und erbot sich ihn abzulösen. Nachdem er Einiges aus dem Buche gelesen, kam der Humor der Improvisation über ihn, und der Strom genialen Witzes und neckender Satire ergoß sich im buntesten Rhythmus, so daß Gleim, der selbst im Tone der Matinées getroffen war, endlich erstaunt aufsprang und rief: „Das ist entweder Goethe oder der Teufel!“ 76)

An eine Berufung gealterter Celebritäten ward jetzt in Weimar nicht gedacht. Man suchte die noch ungebrochenen jugendlichen Kräfte auf den weimarischen Boden zu verpflanzen. Goethe's Anstellung war nur der Anfang. Leopold zu Stolberg ward zum Kammerherrn ernannt; mit Herder waren Unterhandlungen im Gange. Daß sich über diese Berufungen aus der Fremde die im Hofdienste und Actenstaub ergrauten Beamten entsetzten, war sehr erklärlich, und die Stimmen der Unzufriedenheit über Goethe's einflußreiche Stellung äußerten sich so laut, daß der Herzog für nöthig hielt, folgende sein Verfahren rechtfertigende Erklärung zu den Acten zu geben, ein Kleinod edlen Fürstensinns: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können."

Dessenungeachtet setzten Haß und Neid ihre Angriffe im Stillen fort, und mancherlei Klagelieder, bei denen Verleum-

bung und Uebertreibung geschäftig waren, welche über
ringen's Berge hinaussummten, brachten das Weimarer G
leben weit und breit in Verruf. Herzogin Luise, die in
Briefen an ihre Verwandten ihren Unmuth nicht zurückl
ist dabei nicht unbetheiligt. Namentlich wird Graf Görtz
Oberhofmeister der jungen Herzogin, bis er 1778 Wei
verließ, von Wieland beschuldigt, das weimarische Lebe
übeln Ruf gebracht zu haben. „Wegen Goethen“ — sch
er am 5. Juli an Merck — „bitte ich Sie ewig ruhig
sein. Das Schicksal hat ihn in Affection genommen; e
Cäsar und sein Glück, und Ihr werdet sehen, daß er s
in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge t
und eine glänzende Rolle spielen wird. Laßt die schäbi
Kerls schwatzen. Graf Görtz rüstet sich, um auch in G
Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehen,
dort Alles gegen Goethen und mich aufzuwiegeln. Der Ele
Nichts weiter von dem Geschmeiß. Kommt nur einmal
sehet selbst, wie wir's treiben; es gereut Euch gewiß n
Nächstens geht Goethe mit dem Herzog auf vierzehn T
oder drei Wochen nach Ilmenau. Das Erste, was er jetz
thun hat, ist sehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm
Detail unserer Sachen wenig mehr fehlen, denn er ist
hinter wie ein Feind, und dann laßt die Kerlchens kom
Er hat bei all seiner anscheinenden und wirklichen Ra
wildheit im kleinen Finger mehr conduite und savoir fa
als alle Hofschranzen ..... zusammengenommen in Leib'
Seele“. Daß auch in den nächstfolgenden Jahren das
leumderische Getreibe niedriger Cabale nicht ermüdete, l
manche Aeußerungen in Briefen aus jener Zeit schließen.

Das Gerücht von den Ausschweifungen des Weim
Hoflebens drang auch zu Klopstock und veranlaßte ihn
sich's zugleich um die Entscheidung der Zukunft seines ge
ten Stolberg handelte, zu einem derben Scheltbrief an G

(unterm 8. März), dem er es freistellte, dem Herzoge denselben mitzutheilen.[72]) Der rücksichtslose Ton dieses Briefes, wenn gleich Klopstock seine Offenheit für einen Beweis von Freundschaft wollte angesehen wissen, verdiente die ruhigstolze Antwort Goethe's: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein Paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns und über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, will's Gott, besser, als er uns gesehen hat. Goethe." —

In seiner kurzen Rückantwort erklärte Klopstock, daß Goethe nicht werth sei, daß er ihm einen solchen Beweis von Freundschaft gegeben habe. „Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört." Die Warnung an Stolberg fand Gehör. Goethe sprach seinen Unmuth über dessen Benehmen an Auguste aus (30. August): „Von Fritz habe ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber, Gustchen — er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Name, er bittet sich noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu

sein, man läßt ihm Alles, und nun kommt er nicht. —
die, die man so behandelt, sind Karl August Herzog
Sachsen und Dein Goethe!" Stolberg ging nicht
Weimar, sondern trat in oldenburg=eutinische Staatsdi
Die Verbindung mit ihm war seitdem gelockert und
Bruch mit Klopstock entschieden. Auch das liebevolle Ver
niß zu Auguste Stolberg ermattete nach und nach; nu
einigen wenigen Briefchen der nächsten Jahre zuckt
Flämmchen noch einigemal auf, bis es erlischt. Das
Briefblättchen ist vom Jahre 1782; doch einmal noch beg
ten sie sich auf den letzten Stufen des Lebens. Sie
1783 mit dem Grafen Andreas Peter von Bernstorff
mählt und starb 1835 zu Kiel in ihrem zweiundachtzi
Jahre.

Einen glücklicheren Ausgang nahmen die Unterhand
gen, welche zu gleicher Zeit mit Herder angeknüpft w
dem das seit mehreren Jahren erledigte Amt eines wei
schen Generalsuperintendenten und Oberhofpredigers ang
gen wurde. Wieland hatte Herder's Namen zuerst in
schlag gebracht; Goethe, der damals seinen Einfluß nur
als Freund des Herzogs geltend machen konnte, ergriff die
mit dem wärmsten Eifer und gewann den Herzog so sch
die Berufung, daß von dieser Seite schon im Februar
entscheidende Wort gesprochen war. Es handelte sich
bei dem in frischer Jugendkraft emporstrebenden Fr
zugleich um eine längst gewünschte Göttinger Professur.
man indeß an höchster Stelle Zweifel an seiner Rechtglä
keit und theologischen Gelehrsamkeit zu erregen gewußt
so wurde von Seiten der Regierung die definitive Ernen
von einem examinatorischen Colloquium abhängig
Herder, durch eine solche Zumuthung gekränkt, folgte
freudiger dem Rufe nach Weimar. Goethe hatte jedoch
einen schweren Stand, bevor aller Widerstand, der

Weimar gegen den bevorzugten Ausländer hervortrat, niedergeschlagen war; denn da er zugleich die Oberpfarrstelle an der Stadtkirche zu bekleiden hatte, so bedurfte es der Zustimmung des Stadtraths, und wenn Goethe schreibt, er habe mit Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, so sieht man, daß er im Freundschaftseifer mit geringer Schonung der Formalitäten zu Werke ging. Als er glücklich seinen Zweck erreicht hatte, war ihm „recht wohl." Mit liebenswürdigster Fürsorge ließ er Herdern die Amtswohnung neu einrichten und ertheilte ihm — was bei dessen reizbarem Charakter nöthig scheinen mochte, zumal er für seine Pastoralklugheit beim Herzoge „gutgesagt" hatte — manchen guten Rath, auch in einer humoristischen Epistel in Hans-Sachsischen Versen. Am 2. October langte Herder in Weimar an, von Goethe mit wärmster Freundschaft empfangen. Mißgunst und Vorurtheil waren gegen ihn sehr geschäftig gewesen; man hatte unter Anderm ausgesprengt, daß er in Stiefel und Sporen die Kanzel besteige und nicht zu predigen verstehe. Der überraschende Eindruck von Herder's Antrittspredigt am 20. October ließ die mißwollenden Stimmen verstummen. Sein geistliches Amt, das er durch seine Per[illegible]lichkeit und sein Wirken wieder zu Ehren bringen wollte, [illegible]werte ihm indeß seine Stellung zum Hofe, und er sah [illegible] genialen Treiben der höhern weimarischen Gesellschaft [illegible] der Ferne und mit geistlicher Strenge zu. Zu ihm [illegible] sich mehr die ernsteren gleichgestimmten Charaktere, [illegible]ogin Luise und ihr Oberhofmeister Graf Görtz, dessen [illegible]en aus dem weimarischen Staatsdienste im Jahre [illegible] ihm sehr schmerzte. Mit Goethe hatte er in den ersten [illegible] ihres Zusammenlebens in Weimar nur geringe Be[illegible]. Herder's unzufriedene, stets mit den Verhältnissen [illegible] Gemüthsstimmung harmonirte nicht mit der genialen [illegible]freudigkeit seines beneideten jungen Freundes, und [illegible] anspruchsvoll hervortretende Persönlichkeit hatte für

seine Umgebung etwas Drückendes. Die Zeit war jedoch allzu fern, wo sie sich wieder verstehen lernten und sich zweitenmal die Hand herzlich fördernder Freundschaft rei

Goethe gehörte überdies vor der Hand mehr dem zoge, als denjenigen Freunden, welche, wie Herder, gleicher Höhe geistiger Cultur sich zum Austausch en Gedankenverkehrs ihm anschließen konnten. Während indeß in den Augen der Meisten den Schein hatte, als er nur der Genosse seiner Vergnügungen, bewährte er als der einsichtsvolle Fürstenpädagog, der seinen fürstli Freund durch eine sanfte, stets das Ziel festhaltende Le mit zartester Schonung ihres vertrauten, doch leicht verl chen Verhältnisses vor den hart an seinen Wegen liegen Abgründen bewahrte, die vielen Keime des Edeln und ßen, die in seiner Seele schlummerten, weckte und, ohne lästiger Mahner zu werden oder sich einer Indiscretion s dig zu machen, ihm die Pflichten seiner hohen Stel gegenwärtig hielt.

Daher werden wir uns die Worte Knebel's, der nicht mit Lob freigebig ist, deuten können: „Wenn Sie Herzog lieb haben müssen, so bedenken Sie, daß ihm G zwei Drittheile seiner Existenz gegeben.“ — Welche geräus aufsprießenden und gedeihenden Schöpfungen aus dieser un terbrochenen Anregung und umsichtigen Leitung hervorgin läßt uns eine Stelle in einer Festrede des Kanzlers von M der hierüber besser als jeder Andere zu urtheilen im St war, überblicken: „Von dem Augenblicke an, da Goeth Weimar eintraf, webten sich dicht und dichter die gol Fäden eines Verhältnisses, das, zu zart für die Darstel nur in seinen Wirkungen belauscht und betrachtet werden War es dem Fürsten schon in den ersten Tagen seiner gierung gelungen, sein Besitzthum so herrlich zu erwei fand sein wißbegierig-thatendurstiger Geist in jeder bes

wierigkeit neue Ermunterung, so mußten die Anforde-
en, die er an sich selbst zu steter Auffassung und Fort-
ng des Reinmenschlichen machte, sich mit jedem Jahre
en. Ein freies Naturleben schien höchstes Gut, körper-
Abhärtung nothwendige Bedingung geistiger Stärke
Wirksamkeit. Nach allen Richtungen hin wandte sich
rüfende, forschende Sinn; die Naturwissenschaften und,
dahin einschlug, wurden eifrigst betrieben, der Industrie,
Gewerbe frische Bahn zu öffnen versucht, neue Ansichten,
iche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unter-
n persönliche Anstrengung verwebt, in Straßen- und
rbau die Elemente bekämpft, Berge und Wälder sin-
n Blickes durchstreift, besäet, befruchtet, in dunklen
hten und Gruben der Erde verborgenen Schätzen muthig
espürt, in heiteren Gartenschöpfungen Natur und Kunst
thig verschlungen."

chon bei dem ersten längeren Aufenthalt in Ilmenau,
18. Juli bis um die Mitte des Augusts 1776, ward
Goethe der Plan angeregt, das alte Bergwerk wieder
ang zu bringen. Dieser schöne "entfernte Winkel des
s", welcher durch das Eingehen des Bergwerks, durch
e Feuersbrünste und andere Unfälle sehr verarmt war,
n seitdem seine besondere Liebe und Fürsorge; er kehrte
wenn er sich aus dem Zwange des Hof- und Geschäfts-
hinaussehnte, in das stille, anmuthige Thal zurück,
lchem die Muse der Poesie ihm zwischen waldbewach-
Höhen gern und willig begegnete. Der Herzog ent-
te sich hier ebenfalls für den Druck der "spanischen
e" des Hofes durch die Freuden der Jagd und freu-
Naturleben, oft mit unersättlichem Ungestüm. Die
nerlichen Fahrten von Stutzerbach, einem im Walde
en Dorfe, sollen in ein besonderes Tagebuch, worin
ler Theilnehmer abwechselnd eine Seite schrieb, ein-

getragen worden sein. Wie weit sich der „sich austollende“ Humor in der idyllischen Ungebundenheit manchmal vergessen mochte, darauf deutet der Widerwille hin, den Goethe einige Jahre später bei Erinnerung jener Scenen empfand [73]; in dem Gedichte „Ilmenau, 1783“, läßt er sie als düstre nächtliche Traumbilder vorüberziehen. Dagegen lassen uns die tiefgefühlten, „dem Schicksal“ überschriebenen, Zeilen, welche Goethe am 3. August 1776 in Ilmenau, Morgens während des Zeichnens, niederschrieb, das Glück der Weltvergessenheit, welche die Freunde damals mit dem Worte „Dumpfheit“ zu bezeichnen pflegten, nachempfinden. Durch den täuschenden Schleier des jugendlichen Ungestüms scheint stets das tiefere Seelenleben hindurch, und die humoristischen Extravaganzen wechseln mit der weichsten Gefühlsschwärmerei.

„Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Die Schönheit der Gebirgsgegend trieb ihn wieder zum Zeichnen, und selbst auf Jagden führte er sein Portefeuille mit sich. Maler Kraus war gleichfalls in Gesellschaft des Her[illegible] dort. Doch meint Goethe aufs neue einzusehen, daß er [illegible] Künstler werde, indem ihm manchmal „der malerische [illegible] nicht gerathe, während etwas ganz Gemeines freundlich [illegible]

lieblich werde". Auch ein neuer dramatischer Entwurf „der Falke" beschäftigte ihn, welcher durch die Erinnerung an Lili hervorgerufen zu sein scheint. Einige Wochen vor der Ilmenauer Excursion hatte er die Nachricht von ihrer Verlobung mit Herrn von Türckheim, Inhaber eines Straßburger Bankiergeschäfts, erhalten, mit dem sie am 25. August des folgenden Jahres vermählt ward. In seinen Ilmenauer Briefen äußert er, seine Giovanna in dem neuen Drama werde viel von Lili haben, und es mache ihm „vielleicht einige Augenblicke wohl, seine verklungenen Leiden als Drama zu verkehren." Die Vermuthung liegt sehr nahe, daß in diesen Tagen das Gedicht „an ein goldenes Herz, das er am Halse trug" („Angedenken du verklungner Freude ɾc.") entstanden sei. Lili's Bild ward jedoch durch eine andere Leidenschaft mehr und mehr aus seinem Herzen verdrängt, und des „Falken" ward nicht weiter gedacht.

Zu dramatischen Arbeiten fand Goethe einen äußern Antrieb in den Anforderungen des Liebhabertheaters,[14] das er bald nach seiner Ankunft in Weimar begründete und viele Jahre hindurch mit großer Thätigkeit leitete, bis aufs neue eine öffentliche Bühne errichtet wurde. Anfangs bestritt er die Kosten selbst, später zahlte der Herzog für Decorationen, Garderobe und Beleuchtung. Durch jene Privatbühne ward die dramatische Kunst und der Genuß an theatralischen Vorstellungen aufs engste mit den Vergnügungen des Hofes in Verbindung gebracht und die Poesie unmittelbar ins Leben eingeführt. Als Schauplatz diente ein Theil der herzoglichen Wohnung, seit 1779 der Redoutensaal, im Sommer auch der Saal des Ettersburger Schlosses. Manche Aufführungen fanden auf freier Waldbühne zu Belvedere, Tiefurt oder Ettersburg statt; in Ettersburg sieht man noch die abgesteckten Grenzen der Waldbühnen. Alles, was Talent hatte, wurde zur Mitwirkung bei den Vorstellungen herbeigezogen und

folgte gern dem lockenden Schimmer der Hoffeste und der davon ausgehenden Auszeichnung, zumal da selbst der Herzog und Prinz Constantin in mehreren Fällen eine geeignete Rolle übernahmen. Goethe erntete sowohl in Heldenrollen als in komischen Partieen großen Beifall, besonders schien er in humoristischen Rollen unübertrefflich. In diesen zeichnete auch Einsiedel sich aus. Knebel glänzte in Rollen, welche Pathos und Würde erforderten, mit seiner kräftigen Gestalt und seinem vollklingenden Organ. Die bedeutendsten weiblichen Rollen fielen Corona Schröter zu, welche durch ihre anmuthige Gestalt, so wie durch ihr vielseitiges künstlerisches Talent ihr Publicum stets zur Bewunderung hinriß. Daneben bestand eine Zeitlang auch ein französisches Liebhabertheater. Mitglieder der herzoglichen Capelle, denen sich Dilettanten anschlossen, sorgten für die Musik. Kraus malte Decorationen und Costüms, wobei ihn Goethe's erfinderischer Geist und Amaliens künstlerischer Fleiß unterstützten; in wichtigen Fällen ward auch Oeser herbeigeholt. Und wem wäre der unermüdliche Maschinist Mieding unbekannt geblieben?

Mehrere der Stücke, die man zur Aufführung brachte, wurden von den weimarischen Dichtern verfaßt. Selbst für Bestreitung der musikalischen Compositionen waren Talente vorhanden. Corona Schröter war eine geschickte Liedercomponistin; sie ließ ein Heft Lieder im Druck erscheinen, unter denen sich das Goethe'sche „Als ich noch ein Knabe war“ befindet. Am fleißigsten waren Einsiedel und Seckendorf, welcher Poet und Componist in Einer Person war. Auch wurden extemporirte Stücke versucht, zu denen vorher nur der Plan entworfen wurde. Goethe ließ im Herbst 1776 seine Mitschuldigen aufführen, worin er den Alcest, Corona die Sophie spielte. Für die liebenswürdige Amalie Kotzebue, die Schwester des bekannten Dichters, welche sich zur Uebernahme zweideutiger Liebhaberinnenrollen nicht hatte ver-

leben wollen, schrieb Goethe in den letzten Octobertagen das kleine Familiendrama die Geschwister, worin er als Wilhelm, sie als Marianne auftrat (21. Nov.). Eine andere Beziehung zu ihr, als diese äußere Veranlassung, hat schwerlich stattgefunden. Das Stück erinnert vielmehr an das Verhältniß Goethe's zu seiner Schwester Cornelia, dessen ...enschaftliche Zärtlichkeit die äußersten Grenzen der Geschwisterliebe berührte, und das derzeit sich entwickelnde Liebesverhältniß zu Charlotte von Stein blieb dabei wohl nicht ohne Einfluß [75]. Das sittlich Bedenkliche, welches in der hier ...rgeführten Handlung von dem Ueberschreiten jener Grenzen ...d dem Uebergang zu leidenschaftlicher Annäherung unver...nnlich ist, hat der Dichter mit eben so großer Zartheit als ...chologischer Feinheit behandelt. Die Zeichnung ist klarer ... sicherer, als in der sentimental zerfließenden Stella. ...igens liegt ein kleines französisches Familienstück la pu...ille von Fagan zum Grunde.

Ein zweites Stück, Lila, (anfangs „die gute Frau“ be...itelt) ward auf der Reise nach Leipzig und Dessau begonnen, ...elche Goethe und den Herzog den größten Theil des Decem...rs von Weimar fern hielt. Es war bestimmt, die Herzogin ...ise zu ihrem Geburtstage (30. Januar) zu erfreuen. Es ...t daher in unmittelbarer Beziehung zu ihrem leidenden ...müthszustande, den Goethe mit innigstem Mitgefühl be...itete und durch sanfte Einwirkung zu heilen suchte. An ...pater hatte er schon einige Monate vorher geschrieben: ...egen Karl und Luise sei ruhig; wenn die Götter nicht ... Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch ... der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten ... Die Grundidee jenes Singspiels ist die homöopathische ...lung einer Gemüthskrankheit. Es gilt hier, ein durch ...ntasiegebilde zerrüttetes Gemüth über sich und seine Um...ung dadurch ins Klare zu bringen, daß ihm das Wirkliche

phantastisch gegenübertritt, bis es dieses wieder erkennt u
mit Liebe umfaßt. Die Scenerie gab zugleich Gelegenheit, du
feenartigen Pomp das Auge zu ergötzen und einen Bühn
glanz zu entfalten, welcher der Bedeutung des festlichen Ta
angemessen war. Dem Drama ist erst durch spätere Umarl
tung (1778) die Form gegeben, in der wir es besitzen,
gleich mit Weglassung mancher bezugreichen Stelle; nur
Lieder aus Lila wurden damals gedruckt.

Um dieselbe Zeit [76]) verfaßte Goethe das Monodra
Proserpina. In einer erhabenen, mit dem schönsten (na
mals in Versglieder abgetheilten) Rhythmus dahinschwebend
Sprache, die sich in effectvollen Uebergängen vom Tragisch
zum Elegischen bewegt, schildert die kurz zuvor von Pl
geraubte Proserpina ihren Schmerz, ihre Sehnsucht nach
Oberwelt, ihre Hoffnung und die durch den verhängnißvol
Genuß des Granatapfels herbeigeführte Täuschung. Goe
fand damals an solchen rhetorischen Monodramen Gefal
und entwarf bald darauf noch ein zweites: „Nero, wie
vor dem Volke agirt und während dessen die Nachricht v
einer Verschwörung erhält“; doch wurde dies nicht ausgefü
Daneben waren Ballette und Redoutenaufzüge zu arrangir
Jedoch mitten „in anhaltendem Reiben und Treiben des
bens“ stärkte er sich in gesunder Einsicht in das Wesen
Sachen und schaute mit klarem Blick zurück und vorwä
Am 22. November schreibt er an Merck: „Dein Schic
drückt mich, da ich so rein glücklich bin. Ich wohne noch
Garten und balge mich mit der Jahreszeit herum, und
Abwechselung der Witterung und der Welthändel um n
frischen mich immer wieder neu an; ich bin weder Geschä
mann noch Hofmann und komme in beidem fort. Der He
und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ga
zusammen, ihm wird's immer wohler, und ist eben
Creatur, wie's keine wieder giebt. Uebrigens ist eine

Compagnie von Volk hier beisammen; auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, findt sich's nicht wieder so.“ Am Eingange des neuen Jahres 1777 steht sein Bekenntniß an Lavater (8. Januar): „Es mag so lange währen, als es will, so habe ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei Allem, lieber Bruder, Gott sei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe“.

Zweites Capitel.

1777. 1778.

Als Goethe in seinen alten Tagen in Momenten
hafter Jugenderinnerung seiner Liebe zu Lili gedachte, äu
er mit tiefer Bewegung, daß er nie wieder wie damals
liebt habe, und alle späteren Liebesverhältnisse in Verg
mit jenem nur oberflächlich gewesen seien. Dies Wort
durch sein Leben bestätigt. Wie oft auch sein Herz der
sich wieder geöffnet hat, so reichen doch seine späteren Nei
gen, mögen sie als unruhvolle Leidenschaft oder als sch
merische Freundschaft sein Innerstes aufregen und beschäfti
nicht an jene jugendliche Liebesgluth, in der das ganze Da
geistiges und sinnliches, zu Einer Flamme zusammensch
welche, durch die Zukunft ahnungsvoll voranleuchtend,
unendliches Lebensglück zu verkünden und zu verbürgen sch
Daher hat Goethe's Liebespoesie, mag auch das Feuer
Leidenschaft und das Glück des Liebesgenusses in seinen
dichten auf den verschiedensten Stufen des Lebens wieder
ren, doch die Zauberklänge der Jugendlieder, die nur ein
in unserer Literatur vorhanden sind, nicht wiedergefun
Gleichwohl war das Bedürfniß eines glücklichen häusli
Verhältnisses, eines liebevollen Familienlebens in Goe
Natur tief begründet. Daß er das Entbehren auf der Mitt
höhe seines Lebens schmerzlich empfunden hat, spricht sich

einem Leben und Dichten deutlich genug aus; auch fehlte es, wie Riemer berichtet, nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben; unstreitig fielen sie erst in eine spätere Lebensperiode. Eine seltsame romantische Befangenheit ist es, die Sorge für Weib und Kind mit seinem dichterischen Beruf für unverträglich zu halten. Von seiner ersten Sturm- und Drangperiode mag das gelten. Nach seinem Eintritt in den weimarischen Staatsdienst, wo er mit Anstrengung nach Beruhigung und Resignation strebte, würden in einem reinen Familienleben sich die schönsten Seiten seines Gemüths und sittlichen Charakters entwickelt haben. Wie ihm Frauenliebe unentbehrlich war, eben so mächtig war der Zug zu der Natur und Unschuld der Kinderwelt; was uns schon Werther erkennen läßt, wiederholt sich in Weimar, wo er oft die Spiele der Kinder theilt und gegen einen hypochondrischen Freund äußert, der Umgang mit Kindern erhalte ihn froh und jung.

Liebesinnigkeit und Liebebedürftigkeit ging aus der Tiefe einer sittlichen Natur hervor. Es gehört zu seinen letzten Geständnissen, daß es das Ewig-Weibliche sei, was uns hinanziehe, womit die mündliche Aeußerung zusammenstimmt, daß er das Ideale nie anders, als unter der Form des Weibes, habe begreifen können. Und wer hätte das Ideal der Weiblichkeit wärmer gefühlt, klarer dargestellt, als er? Es hatte aber seine lebendige Empfänglichkeit für die Reize weiblicher Anmuth in der leidenschaftlichen Erregbarkeit seiner sinnlichen Natur eine gefährliche Begleiterin. Vornehmlich mochte wohl im Beginn des Weimarer Lebens seine Lippe gewohnt sein von der Liebe süßem Glück zu schwellen, und „seine gold'ne Himmelspforte lallende Seligkeit aus und ein zu stammeln“, wie es das von den Küssen „ringsumfangender Liebe“ durchglühte Gedicht „an den Geist des Johannes Secundus“ ausmalt. Amors geheimnißvoller Schleier verhüllt

die Siege des schönen jungen Mannes, welche durch das, wa ihm die Natur verliehen, ihm leicht gemacht wurden. Ma lege das nur nicht so aus, als hätte er jemals seine höhe Natur verleugnet und sich zu Zeiten ganz dem sinnlichen Genusse hingegeben. Allerdings ließ sein erregbares Herz sic manchmal von der Leidenschaft hinreißen; aber er bewahr sich die sittliche Stärke, mit der er den überfluthenden Str in sein ruhiges Bette zurückzudrängen und die Selbstbeh schung zum Grundsatz seines Lebens zu machen vermochte.

Ob die reizende Corona Schröter des Dichters Liebe bewerbungen mit ihrer Gunst erwiderte, muß dahinge bleiben. Aus einigen Andeutungen und traulichen Begegn gen möchte man auf ein zartes Geheimniß schließen. I spröde Haltung beweist noch nicht, daß sie gegen Liebe empfindlich gewesen sei, wenn sie auch die Macht über behielt, ihr Herz, wie Falk sich ausdrückt, aus den mann fachsten und schwersten Prüfungen zu retten.

Eine Fügung des gütigen Geschicks, welches Goethe der Leitung seines Lebensganges stets hülfreich entgegenkam von ihm oft mit dankbaren Rückblicken gesegnet wird, müssen es nennen, daß gleich in dem ersten Jahre seines Weim Aufenthalts in Charlotte von Stein ein schützender Ge ihm an die Seite trat.[77]) Mag auch durch ein Verhält das den Dichter in der Blüthe seiner Jahre an eine verheirathete Frau fesselte, der Gedanke an ein anderw Liebesband auf lange Zeit in den Hintergrund gedrängt den sein, wir werden darum die hochsinnige Frau nicht welche ihn aus dem leidenschaftlichen Stürmen und Dr der Jugend herausriß, seinem sittlichen Charakter die liche Klarheit gab, die auch seinem fürstlichen Freund höherem Streben voranleuchtete und seine Poesie zu dem nen Feuer einer Iphigenie und eines Tasso läuterte.

Charlotte (geb. 1742), die älteste Tochter des Hofmarschalls von Schardt, war schon als Hofdame der Herzogin Amalie eine der anmuthigsten Erscheinungen im Kreise der Fürstin. Seit 1764 war sie mit dem herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg, verheirathet, einem Manne von angesehener Stellung, doch weniger geistiger Begabung. Ein tieferer Gehalt ging ihrer ehelichen Verbindung ab. Ihr Mann war den größten Theil der Woche außer Hause und machte auf die Unterhaltung und Liebe seiner Frau wenig Anspruch. Mit dem Hofe blieb sie in innigem Verkehr. Eine feine gesellschaftliche Bildung, frühzeitige Theilnahme an allen den geistigen Anregungen, welche das Lebenselement des weimarischen Hofcirkels geworden waren, gaben ihrem Wesen eine Eleganz und Sicherheit, welche, verbunden mit Schönheit und vielseitig ausgebildetem künstlerischen Talente, sie zu einer der vorzüglichsten Zierden der höheren Gesellschaftskreise machten. Aus der Tiefe ihres Gemüths floß das klare Bewußtsein über sich und die Welt, jene Ruhe und Milde, wodurch sie Streitendes zu versöhnen und Excentrisches in die Schranken der Sitte zurückzuleiten wußte. So erwarb sie sich die Achtung Aller und das Vertrauen der Besten. Das redendste Zeugniß für den sittlichen Werth ihres Charakters giebt die innige, nur durch den Tod gelöste Freundschaft mit der Herzogin Luise.

Frau von Stein schloß ihr dreiunddreißigstes Jahr, als [illegible] sie zum erstenmal sah, und war bereits Mutter von [illegible] Kindern. Es ist oben erwähnt, wie sehr ihr Bild [illegible] ihre Silhouette und durch Zimmermann's Schilderung [illegible] im Voraus sich seiner Seele mit lebendigen Zügen [illegible]igt hatte. Mit der näheren Bekanntschaft wuchs [illegible] Interesse für sie zu inniger Verehrung und Anhänglich[illegible], aus der bald die Flamme der Leidenschaft emporschlug. Diese jedoch wies sie von sich; sie sah das Gefahrvolle eines

Verhältnisses voraus, in welchem die Pflicht mit der leide
schaftlichen Neigung den schweren Kampf zu bestehen hab
würde. Und doch konnte sie auch nicht allzu streng von de
jungen Manne sich wegwenden, der liebeflehend mit sol
Wärme sich ihr hingab, daß sie darin eine tiefere Empfindun
erkannte, als die flüchtige, vom Reiz des Augenblicks erreg
Neigung. Im ersten Aufkeimen ihres Verhältnisses schri
sie ihm jene Zeilen, die der Dichter in die „Geschwister“ e
geschaltet hat, die einzigen, die von ihren Briefen an Go
dadurch vor der Vernichtung bewahrt worden sind: „
Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich so los von
gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir V
würfe; ich fühle, daß ich mir und Ihnen Qualen zuber
Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben,
ich bin's nicht mehr.“

In dem Maße, als seine Liebe sich zu einem edleren
reineren Gefühl läuterte, fand sie bei ihr die entsprech
Erwiderung. Mit besonnener Selbstbeherrschung und w
lichem Zartgefühle wies sie ihren schwärmerischen Verehre
die sittlichen Schranken, und ihre Liebe ward „das re
schönste, wahrste Verhältniß, das er außer seiner Sch
je zu einem Weibe gehabt“. Daher blieb es sogar ver
von dem Urtheile der Welt, das sie anfangs fürchtete,
eine so vertraute Verbindung es allzu sehr herausfo
mußte. Schiller konnte späterhin an seinen Freund K
berichten, man sage in Weimar, daß ihr Umgang mit G
ganz rein und untadelhaft sei. Es ist anziehend, wi
jüngere Dichter in diesem Briefe den Eindruck schildert,
die damals 45jährige Frau auf ihn machte: „.... eine
haftig eigene interessante Erscheinung, von der ich beg
daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön
sie nie (?) gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sa
Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Ver

hl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau über 1000 Briefe von Goethe, und aus Italien hat r noch jede Woche geschrieben". Die Sammlung von he's Briefen an sie liegt jetzt vor; ihre Briefe hat sie ihrem Ende zurückerhalten und vernichtet.

Anfangs sind die Briefe noch der Ausdruck stürmischer nschaft, die "an seinem Innern reißt" und ihm "das zusammenpreßt", daß er's nicht auszuhalten vermag, er nicht lieben soll und doch immer wieder bekennen , daß er liebt, daß sie die Einzige ist, die er lieben . Schon mit dem Jahre 1777 geht der Ton der Briefe inen ruhigern über. Goethe nennt sie häufig die Besänf-tin, die seinem brausenden Blute Linderung, "einen ich wachsenden Frieden" giebt. Während er fühlt, daß andern Seiten hin "die Blüthe des Vertrauens, der nheit, der hingebenden Liebe täglich mehr welkt" und eiserne Reifen um sein Herz legen", ist ihm bei der ndin eine Stätte zarten Verständnisses und reiner Theil-me aufbehalten, und "eine Liebe und Vertrauen ohne nzen ist ihm zur Gewohnheit geworden"; sie ist sein es Selbst, an das er Alles richtet", die Vertraute seiner nsten Gedanken, seiner Sorgen und Leiden wie seiner den; mit ihr beräth er seine Pläne und ist an die offene theilung so sehr gewöhnt, daß er ihr auch in der Ent-ung stets von allen Vorgängen des täglichen Lebens richt giebt. Je größer der Drang der Geschäfte wird, erhebender fühlt er die Stärkung, die von der Freundin seine Seele fließt. Ihre Gegenwart macht das nichtige ben, das ihn oft quält, erträglich; ein freundlich Gesicht ihr macht ihm die Anstrengung leicht, und im Gespräch erholt er sich von dem Zwange des Tages; so wird ihr Wesen und ihre Liebe einer süßen Musik vergleichbar, s in die Höhe hebt und unsern Sorgen und Schmer-

zen eine weiche Wolke unterbreitet“. In dieser rei
Aetherhöhe erhielt sich ihre Seelengemeinschaft viele Ja
hindurch ohne eine Schwankung; es war die reichste,
immer höherer Vollendung und Reife sich steigernde En
wicklungszeit unsers Dichters.

Schon im zweiten Jahre des Weimarer Aufentha
bemerkt man bei Goethe den Uebergang in eine neue Leben
und Dichterepoche, der den Mitlebenden räthselhaft blei
mußte; doch war sie in seinem innersten Wesen schon frü
vorbereitet. Seinem lebendigen Sinn für die äußere W
seinem kecken Humor, in welchem der Geist des Dich
ganz auf das bunte Treiben der Menge gerichtet sch
seiner in offener Herzensfülle sich hingebenden Freundsch
stand die Neigung zu stiller Beschaulichkeit und Zurückgezog
heit von der Welt zur Seite. Manche frühere Vorgä
haben schon jene Doppelnatur unsers Dichters vor uns
hüllt, und eine richtige Auffassung derselben giebt uns
Verständniß seines Lebens an die Hand. Schmerzliche
fahrungen, die ihm bei seiner geraden und rückhaltlo
Hingebung an die Welt nicht erspart wurden, — ge
Merck gebraucht er die Worte, er habe viel auszust
gehabt, sei dafür auch ganz in sich gekehrt, — Uebersättig
im lustigen Jagen nach Vergnügungen, bei denen sein In
res unbefriedigt blieb, endlich das immer innigere Ver
in Natur und Gemüth, woran die gesteigerte Thätigkeit
die durch zarte weibliche Freundschaft befestigte sittliche Be
nenheit gleichen Antheil hatten, alles dies verlieh nach
nach seiner contemplativen Richtung das Uebergewicht.
seinem Leben und Dichten zeigte sich eine Veränderung,
die sich anfangs selbst seine nächste Umgebung nicht zu
wußte, und die nur bei reichbegabten Naturen von in
heraus und ohne Künste des Scheins herbeigeführt
Sie ging daher in Goethe nicht urplötzlich vor sich. Auch

nem stilleren Lebensgange wird der muntere Humor noch anchmal entfesselt und entreißt dem sittlichen Ernst auf eine Weile die Zügel.

Von den nächsten Folgen dieser Umwandlung wurden ie Freunde getroffen, die an seine lebendige Mittheilung und inen erheiternden Umgang gewöhnt waren. Wieland stimmt on im Februar 1777 seine Klagen an und legt sich den und auf seine Weise aus. „Was für herrliche Stunden d halbe Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahre! Nun s, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, n sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft int erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst n ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist mer gut und harmlos, aber — er theilt sich ht mehr mit“. Damit stimmt Goethe's gleichzeitige ußerung an Lavater: „ich bin stiller in mir als je, schreibe manden, höre von niemanden, mich kümmert außer meinem eis nun gar nichts“.

In dem glücklichen Gefühl der Zurückgezogenheit vergaß daß er durch sein Verstummen gegen die den entfernten unden schuldigen Rücksichten verstieß, und es konnte sein wager Schlosser wohl mit Recht ungehalten sein, daß er durch einen Bedienten einen Brief hatte schreiben lassen. cherlich entbehrte auch die Schwester, „abgeschnitten von m, was gut und schön in der Welt ist“ (so klagen die en Zeilen ihres Briefes an Frau von Stein unterm October 1776), des gewohnten freundlichen Trostes seiner iefe. Ihren Tod hatte er nicht so nahe geglaubt. Sie rde in Folge ihrer Niederkunft am 8. Juni 1777 durch nen sanften Tod abgerufen. Die Trauerbotschaft erhielt oethe am 16. Juni; in seinem Tagebuch bezeichnet er ihn it den Worten: dunkler, zerrissener Tag, und die drei

folgenden Tage mit: Leiden und Träumen. Jetzt fühl er die volle Wahrheit der Verse, die ihm kurz zuvor ein herrliche Sommer-Mondnacht eingegeben hatte:

Alles gaben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.

Seinen Schmerz halten auch die beglückwünschen Briefe bei Schlosser's Verlobung mit Johanne Fahlmer i November desselben Jahres nicht zurück. „Gott segne Di — schreibt er an die Braut — „und lasse Dich lange le auf Erden, wenn's Dir wohl geht. Mir ist's wunder auf Deinen Brief; mich freut's, und ich kann's noch ni zurecht legen. — Daß Du meine Schwester sein kannst, ma mir meinen unverschmerzlichen Verlust wieder neu; also v zeihe meine Thränen bei Deinem Glücke. Das Schicksal h seine Mutterhand über Dir, und halte Dich so warm, w mich hält, und gebe, daß ich mit Dir Freuden genieße, es meiner armen ersten versagt hat". Mit eben der ti Rührung äußert er in dem gleichzeitigen Briefe an se Mutter: „Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wu die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch abst müssen": eine Bestätigung seiner in dem ersten Trauerb nach Corneliens Tode ausgesprochenen Worte, daß heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinde

Im Frühling dieses Jahres hatte er sein Gartenh ausbessern und einen Altan anbauen lassen; zugleich wa mit der Anpflanzung von Bäumen und Hecken beschäft „die noch jetzt das hochgewölbte schattige Laubdach bi unter dem er ein halb Jahrhundert lang nicht nur ein sinnend und dichtend zu wandeln liebte, sondern auch ga Fremde wie Einheimische gern empfing und geistig und leib

u bewirthen pflegte“ [78]): „Kein lieberes, sich wärmer an
inen anlegendes oder, wie die Schwaben sagen, einen mehr
nheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden“ — nennt es selbst
Wieland. So theuer war ihm die einsame Zufluchtsstätte,
daß er selbst während des Baus im März und April in dem
halboffnen Hause wohnen blieb; manche Nächte schlief er, in
seinen Mantel gewickelt, unter freiem Himmel. In seinem
stillen Aufenthalt ward ihm das Zeichnen wieder sehr lieb;
auch bei dem Ilmenauer Aufenthalt (im August) füllte es
die einsamen Stunden aus. Außer landschaftlichen Gegenden
zeichnete er besonders Portraite, sein eigenes und die seiner
Freunde und Freundinnen, Wieland's, der Frau von Stein,
r Corona Schröter und anderer. Unter den Rückblicken
f die hinter ihm liegende Bildungsperiode bildete sich nach
d nach der Plan zu dem Roman Wilhelm Meisters
hrjahre aus, dessen erstes Buch in dem Jahre 1777
faßt ward. Die Fortsetzung und Ueberarbeitung dieser
ichtung, zu der die nächstfolgenden Jahre noch reichhaltigen
toff von Lebenserfahrungen hinzutrugen, zieht sich durch
e lange Reihe von Jahren. An den schönen Zug, den er
m Helden dieses Romans leiht, für die Pflege der Ver-
ennen zu sorgen, werden wir, wie schon durch ein früheres
piel, gerade damals durch die väterliche Fürsorge erinnert,
der sich Goethe eines Schweizer Hirtenknaben, Peter
baumgarten, annahm. Dieser hatte dem Baron von
au, einem jungen Hannoveraner, mit dem Goethe auf
Schweizerreise befreundet wurde, das Leben gerettet und
von ihm als Pflegling angenommen. Nach dem frühen
e seines Beschützers, der ihm ein Vermächtniß aussetzte,
ihn Goethe zu sich. In den jetzt bekanntgewordenen
fen Goethe's haben wir den Beweis, „wie sehr ihm der
e am Herzen lag“, und wie väterlich er für seine Aus-
ung Sorge trug.

In Ilmenau hielt er sich von den lustigen Gebirgsstr…
fereien mehr entfernt. Eines Tages war in Stutzerbach der
alte Humor wieder erwacht; er tanzte im Freien mit den
Bauermädchen bis tief in die Nacht. Dafür ward er mit
einer schmerzhaften Geschwulst der Backe bestraft, wodurch
er in Eisenach, wohin sich im Beginn des Septembers der
Herzog mit seinem Jagdgefolge begab, das Zimmer zu hüt…
gezwungen wurde. Während die Gefährten auf Jag…
auszogen, ersinnt er „eine Tollheit, eine komische Oper, di…
Empfindsamen, so toll und grob als möglich“, u…
fängt gleich an, sie seinem Schreiber zu dictiren. Die I…
zu dieser Parodie der Sentimentalität wurde zunächst du…
die Zuschriften mancher empfindsamen Jünglinge veranla…
welche bei Goethe, als dem Dichter des Werther, Rath u…
Trost suchten. So sehr auch Theilnahme für fremde See…
leiden in seinem Charakter lag, so entging ihm auch n…
die komische und verderbliche Seite der krankhaften Senti…
talität, welche grillenhafte Einbildungen und romant…
Selbstquälereien an die Stelle wahrer Empfindung s…
Goethe's gesunde Natur hatte den Krankheitsstoff, der in…
Zeit lag, stets wieder hinausgeworfen, indem er ihn dicht…
verarbeitete; aber weil er durch seine eigenen früheren D…
tungen ihm neue Nahrung gegeben hatte, so schonte s…
Satire auf seinem jetzigen freien Standpuncte auch …
nicht, und Wieland konnte sich über die Verspottung sei…
Alceste damit trösten, daß es dem Werther um nichts besser …
ging. Gleichwohl hatte Goethe mit dem Scherze über die fal…
Empfindsamkeit keine Verurtheilung seiner Jugenddicht…
ausgesprochen. Er war zwar über die Wertherperiode …
ausgegangen, aber daß seine Jugendgefühle noch in …
Kraft in seinem Herzen erklangen, kann eine Vergleich…
der Briefe an Charlotte von Stein mit den Wertherbr…
und dem Kestner'schen Briefwechsel am besten lehren. …
noch dieselbe Lyrik des Herzens, dasselbe zarte Einleben …

Seele in die Romantik der Natur, und dem Liebesgefühl ist die Sprache zärtlicher Empfindsamkeit noch in allen ihren Tönen geläufig. Wie eine von dort uns schon bekannte Melodie klingt es uns an, wenn er von der Wartburg herab an die Freundin schreibt (13. September, Abends 9 Uhr): „Hier oben! wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur läßt aufzustehen vom Stuhl, hinübersegnen könnte. In dem grausen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabhänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßbergs und Schlosses unten Alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt; wie die nackten Felsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das ferne Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt. Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt. Wie der lang' Gebundene reck' ich erst meine Glieder; aber mit dem rechten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Wel, nur nebenweg schaut. Wenn's möglich ist zu zeichnen, wähl' ich mir ein beschränkt Eckchen; denn die Natur ist zu weit herrlich hier auf jeden Blick hinaus! Aber auch was für Zeichens hier! O man sollte weder zeichnen noch schreiben!"

Acht Tage darauf, am 21. September, kam Merck zum Besuche nach Eisenach, wo er eine Woche mit Goethe und dem Herzog zusammen verlebte. Auch der Herzog fühlte sich von der Tüchtigkeit und Einsicht des erfahrenen Mannes angezogen, und vertrauliche Gespräche zwischen den drei Männern wurden oft bis tief in die Stunden der Nacht fortgesetzt. Die edle Natur des Fürsten, „den die Esel", wie er sich in seiner derben Weise in einem Briefe an Nicolai ausdrückt, „zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben,

und der ein eisenfester Charakter ist“, gewann seine vollste Verehrung. „Ich würde — schreibt er in eben jenem Briefe — aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut,..... er ist einer der respectabelsten und gescheitesten Menschen, den ich je gesehen habe“; und in einem andern Briefe an eine Freundin: „Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch, und wird's in Goethe's Gesellschaft noch mehr werden; Alles was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen“. Der Herzog stand seitdem mit Merck in lebhaftem Briefwechsel und bediente sich vornehmlich seines Raths bei Einkäufen von Kunstwerken.

Im Frühling 1779 kam Merck auf einige Monate (5. Mai — 26. Juli) zum Besuch nach Weimar und genoß am Hofe Auszeichnung und Liebe. Daß sich in seinem freundschaftlichen Verhältniß zu Goethe nichts veränderte, geht zur Genüge aus den Bemerkungen hervor, die Goethe nach der Abreise des Freundes in sein Tagebuch schrieb: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt..... Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderm Standort, so giebt das schöne Gewißheit“. Daß eben derselbe grade Mann nie geäußert haben kann, was ihm von Falk in den Mund gelegt wird und so oft nachgeschrieben worden ist: — „was, Teufel, fällt dem Wolfgang ein, hier in Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles eins ist, hudeln zu lassen? giebt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?“ — darüber ist wohl kein Wort zu verlieren.

Am 10. October kehrte Goethe in sein Gartenhaus zurück, nach welchem ein Gefühl von Heimweh ihn oft aus der Ferne hingezogen hatte. Der reinste Friede wehte hier um di

gestimmte Seele des Dichters, und das Gefühl des Glücks
an manchen Stellen seines Tagebuchs und seiner Briefe
ebet des Dankes. Den Tag seines Eintritts in Weimar
er mit gerührtem Rückblick auf die Bahn, die ihn
eher gebracht. „Mit einem Blicke auf den Morgen,
vor zwei Jahren zuerst in Weimar aufwachte, und
s hierher, ist mir wunderbar fröhlich und rührend ge-
: was mir das Schicksal alles gegeben hat, und wie
nd nach, wie man Kindern Freuden macht, daß ich
Gut erst ganz ausgekostet, mir so ganz eigen gemacht
daß ich in die von mir ehdeß entferntesten Gefühle
stände lieblich bin hineingeleitet worden.“ — „Heiliges
al!“ — so schrieb er beim Erwachen am Morgen des
v. — „Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt
eine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth
neinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu lassen;
u hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte ge-
wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und
engenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen
der erste Sonnenblick.“ Daher glaubt er auch, wenn
ponist wäre, würde ihm die Melodie des Amen am
sten gerathen. Um jene Zeit entstand wahrscheinlich
edichtchen „Hoffnung“, wobei die Zeitangabe 1775
ig zu sein scheint (vielleicht ist 1778 zu lesen).

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten.
Nein, es sind nicht leere Träume!
Jetzt nur Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Doch mit Ende Novembers rief es ihn wieder hinaus
Abenteuerfahrten. Die Eisenacher Bauern beklagten sich
ingerer Zeit über die Verheerungen, welche die wilden

Schweine anrichteten. Der Herzog veranstaltete daher eine große Jagdpartie. Goethe konnte nicht umhin, dieser beizuwohnen, erbat sich jedoch die Erlaubniß, nach einem kleinen Umweg sich anschließen zu dürfen. Er entwarf sich den Plan zu einer Harzreise, den er vor den Vertrautesten, auch vor der Frau von Stein, verborgen hielt. Zu dieser Winterreise veranlaßten ihn mehrere Gründe. Der nächste, den seine Erzählung [80]) uns verschweigt, war unstreitig die Unlust, sich wochenlang auf Schweinehatzen und Jagdstreifereien umherzutreiben. War ihm auch die Ruhe in Weimar nicht gegönnt, so konnte er dafür das Glück erhebender Einsamkeit in einer großartigen Gebirgslandschaft genießen, und „alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für ihn große Reize.“ Dann aber war es auch, seit er sich der Wiederherstellung des Ilmenauer Bergwerkes mit Eifer angenommen hatte, ein langgehegter Wunsch, das ganze Berg- und Hüttenwesen durch unmittelbares Anschauen kennen zu lernen, und „was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar.“ Zugleich konnte er durch diese Reise sich noch eine andere Last vom Herzen wälzen.

Victor Leberecht Plessing, der Sohn des Superintendenten zu Wernigerode, war einer von jenen Jünglingen, die durch sentimentale Ueberspanntheit und düstere Selbstqual sich aufrieben und ins Unglück stürzten. „Ein dunkeles Gefühl“ — so schildert Plessing seinen damaligen Zustand in einem zwölf Jahre später geschriebenen Briefe — „spiegelte mir ein glänzendes Ideal vor, das ich mit blinder Leidenschaft, als eine Geliebte, immer verfolgte. Allein ich fand sie im gewöhnlichen Leben nicht, konnte sie also nicht genießen, und doch war meine Leidenschaft unbegrenzt gegen sie. Dadurch wurde ich auch ...... zu den ausschweifendsten Begeisterungen und Bedürfnissen in der höheren Liebe, und hernach zu einem gänzlichen Ueberdruß des Lebens gebracht.

Eine Schilderung solchen Inhalts übersandte er an Goethe in einem ausführlichen Schreiben, welches „fast das Wunderbarste war, was ihm in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen.“ Da die Antwort ausblieb, so folgte ein zweiter, heftigerer Brief, worin Plessing auf Antwort und Erklärung drang und Goethen feierlichst beschwor, sie ihm nicht zu versagen. Weil in solchen Zuständen mit einer schriftlichen Anmahnung nicht viel auszurichten ist, zumal bei einem Unbekannten, so war es Goethe's Absicht, durch eine persönliche Begegnung den Versuch zu machen, ob dem Unglücklichen zu rathen und zu helfen sei.

Am 29. November ritt er, indem er sich vom Jagdgefolge trennte, dem Ettersberg zu und gelangte nach Sondershausen, wo er die Nacht blieb. Am folgenden Tage ergötzte er sich an der schönen Aussicht nach dem Kyffhäuser, auf dessen Höhe er am letzten Maitage 1776 an der Seite des Herzogs die Sonne hatte aufgehen sehen; es war ein schöner Wintertag „in unendlicher, gleicher Reinheit.“ Er reiste in strengstem Incognito und hatte eine herzige Freude daran, wie er dadurch sein Verhältniß zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühle: „die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probirstein; ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, eins mit dem andern macht mir Spaß. — Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studirt, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen jedermann und bin überall wohl aufgenommen.“

Im Gasthof zu Ilfeld, wo er am zweiten Reisetage nach mancherlei Gefährlichkeiten erst sehr spät, durch einen Boten mit der Laterne geleitet, eintraf, hatte seine Aufnahme einige Schwierigkeit. Commissarien der höchsten Höfe waren in dem Gasthofe versammelt und beschmausten ein erledigtes Geschäft. Er erhielt Unterkunft in des Wirths

Bette hinter einem Bretterverschlage in der Gaststube, durch dessen Astlücke er die lustige Gesellschaft mit humoristischem Ergötzen übersehen konnte. Am 1. December begab er sich früh auf den Weg nach Elbingerode, entzückt über die Gebirgsnatur, in die er eintrat, so daß er beständig zeichnend die erhebenden Eindrücke festzuhalten suchte. Im düstern Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über ihm. Da begann er die herrliche Ode:

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied —

welche durch die Einzelheiten der Reise ihre Erläuterung erhält und zugleich auf die reine Gemüthsstimmung des Dichters während seiner einsamen Gebirgsreise ein Licht wirft.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken;
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden.
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem biegenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor.

Am Nachmittage und fast den ganzen folgenden Tag durchkletterte er das Labyrinth der Baumannshöhle. „Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wu

rbilder, die sich eine düsterwirkende Einbildungskraft so gern
s formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber
h das eigene Wahre desto reiner zurück, und ich fühlte
) dadurch gar schön bereichert."

Er wandte sich darauf nach Wernigerode, um
sing zu besuchen. Wir erkennen dessen Selbstschilderung
er in der Strophe der Ode:

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth
In ungenügender Selbstsucht.

Goethe führte sich im Plessing'schen Hause als ein Maler
Gotha ein. Das Gespräch kam bald auf Weimar und
Goethe. Plessing theilte dem Fremden seine Beschwerde
dessen gleichgültiges Schweigen mit, und indem er sein
z ihm auszuschütten begann, hatte Goethe eine Vor=
ng der ihm wohlbekannten Blätter geduldig anzuhören.
entschuldigte das Schweigen des vielbeschäftigten Mannes
versuchte dann, auf den Gemüthszustand des Jünglings
ehend, ihn auf Heilmittel seiner Krankheit, Anschließen
Natur und Wirklichkeit in irgend einem thätigen Sinne
zulenken; aber alle Versuche wurden mit der Versicherung,
önne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, ent=
den abgewiesen. Goethe glaubte sich jetzt von jeder
rren Pflicht entbunden und ritt des folgenden Tages in
Frühe fort, indem er die Ablehnung einer Einladung
einem Billet, das er dem Kellner hinterließ, entschuldigte.
lter erhielt Goethe von Plessing einen Besuch in Weimar.
wohl er sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher
undschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte,

so unterhielt er mit ihm doch ein briefliches Verhältniß *) und besuchte ihn 1792 in Duisburg, wo er eine Professur an der Universität bekleidete. Plessing endigte sein Leben, das nach der Versicherung eines seiner Freunde recht das eines Unglücklichen war, zu Duisburg 1806.

In den nächsten acht Tagen beschäftigte sich Goethe mit den Bergwerken des Harzes. Er begab sich nach Goslar, stieg in den Rammelsberg hinab und besah die Hütten an der Ocker. Dann ging's nach Klausthal, wo er in die Karoline und Dorothee hineinfuhr; ein sich loslösendes Stück Wacke von 5—6 Centnern, das vor ihm niederrutschte und einen Mann zu Boden schlug, hätte auch ihn beinahe zerschmettert. Die einfache biedere Sitte des armen Gebirgsvolkes that seinem Gemüthe sehr wohl. „Wie sehr ich wieder" — schreibt er aus Goslar an Frau von Stein — „auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren —." Und einige Tage später aus Klausthal: „Der Nutzen, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich; es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht."

Der Gipfelpunct der Reisefreude war das Besteigen des Brockens am 10. Decbr., dessen „schneebehangener Scheitel ihm der Altar des lieblichsten Dankes ward". Er giebt seiner Freundin eine anmuthige Schilderung dieser erhebenden Wanderstunden. „Wie ich zum Torfhause kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und dis[illegible]

redete ich vom Brocken, und er versicherte die Unmöglichkeit hinaufzugehn, und wie oft er Sommers droben gewesen wäre, und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. Die Berge waren im Nebel, man sah nichts, und so, sagt' er, ist's auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehen, und wer nicht alle Tritte weiß ic..... Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So, sagt' er zu mir: nun können Sie den Brocken sehen. Ich trat ans Fenster, und er lag vor mir klar, wie mein Gesicht im Spiegel. Da ging mir das Herz auf, und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, niemanden? — und er sagte: ich will mit Ihnen gehen. — — Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum Zeugniß meiner Freudenthränen, und wär's nicht an Sie, hielt ich's für Sünde zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit, und heute Nacht bis früh war er im Mondschein sichtbar und finster auch in der Morgendämmerung, da ich aufbrach". In sein Tagebuch schrieb er die Worte: "Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest", ein tiefsinniges Bibelwort, das sich ihm vor kurzem beim Durchblättern eines alten Kalenders recht lebhaft in die Seele gedrückt hatte.

In den nächsten Tagen besuchte er noch unter vielen Anstrengungen die Bergwerke von Andreasberg, Königshütte und andere und ritt über Duderstadt und Mühlhausen durch Nebel und Koth nach Eisenach, wo er am 15. Decbr. gegen Mittag eintraf und "die Brüder der Jagd auf der Fährte des Wildes" begleitete. Beim prasselnden Kaminfeuer ergötzte er die Abends durch die Erzählung seiner Abenteuer. Nach wenig Tagen war er wieder in Weimar und beendigte in den nächsten ruhigen Wochen das erste Buch des Wilhelm Meister, sowie sein Lustspiel "die Empfindsamen", bis ihn das neue

Jahr wieder in das bunteste Treiben hineinriß: Sch… hatzen, Schlittenfahrten, Redouten, extemporirte Komi… in Ettersburg, Theaterproben zur Aufführung des … indiers von Einsiedel (am 13. Januar), worin Goethe, … Herzog, Prinz Constantin ꝛc. neben dem berühmten S… spieler Eckhof, der von Gotha herüberkam, spielten.

Mitten in die rauschenden Januarfreuden des Ja… 1778 traf der Tod des Fräuleins von Laßberg, welche … geblich, weil sie sich von ihrem Geliebten verlassen gla… in der Ilm unweit der Schloßbrücke ihrem Leben ein … machte. Die Leiche, welche am 17. gefunden wurde, … man zu Frau von Stein gebracht. Ein tiefes Mitge… den Schlußworten des Werther zu vergleichen, zittert in … ergreifenden Zeilen, worin Goethe seiner Freundin mittl… wie er mit dem Gärtner die Uferstelle der unglücklichen … zu einem Plätzchen des Andenkens an die „arme Chr… herrichtet. „Man übersieht von da in höchster Abgeschi… heit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir h… bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in … Todesstunde..... Ich habe an Erinnerungen und Geda… just genug..... Diese einladende Trauer hat … gefährlich Anziehendes, wie das Wasser sel… und der Abglanz, der aus beiden leuchtet, … uns.“ In den letzten Worten ist das Gefühl ausgespro… aus dem die geheimnißvoll lockende Ballade „der Fischer“ … sprungen ist, die um diese Zeit gedichtet ward. Jenem … eigniß schließt sich auch das wehmuthvolle Lied „an … Mond“ an, aus welchem in der jetzigen Form die … tanen Beziehungen entfernt sind:

Füllest wieder ’s liebe Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

In dieser Stimmung fühlte er sich „zu theatralischem Leichtsinn nur gezwungen“. Doch ward sein Lustspiel, dessen Spott über die Empfindsamen jetzt ihn selbst verletzen mußte, unter dem Titel „die geflickte Braut“ am Geburtstage der Herzogin zur Aufführung gebracht. Seckendorf hatte die Musik zu den Gesängen und den Ballets, deren acht darin vorkamen, geliefert.

Die Gestalt, in der wir das Stück unter dem Titel der Triumph der Empfindsamkeit besitzen, weicht von der ersten sehr ab, „kaum ein Schatten jener echt Aristophanischen Posse“; seine Witzpointen und schlagendsten Anspielungen auf einzelne Persönlichkeiten hat es so sehr eingebüßt, daß uns jener erste Effect kaum noch begreiflich wird. „Einmal war es kürzer, einfacher, man könnte sagen, ländlicher, idyllischer, dagegen wieder sarkastischer, durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals im Tempel des Orakels“ [79]). Das Monodram „Proserpina“ ward, wie Goethe selbst einräumt, „freventlich“ eingeschaltet und die ernste Tendenz dieser Dichtung zerstört, während das Stück selbst dadurch an Einheit verliert.

Wie sehr das Mitgefühl mit den Leiden Anderer Goethe zu thätigem Eingreifen und Helfen anzutreiben vermochte, erkennen wir aus einem im Jahre 1778 angeknüpften Verhältniß zu einem Unglücklichen, über welches erst lange nach seinem Tode die Urkunden [82]) bekannt geworden sind; sie reden seinem Charakter ein schönes Zeugniß. Er fühlte zu zart, als daß er außer einer kurzen Andeutung selbst davon hätte be[illegible]n mögen. Ein nicht ohne seine Schuld verarmter Mann wandte sich von Gera aus an ihn mit einer Bitte um Unterstützung. Er schien nach der Vorstellung, die sich Goethe aus den Briefen von ihm machte, derselben werth zu sein. Mit einem wohlwollenden Antwortschreiben, das mit den Worten beginnt: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's

wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige n
Kräfte genug hat, Alle zu retten, die der Sturm an s
Küste treibt“ — schickt er ihm „eine kleine Beihülfe“. Er s
seitdem mit Zusendungen von Geld und Kleidungsstücken
und suchte dem hypochondrischen Manne, der dem Selbstm
nahe zu sein schien, Muth einzusprechen und Rath zu
theilen. „Sie sind mir nicht zur Last“ — schreibt er in d
köstlichen Briefe vom 23. November 1778 — „vielmehr l
mich's wirthschaften; ich vertändele viel von meinem E
kommen, das ich für die Nothleidenden sparen könnte. U
glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und I
Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht s
nen, er muß geben. Aber wenn die Großen und Rei
dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat
Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gege
nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.... Ha
Sie die armen Menschenfreunde mit Clauseln und Caut
nicht; man muß recht fleißig beten, um bei so viel widri
Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Le
sinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten. Un
ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da
selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleic
heißt“. Mit dem nächsten Jahre setzte er seinem Schü
ein Jährliches von 100 Thalern aus: „kann ich meh
Sie thun, will ich's gerne“. Da Goethe ihn nicht über
konnte, in Jena sich einzuquartieren, was er ihm mit
führlicher Darlegung der Gründe als räthlich darstellt
ward ihm auf die Bürgschaft seines Beschützers ein Unter
men in Ilmenau verschafft, wo er sich unter dem ange
menen Namen Kraft aufhielt; dem Herzog und dem
wurde das ganze Verhältniß verborgen gehalten.
nutzte die Kenntnisse des Mannes in den Ilmenauer
werksangelegenheiten und bei Steuerrechnungen, und lie
nen Pflegling Peter, der nach Ilmenau geschickt wurde,

Jägerei zu erlernen von ihm unterrichten, wofür ihm Zulage der jährlichen Unterstützung gegeben wurde. 1781 Goethe diese auf 200 Thaler fest — „so viel kann ich hren“ — aber er „möchte ihn auch gerne mit dem We-, was er für ihn thun kann, vergnügt und zufrieden “. Dies ist der letzte Wunsch, mit dem die Reihe der rhaltenen Briefe schließt (3. September 1783). Es ist h, daß er bei der Wiedereröffnung des Bergbaus ein Amt erhielt; Goethe gedenkt seiner in den Tages- und sheften erst bei dem Jahre 1792.

)as Jahr 1778 brachte Goethe viel Unruhe und Arbeit; er hatte trotzdem „schönen Muth und freies Leben.“ lnsprüche Oestreichs auf Niederbayern nach dem Tode inderlosen Kurfürsten Max Joseph III. stellten einen Krieg zwischen den deutschen Großmächten in Aussicht rängten die kleineren deutschen Fürsten zu einem engen ießen an Preußen, indem Friedrich der Große für die ung des Reichszustandes zu den Waffen griff. Goethe von dem „erwachten Kriegsgefühl“ des jungen Herzogs ührt und deutet darauf hin, daß sich dem Großneffen ichs die schönste Gelegenheit biete, „alte Rechte“, nämlich r älteren sächsischen Linie, unter Umständen geltend zu n. Politische Beweggründe veranlaßten daher im Mai Reise nach Dessau und Berlin, auf der Goethe dem g zur Seite war. Der wackere Fürst Franz von Dessau es Herzogs vertrautester Freund. Goethe sah dort seinen Freund Behrisch wieder. Er fand ihn als seinen ann, allgemein geachtet und bei unverändertem Humor. ich es dir nicht gesagt“ — scherzte Behrisch in Bezug nen Leipziger Grillen — „war es nicht gescheit, daß du s die Verse nicht drucken ließest, und daß du gewartet bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich schlecht damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich

sie nicht geschrieben. Aber, wären wir zusammengeblieben, hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben, und es wäre eben so gut gewesen«. Mit großem Entzücken durchwanderte Goethe die Wörlitzer Parkanlagen: »es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der elysischen Felder; in der sachtesten Mannigfaltigkeit fließt Eins in das Andere, keine Höhe zieht das Au[ge] und das Verlangen auf einen einzigen Punct; man str[eicht] herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hi[n]kommt.«

Während des Aufenthalts in Berlin und Potsdam, vo[m] 15. bis 23. Mai, erfreute sich Goethe an den Prachtbau[ten,] den großartigen Anlagen und Anstalten, die er hier kenn[en] lernte, und schaute in »das Uhrwerk, das Eine große W[elt] treibt«. Dem »großen Fritz« und den Celebritäten des pr[eu]ßischen Hofes trat er sehr nahe. Dennoch ward ihm [die] Jämmerlichkeit des Hoftreibens aufs neue recht klar; »je g[rö]ßer die Welt, desto garstiger.« Gegen die Hofwelt »befest[igt] er seine Seele, wie ein Schloß«, und hält an sich, wofür denn »gelegentlich für stolz ausgeschrieen wird.« — »A[ber] den Werth, den wieder dies Abenteuer für mich, für alle hat, nenne ich nicht mit Namen.« Am 1. Juni tra[fen] die Reisenden wieder in Weimar ein; »alle Lande« — sch[rieb] Wieland an Merck — »wo sie gewesen, sind ihres Ruh[mes] voll.« Als er nach einigen Tagen den Fürsten wieder s[ah,] äußerte er an denselben Freund: »Sein Anschauen war eine rechte Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er a[us,] und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger je m[ehr] überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenan[nten] Favoritenschaft haben wird.«

Die Anschauung des Wörlitzer Parks hatte bei Goethe und dem Herzog den Wunsch rege gemacht, um Weimar etwas Aehnliches zu schaffen. Die einzige parkartige Anlage, die sich daselbst fand, war der Stern, ein mit hochstämmigen Bäumen und Büschen wohlausgestatteter Platz mit uralten geradlinigen Gängen, der am rechten Ufer der Ilm von der Schloß- oder Sternbrücke sich hinzog und noch jetzt seine frühere Gestalt ziemlich unverändert behalten hat. Nach Goethe's Plan und Zeichnung wurde die Umgestaltung und Erweiterung der Anlagen begonnen, welche, nach und nach am linken Ilmufer bis zur Belvedere'schen Chaussee fortgeführt, der schönste Schmuck sind, womit Natur und Kunst vereint die kleine Residenz beschenkt haben. Der Anfang wurde damit gemacht, daß man die felsigen Abhänge am linken Ufer der Ilm durch Behauen und Anlage von Wegen verschönerte und mit den Spaziergängen des Sterns verband.

Es war die Absicht, die Herzogin Luise an ihrem Namenstage, den 9. Juli [83]), in den waldigen Anlagen des Sterns durch ein heiteres Fest, welches an die älteren italienischen Wald- und Buschfabeln erinnern sollte, zu überraschen, und mancherlei Vorbereitungen wurden im Stillen dazu getroffen. Allein die heftige Wasserfluth, welche am 1. Juli den Stern überschwemmte, vereitelte dies; man mußte dem Feste eine andere Einkleidung geben. Goethe ersah sich dazu einen wüsten und wenig besuchten Platz an dem höhergelegenen Ufer der Ilm, ließ ihn in drei Tagen und Nächten zu einer Naturbühne einrichten und eine sogenannte Einsiedelei bauen (später das „Borkenhäuschen" oder auch das „Luisenkloster" genannt), ein Zimmerchen mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh bedeckte und mit Moos bekleidete. Wegen der Abgelegenheit des Platzes und der die Spaziergänge unterbrechenden Ueberschwemmung hatte man in der Stadt nichts davon vermuthet, und der Herzogin wie ihrer Umgebung waren alle diese Anstalten verborgen geblieben.

Auf die an sie ergangene Einladung erschien die Herzogin mit ihrem Gefolge zur festgesetzten Stunde in den bezeichneten Anlagen und ward am Eingange des Platzes von verkleideten Camaldulenser-Mönchen, unter denen sich Goethe und der Herzog befanden, mit einem von Seckendorf verfaßten Dramolet empfangen und unter Musik erst in die Hütte, dann in den dahinter sich öffnenden Lustplatz zur Tafel geführt. „Ein über Felsen herabstürzender Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zubringer unablässig unterhalten wurde und malerisch genug angelegt war, ertheilte dem Ganzen ein frisches romantisches Wesen. Das Ganze war künstlerisch ab- geschlossen, alles Gemeine durchaus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Hause, daß es fast einem Märchen glich.

Da die Herzogin Amalie dem Feste fehlte und erst eini Wochen später von ihrer in Merck's Begleitung unternom nen Kunstreise aus den Rheingegenden zurückkehrte, so ver staltete Goethe auch für sie eine Ueberraschung, die ganz Geschmacke der Verehrerin Rembrandt'scher Gemälde war. der Einsiedelei bewirthete er sie am Abend des 22. Aug mit Wieland, von Einsiedel, Frau von Stein und Fräu von Göchhausen. „Wie wir nun aufgestanden waren", erz Wieland in einem Briefe an Merck, „und die Thüre öffn siehe, da stellte sich uns durch geheime Anstalt des Archim ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen V als einer Naturscene ähnlich sah: das ganze Ufer der ganz in Rembrandt's Geschmack beleuchtet — ein wunderb Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen e Effect machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herz war davon entzückt, wie wir Alle. Als wir die kleine T der Einsiedelei herabstiegen und zwischen Felsenstücken Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner

brandt'scher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen, und die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethe vor Liebe fressen mögen".

Es war eine idyllische Zeit, wo man das Leben mit den Reizen der Poesie zu schmücken nicht irre ward, wenn gleich an Schlesiens Grenzen zwei deutsche Armeen drohend gegen einander standen. Die glänzend in Scene gesetzte Aufführung des Jahrmarktsfestes von Plundersweilern, welche auf dem Ettersburger Theater zur Feier des Geburtstags der Herzogin Amalie (24. Oct.) stattfand, setzte den Hof und halb Weimar wochenlang in Bewegung. Goethe ordnete das Ganze an, die Herzogin arbeitete mit an dem Gemälde des Bänkelsängers. "Drei Wochen vorher", — schreibt Fräulein von Göchhausen an Goethe's Mutter, der eine Copie des Bänkelsänger-gemäldes, "das von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird", übersandt wurde, — "war des Malens, des Lärmens und Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, Dr. Wolf, Kraus ꝛc. purzelten immer über einander her ob der großen Arbeit und Fleißes". Ein großes Bankett und ein "mächtiger" Ball, der bis an den hellen Morgen dauerte, schlossen sich daran. Am 6. November fand die zweite Vorstellung statt. Goethe machte den Marktschreier, den Haman und Mardochai.

Unter andern Geschäften hatte Goethe auch für mehrere neue Bauten in Weimar zu sorgen; der Wiederaufbau des abgebrannten Fürstenschlosses sollte in Angriff genommen werden. Daher warf er sich in das Studium der Baukunst und übte sich in architektonischen Zeichnungen, besonders der verschiedenen Säulenordnungen, immer bemüht, was er auch unternahm, gründlich zu betreiben. Für größere poetische Arbeiten mangelte mehr die ruhige Sammlung und reine

Stimmung, als die Zeit. Wilhelm Meister blieb fürs er-
ohne Fortsetzung. Am Egmont wurden gegen Ende d-
Jahres einige Scenen geschrieben, vornehmlich die zwisch-
Alba und seinem Sohne und Alba's Monolog. Das Tag
buch dieses Jahres schließt mit den Worten: „Viel Arbeit
mir selbst, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganz
Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudräng-
scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. B
vorstehende neue Ekelverhältnisse durch die Kriegscommissio-
Durch Ruhe und Gewandtheit geht doch Alles durch“.

Drittes Capitel.

1779.

Goethe bürdete sich eine neue Last von Arbeiten auf, indem er im Januar 1779 zu seinen bisherigen Geschäften die Kriegs= und Wegbaucommission übernahm. Die Kriegsbewegung wegen der bayrischen Erbfolge hatte auch die kleineren norddeutschen Staaten zu Rüstungen genöthigt, und es zeigte sich dabei in Weimar das Bedürfniß, in diesen seither vernachlässigten Zweig der Verwaltung mehr Ordnung und raschere Thätigkeit zu bringen. In Goethe's amtlicher Wirksamkeit treten jetzt die Energie seines sittlichen Charakters, die sichere Consequenz der Pflichterfüllung mehr und mehr hervor. In der Führung der Geschäfte machte er sich Ordnung und Pünktlichkeit zum strengen Gesetz; die vorhandenen Actenstücke liefern den Beweis, daß er keinen Zeitaufwand und keine Mühe scheuete, um mit umsichtiger Thätigkeit die verschiedenartigsten Zweige der Verwaltung zu umfassen. Nach einem Ausdruck seines Tagebuchs „badet“ er sich in seinem Geschäfte, bemüht sich überall, um nicht von fremdem Rath und Beistand abhängig zu sein, eine selbstständige Einsicht in den Geschäftsgang und die Zustände zu gewinnen, und sucht „immer das Nöthige im Augenblick, es sei Hohes oder Tiefes, zu finden“. Zwar verhehlt er sich nicht, daß die vielfache Geschäftsthätigkeit mit seinem dichterischen Talente im Widerspruch stehe; er fühlt, daß sie ihm immer neue

Ueberwindung und Anstrengung koste, während ihm Andere ohne Mühe geräth. Aber er erkennt zu gleicher Zeit den heilsamen, innerlich stärkenden sittlichen Einfluß eines in nützlichem praktischen Wirken sich bewegenden Daseins. „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel“ (Tagebuch). „Der Mensch“ — schreibt er seinem Schützling Kraft — „muß ein Handwerk haben“. Wiederholt ergeht er sich im Lobe einer solchen einfachen, immer auf das Nöthige gerichteten Thätigkeit. „Aber es ist auch nicht für mich“ — urtheilt er in seinem Tagebuche mit gewohntem klaren Blick über sich selbst; „ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen; mein Dasein ist einmal nicht einfach. Nur wünsche ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiegen möge, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren nebeneinander in gleicher Höhe aufzupumpen. Den Punct der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines jeden darin besonders zu Rathe gehen muß und niemandem angehören darf“. Ihm gefällt besonders bei den neuübernommenen Geschäftszweigen, daß sie seine productive Phantasie nicht in Anspruch nehmen, weil er nichts hervorzubringen, nur Ordnung zu halten habe. Sie stören daher seine poetische Stimmung nicht, vielmehr klingt diese nach beendigtem Geschäft nur desto reiner hervor. Ueberhaupt aber gereicht die gesteigerte sittliche Kraft der künstlerischen zum Gewinn, und die nächsten beiden Jahre sind reich an poetischen Erzeugnissen.

Für seine Dichtungen war es besonders günstig, daß er durch sein Amt häufig zu einsamen Reisen durch die zerstreuten weimarischen Ländchen veranlaßt ward. Dem Pferde, das ihn aus Weimar forträgt, wachsen unmerklich Pegasus-

flügel. Sein Gemüth, das sich innerhalb der Kreise des Hoflebens mehr und mehr in sich zurückgezogen hatte und eine Neigung fühlte, sich vor den Menschen zu verschließen, öffnete sich wieder liebevoller der Welt im Verkehr mit der einfachen Natur und Thätigkeit des Landvolks, mit den „guten in der Stille lebenden Menschen“. Er beobachtet sie stets mit innigster Theilnahme, ist, wo er kann, bemüht, ihre Lage zu erleichtern, und entwirft Pläne, der Armuth zu steuern, weßhalb er sich unter dem Beirath des tüchtigen Landcommissarius Bätty angelegentlich mit Verbesserung des Ackerbaues und der Wiesencultur beschäftigt. „Das Elend“ – bemerkt er in seinem Tagebuch — „wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Kaminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, und sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue, und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen“.

Viel Herzeleid verursachten Goethe und dem Herzoge die häufig wiederkehrenden Feuersbrünste, die bei der Bauart der Dörfer, die er einem zierlich und künstlich zusammengebauten Holzstoß vergleicht, immer schnell verheerend um sich griffen. Es gelang ihm nach vielem Bemühen, den Herzog zu einer Feuerordnung und zur Verbesserung der Löschanstalten zu bewegen. Wie weit man in solchen Anordnungen und Einrichtungen damals noch hinter unserer Zeit zurück war, davon liefert die Schilderung, welche Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ (16. Buch) von einem Brande in der Frankfurter Judengasse macht, einen eclatanten Beweis. Ohne Ordnung war dabei eine Anzahl Menschen mit Wassertragen beschäftigt, mit vollen Eimern sich hindrängend, mit leeren herwärts. Goethe, schon als Jüngling gewohnt, im Augenblick das Nöthige zu thun, bemühte sich, eine Gasse zu bilden, wo man die Eimer hinauf-

und hinabreichte, ward aber von seinen vornehmen jungen Freunden, die in Schuhen und seidenen Kleidern neugierig hinzugetreten waren, mit Kopfschütteln betrachtet und belächelt; der Vorfall ward eine Stadtgeschichte, und ein solches Vergessen seines aristokratischen Standes galt für eine seiner poetischen Excentricitäten. Gleich dem Jüngling der Wertherzeit, war Goethe auch als weimarischer Geheimrath in solchen Fällen zu persönlicher Hülfeleistung stets bereit. Zu Apolda war er im Juli 1779 mitten im Feuer, so daß die Fußsohlen ihm schmerzten. Während er am 25. Juni 1780 in Ettersburg mit dem lebhaftesten Muthwillen an einem Lustspiel dictirt, jagt ihn die Nachricht von dem Feuer in Großbrembach fort, und geschwind ist er in den Flammen. „Ich habe ermahnt“ — heißt es in einem Briefe an Frau von Stein — „gebeten, getröstet, beruhigt und meine ganze Sorgfalt auf die Kirche gewendet, die noch in Gefahr stund, als ich kam, und wo außer dem Gebäude noch viel Frucht, die dem Herrn gehört, auf dem Boden zu Grunde gegangen wäre..... Aus dem Teich wollte niemand schöpfen; denn, vom Winde getrieben, schlug die Flamme der nächsten Häuser wirbelnd hinein. Ich trat hinzu und rief: es geht, es geht, ihr Kinder, und gleich waren ihrer wieder da, die schöpften; aber bald mußt' ich meinen Platz verlassen, weil's allenfalls nur wenig Augenblicke auszuhalten war. Meine Augenbrauen sind versengt, und das Wasser, in meinen Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht. Ein wenig zu ruhen, legte ich mich nach Mitternacht, da Alles noch brannte und knisterte, im Wirthshaus aufs Bett.“

Wenden wir uns von diesen Episoden, die zu dem Charakterbilde des rüstig wirkenden Mannes bedeutsame Züge liefern, zu dem Dichter zurück, so geleitet uns Iphigenie in seinen frischerblühenden zweiten Geistesfrühling. Angeblich schon vor drei Jahren concipirt, gewann die Idee dieses

Drama's doch erst jetzt feste Gestalt und drängte zu rascher Ausführung. „Den ganzen Tag brüt' ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüst ist; eine Musik hab' ich mir kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden,“ schreibt er am 14. Februar 1779. Mit diesem Tage begann in seinem einsamen Gartenhäuschen die Ausarbeitung der Dichtung unter guter Vorbedeutung: die Musik der Seele sollte in sie überfließen. Die ersten drei Acte schrieb er während der Rundreise im Herzogthum im Februar und März, größtentheils in späten Abendstunden, indeß er bei Tage die Straßen besichtigte und in Begleitung des Hauptmanns von Castrop die junge Mannschaft zum Militärdienst aushob. Als Knebel ihn bei diesem Geschäft in Buttstedt besuchte, fand er ihn von Recruten umgeben, während er an einem Tische saß und an der Iphigenie schrieb. Besonders wurde sein Werk durch einige ruhige Tage (2., 3., 4. März), die er in dem freundlichen Dornburger Schlosse verlebte, gefördert, so daß es „sich formte und Glieder bekam“. In Apolda aber (5. März) ward er, während „eine Scene ihn sehr plagte und nicht hinabrollen wollte“, durch Hundegebell, das er durch Befehle und Trinkgelder nicht zu stillen vermochte, und durch die Klagen der vielen Sollicitanten um alle Stimmung gebracht: „hier will das Drama gar nicht fort; der König von Tauris soll reden, als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.“ In Allstedt wurden die drei ersten Acte zusammengearbeitet und dann in Weimar vorgelesen. Auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau schrieb er am 19. März den vierten Act und beendigte das ganze Drama am 28., so daß er am folgenden Tage das ganze Stück in Gegenwart der gothaischen Herrschaften vorlesen konnte. Die erste Aufführung, die von Augenzeugen als eine meisterhafte gerühmt wird, fand am 6. April, dem 3. Ostertage, statt. Corona Schröter spielte die Iphigenie, Knebel den Thoas, Prinz Constantin den Pylades. Goethe glänzte in der Rolle des Orestes, und

außer Hufeland bekennt auch Fräulein von Göchhausen seiner Mutter, ihn in ihrem Leben nie so schön gesehen zu haben. Der Dichter war erfreut, „die gar gute Wirkung besonders auf reine Menschen wahrzunehmen.“ Schon am 12. April wurde die Vorstellung wiederholt. Bei der dritten Aufführung (am 12. Juli) zu Ettersburg übernahm der Herzog selbst die Rolle des Pylades. Schon damals erntete Goethe, wie Knebel berichtet, von dieser Dichtung Bewunderung und Ruhm. „Viele fanden“, fügt er hinzu, „in dem Bilde der Iphigenia den Charakter der jungen Herzogin.“ Daß ihre zur Heimat sehnlich hinüberblickende stille Trauer, ihre würdevolle Resignation an der Grundidee großen Antheil habe und einzelne Züge von ihr entlehnt seien, läßt sich wohl nicht in Abrede stellen; jedoch ist das feinere Gewebe dieser aus der Tiefe der Seele geschöpften Dichtung aus den Fäden gebildet, die sich durch des Dichters Gemüthskämpfe und innere Erfahrungen, in denen er sich läuterte und zu bewußter Selbstbeherrschung und Sicherheit emporarbeitete, hindurchziehen. Das Verhältniß zu Frau von Stein ist darin ein wichtiges Moment. Daß die milde, gottergebene, auf der Reinheit und Klarheit ihres Wesens ruhende Weiblichkeit das kranke, verworrene Gemüth heilt und alles Streitende versöhnt, ist die schöne Idee, von der das Drama getragen wird.

Die erste Bearbeitung, in der es nur in kleinen Kreisen durch Aufführung und handschriftliche Mittheilung bekannt wurde, hat nicht bloß in der Durchführung der Handlung, sondern selbst in den einzelnen Gedanken ganz den Gang der neueren; aber in der künstlerischen Form steht sie weit zurück und wird daher in diesem Sinne von Goethe ein bloßer Entwurf genannt. Sie ist in Prosa niedergeschrieben, die indeß von den unbewußt sich geltendmachenden Forderungen des dramatischen Ideals schon dem jambischen Rhythmus angenähert wird und stellenweise schon die reine Versform

annimmt. Daher machte der Dichter gleich darauf in einer zweiten Bearbeitung den Versuch, die Prosa ähnlich den freien Rhythmen seiner Oden in Verszeilen aufzulösen. Ins Jahr 1781 fällt eine neue Prosabearbeitung, welche er wiederum in Verse zerschnitt. Eine nach Versabtheilungen angefertigte Abschrift begleitete ihn auf dem Wege nach Italien, wo die edle Dichtung durch die reinste Kunstform verklärt ward.[84])

Von dem Egmont, den er in der Hoffnung, vor Juni fertig zu werden, wieder vorgenommen hatte, riefen ihn der Besuch Merck's und die Sommerlustbarkeiten des Hofes ab, in denen unter dem Thyrsusstabe der Herzogin Amalie sich noch einmal der alte Humor recht herzlich austobte. „Da doch das Theater", schreibt sie an Merck, „den Gang der Welt darstellen soll, so amusiren wir uns hier mit Farcen-Spielen, und finden, daß wir damit der Sache am nächsten kommen". Der Gipfel des ausgelassenen Frohsinns war die Feier des Geburtstages des Herzogs, wo zu Ettersburg Einsiedel's neue Posse, Orpheus und Eurydice, aufgeführt ward. Wieland wurde diesmal der Spaß zu arg, als darin die zärtliche Arie aus seiner Alceste „weine nicht, du meines Lebens Abgott" auf das lächerlichste parodirt und unter Posthornbegleitung zum allgemeinen Gelächter abgesungen wurde; er ging weg nnd klagte in seinen Briefen über den Mangel an Delicatesse, Zucht und Scham. Die Kunde von solchen Vorgängen flog schnell durch alle Gaue des literarischen Deutschlands. „Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath?" dachte Goethe wie sein Egmont, als sich bei „Woldemar's Kreuzerhöhungsgeschichte" alle empfindsamen Seelen entsetzten [85]).

Der erste Band von Jacobi's Woldemar war erschienen. Während die Verehrer der hier im Gewande des Romans dargelegten Gefühlsphilosophie ihn mit großem Beifalle aufnahmen, konnte Goethe bei seinem damaligen

klaren, aller prätentiösen Sentimentalität abholden Denkweise, die ihn schon weit und weiter von Jacobi entfernt und ihren Briefwechsel unterbrochen hatte, sich mit dem Geruch des Buchs, wie er es nannte, nicht befreunden. Als er an einem Tage des Augusts zu Ettersburg daraus vorlas, kam, wie in dem Triumph der Empfindsamkeit, „der alte Teufel des Humors“ über ihn. Das verdammlich befundene Buch wurde zur wohlverdienten Strafe und Andern zum abschreckenden Beispiel mit den Ecken des Bandes an einen Baum genagelt, daß die Blätter im Winde flatterten, und Goethe hielt aus dem Wipfel zum großen Ergötzen der Gesellschaft dem Buche eine humoristische Standrede. Wenn man die Sache ernsthaft nahm, so war dies allerdings eine Verletzung der Rücksicht, die der Jugendfreundschaft gebührte; allein es war dabei nicht auf das große Publicum abgesehen, und im weimarischen Kreise war man daran gewöhnt, sich und Andere bei humoristischen Einfällen nicht zu schonen. In dem durch die schnell verbreitete Kunde hiervon veranlaßten geharnischten Briefe Jacobi's, den der Weihrauch seiner Pempelforter Umgebung allzu sehr verwöhnt hatte, ist die verletzte Eitelkeit eben so maßlos, wie in den früheren Briefen die Zärtlichkeit. Goethe that der an sich harmlose Vorfall leid; aber er wollte sich auf Jacobi's herausfordernden Brief, binnen drei Wochen Erklärung zu geben, nicht schriftlich auf „Explicationen“ ein[illegible] lassen. Bei seinem Besuch in Emmendingen suchte er [illegible] Frau Schlosser zu überzeugen, wie diese ausführlich [illegible] Jacobi berichtet, daß der Scherz ganz arglos gewesen [illegible] wäre Jacobi zugegen gewesen, er würde in den Muthwillen mit eingestimmt haben. Wie Goethe die Sache ansah, charakterisirt am besten seine Erwiderung auf eine Anfrage Lavater's (noch im Jahre 1781!): „Eigentlich ist's eine [illegible] legene und verjährte Geschichte, eine Albernheit, die Du [illegible] besten ignorirst..... Der leichtsinnig trunkne Grimm, [illegible] muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, [illegible]

besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind Dir in mir zu wohlbekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt Du auch". Im Jahre 1782 wurde durch einen Brief Goethe's an Jacobi das freundliche Verhältniß wieder angeknüpft. In den Worten: "Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist" — erkennt man, daß ihn die Folgen jenes unbewachten launigen Augenblicks schmerzten.

Goethe machte sich übrigens während dieses Sommers mit den Ettersburger Lustbarkeiten wenig zu schaffen. Weit ernsthaftere Pläne beschäftigten seinen Geist. In den ersten Tagen des Augusts wurden zwischen ihm und seinem fürstlichen Freunde "unaussprechliche Dinge", wie es eine Bemerkung seines Tagebuchs bezeichnet, "in großer interessanter Unterhaltung durchgesprochen". Der Herzog war, vornehmlich durch ein leidenschaftliches Liebesverhältniß zu der anmuthigen Gräfin Werthern auf Neunheiligen, einer Schwester des nachmaligen preußischen Ministers Freiherrn von Stein, in peinliche Mißverhältnisse gerathen, aus denen es die höchste Zeit war ihn herauszureißen. Die sicherste Heilung erwartete ihr umsichtiger Leiter von einer raschen Entführung in die Ferne, besonders von der Einwirkung der großartigen Alpennatur und dem Einflusse Lavater's. Er nennt es "eine große Krisis" und fühlt sich durch die Hoffnung beglückt, "der Herzog werde auch auf diesen Felsen noch hinaufkommen". Daher fühlte er den ganzen Ernst einer entscheidenden Lebensepoche. Dies spricht auch aus dem denkwürdigen geheimen Bekenntniß und Selbstgespräch, das er kurz vor dem Antritt der Reise in sein Tagebuch schrieb:

„Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alten Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend; wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen, imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals schrieb; wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan; wie wenig mir davon zu Nutze kommen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 1775 October, getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst soviel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden“.

Am Nachmittage seines Geburtstages sagte ihm der Herzog seinen Titel als **Geheimrath** — „wie er's bescherzt Wieland, „vorhin schon allezeit war“. Das Ernennungsdecret ist am 5. September ausgestellt; eine Gehaltserhöhung um 200 Thaler erhielt er erst im nächsten Jahre

Weimar's große Männer haben dem Lande wenig Kosten gemacht; Goethe hat sein vertrautes Verhältniß zum Herzog nicht benutzt, um dessen Freigebigkeit für sich auszubeuten, vielmehr bedeutende Ausgaben, die seine Stellung erforderte, aus seinem Vermögen bestritten; gleichwohl muß Wieland berichten: „der Haß der hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan hat, ist, seitdem er Geh. Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt“. Wie hochherzig Karl August über den Werth seiner Staatsdiener dachte, davon giebt sein Brief an Knebel (4. Oct. 1781), als dieser aus seinen Diensten treten wollte, ein unvergängliches Zeugniß. „Die Kanzelisten-seelen, die ihm die Semmel, die er mehr habe, beneiden, weil er nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibe“, waren und blieben auch Goethe's unversöhnliche Feinde, konnte doch sogar Schiller, als er sich während Goethe's italienischer Reise zum erstenmal in Weimar aufhielt, in seine Briefe die Aeußerung einfließen lassen, daß Goethe Andere wie Lastthiere für sich schwitzen lasse und in Italien seine Besoldung „für Nichtsthun“ verzehre!

Am 12. September reisten der Herzog, Goethe und der Oberforstmeister von Wedel, des Herzogs vertrauter Jugendfreund und ein immer heiterer Gesellschafter, von einem Jäger und Goethe's bewährtem Diener Philipp Seidel, den er schon von Frankfurt mitgebracht hatte, begleitet, mit wenig beschwerendem Gepäck von Weimar ab. Niemand erfuhr, wohin die Reise gehen sollte, man vermuthete nur einen Ausflug in die Rheingegend. Die Reisenden beobachteten, so viel wie möglich, das Incognito, und noch in Cassel gelang es ihnen, selbst Georg Forster zu täuschen und seine anziehenden Schilderungen von seinen Reisen in der Südsee anzuhören, ohne daß er den Herzog erkannte. Erst am folgenden Tage erfuhr Forster, daß er in Gesellschaft des Herzogs

von Weimar zu Abend gespeist hatte. Er begleitete noch di Reisenden zu der Kunstkammer und den Alterthümern de Landgrafen. Auf dem Wege kam das Gespräch mit Forst auf Jacobi; Goethe äußerte sich herzlich über ihn und tr Forster auf, ihn zu grüßen.

In Frankfurt wohnten sie im Goethe'schen Hause un wurden von Frau Aja, die noch „in ihrer alten Kraft un Liebe war", mit Allem, was heitere Laune und freigebig Gastlichkeit gewähren konnte, bewirthet. Der alte Rath Goethe erlebte noch die Freude, seinen Sohn auf der höchsten Ehrenstufe angelangt zu sehen, die damals ein Bürgerlicher in Deutschland erreichen konnte. Doch fand ihn Goethe sehr verändert und stiller; sein Gedächtniß hatte abgenommen. „Es mag ihn mächtiglich ergötzt haben", schreibt Fräulein von Göchhausen, „daß der Geh. Rath, sein Sohn, den Herzog in Frankfurt sehn ließ" — Worte, aus denen erhellt, wie man in Weimar die in den damaligen Zeiten, wo die Fürsten nur in Pomp und Etiquette reisten, höchst auffallende Reisemanier bespöttelte. „Des Wunderns", heißt es in einem Briefe der Frau von la Roche an Merck, „aller der Leute von Adel, Kaufstand und Wirthen ist gewiß sehr groß; denn wir sind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachste uns mehr Staunen macht, als die verworrenste Caprice..... Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieser Besuch ihr geben mußte. Mutterfreuden sind wohl unter den süßesten der Erde, und ich möchte wohl sagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die diese Freuden so sehr verdient, als Frau Goethe. Sie waren auch glücklich, vertraute Freund und Zuschauer zu sein".

Von Frankfurt ging die Reise rheinaufwärts. In den großen Städten wurde, was Kunst- und Naturaliensammlungen Belehrendes und Genußreiches darboten, mit Sorgfalt betrachtet; vor Allem aber war der Sinn auf freie,

frischen Genuß der Natur gerichtet. Auf keiner Reise hat sich Goethe mit reinerer Poesiefülle den erhabenen Naturscenen gegenübergefühlt, als auf dieser Herbstwanderung durch die Alpen. Schon in den süddeutschen Rheingegenden ward ihm so wohl ums Herz; „ein willkommener Athem weht durchs ganze Land; man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele.“ Er fühlt sich in der Stimmung eines Pilgers, und ihm ist, als habe er vom Elternhause her „einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet“. — „Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft“, fährt sein Brief an Frau von Stein fort, „treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht“. Ueberall standen die Denksteine seiner Jugenderinnerungen an seinem Wege. Am 25. Oct. verweilte er wieder an Friederikens Seite in der Sesenheimer Laube und schied mit Frieden im Herzen. Tags darauf besuchte er Lili in Straßburg und fand sie „mit einer Puppe von sieben Wochen spielen“. Er ward mit Verwunderung und Freude empfangen und blieb bei ihr zu Tische; ihr Gemahl, Herr von Türckheim, war gerade abwesend. Er erkundigte sich nach Allem und „fand zu seinem Ergötzen, daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet sei“. In Emmendingen war er am Grabe seiner Schwester; ihr Haushalt erschien ihm „wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist“. Das frühere innige Verhältniß zu Schlosser war wieder hergestellt. „Ich habe mich“, schreibt dieser an Merck, „Goethe's wieder sehr gefreut, des Herzogs auch um beider willen..... Der Herzog verdient Goethe zu haben und Herzog zu sein“.

Von dort wurde die Reise über Freiburg und durchs Höllenthal nach Basel fortgesetzt. „Die Schweiz liegt vor uns, und

wir hoffen mit Beistand des Himmels in den großen (
stalten der Welt uns umzutreiben und unsere Geister im (
habenen der Natur zu baden". Dies Wonnegefühl
Erhabenen, "das die Seele ganz ausfüllt und ihr die sch
Ruhe giebt", durchdringt die Schilderung der Reise durch
Birschthal, welche, damals für Frau von Stein dictirt,
erste in der Reihe der meisterhaften "Briefe aus der Schw
ist, die längst einen Platz unter seinen Schriften erhal
haben; wir können sie daher als bekannt voraussetzen. U
Münster zogen die Reisenden nach Biel, von wo aus sie
Rousseau-Insel besuchten, und dann über Murten durch
schöne Landschaft nach Bern. Hier ward diesmal nur e
kurze Rast gemacht; sie eilten dem Berner Oberlande zu u
fuhren am 9. October von Thun aus über den See n
Unterseen. Während der Fahrt las Goethe aus der Bodm
schen Uebersetzung des Homer vor, welche meistens die Wirt
hausunterhaltung ausmachte. In den nächsten vier Ta
durchzogen sie bei schönem Wetter das Lauterbrunnen- u
Haslithal und erstiegen mehrere Höhen. Wedel wurde me
mals durch Schwindel zum Umkehren genöthigt, von d
Goethe und der Herzog sich längst befreit hatten. Der Anb
des Staubbachs rief die schöne Ode: "Gesang der Gei
über den Wassern" hervor. "Kein Gedanke, keine Beschr
bung noch Erinnerung", ruft er entzückt aus, "reicht an
Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblich
in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpuncten".

Ueber Thun kehrten die Reisenden nach Bern zur
wo sie, mehrere Tage verweilend, viele bedeutende Küns
und Gelehrte kennen lernten. Nach einem Besuch der U
des Neuenburger See's kamen sie am 22. nach Lausan
und sahen den Genfer See, "den Meister von allen See
Nicht minder wurde des Dichters Auge und Herz durch
dort verweilende Marquise Branconi, die Geliebte

Herzogs von Braunschweig, gefesselt, die auch an ihm ein sichtliches Wohlgefallen fand. Das Urtheil Zimmermann's, „daß sie das größte Wunder von Schönheit sei, das in der Natur existirt“, wird durch Goethe's Worte bestätigt: „sie kommt mir so schön und angenehm vor, daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist, ein Leben, einen Offenmuth, daß man eben nicht weiß, woran man ist!“

Auf Anrathen Merck's, dessen Schwiegereltern im Juralande wohnten, wurde von Nyon aus eine Seitentour nach dem Jour-Thal unternommen, und der Dent de Vaulion so wie die Dole, die höchste Spitze des Juragebirges, erstiegen. Von diesem Unternehmen berichtet uns in einfach großartiger Schilderung der Brief, welchen er in den nächsten Rasttagen in Genf für Frau von Stein dictirte und unter die „Briefe aus der Schweiz“ aufgenommen hat. In Genf lernte Goethe unter andern bedeutenden Männern den großen Naturforscher Saussure, den Erforscher der Alpenkette, kennen. Auf dessen Gutachten hin wurde noch trotz der vorgerückten Jahreszeit die Reise in die Savoyer Eisgebirge gewagt, so sehr man auch von anderer Seite versucht hatte den Herzog davon abzuhalten, indem man sogar eine Staats- und Gewissenssache daraus hatte machen wollen. Wedel trennte sich auf eine Weile von den Reisenden und zog mit den Pferden voraus durchs Waadtland nach Wallis. Die erhabene Natur, deren Anblick sie sich nicht ohne große Anstrengungen verschafften, schildern uns Goethe's Reisebriefe in ihrer unübertrefflichen edlen Simplicität. „Unterweges ist es meine Art, die schönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abwesenden Freunde wechselweise herbeirufe und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenstände unterhalte. Komm' ich in ein Wirthshaus, so ist ausruhen, mich rückerinnern und an Sie schreiben Eins; wenn schon manchmal die allzusehr

ausgespannte Seele in sich selbst zusammenfiele und mit einem halben Schlaf sich erholte". Der Herausgeber der Briefe an Frau von Stein fügt mit Recht die Bemerkung hinzu: „daß diese Beschreibungen unter und nach so anstrengenden und spannenden Touren gleich mit dieser Sinnenstärke und Seelenreinheit gemacht werden konnten, läßt uns wunderbar durch all die großen und lautern Bilder das gewaltige Auge des Mannes entgegenleuchten".

Bemerkenswerth ist dabei, daß der Ausdruck der zarten Lyrik der Naturbetrachtung, worin der vorzüglichste Reiz seiner früheren Schilderungen besteht, in diesen Briefen mehr zurücktritt, wogegen die ruhige Auffassung der wechselnden Naturbilder schon die klare Einsicht des wissenschaftlichen Naturforschers vorbereitet, sowie auch in dem Herzog durch diese Schweizerreise die Liebe zur Botanik geweckt ward. Daher vermögen z. B. die Wolkenbildungen und Wolkenzüge, „die Wirthschaft" der Nebel dauernd die Aufmerksamkeit des scharfsinnigen Beobachters zu fesseln, so daß er „bei diesen Gegenständen länger verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können" wünscht. „Die Wolken", — heißt es in einer für Goethe's damalige Naturbetrachtung sehr bezeichnenden Stelle der Reisebriefe — „eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man auf dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Strichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen, als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und *die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen*". In seinen Bemerkungen über das Volk begegnen wir derselben

hänglichkeit an die einfache, reine Sitte der in beschränkter Stille thätigen, mit der Armuth ringenden Menschen, wie n früheren Reisebriefen: „Eins glaub' ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landstraße und dem größern werbe der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten dürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich n einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe hren: desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, astfreier bei ihrer Armuth hab' ich sie gefunden“.

Zu St. Moritz im untern Wallis trafen Goethe und Herzog auf ihrer Rückkehr aus Savoyen wieder mit edel zusammen und zogen das Rhonethal aufwärts. Da ch in Oberwallis die Pferde nur mit Mühe fortzuschaffen schwer unterzubringen waren, so ward eine abermalige nnung beschlossen. Wedel reiste mit den Pferden über sanne und Bern nach Luzern, um dort den Herzog zu arten, welcher mit Goethe den Versuch machen wollte, zu über den Gotthard nach Uri zu gelangen. Dieser il der Reise war der beschwerlichste und gefahrvollste. Oberwald, zwei Stunden von Münster, konnten sie noch einem Maulthier, welches das Gepäck trug, vordringen. wurden zwei Führer mitgenommen. Am Rhonegletscher i durchschritten sie — es war der 12. November — zu en, von Lawinen bedroht, die weitausgedehnte einsame neefläche; außer einem Lämmergeier ward nichts Lebendes ickt. Der Zug ging hinter einander fort. Der Vorderste, die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel im Schnee. Führer selbst sahen dies kühne Unternehmen als ein enteuer an, womit sie sich in der Folge gegen andere de was zu Gute thun könnten. Mit einbrechender Nacht gten sie nach einem sechsstündigen Marsche in Realp an, sie bei den Kapuzinern ein Obdach fanden. Am folgenden

Tage erreichten sie nach einigen Stunden Weges das Hos
im Urserenthal, wo Goethe zum erstenmal wieder die
seiner vorigen Schweizerreise betrat. Die muntern Wan
stiegen noch an der Reuß aufwärts nach der Höhe
Gotthard, wo sie bei den Kapuzinern eine Nacht ras
Die grimmige Kälte erlaubte kaum, auf Augenblicke vor
Thür zu treten, um den Anblick der ringsum gelage
schneebedeckten Gipfel zu genießen. Lebhaft bewegte
Dichter die Erinnerung an die Tage, wo er sich hier
vier Jahren „mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Pl
und Hoffnungen“ aufhielt und, von Sehnsucht nach der
liebten ergriffen, Italien den Rücken wandte, wodurch
sein Schicksal nicht ahnend, „seiner jetzigen Bestimm
entgegenging“. Aufs neue tauchten diesmal Gedanken
eine Reise nach Italien auf, aber es ward beschlossen
zukehren. „Auch jetzt reizt mich Italien nicht“ — schreib
an Frau von Stein. „Daß dem Herzog diese Reise n
nützen würde jetzo, daß es nicht gut wäre länger
Hause zu bleiben, daß ich Euch wieder sehen werde,
wendet mein Auge zum zweitenmal von dem gelobten L
ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht ster
werde“. Vom Gotthard reiste er mit dem Herzog
Uri über den Vierwaldstättersee nach Luzern, wo sie
mit Wedel zusammentrafen; hier ward die Beschreibung
Reise nach Savoyen und bis Martinach dictirt. Sie
dann nach Zürich, wo sie, um Lavater recht zu genie
bis zum 2. December verweilten.

Lavater wiederzusehen, „nach der ganzen Schweiz
reinen Eindruck von ihm zu nehmen“, „sich mit ihm
Stillen über den Herzog zu freuen“, dem noch des
mildredende Lippe das Haupt mit köstlichem Oele
solle — diese frohe Aussicht begleitete Goethen wäh
seiner Reise, und seine Briefe an Lavater sprechen

hobene Pilgerstimmung in herzlichsten Worten aus. Schon
m Thun aus schrieb er ihm am 8. October: „Ja, lieber
uder, Dich wieder zu sehen ist einer meiner beständigsten
ünsche diese Jahre her und wird nun auch bald erfüllt.
h habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören.
r wollen wechselsweise Rechnung von unserm Haushalten
gen, einander segnen und für die Zukunft stärken......
in Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich
lich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den
nschen ganz verborgen; sie können nichts davon sehen
hören. Was sich davon offenbaren läßt, freu' ich mich
Dein Herz zu legen". Diese verehrungsvolle Liebe konnte
daher zu der Hoffnung erheben, daß sie künftig einander
mehr werden würden, und ließ vergessen, daß ihre An-
über Geist und Natur, Göttliches und Menschliches
noch schärfer als vordem geschieden hatten. Doch ver-
g Goethe, als er zu Genf durch Tobler die Hand-
ift von Lavater's poetischer Bearbeitung der Offenbarung
nis erhielt, weder sich noch dem Verfasser, daß ihm
Ganze fatal sei, daß er das Göttliche nirgends und
Poetische nur hie und da finden könne, und sie daher
hun würden, einander ihre Particular-Religionen un-
t zu lassen. Er fügt dann die für ihren beiderseitigen
punct höchst bezeichnende Aeußerung hinzu: „Ich bin
r irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom un-
n Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Sämann,
der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher — wenn je was
liches dasein soll — als die sieben Botschafter, Leuchter,
n, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der
heit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne,
Gott habe Geduld mit mir, wie bisher".

waren glückliche Stunden der reinsten Seelenstimmung,
nnigsten Herzensgemeinschaft, welche er aufs neue an

Lavater's Seite verlebte; dies Wiedersehen ward für ih wie er gehofft hatte, „Siegel und oberste Spitze der gan Reise“: kein Mund spreche die Trefflichkeit dieses Mensch aus; er sei und bleibe „ein einziger Mensch, den man drei Schritte von ihm gar nicht erkennen könne“, er sei Blüthe der Menschheit“. Ein herrliches Bekenntniß legt als ein Zeugniß jener gesegneten Stunden der Freundsch ab: „Es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat, und Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, und erfreut..... Die Wahrheit ist einem doch immer und wenn man wieder so einen ganz wahren Menschen meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ist's Moralischen wie mit einer Brunnenkur..... Erst hier mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir wöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vorth auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere S offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu vermögen“. „Wann werden wir lernen“ — schreibt er ähnlichen Bekenntnissen an Knebel — „uns der eingebi Uebel entschlagen und die wahren alsdann einander zutr im Momente ans Herz legen!“.

Die Reisenden gingen von Zürich an den Bod und von da nach Schaffhausen, wo Lavater sie über und noch einen Tag mit ihnen zubrachte. Im Fischha Rheinfall geriethen Goethe und Lavater in eine liche Abhandlung über das Erhabene, deren der Herz in einem späteren Briefe an Knebel mit sichtlicher gedenkt. Hier nahmen sie am 8. December vom Sch lande Abschied.

Während der Heimkehr aus der Schweizer Gebirgs-
gend reifte noch eine liebliche poetische Frucht der Reise,
s Singspiel Jery und Bätely, eine Schweizeridylle in
matischer Form, durchweht von der reinen Gebirgsluft
r Alpen, in die es uns versetzt. Es sind „edle Naturen in
uernkleidern", deren Handlung uns anschaulich machen
, wie der Mann des Mädchens spröden Sinn bezwingt
ihre Liebe gewinnt, indem er sich für sie in Gefahr be-
t und ihr dadurch Vertrauen auf seinen Beistand einflößt;
ß gesteht der Dichter selbst, dies Singspiel bloß auf
kalischen und theatralischen Effect gearbeitet zu haben.
20. December sandte der Dichter von Frankfurt aus das
ck an seinen Jugendfreund Christoph Kayser nach Zürich
den Worten: „ich muß bitten, sich fein bald drüber zu
hen, damit es bei uns zu einer Zeit aufgeführt werden
, wo das Interesse der Schweizer Erzählungen noch
t verraucht ist", und abermals in zweiter Abschrift den
Januar 1780 mit einer ins Einzelne gehenden Anwei-
über die Composition; er sprach darin den Wunsch
daß „der reine einfache Adel der Natur in einem wahren
messenen Ausdruck sich immer gleich bleibe". Die Erwei-
ng des Schlußgesanges ist erst im Januar 1825 auf zu-
ge Veranlassung entstanden.

In Stuttgart bekam der Herzog Lust an den Hof zu
n und verweilte eine ganze Woche dort, indem die
leider erst in Bewegung gesetzt wurden, um die einfache
robe der Touristen mit Hofkleidern zu vertauschen.
g Karl von Würtemberg bezeigte dem Herzog von
mar, ohne das Incognito zu brechen, die möglichste
rksamkeit. Goethe wohnte nebst dem Herzoge den
chkeiten des Jahrstags der Militärakademie bei. Hier
der damals zwanzigjährige Schiller, im Stillen bereits
seinem dramatischen Erstlingswerk beschäftigt, zum ersten-

mal den Dichter vor sich, an dessen Götz und Wer
sich erwärmt hatte und dem er die Bahn des Ruhme
zuschreiten begann.

Das „Herumschleppen an den Höfen“ — der W
über Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt nach Frank
wollte übrigens Goethe nicht behagen. „Der Herzog“
er an Frau von Stein, „ist munter und erkennt s
und nach im alten Elemente wieder, beträgt sich vor
und macht köstliche Anmerkungen. Von mir kann i
nicht rühmen; ich stehe von der ganzen Nation ein f
mal ab, und alle Gemeinschaft, die man erzwinge
macht was Halbes..... Es ist unglaublich, was der l
mit Menschen, die nicht unser sind, den armen R
abzehrt; ich spüre jetzt manchmal kaum, daß ich
Schweiz war“. Dabei lag auch die Besorgniß nahe, d
Hofleben wieder in der Seele des Herzogs die rein
drücke, die sie in der Schweiz erhalten hatte, verlöschen
womit denn auch die Aeußerung der Herzogin Amalie:
gebe, daß die weimarische Atmosphäre nichts wieder ver
übereinstimmt.

Am 13. Januar 1780 trafen sie nach einer Abw
von vier Monaten in Weimar wieder ein. Erst hier
Goethe, zum Theil während ihn eine damals Europa
wandernde Schnupfenseuche ans Zimmer fesselte, die
Hälfte der Briefe aus der Schweiz aus, die Beschreib
Reise von Martinach durch Wallis auf den Gipfel de
hard. Sie verdient ganz die Bewunderung, die ih
ersten Vorlesen im weimarischen Hofkreise gezollt
Wieland bezeichnete sie als eine von Goethe's meist
Productionen, die mit dem ihm eigenen großen Sinne
und geschrieben sei. Goethe befand sich diesmal in de
die Lobsprüche Wieland's mit einer gleichen Spende
zu können, indem dieser während des letzten Wint

Oberon beendigt hatte. Er erhielt von Goethe einen Lor-
beerkranz zugesandt. Wie ernst und aufrichtig dies gemeint
war, geht aus den schönen anerkennenden Worten an Lavater
hervor: „so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall
bleibt, wird auch Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst
geliebt und bewundert werden“. Vergessen wir dabei nicht,
die schönsten Blüthen der Wieland'schen Poesie vom
Wintermärchen“ bis zu „Gandalin“ und „Oberon“, womit
den glücklichen Wettstreit mit Ariost versuchte, sich am
Strahl des Goethe'schen Genius entfalteten, daß diese Dich-
tungen ohne die Einwirkung Goethe's, der dem ermattenden
alternden Geiste Wieland's neue Kraft und Wärme mittheilte, in
unserer Literatur sicherlich nicht vorhanden sein würden.

Den Herzog fand man nach der Rückkehr sehr zu seinem
Vortheil verändert; doch ward alles Andere fast über der
großen Neuigkeit vergessen, daß er sich den Haarbeutel ab-
schneiden ließ und „einen Schwedenkopf“ trug. Wieland
lobt auch die Besonnenheit in Goethe's öffentlichem Beneh-
men. Die neidischen Gemüther fingen an sich zu beruhigen.
Goethe selbst schrieb um jene Zeit in sein Tagebuch die Be-
merkung: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen,
gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht
sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und
..., sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille,
... ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne,
sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können“.
... gehobenen Stimmung, mit der er mit seinem fürstlichen
...de, seinem eigenen Ausdrucke gemäß, „eine neue Lebens-
... antrat“, entsprach es, daß er sowie der Herzog sich
...nächsten Johannisfeste in die Freimaurerloge aufnehmen
...

Das dankbare Gefühl, mit welchem Goethe auf den
...lichen Verlauf der Reise — Wieland nannte sie eins der
...haftesten Dramata Goethe's — und ihre segensreichen

Folgen blickte, veranlaßte ihn zu dem Entwurf eines Mon-
ments, das in den neuen Parkanlagen einen Platz finde
sollte, „um dem Herzog in guten Augenblicken eine fröhlich
Erinnerung an die glücklich vollbrachte Reise zu sein“. E
theilte seine Idee ausführlich in einem Briefe an Lavat
mit, weil er durch ihn eine geschickte Zeichnung eines Den
mals von Füßli's Künstlerhand zu erwirken hoffte. Da
Project wurde später aufgegeben. Seiner Idee nach sol
auf der einen Seite des viereckigen Monuments die Inschri
stehen: Fortunae duci reduci natisque Genio et Termi
ex voto (Dem hin- und heimführenden Glücke und sei
Söhnen dem Genius und Terminus nach einem Gelübde
Abbildungen dieser Gottheiten sollten die übrigen Felder ei
nehmen. Die Erläuterung dieses Entwurfs verräth a
sinnigste seine dankbare Empfindung: „Sowohl auf di
Reise, als im ganzen Leben, sind wir diesen Gottheiten
zu Schuldnern geworden. Das erste Mal, daß wir
einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Lo
die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeut
Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauche des
fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit, All
günstiger Sonne und Gestirnen; den ganzen Weg, b
machen, begleitet von einem guten Geiste, der über
Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, w
zurücksehe, wir zu so Manchem, das unsere Reise ganz
nicht durch unsere Wege und Wollen geleitet worden
und dann am Ende, daß wir auch durch den schönen
sohn bedeutet wurden, wo wir aufhören, wo wir einen
bogen beschreiben und wieder zurückkehren sollten, das
einen unglaublichen Einfluß auf unsere Zurückgelass
und haben wird: das alles zusammen giebt mir eine
dung, die ich nicht schöner zu ehren weiß, als w
Zeiten durch die Menschen Gott verehrt haben“.

Viertes Capitel.

1780. 1781.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf und unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen“.

Diese aus frischer Lebensfreudigkeit, aus dem Frohgefühl einer zum Höchsten hinanstrebenden Thätigkeit hervorgegangenen Worte, die er im Sommer des Jahres 1780 an Lavater aussprach, stehen als eine erhebende Inschrift über dem Eingange zu den beiden folgenden Lebensjahren unsers Dichters, zu denen das Jahr der Iphigenie und der

Schweizerreise die Vorhalle und Weihe war. Aus der Mannigfaltigkeit einer nach allen Seiten tastenden unermüdlichen Thätigkeit entwickelte sich sein Geist zu immer größerer Klarheit und Sicherheit; mit innigem Behagen erfüllt ihn das Bewußtsein der Planmäßigkeit und Umsicht in Geschäften, das Gefühl der Selbstbeherrschung und sittlichen Stärke, und, auf dem sichern Mittelpunct seiner Individualität ruhend, breitet er sich mit einer wundersamen Elasticität des Geistes in den Gebieten des Wissens aus. Sorge und Mißmuth über die lästigen Forderungen des Tages ziehen nur hin und wieder gleich leichten Wölkchen an dem reinen Aether der Seele vorüber; die Liebe und die Poesie steigen jetzt in voller Reinheit als Morgen- und Abendstern des Daseins vor dem geweihten Auge des Dichters empor.

Seine Amtsgeschäfte blieben die bisherigen; aber [illegible] greifen minder störend in den Gang seines Innern [illegible] wenn er auch mitunter über die „leidige“ Kriegscommissi[illegible] klagt (einen lästigen hemmenden Collegen ward er jetzt [illegible] seiner Freude los), und in seinem Tagebuche bemerkt, [illegible] er sich's recht sauer werden lasse; doch meint er, viel sa[illegible] würde es ihm noch werden, wenn er sich als einen [illegible] eigenen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen anse[illegible] müsse. „Glauben Sie mir“, schreibt er der Mutter, „daß [illegible] großer Theil des guten Muths, womit ich trage und wi[illegible] aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferun[illegible] freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde ansp[illegible] lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens [illegible] einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wiederzufinden.“ [illegible] dieser Geschäftsthätigkeit begegnen wir wiederholt dem [illegible] den Jahren mehr und mehr zunehmenden Sinn für Ord[illegible] und Genauigkeit. In der Kriegscommissions-Repositur w[illegible] es „so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen [illegible] Dies erstreckt sich auch auf seine Privatangelegenheiten [illegible]

merkt in seinem Tagebuch manchen aufräumenden und ordnenden Tag an und schreibt an Lavater: „Halte künftig meine Briefe hübsch in Ordnung und laß sie lieber heften, wie ich es mit den Deinigen auch thun werde; denn die Zeit vergeht, und das Wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren“. In Allem zeigt sich ein consequentes Bemühen, mäßiger und haushälterischer zu sein und besonders die Zeit, den kostbaren Schatz, zu sparen. Dennoch finden wir ihn nicht in jener Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, in die er sich früher periodisch aus dem Treiben der Welt rettete, so daß er den Freunden launisch und kalt erscheinen konnte. Sein Herz öffnet sich mehr der Freundschaft; nicht bloß der bewährten Freundin theilt er das Geheimste seiner Seele mit, auch die Freunde zog er durch die Milde, die jetzt sein Gemüth durchwehte, enger an sich. Wieland berichtet, er sei so sanft und gutmüthig gegen alle Leute, daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen sei. Mit Knebel verkehrte er inniger, denn je. Herder, der sich mehrere Jahre kalt gegen ihn verschlossen hatte, so daß Goethe noch im August 1780 an Lavater die Klage ausspricht, er mache sich und Andern das Leben sauer, näherte sich ihm, und es schloß sich seit 1781 wieder ein engeres Freundschaftsband. Wahrscheinlich ist er gemeint, wenn Goethe in den Schlußworten seines Tagebuchs von 1781 seine Freude äußert, die dicke Haut mehrerer Personen durchbrochen zu haben. Am 21. Sept. schreibt Goethe an Knebel: „Mit Herdern bin ich in ein Verhältniß gerückt, das mir für die Zukunft viel Gute verspricht. Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher [illegible] kommen“.

Mit dem erneuten Streben nach freundschaftlichen Verbindungen erwachte auch das Verlangen, Lessing auf-

zusuchen; schon war der Plan zu einer Reise nach Wolfen-
büttel gefaßt, als er die Nachricht von dem Tode des großen
Mannes erhielt, dessen Werth er mit immer gleicher Ver-
ehrung anerkannt hat. Freunde früherer Jahre besuchten ihn
in Weimar, unter ihnen Behrisch und Gotter. Mit
Merck traf er im Herbst 1780 auf einen Tag zusammen.
Besonders erfreute ihn das längere Zusammensein mit seinem
Jugendfreunde, dem Musiker Kayser, mit dem er viele
Gespräche über Musik hatte. Goethe bemühte sich, für die
Fortbildung seines Freundes zu sorgen. Kayser wurde nach
Wien geschickt, um sein Talent unter Gluck's Leitung aus-
zubilden. Karl August und Goethe versahen ihn mit dem
nöthigen Gelde. „Glaub' mir“, schreibt er damals an seine
Freundin, „ich fühle mich ganz anders; meine alte Wohl-
thätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens.
Du hast mir den Genuß im Gutsthun gegeben, den ich ganz
verloren hatte. Ich that's aus Instinct, und es ward mir
nicht wohl dabei“. In der Aeußerung, daß auf diesem be-
weglichen Erdball nur in der wahren Liebe, der Wohlthätigkeit
und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe sei,
spricht sich der sittliche Friede seines Innern in einfach schönen
Worten aus.

Mit diesem frohen Selbstgefühl floß auch die Fr
über die Entwickelung seines jungen fürstlichen Freundes
sammen, der ihm täglich zu wachsen und „von den F
an denen ihn die Geister führten“, sich mehr und mehr
zu machen schien. In vertraulicher Mittheilung unterdr
er auch nicht ganz den Unwillen, wenn er ihn zwischen gro
und thörichten Unternehmungen hin und her schwanken
und beklagt dabei, daß ein Fürst, der etwas angreifen
nie in die Gelegenheit komme, die Dinge im Alltag
von unten auf zu sehen. Aber wiederholt hat er dem
Anlaß, den „guten, braven“ Sinn des Herzogs in

„sinnigen Unterredung“ anzuerkennen. Ihr Verkehr bestand in alter Innigkeit fort. Noch waren sie zusammen auf häufigen Ausflügen nach den thüringischen Städten, nach Leipzig und Dessau. Doch versucht Goethe schon, sich nach und nach von den Excursionen des allzu beweglichen Fürsten zurückzuziehen, da der Gewinn an Lebenserfahrung und Naturgenuß nicht mehr den Verlust der Zeit aufwog, zumal da Goethe außerdem durch sein Amt zu wiederholten Streifzügen durch das weimarische Land genöthigt ward.

Wenn wir uns erinnern, wie viel Werth Goethe darauf legte, in des Herzogs Seele die in der Schweiz erhaltenen sittlichen Eindrücke und männlichen Entschlüsse lebendig zu erhalten, so werden wir nicht verkennen, daß der bald nach der Rückkehr mit Eifer ergriffene Plan, das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar, des ruhmvollen Vorfahrs seines Fürsten, zu beschreiben, in enger Beziehung zu jener Absicht steht. Goethe erkannte, daß in dem Charakter „dieses als Helden und Herrschers sehr merkwürdigen Mannes, der in seiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schicksals und der Menschen gewesen sei“, manche Züge sich fänden, die in dem Fürsten, dem er nahe stand, wiederkehrten. Ihn wollte er daher als lebendiges Zeugniß des ruhmgekrönten kühnen Strebens hinstellen, ein anziehendes Charakterbild des in vergangener Zeit muthvoll handelnden Mannes. Man möchte fragen, warum nicht der Dichter des Götz und des Egmont die dramatische Kunstform der historischen Erzählung vorzog. Allein die Mühe, die ihn noch immer von den historischen Scenen des Egmont zurückschreckte, mochte ihm ein ähnliches Unternehmen bedenklich erscheinen lassen, zumal die Rücksichten auf den Hof seine dichterische Freiheit beengt haben würden. Er entschloß sich daher zu einer historischen Darstellung und ist im Frühjahr 1780 mit dem Sammeln des Materials eifrigst beschäftigt. Der Herzog interessirte sich sehr für das

Werk. Er erwirkte für Goethe die Benutzung des gothais
Archivs und versuchte auch, obwohl vergeblich, bei einem
wissen Albrecht Friedrich von Erlach, Baron von Spiez,
Herzog Bernhard betreffenden Papiere aus dem Erlach'sch
Familienarchive zu Spiez bei Bern mitgetheilt zu erha
Indem Goethe dem Herzog Ernst für die Uebersendung
funfzehn Bänden Bernhard'scher Papiere seinen Dank ausd
(28. Febr. 1780), fügt er hinzu: „Ich wünschte auf
würdigste Weise dem Hause Sachsen, dem ich mich gewi
habe, in einem seiner größten Männer meine Verehrung
zeugen zu können, ob ich mir gleich nicht mehr zutraue,
daß vielleicht meine Bemühung einen Andern, der di
Geschäfte mehr gewachsen ist, aufweckt und reizt". An
berichtet er unterm 7. April: „Zur Geschichte H
Bernhards habe ich viele Documente und Collectaneen
sammengebracht [der in Ilmenau sich aufhaltende Kraft
ihm beim Excerpiren besonders behülflich], kann sie
ziemlich erzählen, und will, wenn ich erst den Scheiterha
gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anek
recht zierlich zusammengelegt, ausgeschmückt und ein
schönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumge
habe, ihn einmal bei schöner trockener Nachtzeit anzünden
auch dieses Kunst- und Luftfeuer zum Vergnügen des P
brennen lassen". An Lavater berichtet er noch im Juni,
er die Zeit erwarte, wo es ihm vielleicht glücken werde,
Feuerwerk daraus zu machen. Wir kennen bereits Goe
Eigenthümlichkeit — er selbst bezeichnet sie als eine seiner
arten —, ein Project rasch zu ergreifen und dann bei
mindertem Interesse liegen zu lassen. Durch andere Pläne
größerm poetischen Reiz ward nach und nach die hist
Arbeit in den Hintergrund geschoben. Er sah bei fortges
Studium ein, daß das Leben Bernhards sich nicht als
einzelnes biographisches Gemälde absondern lasse, sondern
auf dem weiten Tummelplatz des dreißigjährigen Krieges

breite und zu einer Darstellung der gleichzeitigen politischen Verhältnisse und einer Geschichte des Krieges erweitere. Die Ereignisse des jugendlichen Helden „machten kein Bild“, und wo dieser Kunstform nicht Genüge geleistet ward, ließ sich unser Dichter nicht fesseln. Auch Schiller brachte seinen Vorsatz, Bernhard zum Helden einer Tragödie zu machen, wohl aus gleichen Gründen nicht zur Ausführung. Ueberdies war zu einer umfassenden historischen Arbeit über jene verworrene Epoche der deutschen Geschichte ein folgerechtes gründliches Geschichtsstudium erforderlich, wozu es Goethe damals an Zeit und Lust gebrach, weßhalb er zu dem Ausweg sich entschlossen hatte, nur einen ersten Band zu schreiben und auf die Darstellung der welthistorischen Begebenheiten in Bernhards letzter Lebensperiode zu verzichten. Auch dies unterblieb [86]. Uebrigens waren die dadurch veranlaßten historischen Studien für Goethe nicht ohne Gewinn; sie schlossen sich an die Vorstudien zum Götz und Egmont, die ihm die tiefere Einsicht in die Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts verschafft hatten, in richtiger Folge an und führten ihn zu einer gründlicheren Kenntniß des siebzehnten Jahrhunderts. Häufiger als früherhin finden wir unter den Werken, deren Lectüre ihn beschäftigte, auch Geschichtswerke verzeichnet. Mittelbar kam die Anregung des historischen Sinnes dem Egmont zu Gute, zu dem er im Jahre 1781 zurückkehrte.

Goethe's wissenschaftliche Studien wandten sich nach der Schweizerreise mit immer größerer Entschiedenheit den Naturwissenschaften zu. In dem einige Jahre früher niedergeschriebenen aphoristischen Aufsatze „die Natur“ spricht sich noch die pantheistische Mystik der Naturbetrachtung aus, deren ahnungsvolle Antithesen seine Dichtungen so schön kleiden. In Bezug zu diesen naturphilosophischen Phantasieen bezeichnet Goethe die Stufe der Einsicht, zu der sich damals sein Geist ausgebildet hatte, als „einen Comparativ, der seine

Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt sei", und blickt "nicht ohne Lächeln" auf jene Vorstufe zurück. Dieser gehört noch der Entwurf zu einem Romane über das Weltall an, den er 1781 durchdachte. Die Idee zu demselben ward wahrscheinlich durch Buffon's "Epochen der Natur" angeregt, ein Werk, das Goethe's Naturanschauung höchst förderlich entgegenkam, indem es die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, in wechselseitigen Beziehungen sich begegnendes Ganzes auffaßte; in einem Briefe an Merck (7. April 1780) ereifert sich gegen Georg Forster, der es für einen Roman erklärt hatte.

Mehr und mehr begegnen wir von jetzt an seinen con-sequenten Bemühungen, sich des Details der Naturerscheinungen durch Sammlungen, Versuche und Lectüre zu bemächtigen. Reisebeschreibungen widmete er ein fleißiges Studium; besonders gewährte ihm Saussure's Beschreibung der Alpen hohen Genuß und reiche Belehrung. Seit mehreren Jahren war durch das Interesse für den Bergbau die Erforschung der Gebirgsbildung ihm nahe gelegt; eine geognostische Karte von der Umgegend Ilmenau's hatte er durch Sachverständige, die er aus Sachsen herbeizog, anfertigen lassen. Er ergab sich, wie er gegen Merck äußert, den mineralogischen Forschungen "mit einer völligen Leidenschaft" und hatte große Freude daran. Dazu benutzte er den häufigen Aufenthalt in Ilmenau und die Streifzüge durch das Thüringerland. Daß er am 4. Sept. 1780 sich aufs neue auf der Höhe des Brockens befand, sehen wir aus einigen von seiner Hand im Brockenbuche aufgezeichneten lateinischen Zeilen. "Wir sind", schreibt er am 7. Sept., "auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde eingekrochen, und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten. Wir haben recht schöne große Sachen entdeckt

Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit en." Von Karl Wilhelm Voigt, den der Herzog Freiberger Bergakademie hatte ausbilden lassen, wurde liche Seite des Thüringer Gebirges vom Ettersberg Rhön geognostisch untersucht. Goethe vervollständigte seine mineralogischen Sammlungen und brachte "die Stein- und Gebirgsarten aus allen diesen Gegenden en". "Durch dieses alles zusammen" — fährt er in efe an Merck (Octbr. 1780) fort — "und durch die ien einiger Vorgänger bin ich im Stande, einen Aufsatz [88]) zu liefern, der gewiß interessant sein soll. e jetzt die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen wie Alles auf einander steht und liegt, ohne Präten- szuführen, wie es auf einander gekommen ist. Da al nichts aus Büchern lernen kann, so fang' ich erst nachdem ich die meilenlangen Blätter unserer Gegen- geschlagen habe, auch die Erfahrungen Anderer zu und zu nutzen ..... Ich bin überzeugt, daß bei so suchen und Hülfsmitteln ein einziger großer Mensch, den Füßen oder dem Geist die Welt umlaufen könnte, eltsam zusammengebauten Ball ein für allemal er- und uns beschreiben könnte". Die Forschungen wur- neuer geistiger Berührungspunct zwischen Goethe und welcher sich durch seine mineralogischen Forschungen kennung der Meister der Wissenschaft erwarb.

t gleichem Eifer warf sich Goethe im folgenden Jahre Studium der Anatomie und Osteologie, das ihn seinen Jugendjahren lebhaft angezogen hatte. Die n im Zeichnen und die Physiognomik führten ihn ahin zurück. Die Abschnitte in Lavater's physiogno- Fragmenten von dem Geschlechtsunterschiede der Men- it den Thieren und von Thierschädeln sind von Hand. Jetzt begann er unter Anleitung des Pro-

fessors Loder zu Jena ein genaues wissenschaftliches Stu
weßhalb er sich im October 1781 einige Zeit dort au
und suchte durch mündlichen Vortrag seinen Kenntnissen
Zusammenhang und Klarheit zu geben. Er schrieb de
im November an Merck und an Lavater: „Diesen W
habe ich mir vorgenommen, mit den Lehrern und Sch
unserer Zeichnen-Akademie den Knochenbau des mensch
Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu n
sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu f
und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeu
in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu s
Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran
alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe
den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und
über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Men
zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in u
Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß.
jenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdan
jeder und macht sie sich zu eigen. Durch diesen Weg
ich selbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamke
Formen zuzunehmen“.

Die Zeichnenschule, die er hier erwähnt, bestand
kurzem unter der Leitung des Malers Kraus und pflegt
1779 den Geburtstag des Herzogs durch eine öffentliche
stellung ihrer Zeichnungen zu feiern. Goethe widmete
durch ihn hervorgerufenen Anstalt seine thätige Theiln
Seine eigenen Uebungen im Zeichnen wurden mit Aus
fortgesetzt. Von Landschaften ging er mehr zum Co
ausgezeichneter Kupferstiche über, in denen er die mensc
Gestalt studiren konnte; daher übte er sich auch im Zei
nach dem Nackten, wovon der Schluß der Werther
Schweizerbriefe uns in ausführlicher Schilderung Beric
stattet. Er machte selbst Versuche im Porzellanmalen

der Freundin eine Freude zu machen. Die durch Merck angeregte Liebhaberei des Herzogs, werthvolle Handzeichnungen und Kupferstiche zu sammeln, verschaffte Goethe eine gründlichere Einsicht in die Geschichte der Kunst und die Richtungen der einzelnen Malerschulen, und er fing an, für sich zu sammeln. Außer den Niederländern fand die deutsche und italienische Schule mehr und mehr Beachtung; Mengs' Schriften studirte er mit großer Befriedigung und Anerkennung ihrer Vortrefflichkeit. Vor Albrecht Dürer gesteht er alle Tage mehr Respect zu bekommen. Nach Rafael ward copirt. „Ach Gott“ ruft er beim Anblick der schönen Caracche aus, „daß man so lange leben muß, eh' man so was sieht und sehen lernt!“ Besonders bemühte er sich, solche Blätter zu erhalten, wo „die erste unmittelbarste Aeußerung des Künstlergeistes“ ausgedrückt war. Damals wurde die später so innige Freundschaft mit dem Maler Heinrich Wilhelm Tischbein angeknüpft. Dieser war 1779 vom Landgrafen von Hessen-Cassel zu einer Reise nach Italien mit Geldmitteln versehen worden, um sich für seine Kunst auszubilden. Bald nach seiner Ankunft in Rom hörte die Unterstützung auf. In die dürftigste Lage versetzt, begab er sich nach Zürich. Auf Lavater's Empfehlung verwandte sich Goethe für ihn beim Herzog von Gotha und erwirkte die zum ferneren Aufenthalt in Italien erforderliche Unterstützung. Fügen wir noch hinzu, daß er manche Stunde mit dem Bildhauer Klauer zusammen war, der damals unter andern auch des Dichters Büste verfertigte, daß er sich mit Kayser über musikalische Arbeiten besprach, daß man sich um diese Zeit in Weimar mit der Aufführung größerer Musikwerke, z. B. des Händel'schen Messias, beschäftigte, so zeigt sich uns ein Streben, wie die Natur, auch das ganze Gebiet der Kunst zu durchwandern und durch die Anschauung kennen zu lernen.

Inzwischen ward auch die dramatische Kunst noch wie vordem in Ehren gehalten. Ein neues Theater war eingerichtet

worden, und Goethe wirkte bei Theaterproben und Aufführungen eben so eifrig mit, wie bei Feuerspritzenproben un Feuersbrünsten, die mehr denn je im Sommer 1780 s Sorge in Anspruch nahmen. In Seckendorf's Kallisto sp Goethe „eine schlechte Rolle mit großem Fleiß". Jery u Bätely (nach Seckendorf's Composition) schloß sich an. „ Kallisto ein schlechtes Stück", — so äußert er sich nach di Aufführungen — „und Bätely schlecht componirt, es un hält mich doch. Das Theatralische ist noch eins von wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Küns freude habe". Die Wahrheit dieser Bemerkung beweisen di jenen Jahren gearbeiteten ersten Bücher des Wilhelm Mei

Während des Sommers 1780 war wieder „Lust Leben" in Ettersburg. „Das dramatische Wesen", sch Herzogin Amalie an Merck, „hat seinen glücklichen Fortg und Freund Wolf thut treulich das Seinige dazu". D kam im Juni wieder an und brachte nicht nur wieder liche Kunstsachen mit, sondern nahm sich auch der De tionsmalerei an. Goethe, welcher sich schon mit dem Ent zum Torquato Tasso trug, sah sich dadurch veranlaßt, mals die humoristische Dichtung früherer Zeit wieder z wecken. Da ihn das durch die Iphigenie neubelebte St des Euripides mehr mit dem griechischen Drama ver gemacht hatte, so erheiterte er sich damals manche Stund der Lectüre der Komödien des Aristophanes und wählte eine derselben, die Vögel, zu einer freien Bearbeitung. Diese ward mitten unter vielfachen Geschäften in der f Laune einiger Sonntagsstunden zu Stande gebracht. wollte, um den Stoff kurz zusammenzudrängen, nur Rahm abschöpfen". Der Epilog ließ eine Fortsetzung die indeß unterblieben ist. Nur die Hauptmotive sind griechischen Komödiendichter, „dem ungezogenen Liebling Grazien", wie er im Epilog treffend genannt wird, ent

ı Uebrigen läßt der Dichter seine Laune frei walten und ürzt sein Lustspiel mit Beziehungen auf moderne Verhält- isse. Zwei Literaten, die mit ihrer Existenz unzufrieden sind, eil sie in ihrer Heimat immer weniger haben, als sie brau- hen, und für ihre Mühe, im Wirthshause zu sitzen, nicht inmal bezahlt werden, suchen den Schuhu auf, den großen riticus, der mit Allem unzufrieden ist, mit allen Malcontenten Correspondenz steht, und dem man deßhalb große Kenntniß schreibt. Durch diesen hoffen sie zu der Stadt ihrer Hoff- ungen gewiesen zu werden, wo sie alle Tage an eine wohl- esetzte Tafel geladen werden, wo vornehme Leute bereit sind, Vortheile ihres Standes mit ihnen zu theilen, wo die ichen Leute Zinsen geben, damit man ihnen nur das Geld immt und verwahrt, und wo ein Mann, der ein gutes geschrieben hat, gleich auf Zeitlebens in Allem freige- n wird. Von dem Schuhu abgewiesen, gerathen sie r die Krallen der Vögel, welche sie dadurch zu gewinnen n, daß sie ihnen vorschwatzen, die Vögel seien das erste, eltste Geschlecht, vom Schicksal bestimmt, Herren des Him- und der Erde zu sein, und das Reich der Lüfte sei das e und unüberwindlichste, das über alle Reiche herrschen e, wenn sie es mit vereinten Kräften einzurichten und Macht zu gebrauchen lernen. Die politisch-sociale Tendenz Lustspiels, worin manche Ideen der späteren Revolu- szeiten anklingen, hat ihre Grundzüge schon in der Dich- g des Aristophanes.

Die Aufführung zu Ettersburg (18. August), bei der he den Treufreund spielte, machte, wie Wieland an berichtet, „einen gar possierlichen Effect“. Die Vögel n von lebenden Personen in Vogelfederschmuck darge- ; Köpfe, Flügel und Schwänze konnten bewegt werden; und Schuhu ließen die Augen rollen. „Außer der gen Freude“, fährt Wieland fort, „die der Herzog und die

Herzogin-Mutter an diesem Aristophanischen Schwank geh... hat, ist's auch für Goethens Freunde tröstlich zu sehen, ... er mitten unter den unzähligen Plackereien seiner Ministersch... noch so viel gute Laune im Satz hat". Die poetische La... verließ ihn auch nicht, wenn er sich im Winter durch ... Hofvergnügungen, welche durch zahlreiche fürstliche Bes... belebt wurden, genöthigt sah, "im Dienste der Eitelkeit ... Feste der Thorheit zu schmücken und mit Maskenzügen ... glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Noth zu ... täuben". Er schließt diese Klage an Lavater mit der Be... kung, daß es noch gehe, da er diese Sachen als Kün... tractire; er hätte hinzufügen können, daß die anmuth... Gegenwart der geliebten Freundin ihm bei diesen Hoffe... manche frohe Stunde bereitete. Sie war ihm zur Seite ... der Maske der "Nacht" in dem Aufzuge des Win... (16. Decbr. 1781), welcher unter den Maskenzügen in Goe... Gedichten abgedruckt ist. Er erwähnt in den einleite... Zeilen, daß die meisten Programme, so wie die zu den ... zügen bestimmten und dieselben gewissermaßen erklär... Gedichte verloren gegangen seien. Durch eine Maskenge... schaft (Corona Schröter und zwei Sänger) wurde bei ei... Hoffeste (6. Jan.) das Gedicht Epiphanias, die Sen... der "drei Könige aus fernem Morgenland", dramatisch... gestellt. Dem Geburtstage der Herzogin Luise widme... das Gedicht ein Zug Lappländer.[89]

Eine größere humoristische Dichtung, das Neueste ... Plundersweilern, war bestimmt, der Herzogin-M... zum Weihnachtsfeste 1780 eine heitere Stunde zu bereite... Da sie den Personen ihres nächsten Kreises eine Weihna... freude zu machen pflegte, so überraschte man auch sie ... mit einer Gabe, einem von Kraus nach Goethe's Erfin... und Entwurf ausgeführtem Gemälde, das die deutsche Lit... der nächstvergangenen Jahre in satirischen Bildern ...

achdem es enthüllt war, trat Goethe in der Rolle des arktschreiers von Plundersweilern herein, den er in dem Jahrmarktsfest" auf der Bühne zu Ettersburg zu allgemeinem ubel dargestellt hatte, und recitirte das erklärende Gedicht, ährend die ihn begleitende "lustige Person" die einzelnen egenstände nach der Reihe mit der Pritsche bezeichnete. Das ite Jahrzehend der deutschen Literatur wird in den einzelnen uppen aufs ergötzlichste porträtirt. Im Vordergrund er- eint der Dichter des Werther mit dessen Leichnam auf den hultern, hinter ihm ein Chorus empfindsamer Jünglinge d Jungfrauen, die einen Mond und ein brennendes Herz f einer Stange tragen; man blickt in die Lesestraße, wo e Kritik ihr Geschäft treibt und Buchhändler mit gebückten orn verhandeln; Almanachsdichter sind in einer Laube ammelt, und der Merkur schreitet auf Stelzen einher. m Goethe in den späterhin vorausgeschickten Einleitungs- ten "den kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen" er- nt, so war es ohne Zweifel Wieland, dessen Empfind- eit bei solchen Anlässen leicht erregbar war.

Ueber den Werth der jüngsten deutschen Literaturepoche de um diese Zeit viel hin und her gestritten. Das weg- nde Urtheil, welches Friedrich II. in seiner Schrift de la érature allemande über die vaterländische Literatur aus- ochen hatte, erregte durch die Persönlichkeit ihres Ver- rs großes Aufsehen, obwohl sie nur dazu dienen konnte, Standpunct des französisch gebildeten Königs zu charak- ren, der über das, was er kennen zu lernen nicht der werth geachtet hatte, auch nicht zu urtheilen fähig war. ie deutsche Literatur wurde indeß manche Lanze gebro- Goethe dictirte in Bezug darauf am 6. Januar 1781 Gespräch über die deutsche Literatur, über das dem er es zugesandt hatte, mit vielem Lobe an Georg berichtete. Vielleicht wird es noch wieder aufgefunden.

Der Verfasser unterließ die Herausgabe, so wie die anfang beabsichtigte Hinzufügung eines zweiten Stücks, da inzwisch Möser in seinem „Schreiben über die deutsche Sprache u Literatur“ denselben Gegenstand mit gewohnter Klarheit u Umsicht behandelt hatte. Goethe's Brief, worin er Mös Tochter, Frau von Voigts, für die Uebersendung dieser Sch dankt (vom 21. Juni 1781), ist ein Beweis, daß er, obgl sein Götz in der Abhandlung des Königs eine abscheuli Nachahmung der schlechten englischen Stücke genannt w doch den großen Herrscher schon damals eben so human urtheilte, wie später in „Dichtung und Wahrheit“; es dü ihn, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehm und ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit ei eisernen Scepter führe, müsse die Production eines freien ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueber seine eig Bestrebungen äußert er mit eben so großem Sinne als scheidenheit: „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den be Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Natur heit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu V such leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern S als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen h und nicht nennen können, handelnd, schreibend und le immer näher zu kommen.“

In solch einem gehobenen, nach allen Seiten regsa Geistesleben war ihm „die schöne unverwelkliche Gattin Himmelsband verbunden“, welche die Ode Meine G mit unvergleichlicher Anmuth schildert. Diese duftige B der Phantasie pflückte er am 5. September 1780 zu Il nordheim, als er das Thüringer Gebirge durchstreifte und Behuf seiner mineralogischen Sammlungen „an jeden klopfte“, nebenbei in Gesellschaft des Herzogs und S mit Ochsenkauf und Besichtigung der Anstalten zur W

wässerung beschäftigt. Wie er immer seine Bilder von der augenblicklichen Anschauung zu entnehmen pflegt, so weiß er auch für seine geistige Thätigkeit Vergleichspuncte zu treffen, indem er in einem gleichzeitigen Briefe seinen Kopf einer Mühle mit vielen Gängen vergleicht, wo zugleich geschroten, gemahlen, gewalkt und Oel gestoßen wird, und in Bezug auf den poetischen Trieb hinzugefügt, er entziehe diesen Springwerken so viel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen; aber ehe er sich's versehe, ziehe ein böser Genius den Zapfen, und Alles springe und sprudele.

Die Bäche der Goethe'schen Poesie sprudelten in den Jahren, die wir jetzt betrachten, in herrlichster Reinheit und Lebendigkeit, bald in munterem jugendlichen Sprunge von Fels zu Fels herniederhüpfend, bald in ruhiger Bahn fortströmend und zu klarer Fülle und Tiefe sich erweiternd. Während jener Herbstexcursionen gewann Tasso, den er schon im März concipirt und durchdacht hatte, eine festere Gestalt, so daß er sich am Morgen des 13. Octobers zu der Ausarbeitung der ersten Scenen entschloß. In wenigen Wochen hatte das Drama bis zu der ersten Scene des zweiten Acts. Die Geschäfte des Decembers, „wo er sich's sehr sauer werden lassen mußte“, und die Zerstreuungen des Winters ließen ihn die Arbeit nicht vor dem nächsten Frühling wieder aufnehmen; nach vielen Unterbrechungen ward der zweite Act im den Herbst 1781 abgeschlossen. Diese Dichtung hat aber ihre classische Form erst durch die spätere Umdichtung erhalten, indem sie anfangs, wie er selbst berichtet, „in poetischer Prosa geschrieben war und etwas Weichliches und Nebelhaftes hatte“; allein indem gerade den ersten Acten das „Herzblut“ des Dichters eingeflößt ward, stehen sie im innigsten Zusammenhange mit dem Seelenleben und den Verhältnissen Goethe's in den Jahren, wo sie zuerst entworfen wurden. Er hatte die Stellung, welche der Dichter neben den

bloß praktischen Männern am Hofe einnimmt, durch ange-
nehme wie durch bittere Erfahrungen kennen gelernt, und
wenn er auch zum Geschäftsmanne sich heranbildete, so fühlte
er gleichwohl den Widerspruch, in den die poetische Natur
mit den Forderungen des Lebens tritt. Daher hatte er in
Antonio nicht bloß seine Neider zu schildern, sondern ihm
auch den Theil seines eigenen Wesens zu leihen, den er in
einer beschränkteren Sphäre der geistigen Thätigkeit zwar...
Vornehmlich aber gab er in den ersten beiden Acten ...
Tasso seinem Verhältniß zu Frau von Stein den poetisch...
Ausdruck; das Drama ward zunächst als ein Dankopfer a...
dem Altar der Liebe niedergelegt.

Während die Tasso-Dichtung sich von seinem Inn...
löste, war sein Liebesverhältniß zu einer Reinheit und See...
harmonie gediehen, die kein Mißklang mehr störte. Was ...
die Freundin in den Zeiten seines Kampfes mit innern ...
äußern Zuständen gewesen war, wie sie ihm als die Vertr...
seines Herzens beruhigend und ermuthigend zur Seite gest...
den hatte, wie sie noch stets die Seele seines Dichtens ...
Strebens war, das ward hier zum seelenvollsten Gegenst...
In der Prinzessin Leonore zeichnete er das Ideal ...
Weiblichkeit, wie er es in ihr erfaßt hatte. Er bekennt...
daher unumwunden, was er am Tasso schreibe, an ...
richten, wie denn auch sie ihm geäußert, was Tasso ...
sich zueignen zu wollen. Wir gehen wohl nicht fehl, ...
wir auch die liebenswürdige Gräfin Leonore in G...
damaligem Umgangskreise aufsuchen; zu diesem Bilde ...
die schöne Marquise Branconi gesessen zu haben, ...
er in Weimar zwei Tage bewirthete und „von deren ...
Gegenwart er noch einige Tage den Nachklang genoß“.

Dergleichen Studien nach dem Leben kamen ihm au...
Wilhelm Meister zu Statten, in welchem Viel aus ...
„epischen Vorrathskammer und politisch-moralisch-dramati...

Tasche" sich verarbeiten ließ. Das Material des zweiten und dritten Buches ward in diesen Jahren in manchen einsamen Stunden durchdacht. Ein Brief an die Freundin (7. Juni 1780) erzählt uns, wie er auf dem Ritt von Erfurt nach Gotha seine „Lieblingssituation" (Mignon und der Harfenspieler?) ausführt und das Detail so lebhaft in sich entstehen läßt, daß er zuletzt bitterlich zu weinen anfängt". „Ich wollte gerne" — fügt er dann hinzu — „Geld drum geben, wenn das Capitel von Wilhelm Meister aufgeschrieben wäre, aber man brächte mich eher zum Sprung durch's Feuer. Dictiren könnt' ich's noch allenfalls, wenn ich nur immer einen Reiseschreiber bei mir hätte. Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden, und meinem Zustande in diesem Augenblicke, wo ich jetzt schreibe, ist ein Unterschied wie Traum und Wachen". Es war ihm damals bereits das Dictiren so zur Gewohnheit geworden, daß er scherzweise äußerte, er verlerne fast das Schreiben.

In den Ilmenauer Septembertagen war sein Roman eines der „Springwerke", die der Genius manchmal sprudeln ließ, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Scenen des zweiten Buches, wo Wilhelm, seine Handelsgeschäfte vergessend, in dem heiteren Landstädtchen am Fuße des Gebirges lange im Verkehr mit der wandernden Schauspielertruppe und Seiltänzern die Tage hinlebt, uns auf diesen Boden versetzen [91]). Die Hauptzüge des dritten Buchs, in welchem Wilhelm mit dem Grafen und der Gräfin zusammengeführt wird, gingen aus psychologischen Beobachtungen des Jahres 1781 hervor, wo er überdies, wie die Briefe an Lavater darthun, sich der Seelenkunde mit wissenschaftlicher Gründlichkeit widmete, was eben so wenig, wie früherhin die physiognomischen Studien, für seine Dichtungen verloren ging. Er verweilte im März dieses Jahres mehrere Tage bei dem Grafen Werther zu Neumheiligen in Gesellschaft des

Herzogs, dessen Neigung zu der liebenswürdigen Gräfin schon oben berührt worden ist. Der Graf, vormals Gesandter in Spanien, ein Mann von Welterfahrung und Kenntnissen, hatte aus den frühern Verhältnissen ein steifes, ceremonielles Wesen heimgebracht, das ihn zugleich lächerlich und seiner Umgebung unerträglich machte: Züge, die wir in dem Grafen des Romans wiederfinden. Die Gräfin dagegen war eine der seltensten weiblichen Erscheinungen und dadurch für Goethe im eigentlichen Sinne ein Studium, wodurch er „neue Begriffe“ erhielt. Schön, doch zart und kränklich, erschien sie und war, wie er sich ausdrückt, eine schöne Seele, die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt. Mit einer bewundernswürdigen Seelengüte verband sie eine richtige Beurtheilung der größern wie der kleinern Verhältnisse des Lebens: „sie kennt die Welt; sie hat Welt“. Goethe sah in ihr in dem vollendetsten Bilde, was „große Welt“, „Welt haben“ bedeute; was in der Kunst das Genie, das habe sie in der Kunst des Lebens. Im Grunde fand er in ihr eine Frau von Stein, nur mit etwas weicherer Form, wie Er richtete die Sorgfalt des forschenden Naturbeobachters da die feinen Züge ihres Wesens „zu erobern“, und schuf diesem Urbilde die liebenswürdige Gräfin, welche Wilhelm Meister die Sphäre höherer Weiblichkeit er In dieser ließ er die Bildung seines Helden, „seines dra tischen Ebenbildes“, weiterführen, nachdem er ihn aus Schauspielerleben und den theatralischen Liebhabereien her gezogen hatte. Auch dieser größte deutsche Roman sollte zum Zeugniß werden, daß Erhebung und Friede der nur in der Hingebung an das Ideal-Weibliche zu finden und ist insofern ebenfalls das dichterische Product des Lie verhältnisses seines Verfassers. Die Grundidee der Dichtungen klingt auch in mehreren lyrischen Gedichten Dem Jahre 1781 gehören „der Becher“, „an Lida“, „

anken" an, zarte lyrische Blüthen, doch nicht mehr mit der
rbengluth der jugendlichen Leidenschaft, sondern in einer
die griechische Lyrik sich anlehnenden Form, welche er durch
e Nachdichtung des Anakreontischen Liedes „an die Cicade"
bgewonnen hatte. „Der Becher" folgt im Tiefurter
Journal, ebenfalls mit der Ueberschrift „Aus dem Grie-
chischen", gleich nach dem Gedicht „An die Heuschrecke". Dies
andschriftliche Journal, aus anonymen Beiträgen bestehend,
ard im August 1781 von der Herzogin Amalie gestiftet und
nfangs nur in dem Kreise der ihr Befreundeten mitgetheilt.
Mehrere Abschriften haben sich davon erhalten.

In dem engern Kreise der Freunde sah Goethe damals
ne Welt, für die er lebte und dichtete, wie er durch den
und seines Tasso dankbar aussprechen läßt. Die Dichtungen
weimarischen Jahre gingen nur Merck, Lavater und der
utter in Abschriften zu [92]). Das größere Publicum erfuhr
nig von dem Dichter, dessen Jugendproducte die stürmischen
eister heraufbeschworen hatte, deren kühne Wildheit damals
fs neue in Schiller's Räubern die enthusiastische Jugend
m Beifall hinriß. Daher konnte Küttner in seinen 1781
hienenen „Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten"
Behagen berichten, daß nach und nach das überschreiende
, welches die trunkenen Bewunderer Goethe zugejauchzt
en, verhalle. Je mehr Goethe daher dem Beifall der
ge sich entrückt sah, desto größern Werth hatte für ihn
Ueberraschung, welche ihm die Herzogin Amalie mit dem
eigenen Zartsinne in Tiefurt, seit 1781 ihrem gewöhn-
n Sommeraufenthalte, zu seinem Geburtstage veranstaltete.
der Mooshütte des Tiefurter Parks ward Minerva's
urt in chinesischen Schatten, mit Reimen und Musik von
ndorf, aufgeführt. Maler Kraus stellte den Jupiter, der
zog den Vulcan, Corona Schröter die Minerva vor,
he aus dem gespaltenen Haupte des Jupiters, wozu man

einen colossalen Pappenkopf hergerichtet hatte, langsam emporstieg. Minerva fand im Buche des Schicksals diesen Tag als einen der glücklichsten bezeichnet, an welchem vor 32 Jahren einer der besten und weisesten Menschen der Welt geschenkt worden sei. Ein Genius schrieb Goethe's Namen in die Wolken, Minerva umflocht ihn mit einem Kranz und weihte ihm die ihr dargebrachten Göttergeschenke, die Leier des Apoll, die Blumenkränze der Musen ꝛc. In feurigen Inschriften traten „Iphigenie" und „Faust" hervor. Die Peitsche des Momus, auf deren Riemen aves (die Vögel) stand, hatte sie bei Seite gelegt; dieser kam jedoch zum Schlusse des Stücks wieder und hing auch diese zu den übrigen Weihgeschenken. Mit dieser Feier ward zugleich das neuerrichtete „Hof- und Waldtheater", wie es Wieland nennt, eröffnet und eingeweiht.

Die weimarischen Auszeichnungen überbot noch die glänzende Aufnahme, welche Goethe am gothaischen Hofe
dem Herzoge Ernst II. und dem Prinzen August erwiesen w
und damals in Weimar viel Aufsehen erregt zu haben sch
Doch zog es ihn aus der Welt immer wieder zu dem Klei
zurück, das seinem Herzen Ziel und Beruhigung alles
bens und Verlangens geworden war — „seiner lieben Lo
diese Begrüßung mit dem vormals schon verehrten Na
nebst dem traulichen Du konnte sie dem dringenden Verla
des treu ausharrenden Verehrers, der jetzt sein „Novi
überstanden zu haben glaubte, nicht länger verwei
„Deine Liebe ist das schöne Licht aller meiner Tage,
Beifall ist mein bester Ruhm, und wenn ich einen g
Namen von außen recht schätze, so ist's um Deinetwillen

Fünftes Capitel.

1782.

Goethe schloß das Jahr 1781 mit behaglichem Rückblick uf die Ordnung und Consequenz seiner Thätigkeit, und es hienen mit dem neuen „die schönsten Aussichten“ vor ihm u liegen. Immer besser wußte er sich in das Beschwerliche iner Aemter zu schicken und „sich die Rüstung nach seinem eibe zurechtzuschnallen“. Nachdem es ihm gelungen war, in m Geschäftsbereich der Kriegscommission Ordnung herzullen, war ihm nicht bange, einer noch größeren Aufgabe ine ordnende und leitende Thätigkeit zu widmen. „Sind ch“, äußert er gegen Knebel, „Dinge, die mir nicht anstehen, komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel ines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und eue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höhern ufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, sei nun hier zeitlich oder dort ewig“. Eine mannigfaltige ätigkeit dünkte ihm ein Bedürfniß seines Lebens, und er r von sich überzeugt, „in dem geringsten Dorfe und auf er wüsten Insel eben so betriebsam sein zu müssen, um r zu leben“. Manchmal fällt es ihm schon schwer aufs erz, „daß das Leben so stark vorrücke“, und es leidet die stere Stimmung seltener eine Unterbrechung. Diesmal r ihm daher die „Narrenrolle“, welche die Carnevalszeit aufzwang, mehr als je zuwider.

Die Wintervergnügungen waren im Beginn dieses Ja
sehr glänzend und rauschend, weil mehrere hohe Gäste, un
ihnen der Prinz August von Gotha und der regierende Her
von Meiningen, die in Weimar längere Zeit verweilt
vom Herzog mit gewohnter Gastlichkeit bewirthet und a
ausgesuchte Weise unterhalten wurden. „Seit Anfang d
Jahres", schreibt Goethe an Knebel, „hat es viel Treibe
zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freil
meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müss
die von andern Expeditionen oft schon herzlich müde is
Zu den sechs Redoutenaufzügen wurden von ihm mehr
Programme entworfen, und einige poetische Gaben, die s
jetzt unter seinen Gedichten finden, dienten zur festlichen Au
stattung. In dem Aufzug der weiblichen Tugend
(am 1. Febr.) hatte er Gelegenheit, der Herzogin Luise ei
Artigkeit zu erweisen, indem die weiblichen Tugenden in ein
Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, ihr du
die Bescheidenheit Kränze überreichen ließen, die m
dem Bande, worauf Goethe's Gedicht stand, geflochten war
Der Aufzug der vier Weltalter, mit einem gehaltvol
Gedicht, ward veranstaltet, auch der Aufzug des Wi
ters wiederholt.

Zum Geburtstage der Herzogin ordnete Goethe
Ballet, das größtentheils von Kindern gegeben wurde. A
einem Bericht des Fräuleins von Göchhausen erfahren w
den nähern Inhalt: „Eine Fee und ein Zauberer hat
einen mächtigen Geist beleidigt, und ihnen wurde dad
das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wur
alt mit allen Feen und Zauberern, die ihnen ergeben wa
Diese Strafe sollten sie dulden, bis in gewissen Bergkl
der große Karfunkel gefunden würde, dem das verza
war, was ihnen allen fehlte. Diesen Stein zu erhal
vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht.

Berggeister wurden beschworen; Feen, Gnomen und Nymphen thaten durch wunderbare Zaubereien ihr Bestes, und das Abenteuer wurde bestanden, der große Karfunkel herbeigeschafft, geöffnet, und — Amor sprang heraus. In diesem Augenblick gingen die großen Verwandlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Diese Verwandlungen gingen sehr gut, und Decoration und Musik waren recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen gemischt und endigte mit einem großen Ballet«. Zum Schluß brachte Amor der Herzogin ein Band mit dem lieblichen Begrüßungsgedichte, das unter den Maskenzügen aufbewahrt ist. Goethe hat noch andere Programme von Kinderballets verfaßt, welche ebenfalls verloren gegangen sind, unter andern die Weiber von Weinsberg«. Aus dem »Rattenfänger von Hameln« ist eine Ballade übrig geblieben.

Mehrere Aeußerungen in Goethe's Briefen lassen erkennen, daß ihm bei alle dem nicht froh zu Muthe war. Noch nie hatte er das Ende des Carnevals so sehnlich wie diesmal herbeigewünscht, und mit Verlangen kehrte er zurück zu den Wohnungen der Weisheit und Güte«. Ueberdies war seine Gesundheit leidend; schon am 8. Februar schreibt der Herzog an Knebel, Goethe gehe gelb und bleich umher und flicke an sich herum. Es war daher für Geist und Körper heilsam, daß im März ihn die übliche Rundreise im weimarischen Lande, wenn gleich zu »dem albernen Geschäft der Rekrutenaushebung«, aus der Stadt entführte. In den ersten Tagen der Reise vollendete er das Gedicht auf Mieding's Tod, des unermüdlichen Theatermaschinisten, der am 27. Januar gestorben war. Diese Elegie, voll tiefen Sinns in anspruchsloser Form, geht, gleich wie »Hans Sachsens poetische Sendung«, von einem beschränkten Kreise aus, um vor uns zu einer allgemein menschlichen Lebenssphäre zu

erweitern, und wir finden hier im Kleinen die für Goethe's künstlerisches Verfahren charakteristischen Grundzüge wieder. Nicht nur der Tod macht Alle gleich; auch im Leben haben Hohe und Niedere darin ein gleiches Geschick, daß jedem die Aufgabe gestellt ist, seinen Wirkungskreis durch treue Thätigkeit auszufüllen. Indem er dem wackeren Mieding Worte der Anerkennung widmet, wird ihm die Dichtung die „eigene Parentation", und eine höhere Wehmuth, als die Todtenklage um den aus engem Kreise des Wirkens Geschiedenen, schlingt die bescheidenen Blumen zu einem schönen Kranze liebevollen Andenkens zusammen. Zugleich fand er Gelegenheit, der Anmuth und dem Talent der Corona Schröter eine poetische Huldigung darzubringen. Die weimarische Gesellschaft war über dies Gedicht wahrhaft entzückt. „Ich bin mir", äußert er an Knebel, „noch keiner so schönen Sensation bewußt, als dies Gedicht in unserm Kreis gemacht hat."

Kaum war am 16. März dies abgeschlossen, als Goethe nächsten Tages wieder den Egmont vornahm, worin „der fatale vierte Act", den er ganz umarbeiten mußte, immer zu schaffen machte. Um noch mehr historische darein zu verweben, studirte er Strada's Werk über niederländischen Krieg und „fand gar treffliche Schilderung von Personen" darin. „Zum Egmont", schreibt er 20. März, „habe ich Hoffnung, doch wird's langsamer als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn noch zu schreiben hätte, schriebe ich es anders und gar nicht. Da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht. Goethe brachte dies Drama gewissermaßen zum Abschluß, obwohl er sich auch jetzt noch nicht recht befriedigt fühlte. Als er eine Abschrift an Justus Möser übersandte, schrieb er unter dem 5. Mai an dessen Tochter: „Sie erhalten

inen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor, und denn bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben sowohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht". So bescheiden, so streng gegen sich selbst waren unsere größten Dichter, so unermüdlich rangen sie danach, die Gebilde ihrer Kunst in möglichster Vollendung ihrer Nation und der Nachwelt zu übergeben.

An jene Geschäftsreise schloß sich, nach einer nur dreitägigen Rast in Weimar, am 28. März eine zweite nach dem Fürstenthum Eisenach, wo er mit dem Herzog, der damals den Wunsch hegte, sich mit diesem etwas vernachlässigten Landestheile näher bekannt zu machen, in dem abgebrannten Kreuzburg zusammentraf und mit ihm und dem Landcommissarius Bätty mehrere Ortschaften bereiste. Die Zerstreuungen und Störungen dieser beschwerlichen Reise ließen an die größeren poetischen Arbeiten nicht denken, und nur einige flüchtige Eingebungen des Augenblicks wurden in poetische Form gefaßt. Es entstanden die ersten jener Epigramme, in denen Goethe die antike Form nachzuahmen suchte, wahrscheinlich veranlaßt durch die ihm im März übersandte Tobler'sche Uebersetzung von Gedichten der griechischen Anthologie. Sie sind nebst einigen späteren unter der Ueberschrift "Antiker Form sich nähernd" seinen Gedichten eingereiht. "Ich bin", schreibt er, "auf dieser Wanderung auf den Geschmack von Inschriften gekommen, und es werden bald die Steine zu reden anfangen". Es wurden auch wirklich mehrere derselben als Inschriften im Weimarer und Tiefurter Park angebracht. Einem Stein in dem traulichen Gärtchen

des Dichters ward das Epigramm „Erwählter Fels“ eingegraben, als ein Denkmal der glücklichen Stunden, wo „der Liebende im Stillen der Geliebten gedachte“. Wie dieses, erhalten auch andere ihren zarten dichterischen Hauch von der Liebe zu der Freundin; die Gedichtchen „Versuchung“ und „Ferne“ waren Briefen an sie beigelegt. Vielleicht sind auch die Oden „Ganymed“, „Grenzen der Menschheit“, „da Göttliche“ in diese Frühlingstage zu setzen; jedenfalls gehö die letztere in das Jahr 1782. An die Stelle des frühern Prometheischen Trotzes tritt in diesen Gedichten das Gefü des demüthigen, der Schranken des Daseins bewußten Hi gebens an das Ewige und Göttliche, das in den Gese der Natur und dem Wirken der Menschheit waltet, und de der Mensch sich dadurch nähert, daß er, „hülfreich und g unermüdet das Nützliche und Rechte schafft“.

Dieses durch sein eigenes Wirken wahr zu machen, seh wir ihn auf seinen Kreuz- und Querzügen durch das wei rische Ländchen treulich bemüht. Von Eisenach aus schr er am 2. April an seine Freundin: „Von Gotha, wo es m so weich wie einem Schooßkinde ergangen, komme ich hier wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hä ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so ein guten Fuß, als meine eignen, so könnten wir von Gl sagen, und wäre alsdann das Glück uns so treu und h als Du mir bist, würde man uns vor dem Tode selig prei können. Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für thun kann und so wenig für Andre! Daß es doch ein nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen! Das Me dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel Glücks gebracht oder sehe vor mir, es wird werden. Andre arbeit' ich mich ab und erlange nichts. Für mich ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir Alles einem Kissen überreicht“.

Er beschäftigte sich während seiner Reisen angelegentlich [m]it landwirthschaftlichen Plänen; auch in dem Epigramm „dem Ackersmann“ finden wir die sinnige Betrachtung des Landbaus wieder. Er hatte ein tiefes Mitgefühl für die mühevolle Lage der niedern Stände; allein er erkannte mehr und mehr, daß der Wurzel des Uebels nicht beizukommen sei. Indem er am Schluß der Reise in einem Briefe an Knebel (17. April) seine Freude ausspricht, daß er jetzt von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben wisse, — auch gegen die Freundin äußert er, daß er in Beurtheilung des Bodens und der Landesart immer zunehme — fügt er ein offnes wehmüthiges Bekenntniß hinzu, das schon die ernste resignirende Stimmung ausdrückt, der wir von jetzt an häufiger begegnen. „So steige ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in Einem beigebracht werden kann“.

Zu solchen Betrachtungen fühlt er sich jetzt um so mehr gelegt, als mit seiner Rundreise auch ein mehrtägiger Aufenthalt erst am gothaischen, später am meiningischen Hofe verbunden war. Er genoß hier eine auszeichnende Aufnahme. ...s bemüht, jede Stellung, die ihm das Leben auferlegte, ... eine Kunstaufgabe zu behandeln, hatte er auch in den ...en Jahren die Maximen des feinen Umgangs, „des Weltlebens“, über die er mit der Freundin wiederholt theoretisirt hatte, mehr und mehr praktisch auszuüben gesucht, und scheint den fürstlichen Kreisen die Rolle des eleganten Hofmanns

gewandt durchgeführt zu haben, so daß er sich in dem Bewußtsein „glücklich fühlte, an jedem Orte in richtigem Verhältniß zu seinem und Anderer Vergnügen existiren zu können“. Doch fügt er für die Freundin bei nächster Gelegenheit hinzu: „die Seele aber wird immer tiefer in sich selbst zurückgeführt, je mehr man die Menschen nach ihr und nicht nach seiner Art behandelt; man verhält sich zu ihnen wie der Musicus zum Instrument, und ich könnte nicht acht Tage treiben, wenn mein Geist nicht in der glü seligen Gemeinschaft mit dem Deinigen lebte“. Daher m er auch bekennen, recht zu einem Privatmenschen erschaff zu sein und nicht zu begreifen, wie ihn das Schicksal in d Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie habe einfli mögen. Zur Erläuterung dieser elegischen Gemüthsstimmu dienen die charakteristischen Worte, die er unterm 26. J 1781 an Plessing schrieb: „So viel kann ich Sie versich daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsa lebe und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß ni mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschie deren Gedanken nicht meine Gedanken sind.“

Eine neue Excursion oder vielmehr diplomatische Miss an die kleinen thüringischen Höfe in der ersten Hälfte Mai's gab ihm aufs neue Gelegenheit, sich mit Geschick den parquetirten Sälen der Fürstenschlösser zu bewegen. meldet darüber am 12. Mai seiner Freundin von Meinin aus: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist fre nichts Wichtiges noch Schweres; indessen da ich, wie weißt, Alles als Uebung behandle, so hat auch dies genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förml Audienz bei beiden Herzogen gehabt, die Livreen auf Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln Pagen und die gnädigen Herrn im Audienzgemach. Mo geh' ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spiel

in Hildburghausen mich auch an Hof stellen, und gegen de der Woche nach Rudolstadt gehen, da ich einmal auf Wege bin und hiermit alle thüringischen Höfe absolvire". einen glücklichen Tag aber bezeichnet er den, wo er mit Bergrath Baum zu Friedrichsrode "in den Eingeweiden Erde herumkroch und sich recht was zu Gute that." Das rken dieses tüchtigen Mannes in einem engen, doch sehr nnigfaltigen Kreise dünkte ihm fast beneidenswerth. "Er sicherte, es ginge nichts über das Vergnügen ein Bergnn zu sein, und wenn er auch die Gaben hätte und er nte Minister sein, würde er es ausschlagen, meint er, und glaube es gerne — besonders wenn er recht wüßte, was hieße, Minister sein". Diesen Contrast, die vom Hofmoniell umgebene Excellenz und den nach der Einfachheit Natur sich sehnenden Dichter, zeichnet ein kleines nach Koburger Hofcomödie hingeworfenes Scherzgedicht, durch en Lächeln der Ernst hindurchblickt:

Man lauft, man drängt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemess'nem Schritt
Erblick' ich schon von weiten.
Ein Dichter, der so Manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn Vieles leiden.
Er muß bei stolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegase! o nimm ihn mit
In der Begeist'rung Weiten;
Er giebt gewiß für Einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden.

Gerade in diesen Tagen beschäftigten sich seine Gedanken einem Abschiedsgedicht an seinen Garten, dessen ländliche

Stille er in diesem Frühling mit einer städtischen Wohnung
vertauschte. Die zunehmenden Geschäfte hatten die Ver-
änderung längst nöthig gemacht; doch zögerte er so lange
möglich, weil er es sich „ärger als den Tod“ dachte, sich
seinem Garten zu trennen. Er gab endlich den freundli
Vorstellungen der Herzogin Amalie nach, die ihm zug
versprochen hatte, „da er so fein artig sei“, ihm einen
der Möbeln für die neue Wohnung machen zu lassen.
1. Juni zog er in die nach weimarischem Maßstabe „ge
mige und prächtige“ Wohnung ein. Nicht nur für
Staatsgeschäfte, sondern auch für seine Kunst- und Natura
sammlungen war ihm der größere Raum von vielem
Daher freute er sich bald des neuen (anfangs nur gemieth
Quartiers, in welchem er sich, wie Wieland bemerkt,
ministerialischen Fuß einzurichten begann; sein Garten
jetzt häufig die Zuflucht seiner Mußestunden. Es wün
ihn damals jemand zu kaufen; aber „jede Rose sagte zu
und du willst uns weggeben? In dem Augenblick fühlt' ich,
ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte.“

Bald nach seinem Einzuge in die neue Wohnung er
er das Diplom, womit Kaiser Joseph II. ihn in den Ad
stand erhob; die Absicht des Herzogs, dies zu erwirken,
ihm schon gegen Ende des vorigen Jahres mitgetheilt wo
da nach den damaligen Verhältnissen seine öffentliche
lung den Adelsrang nothwendig machte. Wie wenig
er indeß auf seine Standeserhöhung legte, sieht man aus
Worten an Frau von Stein er sei so wunderbar gebaut,
er sich nichts dabei denken könne. In späteren Jahren
er: „Wir Frankfurter Patricier hielten uns immer de
gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hat
in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich
besessen“. In der weimarischen Gesellschaft machte
nicht viel Aufsehen, weil sie nicht unerwartet kam,

darauf sich über ein wichtigeres Hofereigniß zu ver-
rn hatte. Der Kammerpräsident von Kalb wurde auf
l (jedoch „aufs ehrenvollste“!) entlassen. „Jeden Tag,
:r ich in die Sachen eindringe“ — äußert Goethe gegen
l — „sehe ich, wie nothwendig dieser Schritt war.
Geschäftsmann hat er sich mittelmäßig, als politischer
h schlecht, und als Mensch abscheulich aufgeführt“.
der sein Vermögen durchgebracht hatte, wird beschul-
die öffentlichen Kassen angegriffen zu haben. „Der
g“ — schreibt Wieland an Merck — „kam ihm so
artet, als dem Publico, welches sich noch nicht davon
n kann. Goethe, heißt es, soll einstweilen die Kammer-
entenstelle nur versehen. Man nenne es aber, wie man
so wird er, ohne seine Stelle im Geheimen Conseil
geben, in der Kammer präsidiren“; darauf folgt noch
s Achselzucken, ob man z. B. dem Homer das Com-
d einer Flotte übergeben hätte, woraus wir auf die
lichen und neidischen Gesichter der Residenz schließen
ı. Eine Ernennung Goethe's zum „Kammerpräsidenten“,
die Verwaltung der Finanzen oblag, hat nicht statt-
den, obwohl er es thatsächlich in den nächsten Jahren
Das herzogliche Rescript an die Kammer vom 11. Juni
Erlaß an den geheimen Rath Goethe ist von gleichem
t) bezeichnet die Anordnung als interimistisch und fährt
fort:

Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in
ißherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhn-
Gang unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden
en Kammerraths fort. Ihr zusammen expedirt die
ten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften
mten Angelegenheiten, so wie zeither geschehen. So
gegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen
herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was

obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelangt, geht Unsere Intention dahin, daß, da wir Unserem geheimen Rath Goethe Gelegenheit, sich mit denen Kammer-Angelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienst-Verrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Collegii beiwohnen will, so wie auch denselbigen, mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Acten ihm abfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet“. ....

Wenn Goethe auch wohl scherzend äußerte, es gehe ihm wie dem Treufreund in seinen Vögeln, ihm werde ein St des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen, so fühlt er doch den ganzen Ernst seines n Berufs, dem er alle seine Kräfte „aufopfernd“ zu wid bereit steht. Gegen Knebel spricht er sich am offensten dar aus: „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre a zuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch w rechts noch links..... Dabei bin ich vergnügter, als jema denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem F das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel den Dritten und Vierten, sondern hell gerade auf mich. ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhält und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich diese Dinge mit niemandem spreche, und also bitt' auch keinen Gebrauch hiervon, selbst zu meinem

n machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen, und man muß thun, was man muß".

Die Einsprache, welche der Dichter in ihm gegen die neue Amtsbürde erhob, hat er in der Romanze „der Sänger" („Was hör' ich draußen vor dem Thor" 2c.) aufs anmuthigste eingekleidet: „die goldne Kette gieb mir nicht" —. Sie entstand in diesem oder dem vorhergehenden Jahre nebst andern romanzen- und balladenartigen kleineren Gedichten, die zu den Perlen Goethe'scher Poesie gehören. Theils wurden sie in die ersten Bücher des Wilhelm Meister eingeschaltet, theils zu dem Singspiel die Fischerin verwendet. Anregung und Motive zu diesen Balladen verdankte er mehrfach der Herder'schen Sammlung von Volksliedern, die seit ihrem ersten ...stehen seinen Zug zur volksmäßigen Dichtung genährt ...te und von ihm daher mit vielen Beiträgen ausgestattet ...den war; schon im Jahr 1771 hatte er an Herder elsas... Volkslieder übersandt. Dort findet sich auch das Motiv ...m „Erlkönig"; doch nur der Poesie Goethe's konnte es ...ngen, das gespenstische Bild durch die Schauer der nächt...n Waldeinsamkeit so ergreifend zu beleben. Die Ballade ...m „Wassermann" sowie die den Schluß des Singspiels ...nden Brautlieder sind, mit Ausnahme des Schlußverses, ...lich daher entnommen. Daher sandte er es am Tage vor ...Aufführung Herder und seiner Frau mit einer herzlichen ...chen Zuschrift als Einladung zu und bat zu verzeihen, ... „kühn und ungefragt", was dem Volke entnommen ...dem Volke zurückgegeben habe.

...der Ausarbeitung der Fischerin hatte Goethe noch ...unter den Zerstreuungen der ersten Hälfte des Jahres ...nd Stimmung gefunden, so daß am 1. Juli die erste ...stattfinden konnte; Corona Schröter hatte die Rolle ...ötchen (Goethe spielte nicht mit); das Stück war zur ...ellung auf der Naturbühne im Tiefurter Park ein-

gerichtet, wo es mit überraschendem Effect am 22. Juli zum erstenmal aufgeführt und am 18. September schlechter wiederholt wurde. Die Zuschauer saßen in der Mooshütte, die als ein bedecktes Amphitheater ausgebaut war, wovon man die Wand gegen das Wasser ausgehoben hatte, so daß sie den sich schlängelnden Fluß vor sich sahen. Als nun in der Mitte des Stücks der Vater die Nachbarn herbeiruft, um das verschwundene Dortchen aufzusuchen, „sah man ei[...] Fackeln sich in der Nähe bewegen; auf mehreres Rufen er[...] schienen sie auch in der Ferne; dann loderten auf den a[...] springenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihre[...] Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die grö[...] Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend ringsum[...] in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wirk[...] gesehen; sie dauerte unter mancherlei Abwechselungen bis [...] das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch [...] mal aufloderte". Eine unwillkommene Schlußscene der er[...] Vorstellung hätte leicht schlimm ablaufen und die gute La[...] verderben können: die von Neugierigen überlastete Ambr[...] brach zusammen, und Viele stürzten in den Fluß. Da [...] aber mit dem Schrecken und dem kalten Bade davon ka[...] ohne daß jemand Schaden genommen, so machte dieser U[...] die Ergötzlichkeit des Schauspiels nur noch vollkommener.

Dem Dichter schien von der Aufführung nichts übri[...] bleiben, als der Verdruß, daß seine „liebe Lotte" es [...] mit angesehen hatte. Ein Mißverständniß, wie sich n[...] ergab, drohte gerade um die Zeit der ersten Vorstellung [...] um ihre Liebe zu bringen. Es wird uns solch ein M[...] beachtenswerth, weil wir in seinen schmerzvollen Her[...] ergießungen den weichhinschmelzenden Dichter des [...] wiederfinden und zugleich erkennen, welch ein Scha[...] eine Liebe sein mußte, deren leiseste Störung „ein Erb[...] in den innersten Festen der Tiefe seines Herzens" [...]

„So tief deine Liebe drang und mir wohl machte, so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir selbst zusammen; ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin". Als nach wenig Tagen der Einklang der Seelen sich hergestellt hatte, schreibt er ihr: „Du bist herzlich gut und lieb, aber Du kannst auch nicht zu viel thun; denn nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht stimmend von Dir zu mir herüberkommt, verändert die ganze Atmosphäre um mich". Sie ist ihm „die Seele seines Lebens, Treibens und Schreibens" geworden. Er gab ihr um diese Zeit durch die Uebernahme der Erziehung ihres damals neunjährigen Sohnes Fritz, den er in sein Haus aufnahm, einen neuen Beweis seiner hingebenden Liebe und seiner uneigennützigen Aufopferung für das Wohl Anderer. „Unendlich war die Sorge und Liebe", äußert nachmals der dankbare Zögling, — „mit der er mich behandelt, und ich verdanke ihm sehr viel in dieser glücklichen Epoche von 1782—1786, wo er nach Italien reiste".

Wilhelm Meister ward gleichfalls in diesem Jahre rascher gefördert. Nachdem er im Juni das zweite Buch ziemlich zum Abschluß gebracht hatte, machte ihm die Bearbeitung des dritten viele frohe Stunden, in denen er wieder lebhaft inne wurde, daß er eigentlich zum Schriftsteller geboren sei; denn es gewähre ihm mehr als jemals eine reine Freude, wenn er etwas nach seinen Gedanken gut geschrieben habe. Einige Abschnitte wurden der Freundin in die Feder dictirt. Dem herzoglichen Paare las er am 23. August das zweite Buch vor, und „es ward gut aufgenommen". Eben so munterte ihn die Herzogin Luise durch ihre anhängliche Anerkennung auf. Goethe gab ihr zu ihrem Geburtstage eine Abschrift von allen seinen ungedruckten Schriften. Indem sie Knebel davon berichtet, fügt sie hinzu: „Sollte das einem nicht schmeicheln, lieber Knebel? Ich bin aber auch ganz stolz darüber".

Nachdem die Zerstreuungen des Spätsommers vorüber waren, wo Goethe, besonders während der Septemberreise des Herzogs nach Dessau und nach Dresden ins Lustlager des Kurfürsten von Sachsen, für die Unterhaltung des lange Zeit in Weimar verweilenden Prinzen August von Gotha zu sorgen hatte, folgte für ihn eine ruhige Zeit, wo er sich wieder ga… auf sich selbst zurückzog und „fast niemand sah, als wer i… in Geschäften zu sprechen hatte“. Er fühlte, daß er mit d… Schluß dieses Jahres an die Grenze einer inhaltsrei… Lebensepoche gelangt sei; in gesammelter Stimmung besch… tigten ihn die Rückblicke auf den zurückgelegten Lebens… Einigen Einfluß auf die Betrachtung des eigenen Leb… hatte ohne Zweifel die Lectüre von Rousseau's Bekenntni… und Briefen, für welche er ein begeistertes Interesse aussp… „Alle Briefe an mich seit 72“ — äußert er unter… 21. Nov. in einem Briefe an Knebel — „und viele Pa… jener Zeiten lagen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich… bunden. Ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch… Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich… nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen,… ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehen“… Meine jetzige Stimmung macht diese Operation ertr… und möglich. Ich seh' es als einen Wink des Schicksal… Auf alle Weise macht's Epoche in mir“.

Um diese Zeit knüpfte er auch den freundschaftlichen… kehr mit Friedr. Jacobi durch herzliche Worte wieder an… wälzte dadurch ein drückendes Gefühl vom Herzen. … daß Jacobi die dargebotene Hand der Versöhnung … sandte er ihm (17. Nov.) die Iphigenie: „daß sich mein… mit dem Deinigen unterhalte, wie mir das Stück… unter kümmerlichen Zerstreuungen vier Wochen eine… Unterhaltung mit höhern Wesen war“. Jacobi ant… mit jenem jugendlichen Liebesenthusiasmus, wie ih…

Freunde empfanden, als sie, an einander gelehnt, auf den im Mondschein zitternden Spiegel des Rheins niederblickten und in der Unendlichkeit des Geistes und der Liebe schwelgten. „Ich habe Dein Paquet, Du Lieber! und ich hang' an Deinem Halse. O, ganz anders, wie ehemals, Bruder! Unaussprechlich! Wortlos, bildlos, begrifflos, heißt Dich mein tiefstes Inneres: Bruder! — So viel ich wollte, könnt' ich weinen, aber ich mag der Thränen nicht los sein, die mir wie Saft und Blut durch alle Nerven und Adern dringen“. So entbehrte Goethe denn auch diese Freundschaft nicht, um die Erinnerung der Jugend ganz und rein genießen zu können.

Wenn er gerade im Beginn seiner neuen Berufsthätigkeit an den Rückblicken auf die glückliche Zeit der Jugendträume innige Freude hat und es ihm vorkommt, als fange er „sich selber wieder zu leben und sich wieder zu erkennen“, hat daran zugleich die schon durch manches frühere elegische Wort hindurchblickende Resignation auf die Ausführung seiner Reformpläne nicht geringen Antheil. Er erkannte deutlicher [illegible]se, daß der Herzog trotz seiner guten Anlagen und Ab[illegible]n doch nur bis zu einem gewissen Puncte mit ihm zu [illegible]en Willens war, und die fürstliche Laune sich ihre eigenen [illegible]e vorbehielt. Die unmuthigen Worte an Knebel (21. Nov. [illegible]82) sprechen deutlich genug: „Der Wahn, die schönen [illegible]ner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, [illegible]ten auf diesen Boden gesät, und jene himmlischen [illegible]welen könnten in die irdischen Kronen dieser [illegible]sten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und [illegible]e mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich [illegible] in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die [illegible]einungen der Geister und die juristische Praxin zu ver[illegible]en, eben so getrennt lass' ich jetzt den Geheimderath und [illegible] andres Selbst, ohne das ein Geh. R. sehr gut bestehen [illegible]. Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze und

Unternehmungen bleib' ich mir geheimnißvoll selbst getreu und
knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches
und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen."

Es ist somit leicht zu errathen, was ihm gerade damals,
wo er an einem Wendepunct seines innern Lebens stand, w
die Gefühlswelt seiner Jugendjahre sich in ihm wieder bel
seinen Werther in die Hand gab und ihm Lust mach
seine Jugenddichtung in ihrem ursprünglichen Sinn und G
zu überarbeiten und zu ergänzen. Mit Recht nannte er di
Geschäft ein delicates und gefährliches; auch dürfte k
behauptet werden, daß der Roman, kleine Verbesserung
des gereifteren Geschmacks abgerechnet, durch die Vervollst
digung gewonnen habe [93]). Die Milderung des Verhältni
zwischen Albert und Lotte, dessen frühere Schilderung
Kestner'sche Ehepaar verletzt hatte, hat der Dichtung
von dem leidenschaftlichen Schwunge genommen, der ih
wesentlich ist, und die Einschaltung der Geschichte des B
burschen, welcher aus Eifersucht einen andern Knecht ersch
bringt ein fremdes Element hinein, das den reinen lyri
elegischen Eindruck stört und als Motiv zu Werthers K
strophe entbehrlich ist. Es erinnert uns diese Erzählung
dem Dichter vielleicht durch einen wirklichen Vorfall
gelegt wurde, an ein ernstes Wort, das er von Ilmenau
unterm 9. Septbr. 1780 in einem Briefe an seine Fre
äußerte: „Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe
Hehler vorführen lassen und sie alle gefragt und confr
Ich wollte anfangs nicht mit, denn ich fliehe das
reine —; es ist ein groß Studium der Menschheit und
Physiognomik, wo man gern die Hand auf den Mund
und Gott die Ehre giebt, dem allein ist die Kraft und
Verstand ꝛc. in Ewigkeit. Amen". Gleich darauf hatte
langes Gespräch mit dem Herzog über den Werth und
werth menschlicher Thaten. Hiermit betrat er wieder

biet seines Werther, und da er kurz zuvor seinen Roman um erstenmal ganz gelesen und ihn wieder lieb gewonnen hatte, so mochte Werthers Vertheidigung des offenkundigen Verbrechens ihm schon damals als eine nothwendige Ergänzung zu der einseitigen Auffassung, mit der dieser, als entschiedener Gefühlsmensch, die menschlichen Verhältnisse betrachtet, erscheinen. Aber was uns in jener Erzählung verletzt, ist eben — das Unreine.

Mit der Arbeit am Werther, die vor dem neuen Abdrucke Jahre 1786 noch einmal wieder vorgenommen und abschlossen wurde, hängt das Fragment von Werther'schen ebriefen, welches, als erste Abtheilung der Briefe der Schweiz, erst 1806 den Werken Goethe's einiht wurde, dem Geiste und wahrscheinlich auch der Zeit zusammen. Es sollten diese aphoristischen Betrachtungen Herankommen Werthers bis zur Epoche, wo seine Leiden ildert sind, einigermaßen darstellen und den Widerstreit von seinem jugendlichen Wahn geforderten Naturlebens der bürgerlichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung ern". Nach einer mündlichen Aeußerung des Dichters er, um objectiv zu werden, die Briefe unter Mehrere eilen. Daß er sie in den einleitenden Worten für Mitungen aus Werthers Papieren ausgiebt, ist vielleicht eine eutung, daß manche Blätter aus Goethe's Jugendperiode, ihm die damalige Durchsicht seiner älteren Papiere in and gab, eingeschaltet oder bei der Ausführung benutzt mögen. Manchmal werden wir an Lenz erinnert. ie Dauer vermochte ein solcher Plan ihn nicht zu n, und es ist wohl kein Gewicht auf seine Aeußerung zu er habe die beabsichtigte Fortsetzung unterlassen, weil Schweizer sehr unwillig darüber geworden seien; denn dem zweiten der Fragmente ist von der Schweiz kaum Rede, und eben so wenig war die Fortsetzung jener

Romanbriefe ihrer bezeichneten Tendenz nach von der Lo-
lität und den Zuständen der Schweiz abhängig.

Die naturwissenschaftlichen Studien hatten neben
ihren ununterbrochenen Fortgang. Er spricht seine Freu
aus, daß er seine Osteologie an den Fingern herzuzählen
und bei jedem Thierskelett die Theile nach den Namen,
welche man den menschlichen beilegt, sogleich zu finden u
zu vergleichen wisse; er berichtet in einem Briefe an Kn
die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber,
Mineralogie und neuestens der Beruf, sich der Oekonomie
nähern, die ganze Naturgeschichte umgebe ihn wie Bac
großes Salomonisches Haus. Aus einer Aeußerung an
Freundin unterm 10. October, daß er sich nur mit M
vom Aristoteles losgerissen habe, um zu Pachtsachen
Triftangelegenheiten überzugehen, dürfen wir schließen,
er sich damals angelegentlich mit der Naturgeschichte
großen griechischen Naturforschers beschäftigt habe.
seine geognostischen Zwecke ließ er die Charpentier'sche mi
ralogische Karte erweitern, so daß sie vom Harz bis an
Fichtelberg, von dem Riesengebirge bis an die Rhön re
und machte den Versuch, darauf nach Charpentier's Vor
die Gebirgsarten mit symbolischen Zeichen einzutragen,
sich dadurch eine klare Uebersicht des Ganzen zu versch
Da er sich stets durch das Bemühen, Andern seine w
schaftlichen Resultate zu verdeutlichen, in Einsicht und
sammenhang gefördert fand, so übte er bei der Freundin
didaktisches Talent, und manche der Abendstunden, die e
nach vollendeten Geschäften des Tages zu widmen p
ward mit geologischen Erörterungen ausgefüllt.

Gegen Weihnachten machte er mit dem Herzog,
im September, obgleich „sehr freundlich eingeladen"
scheinlich um nicht mit dem großen Hofgefolge zu ziehen,
begleiten abgelehnt hatte, eine Reise nach Leipzig.

weilte dort noch einige Tage länger als der Herzog und kehrte am 2. oder 3. Januar nach Weimar zurück. „Seit 69 [1768], da ich von hier wegging“ — heißt es in einem Briefe an Charlotte von Stein vom 27. Decbr. — „bin ich nie über ein Paar Tage hier gewesen; auch habe ich nur meine alten Bekannten besucht, und Leipzig war mir immer so eng, wie jene ersten Jahre. Diesmal mache ich mich mit der Stadt auf meine neue Weise bekannt, und es ist mir eine neue kleine Welt“. Einige Tage später läßt er sich noch weiter darüber aus: „Ich wünschte mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können; denn es steckt unglaublich viel hier beisammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehn. Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen fort; kein Oberer giebt einen allgemeinen Ton an, und jeder producirt sein kleines Original, es sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, gütig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, und was der Qualitäten mehr sein mögen. Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann“. Er rühmt, daß man ihm mit großer Achtung begegne, wogegen auch er freundlich, aufmerksam, gesprächig und zuvorkommend gegen jedermann sei. Er nahm Theil an einem glänzenden Ball, war im Concert, „sah und hörte viel“, besonders suchte er sich den Genuß der in Privatbesitz befindlichen Kunstsachen zu verschaffen, wobei ihm sein alter Oeser wieder getreulich an die Hand ging. Es gemahnt uns wie ein Blatt aus den ersten Jugendjahren, wenn er an die Freundin schreibt: „Wie süß ist es, mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umzugehn, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um das Leben anmuthig zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, daß der

Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke Anderer doppelt und dreifach genießen kann, so wirst Du wohl nicht einen glücklichern denken können. So ist Oeser, und was müßte ich Dir nicht sagen, wenn ich sagen wollte, was er ist. Wir haben ein Portefeuille aus Winkler's Cabinet zusammen durchgesehn. Bei jedem Blatt hab' ich Dich herbeigewünscht, immer eins köstlicher, als das andre. Blickt er dann zurück auf die Zeit vor 15 Jahren, so muß er ausrufen: „Was sich der Mensch kümmerlich durch Stufen hinaufarbeiten muß!“ So knüpfte er auch bei diesem Aufenthalt an der Stätte glücklicher Jugendtage den Abschluß einer reichen Lebensepoche mit dem Anfang zusammen.

Sechstes Capitel.

Von 1783 bis zur italienischen Reise, 1786.

Nach seiner Rückkehr fand Goethe in Weimar eine ruhige Zeit. Der Januar, sonst mit Hoflustbarkeiten angefüllt, die sein erfinderisches Talent in Anspruch zu nehmen pflegten, verfloß geräuschlos; der 30. Januar ward diesmal nicht, wie sonst, durch dramatische Aufführungen gefeiert, sondern Goethe nahm nur an der stillen Feier des Geburtstages der regierenden Herzogin in Amaliens Abendcirkel Theil. Weimar harrte gespannt des Ereignisses, das in der Frühe [illegible] zweiten Februars Stadt und Land in die freudigste Bewegung versetzte. Die Hoffnung des Landes war endlich erfüllt, der Erbprinz war geboren. Der Jubel war über die Maßen groß; die Ankunft des Prinzen, äußert Wieland, hat allen Leuten den Kopf verrückt. „Kaum erscholl“, heißt es [illegible] Herder's Dankpredigt, „die langerwünschte Nachricht, so ging die allgemeine Freude schon dem Morgen voraus; die stille Nacht ward Licht und Regung. Mit Ungeduld erwartete man die öffentlichen lauten Zeugen davon ins Land, und Haufen drängten sich am frühen Morgen in den Tempel, um Gott durch Lieder und stille Gebete zu danken“. Am [illegible] Februar fand die feierliche Taufe Karl Friedrichs statt, [illegible] der die gothaischen und dessauischen Herrschaften herüber-

gekommen waren. Wieland's Cantate ward gesungen, und Herder hielt die herrliche Taufrede, von der Wieland sagt, er habe geredet, wie ein Gott. Am Sonntage darauf war kirchliche Feier, welche durch eine Cantate von Herder erhöht wurde, und am Abend ein Fackelzug der Bürger. Auch zu Kirchgange der Herzogin am 9. März wurden Festlichkeiten angeordnet. Verschiedene Festzüge geleiteten sie in die Kirche, des Abends erschienen zwei Fackelzüge, sowohl von der herzoglichen Jägerei als von den jenaischen Studenten. Tag darauf führte der Herzog die berittenen Jäger in festlich Jagdaufzug bei Fackelschein und Musik durch die Sta Am 13. März ward ein öffentlicher Ritteraufzug und Cav cade in Maskenkleidern veranstaltet, wobei 139 Personen u 89 Pferde erschienen, ein Fest, dessen sinnvolle Anordn dem Sitz der Musen alle Ehre machte.

Der Freude des Herzogs, sich in einem Sohne Erben verjüngt zu sehen, fehlte auch der tiefere sittliche E fluß nicht. In dieser Beziehung schreibt Goethe an Kn „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sicht doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht v ändert, jeder Einzelne ist, wie er war; doch das Ganze eine andere Richtung, und wenn ich sagen soll: er wirk seiner Wiege, wie der Ballast im Schiffe, durch die Sch und Ruhe. Die Herzogin ist gar wohl und glücklich; d freilich konnte der Genuß, der ihr bisher fehlte, ihr d nichts Anderes gegeben werden.“ Der Herzog selbst sp die edle Fürstengesinnung, die ihn jetzt ernster, als je vo beseelte, in den schönen Worten aus, womit er Glückwunschschreiben erwiderte: „Sie haben Recht, daß Sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in m Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis kein sicherer Punct finden, wo sie zu verbinden waren;

er ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: auch Er war ein Maler! Wünschen Sie mir Glück zu diesem Vorhaben." Die thätigere Theilnahme Karl August's an den Landesangelegenheiten finden wir in Goethe's Aeußerungen wiederholt anerkannt. So schreibt er im Juni an Frau von Stein: „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen; wir haben über viel Dinge gut gesprochen; es klärt sich Vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen Andere wohlthätiger werden." Mit der Offenheit und Zartheit einer edlen Freundesseele stellte er in dem köstlichen Gedichte „Ilmenau, am 3. September", das dem Geburtstage des Herzogs gewidmet ward, die Zeichnung der gegenwärtigen Reife des strebenden Fürsten neben das entschwundene Traumbild seiner ungestümen Jugend, nicht schmeichelnd, sondern mit ernster Hinweisung auf das höhere Ziel fürstlicher Pflichten:

So wandle Du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue, klug und reich, mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land.
Dann laß es ruhn. Die Ernte wird erscheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen.

Zu jener Art von Gelegenheitsdichtung, womit Goethe die Feste des Hofes verschönert hatte, ließ er sich jetzt selten noch bereit finden und äußerte wohl gelegentlich der Freundin, er habe längst aufgehört „Großmeister der ... zu sein." Bei den Festlichkeiten zur Geburt des Erbprinzen verhielt sich seine Muse auffallend schweigsam, so ... seiner in vollem Entzücken über die glückliche Botschaft

schwelgenden Mutter unbegreiflich war und sie gegen die Herzogin Amalie bemerkte, ihr Sohn müsse sich mit den Musen überworfen haben. Mit dem Gedichtchen „zur Fei der Geburtsstunde des Erbprinzen“ gab er nur ein schwach Lebenszeichen seiner Poesie. Ihn beschäftigte jedoch die arbeitung eines größeren Drama's.

Die Tragödie Elpenor war schon im August 17 entworfen worden, als der Dichter gleichzeitig bemüht seiner Iphigenie mehr Harmonie im Stil zu geben. erneute Beschäftigung mit dem griechischen Drama führte zu der Bearbeitung eines tragischen Stoffs, in welchem Idee der antiken Tragödie sich durchführen ließ. Daß jetzt die Fortsetzung des Tasso unterließ und einen Gegens der seiner Subjectivität ferner lag, dramatisch zu bearbe unternahm, ist nur aus der ihm eigenthümlichen geisti Beweglichkeit und Unruhe zu erklären, welche ihm selten consequentes Ausharren bei einer und derselben Arbeit stattete. Treffend verglich er sich daher, als er die er beiden Acte des Tasso seinen Schweizer Freunden zusan den Verschwendern, „die in dem Augenblicke, wenn ü Mangel an Einnahme, überspannte Schulden und Ausga geklagt wird, gleichsam von einem Geist des Widersp außer sich gesetzt, sich in neue Verbindungen von Unk zu stürzen pflegen.“ Das neue Drama ward im März Jahres 1783 bis zum Schluß des zweiten Acts ge Unstreitig beziehen sich darauf die Worte an Knebel (3. M „Ich hatte gehofft, das Stück, dessen Anfang du auch noch bis zum Ausgange der Herzogin fertig zu schre es ist aber unmöglich. Der alte Plan war fehlerhaft, ich mußte es von vorn an neu umarbeiten. Ich fahre daran fort, und ich denke, es wird ja nicht zu spät kom Es hatte nicht das Glück des Tasso, unter Italiens H in des Dichters Seele sich neu zu gestalten und sich

Meisterwerken anzureihen. Das den Goethe'schen Dramen eingereihte Bruchstück ist nach dem ersten Entwurf abgedruckt, ohne die überarbeitende Fürsorge des Dichters zu erfahren, nur daß die dem jambischen Maß sich nähernde rhythmische Prosa, in der es, ähnlich wie anfangs Iphigenie und Tasso, abgefaßt war, von einer andern Hand in Verszeilen abgetheilt ward, was indeß ein Mißgriff ist, da lückenhafte und fehlerhaft gemessene Verse mehr den Genuß stören, als die anspruchslos auftretende Prosa. Die Exposition des Drama's, welche die vorhandenen beiden Acte geben, ist sehr dramatisch und trägt den Stil der hohen Tragödie. Schwere Verbrechen des Fürstenhauses stehen, wie im Geschlechte der Tantaliden, im Hintergrunde. Der hoffnungsvoll in die Welt eintretende Jüngling erhält den Beruf sie zu rächen und zu sühnen, und legt in die Hände der Mutter das Rachegelübde ab. Die leidenschaftliche Steigerung der Handlung spannt auf die erschütternde tragische Entwicklung. Allein eben hierdurch ward diese dramatische Arbeit dem Dichter entfremdet, der lieber das stille Natur- und Gemüthsleben oder die Kämpfe in den Tiefen der Seele, als die tragische Handlung schilderte.

Uebrigens hielt auch die Last der neu übernommenen [illegible]sgeschäfte, „die Rolle des Alhafi", in den nächsten Jahren [illegible]the's poetische Thätigkeit nieder. In allen seinen Briefen [illegible] Aeußerungen fühlt man eine gedrücktere Stimmung [illegible]h, als unter den früheren Geschäften, wo er heiter von [illegible] sagte, daß ihn das Lumpige nicht um seinen guten [illegible]or bringe. Nicht mehr mit solchem scherzhaften Tone [illegible] er jetzt eine Beschwerde hin, z. B. er sei von Arbeiten [illegible]ten und gebraten; es gehe ihm so viel durch den Kopf, [illegible] er manchmal die Schiefertafel abwischen müsse, um [illegible] rechnen zu können; das Gegenwärtige dringe so auf [illegible], daß er nur sehen müsse, wie er durchkomme. Noch [illegible]thiger äußert er einmal seiner Freundin, es sei ein

sauer Stückchen Brod, wenn man darauf angenommen sei, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf, und er werde von Noth und Ungeschick der Menschen hin und her gezogen. In sehr niedergeschlagener Stimmung ist der Brief der Theilnahme an Jacobi nach dem Tode der Frau (1784) geschrieben. „Ich bin“ — heißt es zum Schlusse — „ein armer Sklave der Pflicht, mit welcher mich das Schick vermählt hat; drum verzeihe, wenn ich trocken und tr scheine.“ Es spricht sich indeß diese Unbehaglichkeit nicht einer bitteren Weise aus, sondern mehr als Wehmuth, seinem Wesen eine große Milde verleiht und zuletzt in Sehnsucht nach Italien ein bestimmteres Ziel erhält. kennte nicht den unvergleichlich schönen, zarten Hauch s süchtiger Wehmuth, „Wanderers Nachtlied“? Er schrieb am 7. September 1783 mit Bleistift an die Wand ei Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, in chem er übernachtete.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh'.
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögel schweigen im Walde.
Warte nur! balde
Ruhest du auch.

Seine Thätigkeit charakterisirt er durch „Stille Ernst“, und in dieser Weise geht sie mit geringen U brechungen in gleichem Schritt bis zur Reise nach It Noch kurz vor derselben schreibt er an Jacobi: „Ich l einer Einsamkeit und Abgeschiedenheit von aller Welt, mich zuletzt stumm wie einen Fisch macht.“ Auch der spricht schon 1783 von der „Taciturnität seines Herrn merpräsidenten“, die er froh ist durch Acquisition einer

Handzeichnung oder eines Kupferstichs zuweilen „entrunzeln“ zu können. Dazu kam, daß die Leitung der Finanzsachen ihn manchmal in eine schwierige Stellung zum Hofe und persönlich zum Herzoge brachte. Goethe hielt „streng über seine Pläne und Grundsätze“; dahin gehörte namentlich, daß er den Herzog zu vermögen suchte, einen jährlichen Etat der Ausgaben festzusetzen, der nicht überschritten werde. Hierzu war indeß der Herzog nicht zu bewegen, und dies soll Goethe die Stelle eines Kammerpräsidenten am meisten verleidet haben. Dahin deutet auch eine Stelle in einem Briefe Wieland's an Merck (3. Jan. 1784): „Goethe schickt sich überaus gut in das, was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour; leidet aber nur allzu sichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem allen Contenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt. Seine Gesundheit schont er so viel wie möglich, auch hat er sie sehr vonnöthen.“ Da solche bedenkliche Berichte auch zu dem Ohr der Mutter gedrungen waren und sie mit Besorgniß erfüllt hatten, so beruhigte sie Goethe in einem Briefe am Schluß des Jahres 1783, der wenigstens die ernste resignirte Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, nicht verbirgt:

„Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will. Lassen Sie uns hübsch dieses Jahr daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr, das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen. Ich bin nach meiner Constitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde

genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein' und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht. Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie Sich an meinem Dasein jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte, ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe. Indessen leben Sie ruhig; vielleicht giebt uns das Schicksal noch ein anmuthiges Alter zusammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen."

Die Hoffnung ging in Erfüllung. Die Mutter bewahrte sich ihre liebenswürdige Heiterkeit bis in ein hohes Alter und um so ungetrübter, nachdem sie der Tod ihres Gemahls (24. oder 25. Mai 1782) von den Quälereien seines Trübsinns befreit hatte. Wie unerträglich seine mürrische Laune, die fast zur Gemüthskrankheit ward, iu den letzten Jahren seines Lebens gewesen sei, läßt sich aus der herben Aeußerung des Herzogs in einem Briefe an Merck schließen: "Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen".

Ein freudiger Moment in Goethe's amtlichen Wirksamkeit war es, daß die Vorbereitungen zur Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaus, für die er seit Jahren thätig gewesen war, endlich nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten so weit gediehen waren, daß am 24. Februar 1784 die Eröffnung des neuen Johannisschachts stattfinden konnte. Als die Bergleute eintraten, um die fürstliche Commission zu den Feierlichkeiten abzuholen, hielt Goethe die Festrede, welche aus seinem Nachlasse jetzt unter seine Schriften aufgenommen ist. Beinahe wäre ihm der Versuch, ohne Hülfe des Concepts zu reden, mißlungen. Mitten in ihrem Laufe stockte plötzlich

die geläufige Rede, und eine ängstliche Pause trat ein; doch der Redner war nicht verlegen, sondern blickte fest und ruhig im Kreise umher, bis er den Faden wiederfand, worauf er die Rede wieder in raschem Fluß zum Ende führte. Der Stil dieser Eröffnungsrede ist herzlich und lebendig, obwohl ohne Wortfülle, indem Goethe auch in der rhetorischen Form nicht von der edlen Simplicität ließ, die seiner Prosa wie seiner Dichtung eigen ist. Bescheiden schweigt er von dem, was sein Eifer für dies Unternehmen gewirkt hat und weist die Ehre desselben allein seinem Herzoge zu; er erwähnt nur in Bezug auf sich, daß er diesem Augenblicke seit acht Jahren, als so lange er diesem Lande angehöre, mit Sehnsucht entgegengesehen habe und sich jetzt mit einem jeden freue, der heute sich zu freuen die nächste Ursache habe. Die Hoffnung für die Zukunft spricht er gegen den Schluß in schönen Worten aus: „Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzo, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt einst der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, hebt sich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor, so kann ein jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: auch ich bin nicht müssig geblieben, und auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude

uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unsrigen diesen Segen genießen!“ Nicht ohne Erfolg wurde einige Jahre hindurch der Bau im Flötzgebirge der Sturmhaide von der neuen Gewerkschaft betrieben, bis elf Jahre später ein bedeutender Stollenbruch dem dortigen Bergbau, auf den „so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden“, ein Ende machte.

Hatte er in Ilmenau die Freude genossen, ein lang vorbereitetes Werk zu Stande gebracht zu sehen, um d Natur etwas abzugewinnen, so wurde sie, wenige Ta nach seiner Rückkehr, durch ein Ereigniß getrübt, in welche ihm die zerstörende Kraft der Elemente vor die Augen tr In Folge eines Eissturzes war die Saale aus ihren Uf getreten, so daß in einem Theile von Jena das Wasser z bis drei Ellen hoch in Häusern und Straßen stand. W rend der Wassersnoth brannte ein Dorf ab, wobei s Menschen das Leben verloren. Wir haben schon bei ähnli Unglücksfällen Goethe's entschlossene und gewandte Thätig kennen gelernt; auch diesmal giebt ihm der Herzog selbst einem Briefe an Merck das Zeugniß, er habe sich bei Gefahr sehr brav gehalten und die besten Anstalten getro

Da zu Goethe's Geschäftskreis die oberste Verwalt der herrschaftlichen Einkünfte gehörte, die vornehmlich in bestanden, was Berg und Flur eintrugen, so leuchtet daß zwischen seiner amtlichen Stellung und seiner Liebe den Naturstudien eine enge Verbindung stattfand. Sie in den einförmigen Geschäftsgang ein höheres gei Interesse, ohne welches Goethe sich nicht einer Sache Eifer hinzugeben vermochte, und was als dilettantische schäftigung begonnen war, wuchs bald aus unscheinba Keime zu umfangreichen Forschungen empor. Die geologi mineralogischen Untersuchungen blieben vor der Hand

Lieblingsfach, und mit jeder neuen Gebirgswanderung wuchs das Material und die Einsicht.

Im September 1783 machte Goethe eine Reise in den Harz, begleitet von seinem Zögling, dem zehnjährigen Fritz von Stein, dem „Pfand" von seiner geliebten Lotte; denn stets „leitet ihn ihre Liebe wie ein bekanntes Gestirn", dessen Glanz auch nicht neben der schönen Branconi erblich, welche er zu Langenstein, ihrem damaligen Aufenthaltsorte, besuchte. „Ich werde Dir" — schreibt er von Klausthal aus — „viel von der schönen Frau erzählen; sie wußte nicht, woran sie mit mir war, und gern hätte ich ihr gesagt, ich liebe, ich werde geliebt, und habe auch nicht einmal Freundschaft zu vergeben übrig." Den ersten schönen Reisetag hatte er am 11. Septbr. an der Roßtrappe. „Nachdem ich mich oben umgesehen hatte, stiegen wir ins Thal herunter, wo ich Dich hundertmal hingewünscht habe, als ich mit Fritzen auf einem großen in den Fluß gestürzten Granitstück zu Mittag aß". Nachdem er darauf wieder die Baumannshöhle besucht hatte, wandte er sich nach Halberstadt, um am 14. September mit der Herzogin Amalie und dem braunschweigischen Hofe, der sie bis dahin begleitete, zusammenzutreffen; er war sehr begierig, den Herzog von Braunschweig kennen zu lernen und brachte einen Tag in seiner Nähe zu. Am 18. kam er nach Klausthal, durchwanderte die Umgebung des Brockens und erstieg ihn am 21. September; diesmal übernachtete er auf der Höhe. Für die mineralogischen Sammlungen ward reiche Ausbeute gewonnen. „Ich habe mich recht mit Steinen angefüttert; sie sollen, denke ich, wie die Kiesel dem Auerhahn, zur Verdauung meiner übrigen schweren Winterspeise helfen". Im nächsten Winter schrieb er eine Abhandlung über den Granit.

Er reiste darauf nach Göttingen, um die Bekanntschaften mehrerer Professoren zu machen, und, von Fritz getrieben,

"der besonders den Riesen auf dem Winterkasten zu sehen" wünschte, noch bis Kassel. Hier ging er auch an den Hof und wurde sehr gut aufgenommen. Besonders erfreute ihn der Umgang mit dem gelehrten Naturforscher Sömmering, mit dem er sich über Osteologie unterhielt und dem er bei Füllung einer aërostatischen Kugel behülflich war, — Experimente, die damals durch den Reiz der Neuheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen —, so wie mit Georg Forster, welcher im nächsten Jahre, dem Rufe an die Universität zu Wilna folgend, auch in Weimar einen Besuch machte. Forster fand ihn "ernsthafter, zurückhaltender, blässer und magerer." Am 5. October reiste Goethe von Kassel ab und rasch über Eisenach nach Weimar zurück, wo sogleich neben vielen Geschäftsarbeiten ihn die Festlichkeiten am Hofe in Beschlag nahmen, indem der Herzog Karl von Kurland und gleich darauf der Markgraf und der Erbprinz von Baden dort einige Wochen verweilten.

Im nächsten Jahre unternahm Goethe wiederum eine mineralogische Harzwanderung in Begleitung des Malers Kraus, der ihm "alle Felsarten, nicht malerisch, sondern wie sie dem Mineralogen interessant sind, nach einer geheimen wissenschaftlichen Regel charakteristisch zeichnete". Diese schönen Zeichnungen, meist in Groß-Folioblättern, befinden sich noch unter den nachgelassenen Goethe'schen Sammlungen. An Merck schrieb er kurz vor der Reise: "Ich komme nunmehr wieder auf den Harz und werde meine mineralogischen und oryktologischen Beobachtungen, in denen ich bisher unermüdet fortgefahren, immer weiter treiben. Ich fange an auf Resultate zu kommen, die ich auch bis jetzt noch für mich behalte, damit sie mir nicht weggeschnappt werden". Das Ziel seiner Forschungen war die Entdeckung der Grundgesetze der geologischen Bildungsepochen.

Bei einer so entschiedenen Richtung auf wissenschaftliche Untersuchung der Natur machte es ihm wenig Behagen,

den geliebten Bergen in die drückende Hofatmosphäre gezogen zu werden. Er konnte nicht umhin, der Einladung Karl Augusts folgend, um die Mitte des August in Braunschweig mit ihm zusammenzutreffen. Sie verweilten dort zwei Wochen, länger als anfangs bestimmt war; die Reise stand ohne Zweifel mit der Gründung des deutschen Fürstenbundes in Beziehung, den sich der Herzog sehr angelegen sein ließ. Indeß fühlte sich Karl August in der Hofluft keineswegs wohl, obschon man durch glänzende Hoftafel, Bälle und Opernvorstellungen die weimarischen Gäste auf alle mögliche Weise zu unterhalten suchte; er mußte stets mit den fürstlichen Personen verkehren und die Hofetikette einigermaßen respectiren, so daß ihm selbst seine geliebte Tabackspfeife versagt war. Goethe klagt am meisten über die „schrecklichen“ sechs Stunden, die er täglich an der fürstlichen Tafel zuzubringen hatte; er beobachtete sein zurückhaltendes Wesen, und selbst die Damen hatten keine Veranlassung, sein verbindliches Benehmen zu rühmen. Uebrigens machte es ihm Freude, vielfache Gelegenheit zu Beobachtungen und Reflexionen über Welt und Menschen zu finden. Wie freudig jedoch eilte er, einem Freigelassenen gleich, mit dem 1. September in die Gebirgsgegend zurück, wo er wieder mit Kraus zusammentraf; er bestieg den Brocken und die Roßtrappe, versäumte auch nicht, zwei Tage in Langenstein bei der schönen Frau („la fée de Langenstein“) zu verweilen, und war am 16. September wieder in Weimar.

In Gesellschaft Knebel's durchforschte er um Pfingsten 1785 den Saalgrund und machte mit ihm gegen Ende des Juni eine mineralogische Reise durchs Fichtelgebirge. Sie tranken aus der Quelle des Main's und erstiegen mehrere Höhen, auch den Ochsenkopf. Aus den in Knebel's Briefen enthaltenen Berichten von diesen Wanderungen geht hervor, daß es mit den mineralogischen Untersuchungen auf allen Schritten ganzer Ernst war und viel Gestein gesammelt wurde;

indeß tauchten daneben auch andere Interessen hervor. Goethe entwarf mehrere Zeichnungen, las seinen Freunden in den Abendstunden die zuletzt fertig gewordenen Abschnitte des Wilhelm Meister vor und unterhielt sich lebhaft über Shakspeare's Hamlet, den sie zusammen lasen. Ueber Wunsiedel und Eger langten sie am 5. Juli in Karlsbad an, wo sie die Herzogin Luise, Frau von Stein, Herder's und andere Weimarer Notabilitäten antrafen. Knebel machte noch eine Reise nach Bayern und Tyrol, von wo er, in mineralogischen Forschungen fortfahrend, anziehende Berichte einsandte. „Du siehst", — erwidert ihm Goethe — „wie nothwendig jene ersten großen Begriffe sind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenstände der Natur und Cultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Mensch ist mit seinem Wohnort so nahe verwandt, daß die Betrachtung über diesen auch uns über den Bewohner aufklären muß." Goethe blieb länger als die übrige weimarische Gesellschaft in Karlsbad und setzte seine mineralogischen Untersuchungen im Erzgebirge fort. Am 28. August befand er sich in Johann-georgenstadt. Die Bergwerke bei Schneeberg zu besteigen wurde ihm diesmal nicht gestattet; doch sah er im folgenden Jahre bei einem Ausfluge von Karlsbad aus seinen Wunsch erfüllt. Karlsbad wurde ihm seitdem sehr lieb; er fühlte sich nach dem Gebrauch dieses Bades so gesund und wohl, daß er bekannte, ihm eine ganz andere Existenz schuldig zu sein. Er kehrte daher auch im nächsten Jahre dahin zurück.

Neben der Mineralogie begann auch die Botanik mehr und mehr Goethe's Interesse auf sich zu ziehen. Schon in den ersten Jahren seines Weimarer Aufenthalts hatte das Leben in der freien Natur, die Beachtung der Cultur des Bodens, des Wiesenbaus und des Forstwesens ihn nach und nach mit der Pflanzenwelt oberflächlich bekannt gemacht. Zur Förderung eines wissenschaftlichen Studiums diente die

ng eines botanischen Gartens bei Weimar, wozu der Herzog Kenntnisse des tüchtigen Apothekers Dr. Bucholz benutzte, n gründliche Naturstudien für Goethe vielfach anregend belehrend wurden. Um über botanische Gegenstände mehr klärung zu erlangen, arbeitete Goethe sich in die Schriften né's hinein, von dem er bekennt, daß er nach Shak- re und Spinoza die größte Wirkung auf seine geistige wicklung gehabt habe. Er trat zu jenem in ein ähnliches hältniß, wie zu diesen. Unfähig, ein Ueberliefertes in sich zunehmen, mußte er sich ihm gegenüber productiv verhalten. ndem ich" — sagt Goethe in dem Aufsatze "Geschichte nes botanischen Studiums" — "sein scharfes, geistreiches ondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkür- en Gesetze in mich aufzunehmen suchte, ging in meinem nern ein Zwiespalt vor; das, was er mit Gewalt aus- nder zu halten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfniß nes Wesens zu Vereinigung anstreben". Viel verdankte er den botanischen Schriften Rousseau's, dessen minder strenge, r übersichtliche Methode dem Dilettanten vornehmlich zu- n mußte. Auch die Nähe der Universität Jena wußte the, wie wir schon aus Früherem wissen, für seine wissen- ftlichen Studien zu nutzen. Besonders förderte ihn der kehr mit dem Hofrath Büttner, der von Göttingen nach a gezogen war, indem der Herzog dessen reiche Privat- iothek, die dem Sammler noch für Zeit seines Lebens zur utzung überlassen blieb, angekauft hatte. Indem Goethe Anordnung und Aufstellung der Bibliothek zu leiten hatte, hte ihn dies in ein näheres Verhältniß zu dem gelehrten nne, der sich über Botanik mit besonderer Vorliebe rhielt. Die botanischen Excursionen fähiger Jünglinge ten ihn gleichfalls mehr und mehr mit der Landesflora nnt. Einen muntern Burschen aus Ziegenhayn, Namens trich, der in der Gewächskunde sich viel praktische Er- ung gesammelt hatte, nahm er mit sich nach Karlsbad.

In gebirgigen Gegenden immer zu Fuße, brachte dieser mit eifrigem Spürsinn alles Blühende zusammen und reichte ihm die Ausbeute wo möglich an Ort und Stelle sogleich in den Wagen herein, indem er die Linnéischen Bezeichnungen dabei ausrief. In Karlsbad selbst war er mit Sonnenaufgang im Gebirge und brachte Goethe eine reichliche Sammlung an den Brunnen, ehe er noch seinen Becher geleert hatte. Dies erregte die Aufmerksamkeit kundiger Botaniker und leitete Unterhaltungen mit ihnen ein, aus denen Goethe manche wissenschaftliche Belehrung gewann. Wie beschränkt nun auch noch die Kenntniß des Einzelnen sein mochte, sie erregte doch in Goethe's Geist sogleich den Trieb, in dem Mannigfaltigen die Einheit zu finden, und dieser hängt mit den Grundsätzen seiner gesammten geistigen Thätigkeit zusammen. Wenn er gegen Merck von „hübschen Entdeckungen und Combinationen in der Botanik“ spricht, wenn er seine Freude ausdrückt über sein „Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt“, so ist damit schon die Entdeckung des Grundprincips der Pflanzenentwickelung angedeutet, welches er seitdem Jahre lang in den Forschungen über die Metamorphose der Pflanzen weiter verfolgte und ausbildete. Dieselbe Idee leitete ihn bei seinen osteologischen Untersuchungen. Das Buch der Natur ward ihm mehr mehr „lesbar.“

Seitdem sich Goethe unter Loder's Anleitung eifrig mit Anatomie und Osteologie beschäftigte, war sein Bemühen darauf gerichtet, einen allgemeinen Knochentypus zu finden. „mußte deßhalb annehmen, daß alle Abtheilungen des Geschöpfes, im Einzelnen wie im Ganzen, bei allen Thieren aufzufinden sein möchten, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der seltsame Fall ein, daß man den Unterſ

zwischen Affen und Menschen darin finden wollte, daß man jenem ein os intermaxillare [Zwischenknochen der obern Kinnlade], diesem aber keines zuschrieb. Da nun aber genannter Theil darum hauptsächlich merkwürdig ist, weil die oberen Schneidezähne darin gefaßt sind, so war nicht begreiflich, wie der Mensch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln sollte, worin sie eingefugt stehen". Goethe suchte daher nach Spuren desselben und glaubte ihn zu entdecken, nur daß "dieser Knochen, der bei Thieren so außerordentlich vorgeschoben ist, sich bei Menschen auf ein sehr kleines Maß zurückzieht". Die Entdeckung machte er in den ersten Frühlingstagen der Jahres 1784, wo er sich nach Jena begeben hatte, und arbeitete seine Ansicht im Verkehr mit Loder bei mehrmaligen Besuchen in Jena wissenschaftlich durch. Erst im October entwickelte er sie in der Abhandlung: "Dem Menschen wie dem Thiere ist ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zuzuschreiben". Indem er in einem Briefe an Knebel (November 1784) den Grundgedanken dieser Schrift auseinandersetzt, charakterisirt er mit wenig Worten seine Naturanschauung: "Eine jede Creatur ist nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß; sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunct ist die kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darinne verborgen liegt". Herder, dem er die Abhandlung vorlas, äußerte sich beifällig und nannte sie gegen Knebel *einfach und schön*; "*der Mensch*", fügt er hinzu, "geht auf dem rechten Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen". Sömmering indeß, dem er eine Abschrift zusandte, nahm die Sache sehr gleichgültig auf; dies befremdete Goethe nicht; "einem Gelehrten von Profession", schreibt er an Merck, traue ich zu, daß er seine fünf Sinne abläugnet; es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat". Er war sehr

begierig auf das Urtheil des berühmten holländischen Anat
Peter Camper, dem er den Aufsatz in schöner Hands
mit beigefügter lateinischer Uebersetzung durch Merck mittl
Dieser lobte zwar Arbeit und Bemühung, versicherte
nach wie vor, der Mensch habe keinen Zwischenknochen
Erst die jüngere Naturforschung hat der Goethe'schen
fassung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihre Richti
wird nicht mehr bezweifelt. Die Ansprüche, welche Oken
die Priorität der Entdeckung gemacht hat, sind als bese
anzusehen.

Der Ernst und die Zurückgezogenheit, in der Goethe
lebte, theilte sich der ganzen höheren weimarischen Gesells
mit. Sobald er aufhörte, sie mit dem Zauberstabe se
genialen Humors zu berühren, sobald er nicht mehr G
und Fest mit Poesie und Decoration ausschmückte und
geselligen Leben mit erfindungsreicher Kunst den Reiz
Neuen und Ungewöhnlichen gab, ward es in Weimar
Tiefurt sehr still; die Herzogin Mutter sagte: „sie schl
alle!“ Sie bewahrte sich noch ihre muntere Laune und
gnügte sich damals mit den Scherzen des Aristoph
indem sie ihr Studium des Griechischen so weit geb
hatte, um unter Wieland's Anleitung das griechische Lu
im Original genießen zu können. „Ohne sie“, — sch
Wieland im Januar 1785 — „würde Weimar nach we
Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und se
tödtendes Nest werden, als irgend eins in deutschen
wälschen Landen.“ Auch der Herzog klagt um dieselbe
gegen Knebel, die öffentliche Gesellschaft sei so insipid,
möglich, und fügt als Grund hinzu, daß die, welche
durch Jugend und Schönheit den Kreis des Hofes b
hatten, nun älter geworden seien, und der weibliche A
sich größtentheils verheirathet habe. Hatten doch auch
ihm die Jahre eine Aenderung hervorgebracht. Er

mete sich mehr den Geschäften, und in Wintertagen trat an die Stelle der abenteuerlichen Jagdfahrten die „Leidenschaft fürs l'Hombre“. Das Liebhabertheater, sonst der Mittelpunct der Hofvergnügungen, hörte auf. Da man sich indeß des Genusses theatralischer Vorstellungen nicht entwöhnen konnte, so engagirte man, anfänglich für die ersten drei Monate des Jahres 1784, die Schauspielertruppe eines Wiener Unternehmers Bellomo, welche bis 1791, wo die Hofbühne errichtet ward, in Weimar blieb und im Sommer in dem Badeorte Lauchstädt spielte. „Die Gesellschaft“ — berichtet der Herzog an Knebel — „ist eben nicht ausnehmend gut, doch hat sie das Glück, ziemlich gute Stimmen zu besitzen und sehr guten Geschmack in Auswahl der komischen Opern zu haben; sie spielen meistens italienische Musik, deren Schönheit die Güte des Spiels und der Uebersetzung ersetzt“.

Bei Goethe ging keine geistige Anregung verloren. Während Geschäfte und wissenschaftliche Forschungen seinen Geist eingeengt zu haben schienen, machte die unversiegbare Quelle seines dichterischen Genius sich immer wieder dazwischen Raum. Gleichzeitig mit der Abhandlung vom Knochenbau hatte er noch Laune genug, ein komisches Singspiel im italienischen Genre, Scherz, List und Rache, zu dichten: die Mystification und Ueberlistung eines geizigen Pedanten durch die Schlauheit Scapins und Scapinens, ein Süjet, das in italienischen und französischen Operetten häufig wiederkehrt. Er schrieb das Stück vornehmlich in der Absicht, seinen Freund Kayser in Zürich dadurch zu fördern, indem er aus dessen Briefen von seiner italienischen Reise schloß, daß er den Geist der komischen Oper gut gefaßt habe. Kayser griff die Composition ernsthaft an, und Goethe trat mit ihm in lange briefliche Verhandlungen, in denen er ausführlich in die Einzelheiten der musikalischen Composition einging; Riemer bemerkt, daß die Bekanntmachung dieser Briefe

das beste Zeugniß von Goethe's musikalischen Einsichten geben würde. Am Schlusse des Jahre 1784 hatte der Dichter bereits zwei Acte in Händen, welche bei den Proben den größten Beifall aller Musikverständigen fanden. Goethe baute darauf die besten Hoffnungen für seinen Freund. Ein Brief an Knebel (30. Decbr. 1785), der sich damals in München aufhielt, ist der schönste Beweis seiner treuen freundschaftlichen Fürsorge: „Was sagst Du aber dazu? Wenn das Stück fertig wäre, wollte ich ihn nach München schicken; er sollte dort vor Kennern und Liebhabern nur in Concerten einzelne Arien ohne Prätension produciren, da er selbst ein trefflicher Clavierspieler ist, sich hören lassen, ohne den Virtuosen zu machen, ohne sich bezahlen zu lassen, solle sich empfehlen, den Geschmack des Publici studiren, mir seine Gedanken schreiben, und ich könnte ihm alsdann, wenn ich besonders durch Deine Bemerkungen, was dort gefällt, was von Ernst und Scherz am meisten Effect macht, genugsam unterrichtet wäre, ein Stück machen, das gewiß wirken sollte. — Ein Aehnliches habe ich auf Wien mit ihm vor. Er kann und wird sich poussiren. Du thust mir einen wesentlichen Dienst, wenn Du ihm Freunde vorbereitest und Dich um die Verhältnisse des Virtuosenwesens erkundigst, damit er in ein bekanntes Land komme...... Dies ist's, was mir jetzo sehr am Herzen liegt; hilf mir es ausführen!" Diesen Erwartungen entsprach der Erfolg nicht. Kayser hatte, Goethe's Urtheil zufolge, die Composition nach altem Schnitt zu ausführlich, wenn auch stellenweise glücklich und mit Anmuth im Ganzen, behandelt; dadurch häuften sich die Musikstücke dergestalt, daß drei Personen sie nicht zu leisten vermögen. Auch fehlte der Chor; der Gesang stieg nicht weiter, als bis zum Terzett, und man hätte, sagt Goethe, zuletzt die Theriaksbüchsen des Doctors gern beleben mögen, um einen Chor zu gewinnen. „All unser Bemühen daher, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat.

Die Entführung aus dem Serail schlug Alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen". Einen Theil der Schuld des Mißlingens schiebt er auf das Süjet, indem ein solcher frecher Betrug, wie er hier vorgestellt wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz habe, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten, bei uns könne die Kunst den Mangel des Gemüths nicht wohl entschuldigen. Uebrigens hatten Oper und Singspiel für ihn eine solche Anziehung, daß er auf einem Ritt nach Ilmenau, am 7. November 1785, einen ältern Entwurf wieder vornahm und weiter ausbildete, wahrscheinlich das unvollendet gebliebene Singspiel "die ungleichen Hausgenossen", aus welchem einige Arien und Lieder unter seine Gedichte aufgenommen sind.

Außerdem fuhr Goethe fort, seine Ansichten über dramatische Dichtung und theatralische Darstellung in die Schilderungen seines Wilhelm Meister zu verweben, dessen Bearbeitung ihn während der Jahre, von denen wir reden, in poetischen Mußestunden vornehmlich beschäftigte. Das vierte Buch ward am 12. November 1783 beendigt, gerade ein Jahr, nachdem er es angefangen hatte. Im October 1784 wurde das fünfte, im November des folgenden Jahrs das sechste Buch vollendet. Es wurde darauf der Entwurf zu den folgenden Büchern gemacht, von denen ihn das siebente im Frühling des Jahres 1786 beschäftigte. Von den Freunden, denen er einzelne Abschnitte mittheilte, erntete er reichlichen Beifall; doch fühlte und bekannte er selbst, daß er wegen der häufigen Unterbrechungen, unter denen das Werk so langsam vorrückte, weit hinter seiner Idee zurückbleibe und nicht im Stande sei, das Ganze zu übersehen. Im Jahre 1785 war er mit der Auslegung des Hamlet beschäftigt, so daß wir bestimmt erfahren, daß er damals schon beabsichtigte, sie in die Erzählung zu verflechten. Bei der späteren

Ueberarbeitung des Romans wurde die Handschrift um Drittheil verkürzt, und es ist aus einzelnen Hindeutunge schließen, daß der vor der italienischen Reise vollendete jetzt die ersten vier Bücher nebst dem Anfang des fün umfaßt.

Diese dichterischen Productionen Goethe's konnten in auf seine nächste Umgebung nur geringen Einfluß äußern, sie nicht auf augenblickliche Wirkung berechnet waren, seine Muse nicht mehr der Ergötzung des Augenblicks die Dagegen zog seine Liebe zur Naturwissenschaft mehr mehr die Geister nach sich; er konnte schon gegen das des Jahres 1783 die Bemerkung machen, Welt= und Na geschichte „rase“ in der weimarischen Gesellschaft. „Wir jetzt“ — schreibt er am 14. Nov. 1783 an Knebel — „g in Welt= und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und dahin gehört, ausgegossen“, und fügt die Bitte hinzu, er ihm aus Nürnberg einen ausgesuchten Homannischen der zur Zeit neuesten und besten Karten und einen senden, worauf die neuesten Entdeckungen verzeichnet wä Goethe suchte „Proselyten zu machen“ und hatte die mehrere, selbst ältere Männer für die Naturwissenschaften gewinnen. In den mineralogischen Forschungen schloß mit ernstem wissenschaftlichen Eifer Hofrath von Voigt ihn an, welcher seit 1783 in der Direction des Ilme Bergbaus ihm als College zur Seite stand. Karl Au ging mit lebhaftem Interesse auf diese Studien ein und durch die Gründung und Förderung nützlicher Anstalten Weimar und Jena unter Deutschlands Fürsten einer ersten Beschützer der naturwissenschaftlichen Studien. hört den Zögling Goethe's reden, wenn er in einem Br an Knebel (Dec. 1784) äußert: „Die Naturwissenscha so menschlich, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der ihr auch nur etwas ergiebt. Sie fängt an leicht zu wer

daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen. Sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich, einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunklen Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt“.

Herder, der mit Goethe jetzt in innigster Geistesgemeinschaft lebte, arbeitete in jenen Jahren an den ersten Bänden seiner Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit und trat ebenfalls der Naturforschung näher. Die spöttischen Bemerkungen über die Beschäftigung mit dem „Gestein“ können nicht erheblich gewesen sein bei einem Manne, der wiederholt von sich äußerte: „Wenn ich mein eigener Herr wäre, ich würde mich wo einschließen und eine Zeitlang ausschließlich mit Naturwissenschaften beschäftigen“. Goethe las mit ihm zusammen die ersten Capitel, welche er, wie er gegen Knebel (Decbr. 1783) bemerkt, köstlich fand, und nach der Vollendung des zweiten Theils schreibt er an Herder: „Zu dem ganzen Inhalte sage ich Ja! und Amen! und es läßt sich nichts Besseres über den Text: Also hat Gott die Welt geliebt, sagen“. „An sehr guten Abenden“ verhandelte er mit ihm die anziehendsten Probleme des Denkens und trieb sich, wie er sagt, durch Disputiren in seinen Naturansichten immer weiter. Manches ist von Goethe's Naturansichten in Herder's Werk übergegangen. Caroline Herder erzählt in einem ihrer Briefe von dem Beisammensein in einer schönen Mondnacht,

wo Goethe sich über den Zustand der Seele nach dem Tode aussprach, „nur ein wenig nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem wir dahingleiteten.“ Goethe war über den regen geistigen Verkehr mit Herder sehr erfreut. „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück“ — schreibt er unterm 12. Nov. 1783 an Jacobi —, „daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben, endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten“. Ihn und Frau von Stein bezeichnet er als die einzigen Capitalien in Weimar, von denen er Interessen ziehe. Eben so anerkennend spricht sich Herder's freundschaftliche Gesinnung aus, wenn er (2. März 1785) an Knebel schreibt: „Er (Goethe) trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebt's solcher?“ Aehnlich sprach sich Herder gegen Schiller (1787) bei dessen ersten Besuchen in Weimar aus; er nannte Goethe einen all umfassenden Geist und wollte ihn mehr noch als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen; er habe einen klaren universalischen Verstand, dabei das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens; Alles, was er sei, sei er ganz, und er könne, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Ueberhaupt war jetzt in Weimar so sehr die Stimme des Mißwollens verstummt, daß Schiller an Körner berichten konnte, Goethe werde von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller, geliebt und bewundert.

Friedrich Jacobi, der gemeinschaftliche Freund Goethe's und Herder's, die beide einen Briefwechsel mit ihm unterhielten, folgte im September 1784 der wiederholt an ihn ergangenen Einladung zu einem Besuch in Weimar und „verlebte da selige Tage“. Mit Goethe verknüpfte ihn wieder ein Band offener und herzlicher Freundschaft, wie es die Jünglinge umschlungen hatte. Es war ein wehmüthiger Abschied. Als er

der Rückreise, das weiche Gemüth voll freudiger Erinnerung, von Coblenz rheinabwärts fuhr, breitete sich das Mondlicht wieder über den klaren Spiegel des Stroms und vergegenwärtigte ihm die schönsten Stunden der Jugendfreundschaft. „Ich habe Dich also wiedergesehen“ — so beginnt der erste Brief nach seiner Rückkehr (Düsseldorf, 13. October) — „und viel mehr als das! Als ich wegging, war es mir nicht, als ob ich Dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als da ich kam. Du weißt, wie ich Eindrücke annehme und sie in mir haften. Auch die leiseste Berührung, die ich kaum im Augenblick selbst gewahr wurde, entwickelt sich im Stillen und wächst zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch im seligsten Genusse Deiner und weiß von nichts, das mir vergangen wäre. Erhalte mich so! Du kannst es — Du weißt es!“

Jacobi war um jene Zeit mit Mendelssohn über Lessing's Spinozismus in Streit gerathen. Daher war über die Lehre des Spinoza vorzugsweise in Gesprächen mit Herder und Goethe verhandelt, wovon eine nachhaltige Wirkung auch für den Letzteren nicht ausblieb; in einem Briefe vom 3. Dec. 1784 äußert er: „Du scheinst uns auch Lust und Liebe zur Metaphysik zurückgelassen zu haben“. Er liest die philosophischen Abhandlungen Hemsterhuysens mit großem Antheil und berichtet seinem Freunde, daß er sich am Spinoza übe und ihn wieder und wieder lese; er sei mit Herder in diesen Materien einverstanden, müsse jedoch, ehe er eine Sylbe Metaphysisches schreibe, erst die Physica besser absolvirt haben. „Ich kann nicht sagen“ — bekennt er in Bezug auf Spinoza (9. Juni 1785) — „daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht. Aber wenn ich hineinsehe, glaub' ich ihn zu verstehen, das heißt, er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelnsweise

sehr heilsame Einflüsse daher nehmen". Jacobi's Schrift „über die Lehre des Spinoza", worin er im Herbst 1785 die Correspondenzacten seines Streits mit Mendelssohn über Lessing's Spinozismus veröffentlichte, wurde von Herder wie von Goethe mit lebhaftem Interesse aufgenommen. Goethe fand, daß die Idee, welche Jacobi darin von der Lehre des Spinoza gebe, der Ansicht, die er sich davon gebildet, um Vieles näher rücke, als nach dessen mündlichen Aeußerungen zu erwarten gewesen, und glaubt, sie würden im Gespräch völlig zusammenkommen. Insbesondere aber protestirt er dagegen, daß sein Freund Spinozismus mit Atheismus zusammenwirft: „Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes; das Dasein ist Gott, und wenn ihn Andere deßhalb Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen". Gegen die Schmähschrift, womit Mendelssohn Lessing's Ehre gegen die Beschuldigung des Spinozismus retten zu müssen glaubte, schrieb Jacobi die Replik: Wider Mendelssohn's Beschuldigungen in dessen Schreiben an die Freunde Lessing's (1786). Goethe nahm an dem übermüthigen Ton, womit in dieser Schrift die Gegner abgefertigt wurden, Anstoß, und indem er die Selbstzufriedenheit und Selbstüberhebung seines Freundes in etwas herber Weise ahndete — „wenn Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch der Geringsten, ausläßt, muß es widrig ausfallen..... was sind wir denn alle, daß wir uns viel erheben dürfen?" — stellt er im Gegensatz zu der Jacobi'schen Glaubensphilosophie den Standpunct seines Spinozistischen Realismus fest: wenn Jacobi sage, man könne an Gott nur glauben, so halte er dagegen viel aufs Schauen und fühle in Spinoza's Worten eine Ermuthigung, sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die er erreichen und von denen er sich eine entsprechende Idee bilden könne, ohne sich im mindesten zu bekümmern, wie weit er kommen könne und was ihm zugeschnitten sei. „Uebrigens" — fügt er hinzu — „bist Du ein

guter Mensch, daß man Dein Freund sein kann, ohne Deiner Meinung zu sein; denn wie wir von einander abstehen, habe ich erst wieder aus dem Büchlein selbst gesehen" [95]). Die Wahrheit dieser Aeußerung bestätigte sich nachmals mehrfach im Verlauf ihres Lebens und ist auch in Goethe's Worten an Eckermann (1827) ausgesprochen: „Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen Theil zu nehmen oder sie wohl gar zu billigen; es bedurfte daher der Freundschaft, um uns aneinander zu halten".

Noch ein anderer Genosse schwärmerischer Jugendstunden hatte ihn im Jahre 1784 begrüßt. Friedrich Leopold Stolberg, mit seiner Familie und seinem Bruder auf einer Reise durch Thüringen und Sachsen begriffen, kam im Mai nach Weimar und verweilte dort einige Tage, auch am Hofe wohl aufgenommen. Zwischen ihm und Goethe war keine Abneigung eingetreten, vielmehr drückt Goethe seine Freude aus, „noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden zu sein". Nach seiner Abreise schreibt er an die Freundin: „Leopold hat mir von Stund zu Stund besser gefallen, und ich hätte wohl gewünscht mit ihm eine Zeitlang zu leben; in den ersten Tagen, wenn man mit alten Bekannten wieder zusammenkommt, sieht man doch nur das alte Verhältniß, bis alsdann ein weiterer Umgang entwickelt, inwiefern sich Menschen verändert haben oder dieselben geblieben sind". Stolberg's Gedicht „der Traum" nennt er ein recht himmlisch Familienstück und fügt die Worte hinzu: „Man muß sie kennen, sie zusammen gesehen haben, um es recht zu genießen".

Dagegen löste sich in diesen Jahren das freundschaftliche Verhältniß zu Lavater, das Jahre lang ein Band der höchsten Verehrung und Seelenvereinigung gewesen war. Der erste Keim des Zerwürfnisses lag in der Verschiedenheit ihrer Religionsansichten. Lavater konnte sich nicht dabei beruhigen, wie Goethe wünschte, die beiderseitigen Glaubensbekenntnisse

„in zwei Columnen neben einander zu setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund zu errichten“. Er suchte seinem Freunde wiederholt den Zusammenhang seines christlichen Offenbarungsglaubens darzulegen, welchen Goethe auf seinem Standpuncte mit eben derselben Entschiedenheit von sich ablehnte, so sehr er ihn auch als individuelle Religionsansicht an Andern ehren und lieben konnte. Er will kein Widerchrist, kein Unchrist sein, aber bezeichnet sich als einen decidirten Nichtchristen. „Deinen Christus“ — schreibt er 1781 — „habe ich noch niemals so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und giebt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genugthun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst“. Goethe sieht das Göttliche als eine der ganzen Menschheit zugetheilte und in ihr fortwirkende Offenbarung an. „Wir geben uns“ — fährt er fort — „einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hin und beten als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern an. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da du Deinen Glauben und Lehre wiederholend predigest, Dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eines Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt.“ Bald darauf gab Lavater den Pontius Pilatus heraus, wo-

von er im Frühjahr 1782 Goethe die ersten Bogen zusandte. In diesem seltsamen Werke ist die phantastische Subjectivität der Lavater'schen Religionsansicht auf die Spitze getrieben; er wollte darin eine Darstellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalls der menschlichen Natur geben, „ein Magazin menschlicher, christlicher, poetischer, sittlicher Bemerkungen und Gefühle über den Menschen“. Er gesteht selbst von diesem Buche, daß es ohne das Medium seines Ich ungenießbar sei; daß, wer es hasse, auch ihn hassen, wer es liebe, auch ihn lieben müsse. Auf Goethe machte es einen „widrigen“ Eindruck; es war ihm ein schlagender Beweis, „wie sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammenknüpfe“. Auch Karl August bekannte in einem Briefe an Knebel, nicht zu begreifen, wie so etwas Albernes, ganz Geschmackloses, so zu sagen Uebelriechendes aus einem so wohlduftenden Lavater kommen könne.

Mit dem Jahre 1782 ging das herzliche Verhältniß zu Ende; im folgenden Jahre werden die Briefe zu kleinen Blättchen; darin trifft man die Aeußerung: „ich fühl' erst jetzt, wie weit wir auseinander gekommen; ich kann Dir nichts schreiben“. Lavater kam jedoch 1786 auf seiner Rückreise von Bremen, wo man ihm eine Predigerstelle angetragen hatte, in Begleitung des Fürsten von Dessau am 18. Juli nach Weimar und brachte eine Nacht unter Goethe's Dache zu; auch lud sein gastlicher Wirth ihm zu Ehren eine Abendgesellschaft, an welcher der Herzog, Herder, Wieland und Bode Theil nahmen. Sicherlich hatte Lavater keine Ahnung, daß sein Besuch den Riß ihrer Freundschaft nur erweitert hatte, statt ihn zu heilen; er bemerkt bloß: er habe Goethe „älter, kälter, weiser, fester, entschlossener, politischer“ gefunden. Dagegen tritt Goethe's entschiedene Abneigung in seinen Aeußerungen an die damals in Karlsbad verweilende Freundin scharf hervor: „Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns

gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt". Goethe hatte es seitdem kein Hehl, daß er Lavater für den "studirtesten Heuchler" halte.

Es lag in Goethe's Wesen der Drang, aus dem Widerstreit der Meinungen sich mit Hülfe der Dichtkunst zu retten und sich auf eine poetische Höhe zurückzuziehen, welche ihm Ruhe und freien Umblick gewährte. Daher erwuchs aus den religionsphilosophischen Erörterungen mit Lavater, Jacobi und vor Allem aus der innigen Freundschaftsverbindung mit Herder das epische Gedicht die Geheimnisse, in das als ein lyrischer Faden die treue Liebesneigung zu seiner Freundin und die ideale Weiblichkeit, die er in ihr verehrte, verschlungen ward. An Herder und Charlotte von Stein ist die Zueignung gerichtet, welche, anfänglich zur Einleitung der größeren Dichtung bestimmt, jetzt die Sammlung der lyrischen Gedichte eröffnet. In den Bergen Jena's entworfen, ward die unvergleichlich schöne Dichtung am 8. August 1784 in Dingelstedt niedergeschrieben, als der Dichter auf der Reise in den Harz durch einen Bruch am Wagen dort einen Tag aufgehalten wurde. "Es war mir gar angenehm", schreibt er der Freundin, "Dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich Dich habe". Nur langsam rückte die Dichtung vor, so daß im April 1785 nicht mehr als etwa 50 Stanzen vollendet waren (das gedruckte Fragment, aus dem einige Stanzen weggelassen sind, enthält 44). Damit zog der Dichter die Hand von seinem Werke. Es kam leider! nicht über den vielversprechenden Eingang hinaus, sonst würden wir ein Goethe'sches Seitenstück zum Nathan besitzen. Der fromme Bruder Marcus, so wird uns hier erzählt, trifft, nachdem er in einer gebirgigen Gegend um

hergeirrt ist, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude an, dessen Sinnbild an der Pforte, das mit Rosen umschlungene Kreuz, auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet dort zwölf Ritter, welche nach überstandenem mühe- und gefahrvollen Leben hier Gott im Stillen dienen und einem Oberen sich angeschlossen haben, der den Namen Humanus führt. — Ueber den weiteren Plan hat Goethe sich in späteren Jahren ausgesprochen. Indem der Dichter einen Verein der trefflichsten Männer hier versammelte, von denen jeder Gott auf seine Weise im Stillen verehrte, wollte er an ihnen „die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden", zur Anschauung bringen. Sie haben sich um Humanus als ihren Obern versammelt, indem sie sämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm fühlen; die Idee der höchsten humanen Ausbildung bestreben sich alle zu verwirklichen, wenn auch einzeln unvollkommen. „Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenen obern Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben".

Die hier ausgesprochene Achtung vor der Religiosität als schöner Individualität, eine Auffassung, welche Goethe ungeachtet seiner persönlichen Ablehnung des positiven Offenbarungsglaubens an Fräulein von Klettenberg und Lavater gefesselt hatte, zog ihn auch zu der Fürstin Amalia von Galizin hin. Er lernte diese seltene Frau, welche mit mehreren der hervorragendsten Geister Deutschlands in einem lebendigen geistigen Verkehr stand, kennen, als sie auf ihrer Reise in

Hemsterhuys' und Fürstenberg's Begleitung im Juni
Weimar berührte und nochmals im September mehrere
dort verweilte. In ähnlicher Weise, wie die Klette
hatte sie das glänzende Leben der großen Welt mit fro
Zurückgezogenheit vertauscht. „Sie kam“ — lauten Go
Worte von ihr — „früh zu dem Gefühl, daß die Wel
nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß
in einem beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit b
sein müsse. Als die schönste Vermittelung zwischen
Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung
ernsten Ascetik; das Leben füllte sich aus mit Religionsü
und Wohlthun“. In seinen Briefen an Jacobi nennt
eine herrliche, eine kostbare Seele, von der es ihn nicht W
nehme, daß sie die Herzen so anziehe; sie habe ihn durc
Gegenwart in mancherlei Gutem geweckt und gestärkt.
scheinlich gab diese Bekanntschaft die nächste Veranlassu
den Bekenntnissen einer schönen Seele, welch
das sechste Buch des Wilhelm Meister ausmachen. Ide
Entwurf scheinen aus jener Zeit zu stammen, wenn glei
genauere Ausführung der späteren Bearbeitung vorbe
blieb. Er legte die Lebensschicksale des Fräuleins von Klett
zum Grunde, deren Bild in der edlen weiblichen Ersche
der Fürstin wieder vor ihm erstanden war.

Außer Wilhelm Meister, welcher mit bedächtigem
seine Wanderung durch den Markt des Lebens fortsetzt
zu neuen Bildungsstufen emporstieg, war in der letzte
keine der größern Dichtungen dem Abschluß näher ge
Goethe's productive Kraft war gelähmt; seinem Innern
es an jener Harmonie und dichterischen Schwingung,
die Iphigenie und die Entwürfe des Tasso, des Elpeno
der Geheimnisse hervorgerufen hatte. Es war daher f
ein geeigneter Zeitpunct, auf die vollbrachte Bahn zu
blicken, das Vorhandene zu ordnen, zu überarbeiten

dem Publicum, das des Dichters vergessen zu wollen schien, als die erste Sammlung seiner „Schriften“ zu übergeben.

Gegen den Sommer des Jahres 1786 ging er ernstlich ans Werk. Wieland und besonders Herder standen ihm mit ihrem Freundesrath und kritischen Urtheil getreulich bei. Im Juni ward der „Triumph der Empfindsamkeit“ umgearbeitet, „Stella“ wurde vorgenommen, die kleineren Gedichte und Epigramme wurden verbessert und geordnet. Dem Götz und dem Werther widmete er aufs neue eine solche Sorgfalt, daß er sie in Gemeinschaft mit den Freunden durchging und bis ins Kleinste seinen jetzigen Anforderungen Genüge zu thun suchte. Bei Zurücksendung des Götz schrieb ihm Herder die liebewarmen Zeilen: „Lieber Bruder! Hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten einigen ewigen Götz mit innig=bewegter Seele“. Und nachdem er bemerkt, daß er den heiligen Martin [Wieland] meistens zurückcorrigirt habe, schließt er mit den schönen Worten: „Gott segne Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfältig“.

Als Goethe am 24. Juli nach Karlsbad abreiste, war er mit der Revision so weit vorgerückt, daß er die vier ersten Bände, welche den größten Theil der schon gedruckten Schriften umfassen sollten, an die Göschen'sche Verlagshandlung abzuschicken im Stande war. Es ist kaum zu erklären, was Goethe in dem Berichte von seiner italienischen Reise zu der Aeußerung veranlaßte, durch die er sich selbst sehr Unrecht thut, er sei im Begriff gewesen, es mit den übrigen Bänden eben so zu machen und sie gleichfalls nachzusenden. Sicherlich bedurfte es nicht erst der Zureden Herder's, „er möge vor Allem der Iphigenie noch einige Aufmerksamkeit schenken, und anstatt taubes Gestein zu klopfen, seine Werkzeuge an diese Arbeit wenden“. Im Gegentheil spricht er es bei Vollendung der Durchsicht der ersten Bände aus, die vier letzten würden ihm mehr Mühe machen. An der Iphigenie hatte er bereits sorgfältig gefeilt und war entschlossen, an diese Dichtung zu-

nächst die letzte Hand zu legen. Den ganzen gedruckten
handschriftlichen Vorrath seiner dichterischen Werke nah
mit sich nach Karlsbad in dem Vorsatze, daran fortzuarbe
weßhalb er sich auch, um dictiren zu können, von
Schönschreiber Vogel begleiten ließ. Wir möchten a
nehmen berechtigt sein, daß der Anblick so vieler Entw
und fragmentarischen Arbeiten, welche ihm das Geschäft
Sammlung seiner Schriften aufs neue in die Hände
nicht wenig dazu beigetragen habe, den Entschluß zu e
Reise, wo er ganz seinem Genius leben könne, zur Reif
bringen. Die Freunde in Karlsbad, denen er mehrere
angefangenen Dichtungen vorlas, hielten ihr Bedauern n
zurück, daß so vieles Schöne nur Bruchstück geblieben
und ließen es an Ermunterungen zur Fortsetzung nicht fe
An seinem Geburtstage erhielt er von ihnen mehrere Ged
im Namen seiner unternommenen, aber aufgegebenen W
worin jedes nach seiner Art Beschwerde führte. Darı
zeichnete sich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, w
eine an Treufreund gesandte Deputation diesen inständig
er möchte das ihnen zugesagte Reich nunmehr gründen
einrichten. Unstreitig hatte Goethe schon beim Beginn
Sammlung seiner Werke die Absicht, sie in Italien abzuschli

Das Verlangen unsers Dichters, Italien zu sehen,
hin schon seit seiner Kindheit sein Wunsch gerichtet
und dort eine längere Mußezeit im Genuß der Natur
dem Studium der dort aufgehäuften Kunstschätze zu verl
hatte sich zu einer heißen, fast krankhaften Sehnsucht gestei
Er mußte einige Jahre her die alten römischen Schrifts
meiden, weil es ihn in eine schmerzliche Stimmung vers
wenn das Bild Italiens in ihm lebhaft wurde; H
scherzte, daß er all sein Latein aus dem Spinoza lerne.
hatte jetzt in Weimar eine Reihe von Lehrjahren durchgem
im Leben nach verschiedenen Seiten sich erprobt, in
und Wissen in mannigfachen Richtungen sich versucht.

unbefriedigt durch das Erreichte, fühlte er, daß die höchste Stufe der Ausbildung, wozu sich der Ruf in seinem Innern ankündigte, ihm unter den bisherigen, den Geist nach und nach abstumpfenden, Verhältnissen zu erreichen verwehrt sei, daß er nur unter Italiens Himmel aus der Verworrenheit zur Klarheit, aus dem unsichern Hin- und Herschwanken zu einem festen Haltpunct gelangen werde. „So Alles zur rechten Zeit!“ – was er bei einem andern Anlaß ausspricht, erfüllte sich auch diesmal. In der Jugendperiode würde der Aufenthalt in Italien mehr aufregend und verwirrend auf ihn gewirkt haben. Jetzt wandte er sich, von jedem falschen Streben befreit, sittlich und geistig geläutert, dahin. Er hatte sich durch vielseitige Studien so vorbereitet und vorgebildet, daß er von diesem Aufenthalt, als der hohen Schule seines Geistes, den größten Nutzen, der für ihn erreichbar war, ziehen konnte. Obwohl er Italien mit Recht das Land seiner Wiedergeburt nennt, hat es ihn doch nicht umgewandelt, nicht in neue Bahnen hineingetrieben; es hat nur die schon begonnene Richtung zu dem Ziel hingeführt, dem sie schrittweise entgegengegangen war. Es sind die Wanderjahre, die sich in naturgemäßer Entwickelung an die Lehrjahre anschließen, um die Bildung zur Meisterschaft zu vollenden. Daher erklärt es sich auch, weßhalb er in Italien keine neuen Dichtungen schuf, sondern nur den Werken der letzten Jahre, die ihm mehr als Studien oder flüchtige Entwürfe erschienen, eine vollendetere Gestalt gab.

Mit Goethe's Reiseproject war nur der Herzog vertraut; der hochsinnige Fürst, welcher nie vergaß, daß er in Goethe noch einen ganz andern Schatz zu hegen hatte, als den fleißigen Geschäftsmann, stellte seinen Absichten kein Hinderniß entgegen. Vor den übrigen Freunden, selbst vor Herder, der ebenfalls in Karlsbad verweilte, hielt Goethe seinen Plan noch verborgen und verrieth erst vom italienischen Boden aus das Geheimniß. Er mußte fürchten, daß sich ihm eine Reisebegleitung zugeselle, die ihm in der Verfolgung seiner nächsten

Zwecke hinderlich werde. Zu den Studien, die er beabsichtigte, war ihm ungestörte Freiheit nothwendig; nicht einmal von einem Bedienten ließ er sich begleiten. Daß jedoch Frau von Stein, die Vertraute aller seiner Gedanken und Absichten, ins Geheimniß gezogen worden sei, läßt sich kaum bezweifeln. Die Worte in seinem letzten Briefe aus Karlsbad (23. August): „Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind“ — hat man als den Wunsch einer ehelichen Verbindung mit ihr, wo er in Zurückgezogenheit von der Welt, frei von den Fesseln des Hoflebens, seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu leben gedenke, zu deuten gesucht. Allein sie beziehen sich eben auf die bevorstehende Reise, wo er im Andenken an sie „mit ihr zu leben“ d. h. ihre Seelengemeinschaft fortzusetzen und im glücklichen Incognito, „in der freien Welt“, das reinste menschliche Dasein zu genießen hofft.

Karl August verließ schon vor ihm Karlsbad. Von dem jugendlichen Humor, den sie in den heitern Stunden des ungebundenen Badelebens wiedergefunden hatten, ist uns ein Zeugniß geblieben in dem launigen Gedichte Goethe's, worin er den Herzog beim Abschiede durch die Bäuerinnen von Engelhaus, einem Dorfe in der Nähe von Karlsbad, begrüßen ließ; in den Schlußworten: „so laß in Deines Herzens Schrein die Freunde desto fester sein!“ drückte er den eigenen Herzenswunsch aus. Goethe mußte, um Aufsehen zu vermeiden und seine Pläne nicht zu verrathen, noch die Feier seines Geburtstages in Karlsbad abwarten; denn Herders waren noch nicht abgereist. Am 3. September Morgens 3 Uhr stahl er sich, wie er sich ausdrückt, in einer Postchaise fort und eilte dem Süden zu.

Anmerkungen.

[1]) Ueber Goethe's Mutter s. Dorow's Reminiscenzen, 1842; K. G. Jacob in Raumer's hist. Taschenb. Neue Folge. 5. Jahrg. 1843; Düntzer in den Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit, S. 406–588. — Die Geschichtchen aus Goethe's Kindheit, welche Bettina von Arnim in dem Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde, angeblich nach Mittheilungen der Frau Rath, berichtet, tragen so sehr das Gepräge der Erfindung oder doch der phantastischen Ausschmückung, daß der Biograph davon keinen Gebrauch machen darf, wenn er sie nicht durch Goethe's Erzählung bestätigt findet. Die Enthüllungen über die Geburtsstunde, welche die jungfräuliche Hand so leicht, und wie es scheint, ohne Erröthen der jungen Correspondentin, aufs Papier wirft, konnte die Frau Rath unmöglich dem unreifen Mädchen vorschwatzen, und dies muß von vornherein gegen die Quelle der Berichte bedenklich machen. Ich ließ deßhalb auch das Gretchen von Offenbach unerwähnt.

[2]) Der Besuch einer öffentlichen Schule wird von Düntzer (a. a. O. S. 130) ohne hinlänglichen Grund in Zweifel gezogen.

[3]) S. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek, hgg. von Weismann, 1846. Döring, Goethe in Frankfurt am Main, 1839.

[4]) Genaue Notizen über sie hat Düntzer a. a. O. S. 126—207 zusammengestellt.

[5]) Manche von den Vergnügungspartieen, welche Goethe's Schilderung in das letzte Jahr vor seiner Abreise zur Universität verlegt, scheinen in die von ihm sehr kurz und flüchtig geschilderte Zeit nach seiner Rückkehr aus Leipzig zu fallen (s. Düntzer a. a. O. S. 137 ff.), was indeß im Grunde gleichgültig ist, da es sich nur um gesellige Zerstreuungen handelt.

6) Ueber Goethe's Aufenthalt in Leipzig, besonders sein V
hältniß zu Käthchen Schönkopf s. Goethe's Briefe an seine Leipzi
Freunde, herausgegeben von Otto Jahn, 1849.

7) Nach „Katakombe" heißt es nach Horn's Abänderung:

Wenn dann ein Autor dich uns im Kothurne zeigt,
Und du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht.
Wär' es dem Marmor gleich, so darfst du nur erscheinen,
Wie Medon uns erschien, und Myriaden weinen.

Die Veröffentlichung dieser harmlosen Parodie war Goethe seh
unlieb. Er schreibt 1769: „Seitdem Clodius freundschaftlichen
Gesinnungen gegen mich blicken läßt, ist mir ein großer Stein vom
Herzen; ich habe mich stets vor Beleidigungen gehütet". Abge-
druckt wurde dies Gedicht mit den auf Clodius' Medon bezüglichen
Erweiterungen in der Vorrede zu J. C. Rost's vermischten Gedichten
[von Schmid], 1769.

8) Hiermit stimmt auch, daß Goethe bei der ersten Aufführung
des Stücks in Ettersburg (1779) äußerte, er habe es „in seinem
achtzehnten Jahre" gemacht. Wenn er bei Erwähnung der Bühnen-
aufführung 1805 bemerkt, diese kleine Production sei damals vierz
Jahr alt gewesen, so bedient er sich einer runden Zahl.

9) Abgedruckt in A. Schöll's Briefen und Aufsätzen von Goeth
aus den Jahren 1766 bis 1786, S. 11—19.

10) Goethe's ältestes Liederbuch, hgg. von Tieck, 1844.
Vermuthung Viehoff's und Varnhagen's, daß ein Druck von 1
vorhanden sei, ist nicht gegründet, obwohl Varnhagen ihn
gesehen zu haben. „Nach den noch vorhandenen Breitkopf
Druckereibüchern sind die Lieder zwischen Ostern und Michaelis
Jahres 1769 gedruckt und im October 1769 ausgegeben wor
Hirzel, Fragm. aus einer Goethe-Bibl. [1849], Anmerk. zu
Ein genaues Verzeichniß s. ebendas. S. 2. Die Abschrift
Friederike Oeser befindet sich in Hirzel's Besitz. Goethe schre
Febr. 1769 an Friederike Oeser: „Meine Lieder, davon ein
das Unglück gehabt hat, Ihnen zu mißfallen, werden auf D
gedruckt", — und im Juni 1769 an Käthchen: „Meine Lieder
noch immer nicht gedruckt; ich wollte Ihnen gerne, wenn sie fe
wären, ein Exemplar davon schicken." Die, welche Goethe sp
mit einigen Veränderungen unter seine Gedichte eingeschaltet h
sind: „Die schöne Nacht", „Glück und Traum", „lebendiges A

denken", „Glück der Entfernung", „an Luna", „Brautnacht", „Schadenfreude", „Unschuld", „Scheintod", „die Freude", „Wechsel". Andere haben die Herausgeber seiner Werke nachmals hinzugefügt.

[11]) Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt,
Und wem er nur einmal recht nah' ums Haupt geschwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß, so lang' er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe;
Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie süß Dein selig Leben sei,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's besaßst, selbst zu besitzen glaubte.
Zufrieden reist' ich fort, und was noch mehr ist, froh,
Und ganz war meine Reise so.

(In der Epistel an Fr. Oeser, 6. Nov. 1768).

[12]) Goethe's Ansicht von der Wahrheit der Poesie spricht sich in einem Briefe an Friederike Oeser vom Jahre 1769 schon eben so entschieden aus, wie später nach dem Verkehr mit Herder in den Frankfurter Recensionen, indem er bei Gelegenheit der Kretschmannschen Bardenpoesie äußert: „Es ist ein Ding, das gar nicht interessirt, ein Gewäsche, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben, forcirte Gemälde, weil der Hr. Verf. die Natur nicht gesehen hat, einige egale Wendungen. — Und was geht mich der Sieg der Deutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll? Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will Euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das thut's nicht. Flittergold, und das Alles. — — Was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit, ein Märchen hat seine Wahrheit und muß sie haben, sonst wäre es kein Märchen. — —"

[13]) Das Nähere s. in Düntzer's Frauenbildern S. 147 ff.

[14]) Besonders ist er [der Arzt] drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen,
Was Unordnung so schlimm gemacht,
Und heißt mich meinen Willen zwingen.

„Bei Tag und sonderlich bei Nacht
Nur an nichts Reizendes gedacht!" —
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeist,
Den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt!
Des Bouchers Mädchen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau
Mit riesigem Gesicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleißig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tisane
Setzt er mir statt des Weins dazu. (Epistel an Fr. Oeser).

15) Vgl. Lappenberg, Reliquien d. Fräul. v. Klettenberg, S. 266 ff. Nach Anderen verrichtete diese Wunderkuren der Arzt Joh. Friedr. Metz († 1782); s. Düntzer's Frauenbilder, S. 160.

16) Abgedruckt in Goethe's Briefen an Leipz. Freunde von Otto Jahn und in den Bl. für literar. Unterhaltung 1850. (Jan.) nach dem ältesten Abdruck von 1769.

17) Dies wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.
O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen!
Und möcht' der Schmerz nicht also fort
Durch Nerv und Adern wühlen!
Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach! diese lange tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!" —

(In Ewald's Urania von 1793 und Hirzel's Fragm. ꝛc. S. 8.)

18) Ueber ihn s. der Actuar Salzmann, Goethe's Freund u. Tischgenosse in Straßburg, eine Lebensskizze nebst Briefen v. Goethe, Lenz ꝛc., hgg. von Aug. Stöber, 1855. Er war geb. den 26. März 1722 und starb in hohem Alter den 20. August 18[illegible]

19) Es ist nicht zu bezweifeln, daß die in Freimund Pfeiffer's „Goethe's Friederike" (1841), S. 13, abgedruckten französisch[illegible] Verse (auch in Boas Nachträgen I, S. 11, Viehoff's Leben Goethe[illegible]

I. S. 311, Schöll's Briefen und Aufsätzen von Goethe ꝛc. S. 67), gleich wie andere in diesem Buche befindliche angebliche Anekdota, unecht sind.

20) S. Heinrich Stillings Wanderschaft, eine wahrhafte Geschichte, 1778, S. 158 f.

21) „Ephemeriden. Was man treibt, heut dies und morgen das, 1770", abgedruckt in: A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe ꝛc. S. 63—140.

22) Vgl. Stöber, der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, 1842. Düntzer, Goethe und Friederike, in den Blättern für lit. Unterh. 1848. Nro. 92—96, und in den Frauenbildern S. 1—125. Eine Abbildung des Pfarrhauses findet sich in Stöber's Schrift, und eine genaue Beschreibung der Sesenheimer Localitäten in „Näke's Wallfahrt nach Sesenheim", 1840.

23) Abgedruckt bei A. Schöll a. a. O. S. 51 ff.

24) S. Eckermann's Gespräche mit Goethe, II. S. 136.

25) Es beruht auf einer Verwechselung oder ist absichtliche Dichtung, wenn Goethe einer Tafel mit der Inschrift „Friederikens Ruhe" gedenkt.

26) Nach Goethe's Handschrift nebst den übrigen noch erhaltenen Liedern des Sesenheimer Liederbuchs abgedruckt in der angeführten Schrift von A. Stöber. Das „Sesenheimer Liederbuch" in Fr. Pfeiffer's „Goethe's Friederike" (1841) ist, wie die ganze Schrift, eine Mystification, durch die sich unter Andern E. Boas (s. Nachträge zu Goethe's W. I. S. 9) hat täuschen lassen.

27) „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche. Er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht und in seinen ansehnlichen Bart lächelte." (Herder an Merck, in den Briefen an J. H. Merck, hgg. von Wagner, 1835, S. 44).

28) S. die biographisch merkwürdige Recension der „Gedichte von einem polnischen Juden" unter den Frankfurter Recensionen von 1772.

29) Goethe setzt es (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, VI. S. 224) in das Jahr 1771, deutet jedoch mit Unrecht auf eine dichterische Anticipation Italiens hin. Die letzte Zeile erhielt es

erst 1772 in Wetzlar; doch war das Gedicht schon vorher im Darmstädter Freundeskreise bekannt, wie aus Herder's Briefwechsel mit seiner Braut Caroline Flachsland hervorgeht.

[30]) Die Theses, über die Goethe disputirte, (Positiones juris, quas auspice Deo inclyti jureconsultorum ordinis consensu pro licentia summos in utroque jure honores rite consequendi in Alma Argentinensi die VI. Augusti MDCCLXXI h. l. q. c. publice defendet Joannes Wolfgang Goethe, Moeno-Francofurtensis.) s. in Hirzel's Fragm. 2c. S. 4—7.

[31]) S. Lenzens Briefe bei Stöber a. a. O.

[32]) Daß die von Näke in der obenangeführten Schrift mitgetheilten Nachrichten aus grundlosen Verleumdungen geschöpft sind, ist als unzweifelhaft nachgewiesen. Im Obigen folgen wir den in der Augsb. Allg. Zeitung (1841), augenscheinlich von kundigster Hand, gegebenen Nachrichten, deren Verfasser sich bereit erklärt, sie durch urkundliche Beweise zu erhärten. Sie sind mir überdies durch einen nahen Verwandten Friederikens, dem ich auch die Notiz über ihr Grab verdanke, ausdrücklich bestätigt worden.

[33]) Noch im Jahre 1777 spricht Goethe's Tagebuch während seiner Reise im Harz von der seltsamen Empfindung, „aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo vom unterirdischen Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen.“

[34]) Zu dem Folgenden vgl. Herder's Briefwechsel mit Carol. Flachsland (aus Herder's Nachlaß, hgg. von Düntzer und F. G. v. Herder, 1856, Bd. 3) und über den Tod der Roussillon: Goethe's Brief an Kestner vom 21. April 1773. Den Felsweihegesang s. in den Briefen an Merck 2c. S. 115 ff. — Goethe's Briefe an Herder s. in „Aus Herder's Nachlaß 2c. I. S. 25—152. Ueber Leuchsenring vgl. Varnhagen's Denkwürdigkeiten und vermischte Schr. IV. S. 494 ff., eine allzu glimpfliche Beurtheilung.

[35]) Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder und Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenossen. Mit Mercks biographischer Skizze herausgegeben von Karl Wagner, 1835. Briefe an und von J. H. Merck, hgg. von Karl Wagner, 1838. J. H. Merck, ein Denkmal, hgg. von A. Stahr, 1840.

[36]) So die einfache Erzählung Höpfner's nach glaubwürdiger mündlicher Ueberlieferung (s. Karl Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, 1847, Anmerk. zu

Nr. 88). In Goethe's Bericht (D. u. W. Buch XII.) ist poetische Zuthat. Auch ward dieser erste Besuch bei Höpfner in Gesellschaft Schlosser's, wie Düntzer (Studien zu G.'s Werken, S. 93) mit Recht vermuthet, sicherlich schon im Anfang des Jahres von Frankfurt aus gemacht, indem man sich über die Herausgabe der Anzeigen zu berathen hatte, zu denen Goethe schon im Februar Beiträge lieferte, nicht erst, wie man aus G.'s Erzählung schließen könnte, im Spätsommer von Wetzlar aus. Erst bei diesem oder einem andern späteren Besuch in Gießen mag der Scherz mit Chr. H. Schmid, Prof. der Dichtkunst in Gießen, einem flachen Vielschreiber, vorgefallen sein. Goethe verschmilzt gern ähnliche Ereignisse, um ein wirkungsvolleres Gesammtbild daraus zu gestalten.

[37]) So äußert er sich in einem Briefe an Herder, indem er hinzufügt: „Seit ich nichts von Euch gehört habe, sind die Griechen mein einzig Studium, erst Homer, dann Socrates erforscht im Xenophon und Plato, dann Theocrit, Anacreon, Pindar. — Ueber den Worten Pindar's ἐπικρατεῖν δύνασθαι ist mir's aufgegangen. Drein greifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft."

[38]) Beiträge zum Göttinger Musenalmanache sandte Goethe erst im folgenden Jahre ein; denn die nähere Bekanntschaft mit den Göttinger Dichtern begann nicht von Wetzlar aus, noch ward sie durch Gotter vermittelt, der mit dem engern Bunde, welcher sich um Voß und die Stolberge erst im Herbst 1772 mit antifranzösischer Tendenz bildete, nicht in Verbindung blieb.

[39]) Das Folgende nach: Goethe und Werther. Briefe Goethe's mit erläuternden Documenten. Hgg. von Kestner. 1854. 2. Aufl. 1855. In Goethe's Darstellung sind die Farben sehr verblaßt.

[40]) „Mais voilà encore un Goetz de Berlichingen qui paroît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes." Frédéric II. de la littérature allemande, pag. 47.

[41]) Vergl. Schönborn und seine Zeitgenossen (Hamburg bei Perthes) 1836. (Goethe's Briefe an ihn S. 53 ff.)

[42])
Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt,
Sieh dein Bild ihr gegenüber,
Und den Gott, der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

[43]) Einige Briefe des Jacobi'schen Frauenkreises siehe Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, hgg. von Max 1846. Ueber Goethe's Freundschaftsverhältniß zu Jacobi : H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, beson Goethe. Ein Beitrag rc. von F. Deycks, 1848; Düntzer Bl. für lit. Unterh. 1848. Nro. 291 ff. und in den Freunde rc. S. 125—287.

[44]) S. das Nähere über ihn in Düntzer's Frauenbil S. 139 ff. 256 ff.

[45]) Ein Brief von Merck an seine Frau (vom 29. Ja uns klar in dies häusliche Verhältniß blicken. „C'est un as gulier mariage. — C'est un homme assez jeune, mais chargé de : D'ailleurs assez riche, mais un négociant, qui a fort peu d'(delà de celui de son état. C'étoit un triste phénomène pour m(chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des f — Goethe est déjà l'ami de la maison; il joue avec les e(accompagne le clavecin de Mme. avec la basse. Mr. Brentano, assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument, qu'il f la maison.“ Und am 14. Februar: „ — il a la petite Mme. à consoler sur l'odeur de l'huile, du fromage et des man son mari.“

[46]) A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe rc. S. 14

[47]) Ueber das Verhältniß zu Anna Sibylla Münch s. I Frauenbilder, S. 208—261.

[48]) „So lang' ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zitte(sie sollen das Herz nicht haben, auf meinem Grabe sich zu Fragment des Cäsar bei Schöll a. a. O. S. 140. Zu Vermuthung, daß in der Briefstelle „recht“ statt „nicht“ sei, ist kein Grund.

[49]) Vergl. Danzel, über Goethe's Spinozismus. Hamb. 1843. (N. A. 1850.)

[50]) Goethe's Briefe an Lavater, herausg. von Hirzel. 1833.

[51]) Lavater's Lebensbeschreibung von Georg Geßner. 1802. Thl. 2. S. 126 ff. Vergl. Beiträge zur nähern Kenntniß Lavater's ꝛc. von U. Hegner, 1836; Düntzer's Monatsblätter zur allg. Zeitung, 1847 S. 471 ff. und Freundesbilder ꝛc. S. 1—124.

[52]) Heinrich Stilling's häusliches Leben, eine wahrhafte Geschichte, 1789. S. 53.

[53]) Diese Hymne, welche Goethe für verloren hielt, hat sich, von seiner Hand geschrieben, wiedergefunden. Schöll machte sie in den Briefen und Aufsätzen ꝛc. 1846, (S 151) nebst einem Dialog zwischen M. und seiner Pflegemutter Halima zum erstenmal bekannt. Da sie den meisten unserer Leser noch unbekannt geblieben sein wird, lassen wir die schöne Dichtung hier folgen:

Mahomet (allein).

(Feld. Gestirnter Himmel.)

Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl,
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!
Bleib! Bleib! Wend'st du dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond, Führer du des Gestirns!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg!
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk.

Sonn', dir glühenden weiht sich das glühende Herz.
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit', allsehende, mich!
Steigst auch du hinab, herrliche?
Tief hüllet mich Finsterniß ein.

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du Alliebender, du,
Der die Sonne, den Mond und die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

54) Vgl. Viehoff im Commentar zu Goethe's Ge
(I. S. 248 f.) und in Goethe's Leben (II. S. 186 f.), und bes
Düntzer's gründliche Schrift: „Goethe's Prometheus und
dora“ (1850), wo er die Vermuthung aufstellt, daß diese O
Monolog zu einer zweiten Bearbeitung bestimmt gewesen se
könnte auch als vereinzelter poetischer Erguß, der sich erst allm
zu dramatischer Form entfaltete, vorangegangen sein.

55) Die gesammte Werther-Literatur findet sich verzei
Nicolovius, über Goethe (1828) S. 19—25; Boas, Nachtr
G.'s sämmtl. Werken, 1. S. 229—235, wo auch G.'s Spottg
„Nicolai auf Werther's Grabe“ S. 13 abgedruckt ist; Dün
den Studien zu Goethe's Werken, S. 89—209; J. W. A
Werther und seine Zeit, 1855. Vergl. Anmerk. 39.

56) Goethe's Briefe an Auguste zu Stolberg, hgg. von
in der Urania für 1839 (auch besonders abgedruckt, Leipzig

57) S. Nachgelassene Werke XVI. S. 63. Ausg. in 4. I. S
Vgl. Düntzer's Frauenbilder, S. 248 ff.

58) Zu dem Folgenden vgl. den Aufsatz von Düntzer: Go
Lili, in den Blätt. für lit. Unterh. 1849. Nro. 237—246 u
den Frauenbildern, S. 262—405. Einige Familiennachri
besonders in Betreff der späteren Lebensverhältnisse Lili's, finde
in der Schrift von Karl Jügel: „Das Puppenhaus, ein Erbstück
Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerunge
Familienpapieren eines Siebzigers, 1857“. Ueber Goethe's Tre
von Lili geben sie keine weitere Aufklärung; eine gleichzeitige
zeichnung im Familienarchiv giebt die einfache Andeutung, d
Mutter, „als eine durchaus praktische, von Allem sich Reche
gebende Frau, bald die Ueberzeugung gewonnen habe, Goet
ungeachtet seines hohen Geistes und seiner glanzvollen Gabe
passende Partie für ihre Lili.“ Vgl. Goethe's Briefe an Aug
Stolberg, in der Urania für 1839. S. 69 ff.

59) Nähere Erörterungen s. in Düntzer's Studien zu G. W
wo der Prometheus und die Gegenschrift abgedruckt sind.

60) Abgedruckt in Schöll's Briefen und Aufsätzen von Goe
S. 158—161.

61) Düntzer hat es wahrscheinlich gemacht, daß die Ben
„Frau Aja“ aus dem Roman von den Haimonskindern e
war; s. Frauenbilder S. 456 ff.

[62]) Sie schreibt ein Jahr später an Auguste Stolberg: „Wir sind hier ganz allein, auf 30, 40 [3? 4?] Meilen ist kein Mensch zu finden. Meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als ins Grab taugt.“

[63]) Das Verzeichniß der von Goethe herrührenden Abschnitte und Zusätze s. in Hirzel's Fragmenten aus einer Goethebibl. S. 11. 13. — An dieser Stelle verdient ein von Haugwitz an v. Beyme erzählte Anekdote, als charakteristisch für Goethe's geniale Gewandtheit, Erwähnung, daß nämlich Goethe eines Tages zu Lavater's Predigt, von welcher dieser nur den ersten Theil concipirt hatte, die beiden fehlenden Theile hinzuschrieb, welche Lavater darauf ohne Abänderung von der Kanzel hielt.

[64]) In dem „Lebensumriß des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg“ (Zeitgenossen, Heft XXII.) heißt es jedoch: „Zwischen den Brüdern und Lavater schloß sich bald ein inniger Geistes- und Herzensbund. Mit ihm und Goethe machten sie die erste, ihnen unvergeßliche Fußreise nach Maria-Einsiedeln und um den Zürcher See.“ Hat Goethe's Erzählung vielleicht einen mit den Stolbergen gemachten Ausflug mit andern Reisen ins Gebirge verbunden, da er sich doch während seines Aufenthalts in der Schweiz wohl nicht mit einer kurzen Gebirgsreise von zwei Wochen begnügte? In D. und W. hat er die Reise auf den Gotthard in den Juli (statt Juni) verlegt. Meine Ansicht, daß die Gedichte „Hoffnung“ und „An ein goldenes Herz“ zu Goethe's damaliger Stimmung und Situation durchaus nicht passen, fertigt Düntzer nach seiner Gewohnheit kurz mit der Zurechtweisung ab, daß ich den Kern des Gedichts nicht erfaßt habe. Allein gerade in diesem finde ich schlagende Gründe. Goethe's Erzählung kann kein Gegenbeweis sein.

[65]) Goethe schreibt an Auguste Stolberg, der Abschied sei ihm schwer geworden. Vieles, was Goethe von den Stolbergen erzählt, auch wie er in Darmstadt Merck seinen Triumph habe gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von ihnen vorausgesagt, beruht auf einer Täuschung. Eine längere Reise scheint von vornherein gar nicht beabsichtigt gewesen zu sein.

[66]) „Dein gut Wort wirkte in mir; da sprach's auf einmal in mir: sollt's nicht übermäßiger Stolz sein, zu verlangen, daß dich

ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte, erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist, wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?" Br. an Aug. Stolberg, S. 103.

67) Vgl. zu dem Folgenden: W. Wachsmuth, Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Berlin, 1844. Riemer's Mittheilungen über Goethe, Berlin 1841. 2 Bde. A. Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar, 1857.

68) Ueber Bertuch s. Döring in den Zeitgenossen XI. 3. Ueber Wieland und Knebel, besonders in ihrem Verhältnisse zu Goethe, s. Düntzer's Frauenbilder rc. S. 288—414 und S. 415—620.

69) Ueber den Aufenthalt in Waldeck s. Düntzer's Aufsatz „Goethe in Waldeck" in Herrig's und Viehoff's Archiv III. 1. S. 237 f.

70) Nach Schöll's Erzählung im „Karl-August-Büchlein" 1857, der Böttiger's pikantere Version, als hätte der Herzog auf Goethe's Betrieb Bertuch den Garten fast mit Gewalt weggenommen, unter die Fabeleien verweist.

71) Diese Anekdote, von der ich nur so viel als einigerma glaubwürdig scheint, wiedererzählt habe, berichtet Falk in sei Buche: Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt, 18 (2. A. 1836), einer Schrift, die eben so unzuverlässig ist, Böttiger's Literarische Zustände rc. (2 Bde. 1838) und Betti Phantasiescenen. Gleichwohl macht sich der Anekdotenplunder, we er nur pikant ist, in den biographischen Schilderungen unse Dichter noch immer sehr breit.

72) Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe Jahre 1776, Leipzig 1833. — Ein Baron Mondragone mach allg. Anzeiger der Deutschen, 1834, Aug. Nro. 214 bekannt, er den Briefwechsel zwischen Kl. und G. 1787 in Wetzlar Reichskammergerichtsassessor v. Ditfurth erhalten und im Le liter. Anz. 1799 Nro. 48 habe abdrucken lassen; die Echtheit nicht verbürgt. Die Briefe stimmen bis auf Kleinigkeiten im druck überein; das Datum ist dort den 8. März, 21. März 29. Mai, dagegen in dem Abdruck von 1833: den 8. Mai, 21. Ma 29. Aug. Jene Data dürften die zuverlässigeren sein. Für Authenticität sprechen Form und Inhalt.

73) Am 2. Juli 1781 schrieb Goethe aus Ilmenau an Charlo von Stein: „Ich sehne mich recht von hier weg. Die Geister

lten Zeiten lassen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen lerg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben Alles efleckt."

[74]) S. Peucer's Aufsatz im Weimaralbum S. 55 ff. „Das Liebhaber-Theater am Herz. Hofe zu Weimar, Tiefurt und Ettersburg."

[75]) S. Schöll in Prutz' deutschem Museum, 1851. Nro. 1. S. 7 ff.

[76]) Es ist nicht glaublich, was Riemer berichtet, daß Proserpina zum Geburtstage der Herzogin Luise gedichtet worden sei. Die Stelle aus Goethe's Briefe an Oeser, von dem er den Prospect eines Parks für sein „neues Stück" zu erhalten wünscht, ist unstreitig auf Lila zu beziehen. Es wäre doch unzart gewesen, zur Feier des Geburtstags der jungen Herzogin, die sich in die neuen Verhältnisse noch nicht finden gelernt hatte, die geraubte Proserpina vorzuführen, welche ihr Geschick bejammert, das sie von dem Orte der Freude und aus dem Kreis ihrer Gespielinnen zu der Einsamkeit des Tartarus verdammt hat, und den Zuruf der Parzen: „Du bist unser" — mit Ausbrüchen des Abscheus und Hasses gegen ihren Gemahl und ihre neue Umgebung erwidert! Der Zusatz in dem ersten Abdrucke (Lit. und Theaterzeitung I. 1. Berlin, 1778) „aufgeführt auf einem Privattheater in Weimar im Februar 1778" bestätigt ebenfalls meine Ansicht.

[77]) Ueber dies Verhältniß belehren uns die Briefe Goethe's an Frau von Stein, hgg. von A. Schöll, 3 Bände, 1848. 51. mit schätzbaren Einleitungen des Herausgebers. Eine sehr mißwollende Beurtheilung hat Frau von Stein in Stahr's „Weimar und Jena" (1852) erfahren.

[78]) Riemer's Worte, II. S. 42. In ähnlicher Weise spricht Goethe als Greis aus:

Uebermüthig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Muth beschert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor.
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte, erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist, wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?" Br. an Aug. Stolberg, S. 103.

[67]) Vgl. zu dem Folgenden: W. Wachsmuth, Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Berlin, 1844. Riemer's Mittheilungen über Goethe, Berlin 1841. 2 Bde. A. Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar, 1857.

[68]) Ueber Bertuch s. Döring in den Zeitgenossen XI. 3. Ueber Wieland und Knebel, besonders in ihrem Verhältnisse zu Goethe s. Düntzer's Frauenbilder rc. S. 288—414 und S. 415—620.

[69]) Ueber den Aufenthalt in Waldeck s. Düntzer's Aufsatz „Goethe in Waldeck" in Herrig's und Viehoff's Archiv III. 1. S. 237 f.

[70]) Nach Schöll's Erzählung im „Karl-August-Büchlein" 185 der Böttiger's pikantere Version, als hätte der Herzog auf Goethe Betrieb Bertuch den Garten fast mit Gewalt weggenommen, un die Fabeleien verweist.

[71]) Diese Anekdote, von der ich nur so viel als einigermaß glaubwürdig scheint, wiedererzählt habe, berichtet Falk in sein Buche: Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt, 18 (2. A. 1836), einer Schrift, die eben so unzuverlässig ist, w Böttiger's Literarische Zustände rc. (2 Bde. 1838) und Bettin Phantasiescenen. Gleichwohl macht sich der Anekdotenplunder, we er nur pikant ist, in den biographischen Schilderungen unse Dichter noch immer sehr breit.

[72]) Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe Jahre 1776, Leipzig 1833. — Ein Baron Mondragone macht allg. Anzeiger der Deutschen, 1831, Aug. Nro. 214 bekannt, er den Briefwechsel zwischen Kl. und G. 1787 in Wetzlar v Reichskammergerichtsassessor v. Ditfurth erhalten und im Le liter. Anz. 1799 Nro. 48 habe abdrucken lassen; die Echtheit s nicht verbürgt. Die Briefe stimmen bis auf Kleinigkeiten im A druck überein; das Datum ist dort den 8. März, 21. März u 29. Mai, dagegen in dem Abdruck von 1833: den 8. Mai, 21. Ma 29. Aug. Jene Data dürften die zuverlässigeren sein. Für di Authenticität sprechen Form und Inhalt.

[73]) Am 2. Juli 1781 schrieb Goethe aus Ilmenau an Charlott von Stein: „Ich sehne mich recht von hier weg. Die Geister de

lten Zeiten lassen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen ...erg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben Alles ...esleckt."

74) S. Peucer's Aufsatz im Weimaralbum S. 55 ff. „Das Lieb...aber-Theater am Herz. Hofe zu Weimar, Tiefurt und Ettersburg."

75) S. Schöll in Prutz' deutschem Museum, 1851. Nro. 1. S. 7 ff.

76) Es ist nicht glaublich, was Riemer berichtet, daß Proser...pina zum Geburtstage der Herzogin Luise gedichtet worden sei. Die Stelle aus Goethe's Briefe an Oeser, von dem er den Prospect ...nes Parks für sein „neues Stück" zu erhalten wünscht, ist un...streitig auf Lila zu beziehen. Es wäre doch unzart gewesen, zur ...eier des Geburtstags der jungen Herzogin, die sich in die neuen ...erhältnisse noch nicht finden gelernt hatte, die geraubte Proserpina ...rzuführen, welche ihr Geschick bejammert, das sie von dem Orte ...r Freude und aus dem Kreis ihrer Gespielinnen zu der Einsam...it des Tartarus verdammt hat, und den Zuruf der Parzen: „Du ...t unser" — mit Ausbrüchen des Abscheus und Hasses gegen ihren ...mahl und ihre neue Umgebung erwidert! Der Zusatz in dem ...en Abdrucke (Lit. und Theaterzeitung I. 1. Berlin, 1778) „auf...führt auf einem Privattheater in Weimar im Februar 1778" ...stätigt ebenfalls meine Ansicht.

77) Ueber dies Verhältniß belehren uns die Briefe Goethe's an ...rau von Stein, hgg. von A. Schöll, 3 Bände, 1848. 51. mit ...ätzbaren Einleitungen des Herausgebers. Eine sehr mißwollende ...urtheilung hat Frau von Stein in Stahr's „Weimar und Jena" ...52) erfahren.

78) Riemer's Worte, II. S. 42. In ähnlicher Weise spricht Goethe als Greis aus:

Uebermüthig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Muth beschert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor.
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

79) S. Riemer II. S. 626; Düntzer in den Bl. für lit. Unterh. 1849, Nro. 23. 24.

80) Als Episode in Goethe's „Campagne in Frankreich“ eingeschaltet. Die dort sich findende Jahrzahl 1776 kann allenfalls für Plessing's ersten Brief ihre Richtigkeit haben.

81) In Plessing's Nachlasse fand sich ein Packet Briefe Goethe's an Plessing. Sollten diese nicht noch der Oeffentlichkeit übergeben werden? Vgl. über Plessing: F. A. Krummacher und seine Freunde, von Möller, 1849.

82) Goethe's Briefe an seinen Schützling s. in Schöll's Briefen und Aufsätzen rc. S. 165—189.

83) S. die Schilderung des Luisenfestes in Goethe's Werk[illegible] unter den „biographischen Einzelheiten“, wo es fälschlich dem 25. [illegible] zugetheilt ist, was Viehoff nicht hätte in Schutz nehmen [illegible] Riemer hat das Richtige, was auch durch Wieland's Brief an [illegible] vom 3. Juli, der die Ueberschwemmung erwähnt, und Amalie[illegible] Brief vom 29. Aug., der nur von dem Souper am 22. Aug. [illegible] keinem andern Feste spricht, bestätigt wird.

84) Ueber das Verhältniß der Bearbeitungen der Iphig[illegible] s. A. Stahr's Einleitung zu: Goethes Iphigenie auf Tauris [illegible] ihrer ersten Gestalt, Oldenburg 1839, und besonders H. Dün[illegible] die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie rc. 1854.

85) Ueber diese damals vielbesprochene Angelegenheit s. [illegible] Briefe von Jacobi und Johanne Schlosser in dem Briefw[illegible] zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 51 ff.

86) Die Materialien wurden später Woltmann überl[illegible] der die Biographie nach Goethe's Plan ausführen und (s. [illegible] Briefe S. 80) 1799 sie in sein Journal aufnehmen wollte; [illegible] wurden deßhalb mit Luden Unterhandlungen angeknüpft (s. [illegible] Rückblicke in mein Leben S. 105 ff.). Goethe erlebte noch [illegible] Herausgabe des Werks: Herzog Bernhard der Große von Sa[illegible] Weimar, biographisch dargestellt von Dr. Bernhard Röse, Wei[illegible] 1828. 29. 2 Theile.

87) Das Nähere so wie die darauf bezüglichen Briefe Goethe[illegible] s. in dem Werke: „Ernst der Zweite, Herzog zu Sachsen-Go[illegible] und Altenburg, von Aug. Beck, 1854“.

88) Goethe's Aufsatz „Nachricht von dem ilmenauischen Bergsen" ist abgedruckt in A. Diezmann's Schrift: Goethe und die tige Zeit in Weimar, S. 278—296.

89) Die wegen des Datums geäußerten Zweifel werden beseitigt rch die unter den Briefen an Knebel befindliche Abschrift von oethe's Hand, überschrieben: „Der regierenden Herzogin von Weimar zum Geburtstage. 1781."

90) Die Briefstellen, welche Düntzer (Frauenbilder &c. S. 486), dem E. J. Saupe (Goethe's Leben und Werke, S. 31) folgt, veranlassen, den Scherz ein Jahr später zu setzen, sind zu unbestimmt, um zu einer Aenderung der ausdrücklichen Angabe Goethe's zu berechtigen, der in den genau berichtenden Einleitungsworten das Weihnachtsfest 1780 nennt, worauf auch die Ideenverwandtschaft mit den „Vögeln" schließen lassen möchte. Uebrigens ist in diesem Falle die Variante ziemlich gleichgültig. — Das Bild ist noch in Tiefurt vorhanden. Goethe's Wunsch, es möge zum Verständniß des Gedichts eine Abzeichnung desselben veröffentlicht werden, ist vor kurzem in Erfüllung gegangen; sie ist in einem sauberen Stich der Nro. 12 der Allg. Modenzeitung von 1857 beigelegt, wo sich zugleich eine nähere Erklärung der einzelnen Gruppen findet.

91) Vgl. B. R. Abeken, ein Stück aus Goethe's Leben, 1845. S. 48 ff.

92) Da Goethe keine Sammlung seiner Dichtungen veranstaltete, so raffte der Buchhändler Himburg in Berlin das zur Zeit im Druck Erschienene zusammen: Dr. Goethens Schriften, 2 Thle. 1775. 2. Aufl. in 3 Thlen., 1777. 3. Aufl. in 4 Thln., 1779. „Mit ...er Frechheit wußte sich dieser unberufene Verleger eines solchen ... Publicum erzeigten Dienstes gegen mich zu rühmen und erbot ..., wenn ich es verlangte, etwas Berliner Porcellan zu senden." Goethe in D. u. W. 16. Buch, wo sich auch das darauf bezügliche Spottgedicht findet:

Holde Zeugen süß verträumter Jahre,
Falbe Blumen, abgewehte Haare,
Schleier, leicht geknickt, verblichne Bänder,
Abgeklungener Liebe Trauerpfänder,
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
Rafft der freche Sosias zusammen,

Eben als wenn Dichterwerk und Ehre
Ihm durch Erbschaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem soll sein Betragen
Wohl am Thee- und Kaffeetisch behagen?
Weg das Porcellan, das Zuckerbrod!
Für die Himburgs bin ich todt.

93) Ueber die Veränderungen der neuen Ausgabe s. Düntzer in den Studien rc. S. 176 ff.

94) Siehe darüber Goethe in den Briefen an Merck rc. hgg. von Wagner, 1835. Nro. 215. 217. und Camper's Briefe Nro. 221. 222.

95) Ueber diesen philosophischen Streit vgl. Schöll in den Briefen und Aufsätzen von Goethe rc. S. 193 ff.

96) Die folgende auf das Verhältniß zu Frau von Stein bezügliche Stanze, welche in dem gedruckten Fragment der Geheimnisse fehlt, haben die Briefe an sie uns aufbewahrt. Sie wirft ein Licht auf des Dichters damalige Stimmung, in der bereits der Wunsch einer Reise in die weite Ferne aufdämmert:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

97) Schöll vermuthet, Goethe sei durch den unerquickli[chen] Eindruck, den Jacobi's theologisch-philosophische Controversen [auf] ihn gemacht hätten, veranlaßt worden, sein romantisch-mystis[ches] Epos fallen zu lassen.

Druck von C. Schünemann.

In demselben Verlage erschien:

Schaefer, Dr. J. W.,

Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur.

2., verbesserte und zum Theil umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. 2 Thlr. geb. 2¼ Thlr.

Schon über die erste Bearbeitung dieses Handbuchs sprach sich das Urtheil namhafter kritischer Blätter dahin aus, daß es ein Product sehr gründlicher Studien sei und der Verfasser in hohem Grade das Talent bewährt habe, einen höchst complicirten Stoff übersichtlich anzuordnen und in gefälliger Sprache darzustellen, so daß dieses Werk ein unentbehrliches Hülfsmittel für den Lehrer der deutschen Literaturgeschichte sei. Die neue Auflage ist durchgehends mit Benutzung der neuesten Forschungen berichtigt; mehrere Abschnitte sind völlig umgearbeitet.

Um den Ankauf dieses Buches zu erleichtern, ist der Preis dieser neuen Auflage um ein Bedeutendes ermäßigt, und wird deshalb um so mehr auf eine allgemeine Beachtung gezählt werden dürfen.



Stuttgart, Verlag von Karl Göpel

Goethe's Leben.

Von

J. W. Schaefer.



Zweiter Band.

(Mit dem Bildniß Goethe's im Greisenalter.)

Zweite, aufs neue durchgearbeitete Auflage.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.
1858.

Drittes Buch.

alienische Reisejahre und Revolutionsepoche.

fficität der Poesie Goethe's im Bunde mit Kunststudien und speculativer Naturforschung.

„Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt.“

Schiller an Heinrich Meyer, 1797,

Erstes Capitel.

Italienische Reise.

Herbst 1786—1788.

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Die Sehnsucht, mit der sich Mignon nach ihrem Heimatlande Italien hinüberträumt, hatte Goethe jahrelang in sich getragen; es war ihm, als wäre auch er durch ein unfreundliches Geschick unter einen rauheren Himmel entführt worden. Er eilt über die Alpen wie in das Land seiner Jugenderinnerungen; er fühlt sich beim ersten Eintritt „in der Welt zu Hause, und nicht wie im Exil“; ihm ist zu Muthe, als wäre er dort geboren und erzogen worden; „wohl hatte Mignon Recht“, muß er auf Italiens Boden bekennen, „sich dahin zu sehnen!“. Die Luft, die ihm von dort entgegenweht, ist ihm ein Hauch des Friedens und des Glückes, der jede Sorge verweht und „die Falten des Geistes austilgt“. Die ersten Klänge der fremden Sprache machen ihn so froh, wie wenn dem Verbannten zum erstenmal wieder der traute Ton der Muttersprache entgegenklingt: „die geliebte Sprache wird ihm lebendig und die Sprache des Gebrauchs“. Sein Geist gewinnt wieder die jugendliche Elasticität; er fühlt sich erlöst

von dem „Stocken und Schleichen“; Alles wird ihm
lieb, was ihm von Jugend auf werth war. „Es li
meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit F
zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenst
Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, is
seligste aller Gefühle“.

Dies Entzücken begleitet ihn auf allen seinen Sch
Nie findet er seine Erwartungen getäuscht, weil sein
geübt ist, die Dinge, wie sie sind, zu sehen und abz
„und er von aller Prätension sich völlig entäußert
Daher fühlte er sich auf einer Höhe der glücklichsten E
dung, daß er noch bei den letzten Rückblicken auf sei
gangenes Leben zu dem Geständniß kam, im Vergleic
Italien nicht wieder froh geworden zu sein. Wenn das
eben darin besteht, daß aus dem Genusse ein neues h
Sehnen, aus dem Gewinn ein neues Streben sich erzeu
ward ihm dies in reichstem Maße in einem Lande zu
wo Natur und Kunst für Geist und Sinn eine unerschö
Fülle der Genüsse darbieten, wo Jahrtausende die Schätze
hohen Cultur aufgehäuft haben. Wer mit Goethe's klarem
mit solch empfänglichem, regem Geiste an sie herantritt,
den ganzen Tag im Gespräch ist mit den Dingen, so da
keine Existenz mehr ein Räthsel ist“, dem muß wohl im
gefühl einer gehobenen Existenz das Herz freudig empo
gen, als sei es eine „Wiedergeburt“, eine „neue Lebens
in der die Summe unentwickelter Kräfte zusammensch
wenn auch zuletzt die Ueberzeugung sich aufdrängt, daß e
erst werth sei, einzutreten, daß er nun erst recht sehe, b
und genieße. „Alles, was ich in dieser Epoche aufgeschriebe
äußert Goethe später in einem Briefe an Schiller — „hat
den Charakter eines Menschen, der einem Druck entgeh
der in Freiheit lebt, eines Strebenden, der erst nach und
gewahr wird, daß er den Gegenständen, die er sich zuzu

denkt, nicht gewachsen ist, und der am Ende seiner Laufbahn fühlt, daß er erst jetzt fähig wäre, von vorn anzufangen“.

Goethe's Schilderungen seiner Reiseerlebnisse und vielseitigen Studien liegen in solcher Ausführlichkeit vor Aller Augen, daß uns eine gedrängte Darstellung zur Pflicht wird. Sie sind größtentheils aus Tagebuchsblättern und Briefen an die Freunde und vornehmlich denen an die geliebte Freundin zusammengestellt. Der Reiz dieser Reiseskizzen liegt im Individuellen, in der Wärme subjectiver Auffassung; oft möchte man sie die Wertherbriefe des Mannes nennen, indem die tiefste Lyrik des Herzens das Episch-Mannigfaltige der Schilderung beseelt, wenn schon die schließliche Redaction viele der wärmsten Ergüsse der Begeisterung und Liebe getilgt hat. Obgleich in der jetzigen Form die Beziehungen zu den einzelnen Personen mehr in die Ferne gerückt sind, so treten doch Herder, Knebel und Charlotte von Stein deutlich genug als der Freundeskreis hervor, für den seine Berichte verfaßt sind und durch dessen Liebe und Andenken ihm jede Freude geweiht wird, indem ihn dabei die Hoffnung künftigen gemeinschaftlichen Genusses der gewonnenen Schätze beglückt: „ich habe schon Freudenthränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde.“

Die Beziehungen zu Merck hatten sich gelockert, und von dem Idealismus Jacobi's konnte er kein Verständniß seiner italienischen Studien hoffen, obschon er auch an sie einige herzliche Zeilen aus Italien richtete und ihnen Auszüge aus seinen Briefen mittheilen ließ. Dagegen stand die Freundschaft mit Herder in jenen Jahren auf der Höhe des Vertrauens und der Geistesgemeinschaft; durch seine sinnvolle Auffassung der griechisch-römischen Welt war er am meisten befähigt, auf die neue Geistesrichtung seines Freundes einzugehen, der auch seinerseits Alles, was damals von Herder's Geiste ausging, mit der innigsten Anerkennung und Wärme

aufnahm. Herder's „Ideen zur Philosophie der Ge
der Menschheit" wurden ihm „das liebste Evangelium
von dessen „zerstreuten Blättern" und den „Gott" übe
denen philosophischen Abhandlungen spricht er mit
freudigen Theilnahme. Einen besonderen Freundschaft
erwies ihm Herder durch die fernere Besorgung der S
lung seiner Schriften.

Goethe's Freunde erwarteten von dem Aufenth
Italien einen Aufschwung seines poetischen Genius, Dicht
welche, wie einst Götz und Werther, die Bewunderu
Welt würden. Ihnen galt seine Naturforschung und te
Kunstübung nur als eine Nebenbeschäftigung, deren
Zwecke ihnen verborgen waren, wie es denn z. B.
unverantwortlich nennt, daß Goethe, so lange für ihn
zu thun übrig bleibe, das seines Geistes würdig sei,
Zeit im Naturgenuß verschwelge und mit Kräutern und S
vertändele. Wenn Goethe bei Gelegenheit seiner Ip
schreibt: „es ist nicht das erste Mal, daß ich das Wi
nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter gr
und rechten" — so weist er damit ohne Zweifel eine
lichen Vorwurf Herder's zurück, der ihn stets daran er
daß die Welt vornehmlich auf sein poetisches Talent A
zu machen habe. Goethe aber war es um harmonisch
bildung seiner gesammten geistigen Individualität zu
darin nahm die Dichtkunst nur eine Stelle, und in
nur die zweite ein. Es mangelte damals unserm Dich
Gegenständen, die als ein Selbsterlebtes sein ganzes I
in Bewegung setzten. War das stoffliche und pathol
Interesse, das ihn zu seinen bisherigen Dichtungen ge
hatte, in den Hintergrund getreten, so machten sich in
nach Regel und Gesetz strebenden Geiste um so mehr d
derungen der reinen Kunstform geltend, und dieser gla
nur auf dem Wege der bildenden Kunst sich nähern zu

da die Poetik ihm nur ein regelloses Schwanken zu sein schien. Er suchte außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher er zu einer Vergleichung gelangen könne. „Ich bin im Lande der Künste, laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruh' und Freude haben und an was Anderes gehen können" — um diesen Punct schließen sich die Resultate der italienischen Reise zusammen. So wenig er sich's verhehlte, daß ihm zur technischen Ausübung der Kunst wenig natürliche Anlage geworden sei, fühlte er doch „zu dem, wozu er eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb, als zu dem, was ihm von Natur leicht und bequem war", und gesteht, weit mehr auf das Technische der Malerei als auf die poetische Technik geachtet zu haben. Gelangte er dennoch endlich zu der Ueberzeugung, daß er auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht zu leisten habe und eigentlich zur Dichtkunst geboren sei, so konnte er sich daran erfreuen „zu sehen, wie Poesie und bildende Kunst wechselseitig auf einander einwirken können". So erntete zuletzt der dichterische Genius die reife Frucht aller dieser Bestrebungen.

Seit vielen Jahren hatte Goethe sich in das geheimnißvolle Wirken und Weben der Natur mit so tiefeingehender Forschung versenkt, daß sie in dem Lande, wo sie sich mit den herrlichsten Formen und glanzvollsten Erscheinungen seinem Auge darstellte, wiederholt und lebhaft ihn in ihre Gebiete herüberziehen mußte. Das Gesetz der Einheit und Harmonie, das ihn in den Werken der bildenden Kunst mit Bewunderung erfüllte, sucht er auch in der Organisation der Pflanzenwelt auf, und die Betrachtung des farbenreichen südlichen Himmels wird ihm eine Aufforderung, dem Räthsel der Farbenbildung nachzusinnen. Obgleich er sich vorgenommen hat, „auf dieser Reise sich nicht mit Steinen zu schleppen", wird er doch, sowie er sich ihnen naht, wieder von ihnen angezogen, und mineralogische Untersuchungen nehmen von Zeit zu Zeit seine ganze

Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit lag in der Natur seines Wesens und ist seit seiner Kindheit der Grundzug seiner geistigen Thätigkeit. Mag er sich auch manchmal darüber Vorwürfe machen, daß er zu viel treibe und daß es ein Fehler der Neueren sei, so zerstreut zu sein und unerreichbare Forderungen erfüllen zu wollen; mag er auch gestehen, endlich die Capitalfehler zu entdecken, die ihn sein Lebenlang verfolgt und gepeinigt hätten, nämlich die Scheu, das Handwerk der Sache, die er treiben wolle, zu lernen und auf eine Arbeit so viel Zeit zu wenden, als dazu erfordert werde: dennoch reißt ihn der mächtigere Trieb immer wieder mit sich fort, und er vermag den neu erwachsenden Aufgaben sich nicht zu entziehen. Allein der Kern seines Wesens gelangt dennoch zu größerer Festigkeit; es ist kein vages Hin- und Herschweifen mehr, sondern er tritt an jede Frage mit dem Ernst des wissenschaftlichen Forschers.

Nur Eins trat inmitten dieser friedlichen Geisteswelt ihm seltener vor die Seele, das große Völkerdrama, das auf Italiens und Siciliens Boden vom Beginn des Römerstaats an bis zu der tragischen Vernichtung der politischen Kräfte des italienischen Volks sich entwickelt hat. An der idealen Größe des römischen Geistes konnte er sich entzücken, wenn sie ihm in den Trümmern alter Bauwerke entgegentrat; allein er hieß zürnend den Führer schweigen, der ihm in einer lachenden Flur Siciliens von Hannibal erzählte. Das damals in tiefen Schlummer gesunkene politische Leben Italiens mit seinen in hergebrachten Formen willkürlich-patriarchalisch regierten kleinen Staaten, wo nur erst leise das Licht der neuen Ideen in den Schriften eines Beccaria und Filangieri und in den Reformen Leopolds von Toscana aufzudämmern begann, bot von dieser Seite seinem Geiste keine Anregung. Daß ihn von neuen poetischen Entwürfen der Plan, das Epos der Odyssee in dramatische Form einzuschließen, am lebhaftesten beschäftigte, ist uns der deutlich

Beweis, daß ihn nur noch die plastische Schönheit einer idyllischen Menschenwelt dauernd zu fesseln vermochte und die Welt der Thaten keinen Reiz mehr für ihn hatte. Es war daher für unsere dramatische Literatur eine besondere Gunst des Schicksals, daß die reifere Ausbildung der künstlerischen Einsicht und Technik sich mit dem stofflichen Gehalt und lebenvollen Realismus älterer Entwürfe verschmelzen konnte, um diese zu den vollendetsten dramatischen Dichtungen zu gestalten, bevor seine Poesie sich der epischen Richtung, die jetzt vorherrschend ward, hingab.

Iphigenie ward seine Begleiterin auf dem Wege nach Rom. Als mitten in der erhabenen Alpennatur sein poetischer Genius wieder Flügel erhielt, nahm er — es war auf der Höhe des Brenners, wo er einige Tage verweilte — das Manuscript der Iphigenie aus dem Handschriften-Packete heraus, um in Stunden der Muße daran fortzuarbeiten, sie in das edlere Gewand der metrischen Form zu kleiden. Am Ufer des Gardasee's, wo er sich so glücklich fühlte im ersten Anhauch des südlichen Himmels und zugleich so einsam und getrennt von den Geliebtesten, schrieb er jenen herrlichen Monolog:

— Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Rasch hatte er bis dahin das südliche Deutschland durchflogen, gleich als fürchte er noch zurückgerufen oder von einem Begleiter eingeholt zu werden. Er reiste bis Rom im strengsten Incognito; sein Name war Möller; er galt für einen reisenden Kaufmann. Selbst den Naturalien- und Kunstsammlungen Münchens hatte er nur kurze Zeit gewidmet. In der Bildergallerie war ihm, als müsse er sein Auge erst wieder an Gemälde gewöhnen; damals konnte er noch an den Skizzen von Rubens die meiste Freude haben. Im Antikensaal sah er ein, daß sein Auge für diese Gegenstände zu wenig geübt sei. Auf dem Durch-

fluge durch Tyrol erhebt und erheitert sich sein Geist an dem Großen der umgebenden Natur; er beobachtet, wie auf seiner Schweizerreise, die Wolkenzüge und die Veränderungen des Wetters, die Gebirgsbildung und die neue Pflanzenwelt, welche ihm die Annäherung des Südens stufenweise verkündigte. In den fruchtbehangenen Gärten an den lieblichen Ufern des Gardasee's begrüßte er mit schwärmerischem Entzücken den Reichthum der südlichen Vegetation, die ihm auf dem Wege nach Venedig im anmuthigsten Wechsel der Flur zur Seite blieb. Besonders fesselte ihn in dem botanischen Garten zu Padua die Fülle fremder Pflanzen, welche seine Forschung lebhaft erregte: „denn was ist Beschauen ohne Denken?“ Eine Fächerpalme, an der sich die Stufenfolge der Veränderungen ihrer Blätter recht vollendet darstellte (sie ist jetzt, wo sie noch in der Fülle ihres Wachsthums prangt, mit der Inschrift palma di Goethe bezeichnet), machte ihm aufs neue den Gedanken wieder lebendig, „bei dem er in seiner botanischen Philosophie stecken geblieben war, ohne abzusehen, wie er sich entwirren solle“, nämlich „daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne“, ein Gedanke, welcher der Mittelpunct seiner botanischen Untersuchungen geworden war.

In den großen Städten gab er sich vorzüglich der Betrachtung der Bauwerke und Kunstschätze hin. Das Amphitheater in Verona war das erste bedeutende Monument der alten Zeit, das er sah. Wiederholt schaute er von dessen höchstem Rande mit staunendem Blick auf die Stufen des colossalen Kraters hinab oder betrachtete das rings umher wogende fröhliche Menschengewühl, unter welchem er in den belebteren Abendstunden munter umherstreift. In Vicenza fand er eine neue Aufforderung zur Betrachtung antiker Architectur. Im Geschmack der heitern hellenischen Baukunst hatte Palladio in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahr-

hunderts seine Vaterstadt mit Palästen verschiedener Art geschmückt. Goethe ward durch die Anschauung derselben ein begeisterter Verehrer des ausgezeichneten Meisters. Er kaufte in Padua seine Werke und bekam durch sie „Respect vor den antiken Bauten“, während er die Verehrung der gothischen Bauwerke ganz los wurde. „Die Baukunst“ — schreibt er von Venedig — „steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehre, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache, studiren, nicht um sie auszuüben oder mich an ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüth zu verehren“.

Am 28. September konnte er freudig bewegt ausrufen: „so ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name!“ Abends fünf Uhr stieg nach einer unterhaltenden Fahrt die alte Lagunenstadt vor ihm aus dem Meere empor, das er zum erstenmal in seinem Leben sah. Seinen Vorsatz, während eines Aufenthalts von zwei Wochen ein bis in die Einzelheiten vollständiges Bild der einzigen und reichhaltigen Stadt, die dem tieferen Sinne noch immer wie eine Wundererscheinung entgegentritt, in sich aufzunehmen, führte er mit rastloser Geschäftigkeit aus. Stundenlang durchlief er ohne Führer die engen Gassen der Stadt, um sich „bis in die letzte bewohnte Ecke der Einwohner Sitte und Wesen zu merken“. Er hört dem Erzähler auf der Riva zu, wohnt den öffentlichen Gerichtsverhandlungen bei, die ihm „unendlich besser gefallen, als unsre Stuben- und Kanzleihockereien“, und besucht fleißig Oper und Schauspiel, um seine Ansichten über Drama und Declamation zu erweitern. Da er in Venedig die Frühstunden auf seine Iphigenie verwandte, so bildete er sein Ohr für den Klang der fünffüßigen italienischen Jamben; denn man vergesse nicht, wie weit wir noch in der Technik des dramatischen Verses zurück waren.

Auch bestellte er sich den Gesang der Schiffer, aus Ariost's und Tasso's Gedichten, welcher schon damals zu den halb-verklungenen Sagen der Vorzeit gehörte. Kirchen und Paläste mit ihren zahlreichen Schätzen aus der Blüthezeit der Kunst gewährten täglich neuen Genuß, und selbst das Studium der Natur fand am Strande des Meers an der „Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse“ eine anregende Beschäftigung.

Am 14. October befand er sich auf dem Wege nach Ferrara. Den Unmuth, den die Oede der Stadt erweckte, konnte kaum die Erinnerung an die Tage, welche der Gesang Ariosto's und Tasso's verherrlichte, verscheuchen. Der Ebene überdrüssig, war er froh, als er in Cento zum erstenmal die Apenninen sah. In Bologna blieb er nur wenige Tage, da es ihn nach Rom vorwärts trieb. Die dortigen Gemälde-sammlungen, welche viele ausgezeichnete Werke, namentlich von Domenichino, Guido Reni, Guercino da Cento und den Caracci's enthalten, ließen nur flüchtige Eindrücke zurück, und mit den Heiligenbildern konnte er sich nicht recht befreunden. Als lichte Puncte jedoch blieben in seiner Phantasie die heilige Cäcilia von Rafael, das Meisterwerk aus dessen letzter und höchster Kunstperiode, und eine heilige Agathe mit dem Ausdruck „einer gesunden, sichern Jungfräulichkeit“. „Ich habe mir“ — äußert er — „die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte“.

Die Fortsetzung dieser Dichtung stockte jedoch, da die poetische Meditation unsers Dichters auf andere Fäden verlockt wurde. Er fühlte sich plötzlich angetrieben, den Plan einer Iphigenie in Delphi, gleichsam einen zweiten Theil seines Drama's, auszubilden. Er bemerkt darüber in seinem Tagebuche unterm 18. October: „Heute früh hatte ich das Glück, von Cento herüberfahrend, zwischen Schlafen und

Wachen den Plan zur Iphigenie auf Delphos rein zu finden. Es giebt einen fünften Act und eine Wiedererkennung, dergleichen nicht viel sollen aufzuweisen sein. Ich selbst habe darüber geweint wie ein Kind, und an der Behandlung soll man, hoffe ich, das Tramontane erkennen". Schon die Griechen kannten diese Erweiterung der Sage. Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orestes das Bild der Diana nach Delphi bringen werde, erscheint im Tempel des Apoll, um die Axt, die im Hause der Pelopiden so viel Unheil angerichtet hat, als Sühnopfer zu weihen. Zu ihr tritt ein Grieche und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet und die beiden Freunde zum Tode habe führen sehen. Indeß sind diese nebst Iphigenien in Delphi angekommen. Der entflohene Grieche erkennt in ihr die Priesterin, welche die Freunde geopfert habe, und entdeckt es Elektren. Diese, von leidenschaftlicher Wuth ergriffen, entreißt das Beil wieder dem Altar, um Iphigenien damit zu ermorden, als eine glückliche Wendung den Irrthum aufklärt und eine rührende Scene des Wiedererkennens und der glücklichen Wiedervereinigung der Geschwister herbeiführt. Der Gegenstand lag noch mehr als der Elpenor innerhalb des Kreises der Goethe'schen Poesie, wurde aber, leider! nicht wieder aufgenommen.

Um zur Zeit der großen Kirchenfeste im Beginn des Novembers in Rom zu sein, beschleunigte Goethe seine Weiterreise so sehr, daß er von *Florenz* sich schon nach drei Stunden losriß und die Betrachtung der Kunstschätze für die Rückreise aufsparte. Er nahm seinen Weg über Arezzo, Perugia und Foligno. Nach *Assisi* machte er eine Seitentour zu Fuß, um den herrlichen wohlerhaltenen Minervatempel, jetzt die Kirche Maria della Minerva, zu betrachten; es war das zweite großartige Denkmal antiker Baukunst, das seinem Auge begegnete: "was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen und

wird ewige Früchte bringen.“ Daß er die Construction der sechs korinthischen Säulen, welche die Façade bilden, richtiger als Palladio und Winckelmann erkannte und beurtheilte, beweist uns, wie sehr sein Blick für architektonische Verhältnisse geschärft war. In Spoleto sah er das dritte Werk der Alten, in welchem ihm „derselbe große Sinn“ offenbar ward, die aus zehn Bogen gewölbte Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berge bis zu einem andern ist. Neben solchen freudigen Momenten gab es auch, seit er das Gebiet der päpstlichen Herrschaft betreten hatte, Unzufriedenheit mit dem Vetturin und seinem schlechten Fuhrwerk, elende Beherbergung in den Wirthshäusern, Gefahr unter einer banditenartigen Gesellschaft; doch Alles ward ihm erträglich durch den Gedanken, daß er der ersehnten Weltstadt sich nähere: „ich will mich nicht beklagen, wenn sie mich auch auf Ixions Rad nach Rom schleppen“. Die überall sich kundgebende Verwahrlosung des geistlichen Staats, der zu Ceremonien eines crassen Aberglaubens herabgesunkene kirchliche Cultus regte indeß seinen Unmuth so sehr auf, daß sein Gedicht vom ewigen Juden wieder in seinem Geiste lebendig ward und er die Idee des Venio iterum crucifigi aufs neue ausbildete.

Allein jede Wolke war von seinem Gemüthe weggeweht, als er am 28. October unter der Porta del Popolo die Gewißheit hatte, in dem ewig einzigen Rom zu sein. Ueberfüllt, überdrängt von dem Bedeutenden, das tagtäglich als Neues seinem Geiste sich darbietet, erkennt er, daß Rom eine Welt ist und man mindestens ein halbes Jahr gebraucht, um sich nur erst darin gewahr zu werden; er thut nur die Augen auf und sieht und geht und kommt wieder, bis er Abends müde ist vom Schauen und Staunen. Mit dem neuen [illegible] machte er sich wenig zu schaffen und im Glanz der Kirchenfeste, die er gleich nach seinem Eintritt erwartungsvoll an-

suchte, regte sich seine „protestantische Erbsünde.“ Es war vielmehr sein Geschäft, das ihm die schönste Befriedigung gewährte, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben“, damit „der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe steige“, und es ging ihm bei Betrachtung der Stadt, „wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht“.

Nach Anleitung der Winckelmann'schen Kunstgeschichte begann er die alten Kunstwerke nach Epochen zu studiren. An den römischen Alterthümern ging ihm der Sinn für die alte Geschichte auf; er wünschte in Rom den Tacitus zu lesen, und fühlte, daß sich in Rom Geschichte ganz anders lese, als an jedem Orte der Welt; „Inschriften, Münzen, von denen er sonst nichts wissen mochte, Alles drängte sich heran“. Man begleite ihn an der Hand seiner lebenswarmen Schilderungen zu dem Coliseo, der Rotonda, dem Apoll von Belvedere, der Sixtinischen Capelle und anderen Kunstschätzen Roms, und man fühlt sich aufs tiefste ergriffen von dieser kindlichen, poesievollen Hingebung an das Schöne und Große der Gebilde der Kunst. Mehr und mehr gelangte er zu der Einsicht, daß er nicht nach Italien gekommen sei, um Lücken auszufüllen, sondern daß er weit in der Schule zurückgehen und durchaus umlernen müsse, daß er es als die wichtigste Sorge anzusehen habe, „keinen falschen Begriff mitzunehmen“. Er verglich sich daher mit einem Baumeister, der zu dem Thurm, den er aufführen wollte, ein schlechtes Fundament gelegt hat; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, sich seines Grundes mehr zu versichern und freut sich schon im Voraus der Festigkeit des künftigen Baues. Von der Klarheit und Befriedigung, in der er jetzt lebte, hatte er lange kein Gefühl gehabt. Darin erkannte er auch die sittliche Rückwirkung des Kunstgenusses; er fühlte, daß durch die anhaltende Betrachtung des Schönen und Erhabenen der Geist zum Ernst und zur Tüchtigkeit

gestempelt werde, und auch der sittliche Mensch eine große Erneuerung erleide.

Goethe's Reisezweck wurde sehr dadurch begünstigt, daß er in Rom mit Landsleuten zusammentraf, die ihm aufs bereitwilligste förderlich zu sein bemüht waren. Wilhelm Tischbein, mit dem das alte Verhältniß durch Briefe befestigt war, wurde in Rom, wo er schon seit mehreren Jahren thätig war, sein bester Führer. „Ich werde nie" — schrieb Goethe im Januar — „und wenn auch mein Schicksal wär das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses aus gebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes." [2]) Er stand der Geistesricht unsers Dichters um so näher, als auch er die Malerk mit der Poesie in Verbindung zu setzen suchte. Schon 178 beschäftigte er sich mit Zeichnungen nach Goethe's Gedich und stellte eine Scene aus dem Götz in einem Gemälde d Jetzt versuchte er umgekehrt Goethe für die Idee zu gewinn Gedichte zu seinen Gemälden zu machen, ein Project, v dem kein Erfolg zu erwarten stand. Er malte während ih freundschaftlichen Zusammenlebens das große Portrait Goeth welches ihn darstellt, wie er als Reisender, in einen Ma gehüllt und auf einem umgestürzten Obelisken ruhend, die im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Ro überschaut. Hofrath Reifenstein, Director des Erziehun instituts für russische Künstler, belebte die geselligen Verh nisse der fremden Künstlerkolonie, in der damals die Mal Angelica Kaufmann, nach Herder's Ausdruck „eine wa himmlische Muse voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit u einer ganz unnennbaren Güte des Herzens", als ein St erster Größe glänzte. In diesem engeren Kreise von Ku freunden verkehrte Goethe am liebsten, da er eine Abneig hatte, in Rom eine Rolle zu spielen. Er suchte sich wenigst

rch ein Halbincognito gegen die Zudringlichen zu schützen, n den Erörterungen über sich und seine poetischen Arbeiten u entgehen. Indeß mußte er manchmal nachgeben, und selbst talienische Dichter bemühten sich um sein kritisches Urtheil über ihre Werke. Der Abbate Monti, den er in dem Gesellschaftscirkel des Fürsten von Liechtenstein kennen gelernt hatte, las ihm sein neues Trauerspiel Aristodemus vor, das im Januar mit vielem Beifall, den besonders die deutsche Künstlerbank freigebig spendete, auf die Bühne gebracht ward. Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Goethe am 4. Januar 1787 mit einem schmeichelhaften Diplom in die Dichtergesellschaft der Arcadia unter dem Namen Megalio aufgenommen ward. „Vergebens habe ich", schreibt Goethe an Fritz von Stein, „diese Ehre abzulehnen gesucht, weil ich mich nicht öffentlich bekennen will."

Mit warmer Verehrung schloß sich in Rom Karl Philipp Moritz an ihn an, der arme deutsche Gelehrte voll lebendigen Geistes, welchen ebenfalls das Verlangen nach den Wunderwerken des alten Roms über die Alpen geführt hatte.[3]). „Es ist eine Wollust" — schreibt Moritz an einen Freund in der Heimat — „einen großen Mann zu sehen; wie warm empfinde ich dies jetzt. Wie ein wohlthätiger Genius konnte mir Goethe nirgends gewünschter erscheinen, als hier. O warum kannst Du nicht auch Dich an seines Geistes milder Flamme wärmen! Ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt; die schönsten Träume längst verflossener Jahre gehen in Erfüllung." Auf einem Spazierritt, den sie in den letzten Novembertagen zusammen gemacht hatten, brach Moritz den linken Arm, indem das Pferd auf dem ausgeglätteten, durch einen Staubregen schlüpfrig gewordenen Pflaster in der Nähe des Pantheons stürzte. Während er einige Monate hindurch das Bett hüten mußte, nahm sich Goethe seiner aufs freundlichste an und ward sein „Wärter und Beichtvater, sein Finanzminister und

geheimer Secretär". Goethe kamen zugleich seine viels antiquarischen und mythologischen Kenntnisse in Rom t zu Statten. Er räumt sogar ein, wohl mit allzu Bescheidenheit, daß er nicht gewagt haben würde, seine genie in jambisches Metrum zu übertragen, wenn er n Moritzens „Versuch einer deutschen Prosodie" einen L gefunden hätte; durch die mündlichen Erörterungen de fassers fühlte er seine Einsicht noch mehr gefördert.

Die Umarbeitung der Iphigenie ward in Rom zu geführt. Die Frühstunden waren ihr gewidmet. Der I verfuhr dabei mit solcher Strenge, daß er gesteht, an m Versen sich stumpf gearbeitet zu haben. Daher nennt in dem Briefe vom 10. Jan. 1787, womit er die Abse der Handschrift an die Freunde in der Heimat begleitete, Schmerzenskind, aus mehr als Einem Sinne." „Ob gleich ganz gleichgültig ist, wie das Publicum diese E betrachtet, so wünschte ich doch meinen Freunden einige bereitet zu haben." Diese bescheidene Hoffnung sollte sich nur unvollkommen erfüllen. So einsam stand der I mit seinem Meisterwerke, über dessen Werth jetzt nur Stimme der Anerkennung herrscht, daß man ihm von Seite die Mühe, die er darauf gewandt hatte, recht wußte. Die Freunde in Rom, denen er es vorlas, erw etwas Berlichingisches und konnten sich in den ruhigen nicht gleich finden; nur „die zarte Seele Angelica nah Stück mit unglaublicher Innigkeit auf." Noch unerkl ist, daß man im weimarischen Freundekreise die Vorzü neuen Bearbeitung so wenig würdigte, daß man ihm die kühle Aufnahme ziemlich deutlich zu verstehen gab, habe lieber das ältere Prosa-Drama zurückkehren sehen. merke wohl," schreibt Goethe einige Monate später — es meiner Iphigenie wunderlich gegangen ist . . . . un im Grunde mir niemand für die unendlichen Bemüh

dankt; .... doch das soll mich nicht abschrecken, mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen."

Inzwischen durchkreuzten sich im Beginn des neuen Jahres mancherlei Pläne wegen der Fortsetzung der Reise. Anfänglich sollte Rom das südlichste Ziel derselben sein; gleich nach Ostern wollte er Rom verlassen und über Florenz der Heimat wieder zurücken. "Mein dringendstes Bedürfniß" — schreibt er — "wird befriedigt sein; ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen und habe Vorrath auf Jahre lang auszubilden und zu completiren." Da ihm jedoch freundliche Stimmen aus der Heimat zuredeten, nicht zu eilen, um mit vollständigerem Gewinn nach Hause zurückzukehren, selbst der Herzog ihn in einem gütigen theilnehmenden Briefe auf unbestimmte Zeit von seinen amtlichen Pflichten entband und über seine Entfernung beruhigte, so nahm er auch Neapel und Sicilien in seinen Plan auf, so daß er mit dem Frühjahr 1788 heimzukehren gedachte.

Goethe blieb in Rom diesmal nur bis gegen das Ende des Februars, nachdem er noch zuvor die "Carnevalsthorheit" an sich hatte vorübergehen lassen. "Das Carneval", schreibt er an Knebel, "muß man sehen, so wenig Vergnügen es gewährt; eben so ist's mit den geistlichen Mummereien". Er war in diesen letzten Wochen "keinen Augenblick müssig", "vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung". Was er von Merkwürdigkeiten noch nicht gesehen hatte, suchte er auf, damit vor seiner Abreise nach Neapel "die Ernte wenigstens übergemäht sei". Das Beste ward zum zweiten Mal betrachtet, und "das erste Staunen löste sich mehr in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auf"; "meine Liebschaften" — äußerte er — "reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größeren und

Echtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegenheben".
sich den großen Intentionen der Künstler durch Nachb
und Nachahmung mehr zu nähern, zeichnete er fleißig rö
Bauten und Kunstwerke; den Weimarer Freunden war
Sammlung von Zeichnungen zugesandt.

Am 22. Februar 1787 reiste er in Tischbein's Gesel
nach Neapel ab. Von seinen Manuscripten begleitete ih
der Tasso, zu dem er jetzt "die beste Hoffnung hatte".
drängte sich ihm zugleich das Bedenken auf, ob er nicht
thue, neue Gegenstände, an denen er lebendigeren Antheil n
mit frischem Muth zu unternehmen, und etwa die Iph
in Delphi zu schreiben, statt "sich mit den Grillen des
herumzuschlagen". Allein er fühlte doch, daß er in diese
tung schon zu viel von dem Eignen hineingelegt habe, a
er sie fruchtlos aufgeben sollte. Es war jedoch dies
"Schmerzenskind" mit den schwermuthvollen Zügen eines l
den Dichterherzens nicht bestimmt, unter der heitern G
Neapels und Siciliens ins Leben gerufen zu werden.

So wie er die lachenden Fluren Campaniens betrit
greift ihn die heitere Lust des Daseins, welche aus der ü
Fülle der Natur ihm entgegenquillt und im munteren L
genusse des Volks ihn umrauscht. Der Strom des L
reißt ihn mächtig mit sich fort; er gesteht sich selbst
mehr zu kennen und erst zur Besinnung kommen zu n
"Neapel" — schreibt er — "ist ein Paradies; jeder
lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mi
es eben so, ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein
andrer Mensch". Mit Rührung gedenkt er seines Vater
von den Schönheiten Neapels einen unauslöschlichen Ei
erhalten hatte, und meint, der habe nie ganz unglücklich r
können, weil er sich immer wieder nach Neapel versetzt
Im Gegensatz dieses Paradieses erschien ihm jetzt die Tib
wie ein Kloster, an das er kaum noch zurückdenken t

Dort konnte er ganz den Studien der Kunst leben und im Geiste das alte Rom aus den Ruinen wieder aufbauen. Hier war Alles Leben und Gegenwart. Es ward ihm eine Lust, sich unter das Volksgewühl zu mischen, charakteristische Züge aufzuzeichnen und dem bunten Treiben mit entzücktem Staunen zuzuschauen. Besonders zog ihn das Schiffs= und Seewesen an, das den Kreis seiner Begriffe erweiterte. Nie hatte er die Reize des Meeres so gekannt, mochte es sich in glänzender Spiegelfläche vor ihm endlos ausbreiten oder die Pracht der sturmbewegten Wellen ihm den Ausruf entlocken, daß doch die Natur das einzige Buch sei, das auf allen Blättern großen Gehalt biete. „Wenn man es eine Zeitlang gewohnt ist", äußert er gegen Frau von Stein, „so kann man nicht begreifen, wie man hat leben können, ohne es gesehen zu haben, und wie man fortleben will, ohne es zu sehen."

Die Ausbrüche des Vesuvs reizten seine Wißbegier mehrmals zum Anschauen jener großartigen Naturphänomene. Seine Verwegenheit brachte ihn dabei in nicht geringe Gefahr. Der dritte Versuch, den er am 20. März in Begleitung von zwei Führern in der Absicht unternahm, einer eben ausbrechenden Lava möglichst nahe zu kommen, hätte leicht unglücklich enden können. Er hatte Verlangen, dem Puncte, wo die Lava aus dem Berge quillt, von hinten her nahe zu kommen und befand sich plötzlich auf dem glühenden Boden, aus dessen Ritzen ringsum der Dampf sonneverfinsternd emporwirbelte. Der Führer ergriff ihn noch zu rechter Zeit und entriß ihn dem erstickenden Qualm.

In Gesellschaft Tischbein's besah Goethe die Kunstschätze und Ueberreste des Alterthums in und um Neapel. Indeß scheint er an Kunstgenüssen in Rom etwas übersättigt worden zu sein; sein Sinn gehörte jetzt zu sehr der Gegenwart, als daß er sich den Ernst der römischen Kunststudien hier hätte erhalten können. Die Betrachtung der Gräber der Städte

Herculanum und Pompeji gewährte ihm wenig mehr al
flüchtige Befriedigung der Neugier, und es scheint von
ehrwürdigen Resten eines untergegangenen Daseins de
stesshauch des Alterthums nicht zu ihm gedrungen zu
Ein Ausflug zu den großartigen Trümmern von P
ward jedoch nicht unterlassen.

Da überhaupt Goethe in Neapel mehr genießen
beobachten, als studiren wollte, so gab er es auf, sich i
sonst beliebte Incognito zu hüllen und machte daher n
unterhaltende und belehrende Bekanntschaft. Auch in N
war er durch seinen Werther empfohlen. Mit großer
nahme gedenkt er der Bekanntschaft mit dem trefflichen F
gieri, mit dem er sich in anziehenden staatsphilosopl
Unterhaltungen erging. Da Tischbein auf Anrathen des T
Philipp Hackert, der damals als Künstler eines ausg
neten Rufes genoß und bei Hofe großen Einfluß hatte,
Neapel gekommen war und eine Zeitlang bei ihm w
so kam Goethe mit diesem gleichfalls in ein freundschaf
Verhältniß und gewann ihn sehr lieb. Er besuchte ih
einige Tage in seiner Wohnung im alten Schlosse zu C
und bediente sich seines Raths bei seinen Uebungen im Zei
Hackert sagte zu ihm: „Sie haben Anlage, aber Sie k
nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei m
sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und A
Freude macht“ — eine Aeußerung, welche, je richtiger si
um so mehr seinen Künstlerehrgeiz spornte, sich des Techn
gründlicher zu bemächtigen.

sein offenes Wesen bald sein Vertrauen und seine Zuneigung gewann, als Begleiter mit sich. Als Vertrag war zwischen ihnen verabredet, daß Goethe die Reisekosten bestreite; Kniep dagegen für ihn Zeichnungen von Landschaften entwerfe; damit aber nach seiner Rückkehr für den jungen Maler ein ferneres Wirken entspringe, sollte er einige später auszuwählende Gegenstände für ihn bis zu einer bestimmten Summe ausführen.

Die Reise nach Sicilien trat Goethe mit frohen Erwartungen an. Schon die Ueberfahrt däuchte ihm nichts Geringes, weil eine Seereise „noch in dem Kreise seiner Begriffe fehlte“ und „ihm die Welt erweiterte“. Auf einer Corvette segelte er am 29. März nach Palermo ab. Während er die ersten Anfälle der Seekrankheit „ganz behaglich“, in seinem Kämmerchen ausgestreckt, überstand, nahm er zu seiner Unterhaltung auf der langsamen Fahrt den Tasso wieder vor, dessen Plan diese Tage hindurch ziemlich ins Klare gebracht ward. Am 2. April befand er sich in der reizenden Bucht von Palermo, im Hintergrunde die von der Sonne beleuchtete Stadt, rechts den zierlich geformten Monte Pellegrino, links das weithingestreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen, Alles vom jungen Grün des Frühlings bekleidet. Goethe und sein in Naturschönheiten eingeweihter Begleiter suchten sich gleich diese mannigfaltigen Prospecte malerisch zu entwickeln und sahen hier eine grenzenlose Ernte für den Künstler vor sich. Am Abend lockte sie der helle Schein des Vollmonds auf die Rhede und hielt sie noch nach der Rückkehr lange Zeit auf dem Altan. „Nun verstehe ich erst“ — ruft Goethe nach einer Schilderung seines Entzückens aus — „die Claude Lorrain, und habe Hoffnung, auch dereinst im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen“

Sicilien erschien ihm als der eigentliche Schlußstein seiner Reise, die gepriesene Insel, um die schon die uralte Sage in

bald ernster, bald lieblicher Dichtung spielt, der Punct, „wo die Radien der Weltgeschichte zusammenlaufen", der ihm „nach Asien und Afrika deutete". Er erkannte jetzt, daß erst durch Sicilien das Bild von Italien vollständig werde, und hier der Schlüssel zu Allem sei. Kein entschiedenes, leidenschaftliches Bestreben hielt ihn während dieser genußreichen Wochen in Spannung und Unruhe; gelassen und behaglich gab er sich den Gegenständen hin und drückte sich das Bild tief in die Seele. Manche eine Zeitlang zurückgedrängte Neigung trat wieder freier hervor, und der Reiz des Augenblicks übte seine volle Gewalt. Seine Schilderungen von Sicilien lassen uns in dem anziehendsten Wechsel an den mannigfaltigsten Beobachtungen theilnehmen und die Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen aufs klarste überschauen. Ihre poesievolle Klarheit gemahnt uns, wie der klare Duft, der an Siciliens Küsten ihm so reizend erschien.

Aufs genaueste betrachtete er auf seiner Rundreise durch die Insel allenthalben die Eigenthümlichkeit des Bodens sowohl in mineralogischer als botanischer Hinsicht. Umgab ihn dann die Frühlingsnatur in solcher Herrlichkeit, wie in den glücklichen Tagen von Palermo, Girgenti und Taormina, so schlug wieder das Entzücken als reine Flamme der poetischen Begeisterung empor. „Wer dichtet nicht, dem diese schöne reine Sonne scheint, der diesen Hauch des Lebens in sich zieht" — sagt er uns in seiner auf Siciliens Flur versetzten Claudine.

Das Studium antiker Kunst hielt ebenfalls auf dem classischen, mit Trümmern alter Pracht übersäeten Boden eine ergiebige Ernte. Die Ruinen der Tempel von *Segesta*, *Girgenti* und *Catania* gehörten zu den großartigsten Anschauungen alter Baukunst, die ihm seine Reise gewährte, und durch Kniep's Zeichnungen wurden sie auch zu weiterer Betrachtung festgehalten. Selbst aus den Münz- und Medaillen-

sammlungen, welche er zu Palermo und Girgenti in einem noch nicht gekannten Reichthum kennen zu lernen Gelegenheit hatte, „lachte ihm ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst entgegen“. Er mußte bekennen, bis jetzt wenig davon zu verstehen; doch war das Interesse für dies Studium seitdem bei ihm in seine Rechte getreten.

In Palermo, wo er bis zum 18. April blieb, war ihm ganz besonders wohl geworden, weniger in der ohne eigentlichen Kunstgeschmack erbauten und unreinlich gehaltenen Stadt, als in der über allen Ausdruck reizenden Umgebung. Aus jedem seiner Worte, womit er diese Genüsse zu schildern versucht, haucht uns das Gefühl des heitersten Seelenfriedens an, mag er uns längs der waldbewachsenen Höhen, welche die Bucht umsäumen, oder in das fruchtreiche Thal, das der Orbeto durchschlängelt, geleiten oder uns den Pellegrino hinauf zur Grotte der heiligen Rosalie führen, wo er, bei dem reizenden Bilde der Heiligen niederknieend, einsam sich in die Träume seiner dichtenden Phantasie verliert. Die vergnügtesten Stunden brachte er im Stillen in dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Rhede zu. Geschmückt mit der üppigsten Fülle von blüthenreichen Oleandern, Citronenbäumen und andern Baumgruppen des Südens, die von großen Bassins, darin Gold- und Silberfische spielten, unterbrochen wurden, umspült von der plätschernden Welle des dunkeln Meers, während über Land und Meer der glanzvolle Duft des wolkenlosen Aethers schwebte, erschien er ihm wie ein Zaubergarten und entrückte ihn in eine poetische Welt. Die glückliche Insel der Phäaken, deren er schon einmal im Fruchtgarten Italiens eingedenk war, tauchte vor ihm aus dem Meere hervor. Er eilte sich einen Homer zu kaufen und verstand die Odyssee niemals besser als jetzt. Sicilien hat ihn zum Homeriden geweiht, wie wir namentlich in dem Geständniß erkennen: „was den Homer betrifft, ist mir wie

eine Decke von den Augen gefallen; die Beschreibungen
Gleichnisse ꝛc. kommen uns poetisch vor und sind do
säglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und I
keit gezeichnet, vor der man erschrickt«; später gesteht er
Schillern, »die Odyssee habe ihm aufgehört, ein Gedi
sein; sie habe ihm die Natur selbst geschienen«.

Nicht mehr war er jetzt ein schwermuthvoll träum
Tasso, sondern der lebensmuthige Odysseus, der, die Lie
Heimat im Herzen, von Küste zu Küste umherschweif
vieler Menschen Städte und Sitte kennen lernt.

Aus dem persönlichen Interesse, das er für diesen
vater aller Touristen fühlte, erwuchs der Entwurf zu
Drama Nausikaa, in welchem er die Haupthandlun
Odyssee zu concentriren gedachte. Das einfache Sujet,
ein Mädchen, welches bisher alle Bewerbungen von
wiesen hat, sich von einem Fremdling angezogen fühlt,
daß eine Verbindung möglich wird, »sollte durch den
thum der untergeordneten Motive und besonders durch
Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung un
besondern Tons erfreulich werden«. Vornehmlich wa
dadurch an diesen Plan gefesselt, daß er Alles aus ei
Erfahrungen nach der Natur ausmalen konnte. Er be
tigte sich anhaltend damit während seiner ganzen
Schon einige Tage vor seiner Abreise von Palermo h
er in seinem Lieblingsgarten den Entwurf zur Reise
konnte sich nicht enthalten, einige Stellen auszuführen.
Blättchen finden sich unter seinen fragmentarischen Dicht
abgedruckt. Sie lassen nur soweit auf das Ganze schl
daß man den idyllischen Charakter, den das Drama er
sollte, darin erkennt; dem dritten Act war die Erzä
von Odysseus' Abenteuern zugetheilt. Diesen scheint er
kurz vor seiner Trennung von Sicilien durchdacht zu
als er zu Taormina, während Kniep mit Zeichnen besc

ar, zwischen den Orangenkästen eines schlechten Bauerngar-
ns die Einsamkeit suchte und „den Grundunterschied des
rama's und der Epopöe ins Auge faßte“, ein Thema, das
später als Epiker wieder aufnahm. Durch die nachfol-
nden Zerstreuungen ward der sorgfältig bis ins kleinste
etail durchdachte Entwurf zurückgedrängt.

Er hatte schon am Tage vor seiner Abreise von Palermo
h zu beklagen, daß er von vielerlei Geistern verfolgt und
rsucht werde. Als er nach dem öffentlichen Garten gegangen
ar mit dem festen Vorsatze, seine dichterischen Träume fort-
setzen, ergriff ihn mitten unter der mannigfaltigen Pflanzen-
lt aufs neue der Gedanke der Pflanzenmetamorphose,
„zerstört war sein guter poetischer Vorsatz, der Garten
Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich
gethan.“ Jene Ideen verfolgte er auch auf seiner Weiter-
in Betrachtung der reichen Vegetation der Insel. Was
früher nur vermuthet und mit dem Mikroskop gesucht
, glaubte er in der Pflanzenwelt des Südens „mit
en Augen als eine zweifellose Gewißheit“ zu sehen. Von
el aus schreibt er darüber an Herder: „Ferner muß ich
vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung
Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste
as nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel
man die schönsten Beobachtungen haben. Den Haupt-
, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos
den; alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen, und
noch einige Puncte müssen bestimmt werden. Die
lanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt,
elches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem
und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch
zen ins Unendliche erfinden, die consequent sein müssen,
die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten,
nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und

Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und
wendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf
übrige Lebendige anwenden lassen.“ So ent
sich jener geniale Gedanke weiter, den ein namhafter
Naturforscher zu den luminosen zählt, welche für al
und die gesammte Menschheit ihre volle Geltung behalt

Goethe nahm seinen Weg zuerst über Alcamo
Girgenti, von hier, um auch das Innere der Insel
zu lernen, über Caltanisetta nach Catania, wo er am 1
eintraf. Den Gipfel des Aetna mußte er in dieser Jah
wo der Schnee noch sehr tief lag, aufgeben und sic
dem niedrigen Monte Rosso begnügen, von wo er
heftigem Sturm einen flüchtigen Blick auf den lang
gedehnten Strand von Messina bis Syrakus genoß.
ruhigere Ansicht dieser Küstenlandschaft gewährte ihm
Theater von Taormina, wo ihm das herrlichste Pan
vor Augen lag, der lange Gebirgsrücken des Aetna u
Meeresküste bis Calabrien hin. Um so niederschlagende
der Anblick des verwüsteten Messina, das sich nach
schrecklichen Erdbeben von 1783 noch nicht aus seinen
mern wieder erhoben hatte. Ein finsterer, despotischer G
neur machte es überdies für den Fremden zu einer Cyk
höhle, so daß Goethe nur mit einiger Odysseus-Gewan
über die er uns ausführlich berichtet, sich den dro
Folgen der Versäumniß einer Einladung entzog. Verd
daher und ungeduldig ergriff er die erste beste Gele
fortzukommen und schiffte sich nach einem viertägigen A
halt am 14. Mai auf einem französischen Kauffahrteischif

Verdruß und Langeweile begleiteten seine diesmalig
reise mehr als die vorige. Bei dem von Anfang an u
stigen Winde rückte das Schiff nur langsam vorwärt
Seekrankheit befiel ihn ärger als früher, und er konnt
einmal, wie auf der bequem eingerichteten Corvette, in

chen die Einsamkeit aufsuchen, sondern mußte zwischen
ht gedrängten Menge von Passagieren Platz nehmen.
her verflossen die Stunden, wo er, mit Kniep auf dem
verweilend, an dem muntern Tummeln der Delphine
den malerischen Küsten Unteritaliens das Auge weiden
Schon lag am zweiten Tage der Fahrt Cap Minerva
'n, der Vesuv ward sichtbar, über dem eine ungeheure
volke aufgethürmt war, links ließen sich die Felswände
el Capri unterscheiden. Völlige Windstille war ein=
, und sie entzückten sich an dem Anblick des ruhigen,
)en Meeres und der Küste, als ein laut und lauter
er Lärm unter den Passagieren sie herbeizog und bald
Gefahr bekannt machte, in der man sich befand. Das
war in die Strömung um Capri gerathen und trieb
sen zu, die es zu zertrümmern drohten. Alle ereiferten
ungestümen Reden gegen den Capitain und den Steuer=
deren Ungeschicklichkeit man das Unheil zuschrieb, wie
nen denn von Beginn der Fahrt an kein rechtes Zu=
hatte schenken wollen. Goethe, „dem von Jugend auf
e verdrießlicher war, als der Tod", war es unmöglich
zu schweigen. Er stellte ihnen vor, daß gerade in die=
genblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen
ein Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten,
sie weder denken noch sich unter einander verständigen
. Darauf ermahnte er sie, ihr brünstiges Gebet zur
Gottes zu richten, damit sie sich bei ihrem Sohn ver=
und er jetzt thue, was er für seine Apostel gethan habe,
dem See Tiberias schon die Wellen in das Schiff
und er dem Winde zu ruhen gebot; ebenso könne
der Luft gebieten, sich zu regen, wenn es anders sein
Wille sei. Diese Worte thaten die beste Wirkung. Man
e sich; die Frauen lagen betend auf ihren Knien. Goethe
ch in die Cajüte hinab und legte sich halb betäubt auf
atratze. Bald darauf eilte Kniep hinunter und verkün=

digte, daß Rettung da sei; ein gelinder Windhauch ha
erhoben, man konnte von den Segeln Gebrauch machen
es gelang aus der Strömung herauszukommen. Am fol
Morgen (16. Mai) ließ das Schiff die gefährliche Fels
hinter sich und fuhr in den Golf von Neapel ein.

Während der beiden Wochen, die Goethe noch in N
zubrachte, bemühte er sich, Manches zu sehen, was ihm
vorigen Besuche noch entgangen war, wobei ihm H
und andere Freunde (Tischbein war nach Rom gereist) sich
gefällig bewiesen. Dem geselligen Zudrang entzog er sic
weniger; die sicilianische Reise, meint er, habe ihn leut
und zuthätiger gemacht; jedoch macht Hackert die Beme
Goethe sei in großen Gesellschaften in Neapel sehr z
gezogen gewesen und habe den Eindruck eines verle
und scheuen Menschen gemacht. Am 3. Juni riß er sic
von niemand bewegter und herzlicher scheidend, als von
treuherzigen Reisegefährten Kniep, dem er in der Fer
beste Fürsorge zu widmen versprach, und fuhr „durc
unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt halb b
hinaus, vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Sc
hinter ihm blieb“.

In Rom [4]), wo er am 6. Juni wieder anlangte,
ihn das Frohnleichnamsfest schnell wieder zum Röme
nicht sowohl durch das fromme Festgewirr, als dur
Anschauung der nach Rafaels Cartonen gewirkten Te
welche an diesem Tage öffentlich ausgehängt wurden
führten ihn wieder in den Kreis höherer Kunstbetracht
zurück. Rom war ihm jetzt vertrauter geworden; er
nichts mehr, was ihn überspannte, „sondern die Gegen
hatten ihn jetzt zu sich hinaufgehoben.“ Der Trieb zu
übung der bildenden Kunst war wieder aufs lebhaft
ihm angeregt, und er schien Hackert's scharfe Mahnu
herzigen zu wollen, um durch Ausdauer über die

es Dilettantismus hinauszukommen und „das Handwerk r Sache zu lernen.“ „Ich mag nun“ — äußerte er in nem seiner Briefe — „gar nichts mehr wissen, als etwas rvorzubringen und meinen Sinn recht zu üben; ich liege n dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, aß sie sich einmal auflöse.“ Mit Hackert, der auf kurze it nach Rom kam, verlebte er vierzehn Tage auf dem nde und sah sich durch seine Anleitung „sehr im Land- aftszeichnen gefördert.“ Diese Uebungen wurden zunächst ne Aufgabe. Mehrere Ausflüge ins Gebirge, nach Tivoli, ascati, Albano ꝛc. wurden unternommen, um nach der tur zu zeichnen. In Rom bezog er nach Tischbein's Ab- e, der sich nach Neapel begab, dessen kühlen Saal und r hier während der heißen Sommermonate in friedlicher geschiedenheit überaus thätig, um „seine Talente durchzu- eiten“, als einer, der „nur der Mühe lebt“ und darin s reinste Glück empfindet. „Meine größte Freude ist“ — reibt er am 22. Juli, — „daß mein Auge sich an sicheren rmen bildet und sich an Gestalt und Verhältniß leicht ge- hnt, und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes t lebhaft wiederkehrt.“

So viel er konnte, hütete er sich, in die Welt gezogen werden, um nicht aus der Ordnung zu kommen. Sein gang beschränkte sich auf den früheren engen Freundeskreis, er hatte dankbar anzuerkennen, daß alle Künstler sich ühten, sein Talent fortzubilden. Angelica Kaufmann be- ihm ihre frühere freundschaftliche Theilnahme. Ver- ffelt, ein Sohn des Mannheimer Directors, förderte ihn der Perspective. Mit Trippel, der seine Büste im Auftrage Fürsten von Waldeck modellirte, hatte er belehrende Unter- ngen in Bezug auf Bildhauerkunst, und er begann eben- zu modelliren, um die menschliche Gestalt, die ihm zuletzt Gipfel aller Kunst zu sein schien, genauer studiren zu

können. Höchst unterrichtend war für ihn der Umgang
Heinrich Meyer aus Zürich, der „den sichern,
Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fortg
und seine Aufmerksamkeit vornehmlich dahin richtete,
zarten Abstufungen der früheren und späteren Kunst zu pr
und kennen zu lernen". „Er hat", äußert er in einem an
Briefe, eine „himmlische Klarheit der Begriffe und eine
lische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, o
daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestim
richtig, die einzige wahre Linie bestimmend sind seine Wo
Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch ge
konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleibe
Die Hochschätzung, die sein ernstes Studium für ihn erwe
hatte später eine innige Freundschaft mit Goethe und
dauerndes geistiges Zusammenwirken zur Folge.

Die Einsicht in die Architectur schärfte Goethe gleichf
durch Zeichnenübungen und fand eine ungehoffte Gelegenh
seine Kenntnisse nach dieser Seite hin zu erweitern, in
gerade damals umfassende Sammlungen von Zeichnun
griechischer und orientalischer Bauwerke nach Rom gebr
wurden.

Aus den bisherigen Andeutungen wird es schon
daß Goethe sich in dem Kreise von Künstlern und Theoreti
bewegte, welche sich in ihren Werken und Kunstansichten
Winckelmann und Raphael Mengs anschlossen. Das Sch
heitsideal der Griechen, das diese großen Männer dem
arteten Geschmacke ihrer Zeit wieder entgegengehalten hat
suchten sie der neueren bildenden Kunst anzueignen. In
sie jedoch die Bedeutung des Charakteristischen in der K
verkannten, geriethen sie in eine einseitige Richtung, durch
der Malerkunst steife und unwahre Formen aufgez
wurden, zumal da man mit dem Antiken die moderne S
timentalität verschmolz. Goethe trat dieser Theorie, w

das ganze Zeitalter beherrschte, aufs entschiedenste bei und zählte sich gern zu Winckelmann's Schülern.

Moritz war Goethen der liebste Gesellschafter, wenn gleich die Haltlosigkeit seines geistigen und sittlichen Wesens einer offenen Hingebung der Freundschaft im Wege stand. Ihm trug Goethe zum erstenmal sein Pflanzensystem vor und brachte bei diesem Anlaß die ersten Grundlinien desselben aufs Papier, erfreut, eine empfängliche Seele zu finden, der seine Vorstellungsart faßlich zu machen war. Moritz arbeitete an seiner Mythologie und konnte durch positive Kenntnisse auf dem Gebiete der Antiquitäten auch seinem Freunde wieder nützlich werden. Aesthetische Gegenstände wurden zwischen ihnen vielfach durchgesprochen. Eine kleine Schrift von Moritz „über die bildende Nachahmung des Schönen“ (Berlin, 1788) erwuchs aus diesen Unterhaltungen.

Ungeachtet der ausgebreiteten Studien der bildenden Kunst entzog sich Goethe seinen poetischen Arbeiten nicht, wenngleich die weimarischen Freunde aufs neue klagen mochten, daß er das Wichtigste nebenher thue, und es klingt fast wie eine Rechtfertigung, wenn er dorthin die Worte richtet: „daß ich zeichne und die Kunst studire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel“. Statt Tasso oder Nausikaa fortzusetzen, fühlte er sich am meisten zur Vollendung des Egmont aufgelegt. Zu dieser Wahl trug ohne Zweifel der Umstand bei, daß gerade damals ähnliche revolutionäre Scenen, wie er in seinem Drama geschildert hatte, in den Niederlanden vorgingen; in Brüssel erhob sich das Volk zur Vertheidigung seiner von Joseph II. angetasteten Verfassung, in Holland stand die Oranische und die patriotische Partei in Waffen gegen einander. Goethe nennt die Ueberarbeitung des Drama's eine unsäglich schwere Aufgabe, die er ohne die ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nicht

zu Stande gebracht hätte; es galt das Werk durchzuai
und zu vollenden, ohne es umzuschreiben. In eine
spätern Briefe äußert er, kein Stück habe er mit mehr
heit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit voll
als dieses; er wisse, was er hineingearbeitet habe.
5. September, wo er die letzten Lücken in der Hand
ausfüllte, erschien ihm wie ein festlicher Tag; sein Bri
die Sendung nach Deutschland begleitete, sprach die Hof
aus, daß er seinen Freunden damit Freude machen 1
Diese ging indeß auch diesmal nur theilweise in Erfü
Zwar fühlte sich Herder, der sonst mit seiner Anerke
nicht freigebig war, zu dem Geständniß gedrungen, ihn
das Drama „Scene für Scene in seiner tiefen, männli
dachten Wahrheit fast zu Boden gedrückt“; gleichwohl
die Kritik des heimatlichen Freundekreises namentlich
Verhältniß Egmonts zu Clärchen und scheint in der H
sache auf die Puncte hinauszulaufen, welche Schiller's bek
Recension hervorgehoben hat. Goethe konnte Anforder
nicht befriedigen, die außerhalb seines Plans, ja auß
des Kreises seiner dramatischen Poesie lagen. „Es hat
im Grunde“, mußte er sich schließlich gestehen, „niemand
rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst al
Künstler selbst“. Sein Drama sollte eben kein hero
Trauerspiel sein, sondern das Gemälde eines edlen mensch
Daseins, das sich mit frischer Lebenskraft und Freihei
dem Hintergrunde einer trüben Zeit vor uns ausbreitet.
weht darin der Hauch des jugendlichen ahnungsreichen
bens, das ihn in den schönsten Momenten der durch
weimarischen Epoche erfüllte, so wie der frischen Lebensf
welche dem Dichter in Rom eine zweite Jugend bereitete

Auf die vier Monate eines stillen anhaltenden F
folgten genußreiche Ausflüge in den schönen Woche
Herbstes, der nach einem drückend heißen Sommer d

llkommen war. Einige Septemberwochen verlebte Goethe in esellschaft des Hofraths Reisenstein in Frascati, und hlte sich „recht munter und lustig“. Da ward „den ganzen ag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht und geklebt“, ie Botanik „auf Wegen und auf Stegen“ geübt, indeß er ebenher die Umarbeitung des Singspiels Erwin und :lmire im anmuthigen Versgewande zu Stande brachte. Im October hielt er in Castel Gandolfo eine Villegiatur; iehrere Freunde und Freundinnen aus Rom fanden sich dort usammen, und man gab sich dort, wie an Badeorten, einer wanglosen, muntern Geselligkeit hin. In den wenigen dort eschriebenen Briefen fühlt sich die Erregtheit seines Innern, nd der rasche Wurf seines Stils läßt ahnen, daß in seinem erzen etwas vorging; „mit Vorsatz irrend, zweckmäßig unlug, läßt er sein Leben mehr laufen, als er es führt, und eiß auf alle Fälle nicht, wo es hinaus will“. An Herder richtet er, er habe sogar einige Idyllen gefunden. Dies löchten die ersten Ansätze zu den „römischen Elegieen“ sein, enn auch die eigentliche Ausführung oder Fortsetzung mit inem späteren Liebesverhältniß in Verbindung steht.

Goethe hatte während seiner bisherigen Reise sein Herz rgfältig, wie durch ein Gelübde, vor Liebesneigungen beahrt, so daß er sich „von Frauen bis zur trocknen Unhöflichkeit entfernt hielt“. In seinem Herzen „leuchtete nur die höne Flamme der Liebe, der Treue und des Andenkens“ an ine Freundin in der Heimat. „Wie verwöhnt ich bin“, — hreibt er ihr — „fühle ich erst jetzt, zehn Jahre mit Dir leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden elt. Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Nothwenigkeit konnte mich zwingen den Entschluß zu fassen“. Auf nem kleinen Gartenball zu Rom an einem schönen Juliabend, wo es recht lustig herging, konnte er kaum bis Ende shalten, weil die Mädchen ihn nicht mehr, „wie vor zehn

Jahren“, anzogen; diese Ader, äußerte er damals, sei vertrockn
Das erinnert uns an die Vorwürfe, welche in den römisch
Elegieen Amor dem Dichter wegen seines lässigen Dien
macht, und die sophistischen Ermahnungen desselben, wom
er ihm wieder das Glück der Jugend, Stoff zum Liede und
Glanz der Erfindungen zu gewähren verspricht. Amor belebt
ihm auch (in dem damals entstandenen Gedichte „Amor
als Landschaftsmaler“) die farbenreiche Landschaft, indem er
vor seinen Augen das anmuthigste Mädchenbild entstehen läßt.
Dieses ward in den heitern Tagen von Castel Gandolfo ge-
funden, und mit diesem Moment ging in Goethe's Innern
eine folgenreiche Umwandlung vor. Eine junge Mailänderin
hatte seine Neigung rasch und entschieden gewonnen. Wie in
den Jugendtagen von Sesenheim und Wetzlar gab er sich
dieser Leidenschaft mit voller Seele hin, „blitzschnell und
eindringlich genug, wie es einem müssigen Herzen zu
gehen pflegt, das in selbstgefälligem ruhigem Zutrauen nichts
befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem
Wünschenwerthesten unmittelbar nahe kommt: übersieht man
doch in solchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns un
diesen schmeichelhaften Zügen bedroht“. Durch den Unterri
im Englischen, der wohl nur auf ein Spiel zärtlicher Ann
herung hinauslaufen konnte, war bald der Vertraulichkeit
Mittel gefunden. Nicht lange aber, so ward er in den schm
lichsten Zustand versetzt, als er zu seinem „Entsetzen“ erfu
daß seine Geliebte Braut sei, und mit dem Augenblicke w
„die Vorahnung alles des Glückes, das ein solches Ge
sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorspiegelt, im er
Keimen zerstört“. Seitdem hielt er sich in rücksichtsvoller En
fernung und suchte ein offenes Freundschaftsverhältniß he
zustellen. Wie weit ihm dies gelungen sei, läßt seine Erzäh
nur zum Theil erkennen; sie ist verblaßt und giebt absich
nicht die volle Wahrheit. Den Kampf einer tieferen Leid
schaft verräth das erst im Winter gedichtete Liedchen:

Cupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden;
Wie viele Tage und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde Nächte gequälet;
Dein Muthwill schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben,
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmest so ungeschickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Dies sein damaliges „Leibliedchen" symbolisch zu nehmen und auf den durch Kunst und Poesie überhaupt erregten Zustand seines Innern zu beziehen, kann uns nicht zugemuthet werden. Das Wiedersehen der Geliebten beim Carneval, nachdem sie eine schwere Krankheit überstanden hatte, jene erregten Momente, wo der freudige, beseelte Blick und die sprachlose Rührung ihm mehr als Worte verriethen, was in dem Herzen des lieblichen Mädchens vorging, und den letzten Abschied vor der Abreise aus Rom, wo die Liebenden lange mit dem letzten Scheidegruß zögerten, hebt selbst die Schilderung des Greises mit einer Innigkeit hervor, in der die leidenschaftliche Erregtheit des Gemüths noch nachzittert. Was dazwischen liegt, läßt sich nur ahnen. Es mögen manche Parallelen zu den idyllischen und schmerzlichen Scenen seiner jugendlichen Liebesverhältnisse unberührt geblieben sein. Die römischen Elegieen berechtigen jedoch zu keinen Vermuthungen.

Inzwischen ward Goethe durch die Nachricht aus der Heimat überrascht, daß im weimarischen Freundekreise in Folge seiner enthusiastischen Schilderungen des italienischen Himmels und des überreichen Kunstgenusses das Verlangen rege geworden sei, diese Freuden mit ihm zu theilen, und daß Herzogin

Amalie mit Einigen ihrer Umgebung Anstalt träfe, noch diesen Herbst nach Italien aufzubrechen. Schon vor einem Jahre hatte er gefürchtet, durch eine solche Begleitung um den reinen Eindruck der Gegenstände gebracht zu werden. Nun schien es ihm nicht minder unleidlich, in Rom der Führer von uneingeweihten Neulingen in der Kunstkennerschaft zu sein und überhaupt der Poesie der einfachen Lebensverhältnisse, in denen er sich jetzt frei und glücklich fühlte und „sich wieder frisch des humanen Zustands erfreute“, durch den Zwang, welchen ihm der enggeschlossene heimatliche Kreis auferlegen würde, entrückt zu werden. Ueberdies hatte er bereits die Nothwendigkeit erkannt, aus der Fülle geistiger Anregungen und Bestrebungen sich wieder in die Enge zurückzuziehen und die gesammelten Schätze zu verarbeiten, statt neue anzuhäufen. Daher war er entschlossen, seinem Aufenthalte in Italien schon früher ein Ziel zu setzen und die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Zuvörderst ging sein Rath dahin, weil der Herbst schon so weit vorgerückt sei, den Winter vorübergehen zu lassen und in der mittleren Jahreszeit in Rom zu gelangen, was denn auch im nächsten Jahre zur Ausführung kam.

Höchst erfreulich war ihm dagegen die Ankunft seines Freundes Kayser, der neben den übrigen Künsten nun auch das Interesse für die Musik belebte, „einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird“. Die nächste Veranlassung zu dessen Reise gaben Goethe's letzte dramatische Dichtungen. Da er zum Egmont eine passende Musik zu componiren begonnen hatte, so war es räthlich befunden, daß Componist und Dichter sich gegenseitig verständigten, und wie er bereits die früheren Singspiele Goethe's componirt hatte, so widmete er auch sein Talent den jüngsten kleinen dramatischen Dichtungen seines Freundes, die, wenn auch die Haupthandlung und die lyrische Zugabe beibehalten wa

och im Uebrigen völlig neue Arbeiten waren. Mit Kayser studirte er erst recht die Gestalt des Singspiels" und benutzte ugleich die Erfahrungen, welche ihm die lyrische Bühne Italiens an die Hand gab; gleichwohl mußte er bekennen, daß die Opern ihm keine rechte Unterhaltung gewährten und ihn nur das innig und ewig Wahre erfreuen könne. *Erwin und Elmire* ward abgeschlossen und im Beginn des neuen Jahres (10. Jan.) abgesandt; im Februar folgte *Claudine von Villabella*, das lieblichste und gehaltvollste der Goethe'schen Singspiele: „beide Stücke sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht"; sie sollten „ihrem Nachbar Egmont keine Schande machen".

Unter diesen Arbeiten trat endlich der Zug zur Poesie wieder mächtig und siegreich hervor. Goethe verschloß sich nicht länger der Ueberzeugung, daß er in der Ausübung der bildenden Kunst nur ein Dilettant bleibe, erfreut, auf dem rechten Wege der Betrachtung und des Studiums zu sein. „Täglich wird mir's deutlicher", bekennt er in einem Briefe vom 22. Februar, „daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf (!), dieses Talent noch excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue". Daher wandte er sich mit erneuter Liebe zu den älteren noch unvollendeten Dichtungen. Er ordnete seine kleinen Gedichte und suchte durch Stellung und Verbindung „die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen". Den Faden des *Faust* suchte er wieder auf und war dabei fast überrascht sich so unverändert zu finden, als habe sein Inneres durch Jahre und Begebenheiten nicht gelitten. In dem Garten Borghese schrieb er die Scene der

Hexenküche und meinte, wenn er das Papier räuchere, sollte ihm niemand die neue Dichtung aus seinem alten Manuscript, „das, schon sehr vergilbt und vergriffen, dem Fragment eines alten Codex glich“, herausfinden. Auch war er jetzt entschlossen, Künstlers Erdenwallen neu auszuführen und Künstlers Apotheose hinzuzufügen, indem er „zu diesen Jugendeinfällen erst jetzt die Studien gemacht habe, und ihm alles Detail lebendig sei“. Der Plan zum Tasso war in Ordnung, und in fernerer Aussicht stand Wilhelm Meister, worin manche neugewonnenen Kunstbeobachtungen zusammengefaßt werden sollten.

Andere Studien gingen daneben ihren geordneten Gang fort. Knochen- und Muskelbau ward studirt, um die menschliche Gestalt in Bezug auf bildende Kunst genauer kennen zu lernen, und unter Anderm ein Fuß modellirt. Seine Pflanzentheorie beschäftigte ihn wieder bei der ersten Entwicklung der Frühlingsvegetation, und es gesellten sich „allerlei Speculationen über Farben“ hinzu, auf die ihn außer dem Interesse an den atmosphärischen Farben des glanzvollen italienischen Himmels auch der häufig im römischen Künstlerkreise sich wiederholende Meinungsstreit über das Colorit in der Malerei hinführte. Er ahnte damals noch nicht, welch einen neuen Gährungsstoff er damit unter seine Ideen aufgenommen hatte. So viel hatte er eingesehen, „man müsse den Farben erst von der Seite der Natur beikommen, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle“.

Das Carneval sah er jetzt zum zweiten Mal; war es ihm auch diesmal peinlich, „Andere toll zu sehen, ohne selbst angesteckt zu sein“, so sprach es doch auch seinen künstlerischen Sinn an, als ein Volksfest, das seinen naturgemäß geordneten Verlauf habe. Er bemerkte sich genau den Gang der Fastnachtsthorheiten und die einzelnen Vorkommnisse, und veranlaßte seinen Hausgenossen Georg Schütz, die einzelnen

Masken zu zeichnen. Aus diesen Vorarbeiten entstand später Goethe's meisterhafte Schilderung des römischen Carnevals. Mit gleicher Objectivität betrachtete er die Eigenthümlichkeiten anderer römischen Feste und faßte den Plan, einen römischen Festkalender zu schreiben, den er uns freilich schuldig geblieben ist. Bei diesen Festbeobachtungen leistete ihm Freund Kayser Gesellschaft, den es besonders zu den großartigen römischen Kirchenmusiken hinzog. Von dem Miserere in der Sixtinischen Capelle spricht auch Goethe mit Entzücken.

Nach dem Osterfeste bereitete er sich zur Abreise von Rom. Der Abschied, so schwer er ihm ward, war nicht länger zu verschieben. Es waren schmerzliche Tage, da er von seinem Freundekreise, von der Stätte, wo er so friedlich und glücklich gelebt und zuletzt noch in Freud' und Leid der Liebe die Gluth der Jugendgefühle wiedergefunden hatte, scheiden mußte, ohne die Hoffnung mitzunehmen, je dahin zurückzukehren. Einen Pinienspröߟling pflanzte er in Angelica's Garten, einige Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen hatte, an der Sixtinischen Straße, die, später zu stattlichen Bäumen herangewachsen, manchem Reisenden als Denkmal der Abschiedsstunden des deutschen Dichters theuer waren. Mit einigen Freunden durchwanderte er noch das geliebte Rom in verschiedenen Richtungen, und tiefergriffen ließ er zum letzten Mal, vom Capitol „dem einsamen Palast in der Wüste“ herniederblickend, das Bild der untergegangenen Herrlichkeit der Weltstadt in seiner Seele lebendig werden. Er war zu stark an sie gefesselt, als daß er einen freudigen Blick zur Heimat richten konnte; ihn begleitete nur das schmerzliche Gefühl eines Verbannten, als in der Mondnacht des 22. April Rom hinter ihm verschwand.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —

Diese Verse, mit denen Ovid die Elegie einleitet, in welcher er die Empfindung schildert, womit er, in die Verbannung ziehend, sich von seinem geliebten Rom und Allem, was ihm theuer war, losriß, wurden unserm Dichter der Ausdruck seiner eigenen Empfindungen, und ihn verließ die „heroisch-elegische Stimmung“ während seiner Rückreise nicht, trotz aller Zerstreuung und Ableitung. „Ich kann und darf nicht sagen“, schreibt er noch im Herbst an Heinrich Meyer, „wie viel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe“. Er konnte seines Schmerzes nicht bis zu dem Maße Herr werden, um den poetischen Ausdruck zu finden, oder, wie er sich ausdrückt, er vermochte diese mehrmals durchdachte Elegie nicht niederzuschreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Diesen hat er seinem Tasso eingehaucht, auf den sich während seiner Rückreise seine poetische Thätigkeit richtete. Er bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, welche ihm in diesen Augenblicken am nächsten lagen. Ein Theil wurde in Florenz vollendet, wo er den größten Theil seines Aufenthalts in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubrachte. In der zweiten Hälfte des Mai war er in Mailand, von wo er am 24. an Knebel schreibt, er wittere wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft, und da werde ihm, wenn nicht besser, doch anders, zugleich sich freuend auf die na[illegible] bevorstehende schöne Reise über den Comersee und Chiavenna nach Graubünden, auf der ihm die mineralogischen Untersuchungen wieder lieb werden sollen. „In Rom“, so äußerte er sich gegen den treuen Genossen dieser Studien, „wurde kein Stein mehr angesehen, wenn er nicht gestaltet war; die Form hatte allen Antheil an der Materie verdrängt. Jetzt wird ein Krystallisation schon wieder wichtig und ein unförmlicher Stein zu etwas. So hilft sich die menschliche Natur, wenn nicht [illegible] helfen ist“. — Am 18. Juni Abends 10 Uhr langte er [illegible] Weimar wieder an.

Zweites Capitel.

1788 — 1791.

Goethe war von Italien geschieden, ohne alle seine Wünsche befriedigt zu sehen; denn aus den Resultaten des Studiums erzeugten sich neue Probleme, und er sah ein, „daß man ein ganzes Leben studiren könne und am Ende doch noch ausrufe: „jetzt seh' ich, jetzt genieße ich erst". Dennoch hatte theils die Einsicht, zu rechter Zeit abschließen zu müssen, theils die Abneigung, sich als Reisebegleiter der Herzogin Amalie ihrem Gefolge anzuschließen, endlich das Gefühl dankbarer Verpflichtung, die er gegen seinen Herzog hatte, ihn eben jetzt zu dem schwererkämpften Entschlusse gedrängt, nach Weimar zurückzukehren. „Bei Ihnen und den Ihrigen", schreibt er dem Herzoge, „ist mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die andere Wagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal Gewählten und Gegebenen kann er nicht entbehren". Der Herzog bezeigte ihm während seiner Abwesenheit eine so liebevolle Gesinnung und verlängerte ihm seinen Urlaub mit solcher Bereitwilligkeit, daß es nur ein leeres weimarisches Gerede war, er habe seinen Minister gefordert und ihm eine längere Abwesenheit verweigert. Ueberdies war Goethe schon in Italien, wo er sich nach und nach von jedem falschen und eitlen Streben befreit und sich innerhalb der Grenzen seiner individuellen Lebensaufgabe beschränken gelernt hatte, darüber mit sich im Reinen, in die früheren

„Wie sehr danke ich es Ihnen, daß Sie mir diese
liche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von I
auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ic
ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen.
Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlich
Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu
nen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorg
Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalb
gen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? —
Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen
nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes
jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen
immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer
deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich
gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die S
spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine
nung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das
Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft
eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von
Höhe, nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu
sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie
aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie

brige Andern auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in hren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis ır Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr! er bin ich, mache aus deinem Knecht, was du willst".

Seine Wünsche wurden erfüllt. Die Geschäfte des Prä- diums der Kammer und der Kriegscommission wurden ihm bgenommen. Durch herzogliches Rescript an die Kammer om 11. April 1788 wurde dieser Behörde eröffnet, daß der um geheimen Rath beförderte, bisherige geheime Assistenzrath Schmidt zum Kammerpräsidenten ernannt sei, daß aber der geheime Rath von Goethe, um in beständiger Connexion mit en Kammerangelegenheiten zu bleiben, berechtigt sei, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Ge- schäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz uf dem für den Herzog bestimmten Stuhle zu nehmen." Goethe ehielt nur die Bergbaucommission bei. Nach und nach wur- en seiner Oberaufsicht die Landesanstalten für Wissenschaft nd Kunst zu Weimar, Jena und Eisenach zugewiesen, welche um Theil auf seine Anregung erst von Karl August ins eben gerufen oder zu Bedeutung gelangt waren. Somit hielt er einen seinen geistigen Bestrebungen angemessenen Ge- häftsbereich, der ihm für jene eine freiere Muße übrig ließ.

Die weimarische Gesellschaft, in die er jetzt wieder eintrat, am dem Dichter mit den größten Erwartungen entgegen; sie offte aus den neuerfrischten Strömen seines Geistes zu trinken nd die Blüthen der Poesie in lebendigster Fülle von seinem enius zu empfangen. Gleich in den nächsten Monaten nahm n daher der Hof und der Kreis seiner Freunde im vollsten aße in Anspruch; die vielen Besuche von Fremden, unter nen auch der Prinz August von Gotha und der Herzog n Meiningen sich befanden, vermehrten die Anforderungen, d wenn gleich die auf ihn eindringenden geselligen Pflich- n ihn schnell in den früheren Verhältnissen wieder heimisch

machten, so war doch bis gegen den Herbst seinem G
wenig Ruhe gewährt. Wie lebhaft mochte das Verla
nach den entschwundenen glücklichen Tagen erwachen,
Herder am 8. August Weimar verließ, um das gepri
Italien aufzusuchen — für ihn, den in sich Abgeschlosse
freilich nicht eine solche Bildungsschule, wie für seinen
pfänglicheren Freund —, als wenige Tage darauf die Herz
Amalie in Begleitung Einsiedel's und des Fräuleins
Göchhausen nachfolgte und er „einen ihm dringend ang
tenen Platz im Wagen leer sah!" Allein die Umkehr
dem Süden hatte er sich bereits durch seinen ersten Entsc
untersagt. Gleichwohl fühlte er sich in der weimarischen
sellschaft keineswegs behaglich, wie seine gesellige Mittheil
keit, die sich gern in der Schilderung Italiens erging
Zeiten schließen lassen mochte. In Momenten des off
Vertrauens verbarg er nicht seinen an Verzweiflung gren
den Unmuth über sein jetziges „unnützes" Dasein, noc
tieferen Wunden seines Herzens. Er war in Italien,
als er sich selbst gestehen mochte, ein Anderer geworden
hatte einen Standpunct in seiner Bildung gewonnen,
den ihm in der damaligen Umgebung niemand folgen ko
Man schien seine Sprache nicht zu verstehen, wenn e
Welt der neuen Anschauungen, die in seinem Innern leb
war, mit Entzücken schilderte, und seine Sehnsucht nach
Verlornen, seine Klagen mußten beleidigen und als T
nahmlosigkeit an dem Gegenwärtigen erscheinen. Durch s
Erfahrungen wurde er dahin gebracht, mehr an sich zu h
und sein Inneres oft den Nächsten zu verschließen. „Ich
hier", schreibt er im October an Knebel, „fast ganz a
Jedermann findet seine Convenienz sich zu isoliren, und
geht es nun gar, wie dem Epimenides nach seinem Erwac
Es konnte nicht ausbleiben, daß er in seiner abgemess
Haltung Vielen kalt und selbstsüchtig erschien, und vor

die sich verletzt fühlten, welche die Offenheit und vertrauliche Hingebung früherer Jahre gewohnt waren.

Das Verhältniß zu Charlotte von Stein ward von dieser Umwandlung am nächsten betroffen. Das zarte Liebesgefühl, das bisher mehr durch poetischen Idealismus und die Macht der Gewohnheit, als durch persönliche Reize der gealterten Freundin Nahrung erhalten hatte, war durch die Flamme jener heißeren Leidenschaft, die der Dichter bei seiner Heimkehr über die Alpen im Busen trug, zerstört worden. Die vertrauensvoll sich hingebende Neigung und Offenheit war nicht wieder herzustellen, und die Versuche, die zu Anklagen und Vorwürfen wurden, erhöhten nur die Mißstimmung, die das alte Band erst lockerte und zuletzt zerriß.

In dieser Zeit, wo Sehnsucht nach dem Verlornen, Mißstimmung über die Gegenwart ihm manche schwere Stunde bereiteten, brachte er sein Drama Torquato Tasso, das er einst im Sonnenschein einer friedlichen Seelenstimmung und einer beglückenden Liebe begonnen hatte, zum Abschluß (im Juli 1789), wie er berichtet, „bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten.“ Es ist gewiß ein tiefempfundenes Wort von ihm, daß er dieser Dichtung vor allen sein Herzblut gegeben habe; sie war, gleich wie Werther, das Vermächtniß schmerzlicher Stunden. Während dies Drama einerseits ein historisches Charakterbild ist, in welchem die Züge aus Tasso's Leben mit feinster Berechnung aufs kunstreichste in einander verwebt sind, erfüllt es sich zugleich mit der Contemplation und der Gefühlswärme der Lyrik. So ward Goethe's Tasso die Elegie eines friedelosen Dichterlebens, die Darstellung seines weichen, oft zu schwermüthiger Selbstqual hinneigenden Gemüths, das zuletzt durch Resignation das Gleichgewicht zwischen Innerem und Aeußerem herzustellen sucht. Das Publicum, schon mit den politischen Er-

eignissen beschäftigt, nahm den Tasso, wie überhaupt die neuesten dramatischen Dichtungen Goethe's sehr kühl auf, so daß der Verleger über den geringen Absatz der im Jahre 1790 abgeschlossenen Ausgabe seiner Schriften Klage zu führen hatte, und der Dichter selbst von seiner Nation, der er das Beste, was er zu erreichen vermochte, gegeben zu haben glaubte, sich verlassen fühlte.

Wenn die Prinzessin im Tasso so eindringlich der edle Sitte, dem „Erlaubt ist, was sich ziemt" das Wort redet, s schildert uns dagegen die nächste Dichtung Goethe's die gol dene vom Tasso geträumte Zeit, den glücklichen Naturzustand, wo das „Erlaubt ist, was gefällt" Geltung hat. Die Rö mischen Elegieen, vielleicht schon theilweise (vermuthli die siebente) in Italien entworfen, wohin der Inhalt un die antike Form auch ferner die Scene zu verlegen gebot, wurden der poetische Ausdruck des Liebesverhältnisses, das Goethe bald nach seiner Rückkehr aus Italien einging. B einem Spaziergange im Park — „ich ging im Walde so f mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn" — trat zu ihm eines Tages ein junges Mädchen, Christia Vulpius, die hinterlassene Waise eines durch Trunksu verkommenen weimarischen Beamten, um eine Bittschrift f ihren Bruder, einen nachmals vielgenannten Romanschrei zu überreichen, der durch eigene Schuld in eine kümmerli Lage gerathen war. Goethe nahm sich seiner an, bess seinen sittlichen Lebenswandel und brachte ihn in eine gemessene Thätigkeit, so daß die verlassene Familie sich zu unbegrenzter Dankbarkeit verpflichtet fühlte. Das blühe Mädchen hatte indeß den für Jugendreiz wieder empfäng gewordenen Dichter lebhaft gefesselt. Sie war nicht sch doch damals noch von zierlichem, wenn auch kleinem Wu Ihr volles rundes Gesicht mit dem kleinen Stumpfnäs und schwellenden Lippen hatte mehr den Reiz einer jug

ischen Sinnlichkeit als anmuthiger Schönheit. „Kurze Locken ngelten sich ums zierliche Hälschen, ungeflochtenes Haar rauste vom Scheitel sich auf“ (Röm. El. IV.). Die Bildung er höhern Stände ging ihr ab, doch war sie keineswegs, vie schon aus ihren Briefen hervorgeht, so sehr verwahrlost, vie die gegen sie überaus geschäftige Verleumdung sie manchmal geschildert hat. Da sie von der Salonbildung nicht verkünstelt war, ließ „eine reine Natur“ sie in Goethe's Augen nur um so schätzenswerther erscheinen. Ihr ganzes Wesen war lachende Heiterkeit und ungeschminkte Gutmüthigkeit. Leicht gab sie sich ihrem verehrten Wohlthäter ganz zu eigen, und „die Göttin Gelegenheit“, von der uns die vierte der Elegieen berichtet, schloß den Bund der engsten Vertraulichkeit: — „lieblich gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück“.

Die Stunden des Liebeglücks und des Verlangens malen uns die „römischen Elegieen“ („der neue Pausias und sein Blumenmädchen“ ist gleichfalls dahin zu rechnen), die erotischen Epigramme, welche unter die „venetianischen“ verstreut sind, und das Gedicht „Morgenklagen“. Sie entstanden in dem Winter $178^8/_9$ und in dem Jahre 1789; im folgenden Jahre wurden sie überarbeitet und redigirt; die zweite Elegie, die des politischen Gesprächs und der wüthenden Gallier gedenkt, dürfte nicht vor dem Jahre 1792 verfaßt sein. Daß Knebel damals mit der Uebersetzung des Properz beschäftigt war, hat ohne Zweifel die Wahl der antiken metrischen Form bestimmt. Obgleich man den Goethe'schen Elegieen den Zauber poetischer Kunst hat zugestehen müssen, sind sie doch häufig angefochten worden, weil sie sich zu dem sinnlichen Genusse weiblicher Reize mit einer Offenheit bekennen, welche die conventionelle Decenz und weit unsittlichere Prüderie unserer Zeit nicht gestattet. Goethe stellte sich damit entschieden auf den Boden der griechischen Kunst, welche die Schönheit in der Nacktheit, nicht

in Draperieen verehrte, und von diesem Standpuncte Plastik der Natur wollen diese Elegieen, gleich den Dicht der griechischen Lyriker und ihrer römischen Nachahmer, urtheilt sein. Zwei derselben wurden beim Abdruck, der Herder's Anrathen anfangs unterblieb und erst 1795 Schiller's Horen erfolgte, weggelassen, „als verfänglich Inhalts, aber nothwendig in diesen Kreis gehörig, und ei Muster, wie auch solche Materien mit Geist und Geschmack i großen Stil behandelt werden können“. Denn gerade die an tike Form adelt den Stoff, weßhalb Goethe die bezeichnend Aeußerung that, in modernen Stanzen würde sich der Inha verrucht ausnehmen.

In den Elegieen schildert uns der Dichter das ne Liebesverhältniß in den beglücktesten Momenten, wo es n dem Reiz des Geheimnisses umhüllt war; in den tiefer sittlichen Kampf lassen uns einige um dieselbe Zeit verfaßt Faust-Fragmente blicken, das Selbstgespräch in Wald u Höhle, die Scenen am Brunnen, im Zwinger und im Do Als die „kleine Freundin“ ihn zum Weihnachtsfeste 1789 einem Knaben (später seinem einzigen, da die nachgebor Kinder im zarten Alter starben) beschenkte, nahm er sie ihrer Tante und Schwester in sein Haus auf und glau sittlich zu handeln, indem er diese Verbindung als eine zertrennliche, als eine „Ehe“ betrachtete; er äußert gelegentlich in einem Briefe an Schiller vom 13. Juli 17 sein „Ehestand“ sei gerade acht Jahre alt. Die Abneig gegen kirchliche Ceremonien, die sich während des Aufenth in Italien zu einem offen gestandenen Haß gesteigert ha die Ansicht, daß eine solche Verbindung die Welt nichts gehe, sondern lediglich die dabei Betheiligten — „un Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt“ —, dagegen Scheu, ein Mädchen von geringer Bildung in die vor rische Gesellschaft als seine Gattin einzuführen, alles dies

ihn lange Zeit davon ab, seine Verbindung durch die kirchliche Trauung zu einer legitimen zu machen; erst im Jahre 1806 glaubte er den dazu geeigneten Zeitpunct gefunden zu haben, nachdem bereits seinem August die Rechte legitimer Geburt von dem Herzoge, der bei ihm Pathenstelle vertreten hatte, zuerkannt waren.

Der Anstoß, den dies häusliche Verhältniß gab, hatte zur Folge, daß man es meist nur so auffaßte, als sei es nicht über das sinnliche Bedürfniß hinausgegangen, und Christiane sei im Uebrigen nichts als Goethe's Wirthschafterin gewesen. Eine solche Verleugnung seiner sittlichen Natur war aber für ihn nicht möglich. Vielmehr blickt aus mancher Aeußerung, besonders in den Briefen an Herder, aus mancher Zeile seiner Gedichte — außer den erwähnten ist noch auf die Elegie „Metamorphose der Pflanzen“ zu verweisen — eine herzliche, fast leidenschaftliche Zuneigung hervor, wenngleich der tiefere Gefühlsinhalt einer auf sittliche Achtung und Geistesgemeinschaft gegründeten Ehe von dieser Verbindung schon deßhalb nicht zu erwarten stand, weil die Geliebte und nachmalige Gattin an geistiger Bildung tief unter ihm stand und im Bewußtsein ihrer unwürdigen Stellung und ihres Mißverhältnisses zu der gebildeten Gesellschaft sich nicht zu dem Gefühle edlerer Weiblichkeit erheben konnte. Wenn wir auch zugeben, daß sie in den ersten Jahren ihrer Verbindung den Unmuth des vereinsamten Dichters zu verscheuchen, „ihn zu erquicken“ wußte, daß sie späterhin mit Glück das Talent übte, Alles Störende von dem leicht reizbaren Freunde fernzuhalten, daß sie ihm eine gute Wirthschafterin und Pflegerin war, so ist es doch ein Irrthum zu behaupten, Goethe habe für seine geistige Thätigkeit größere Unabhängigkeit und mehr Anregung zu poetischen Schöpfungen gewonnen, als wenn ihm eine Lebensgefährtin von höherer Bildung und von angesehener gesellschaftlicher Stellung zu Theil geworden wäre. Während

Schiller durch seine Verbindung mit einer edeln, feingebilde weiblichen Natur zu der schönsten Harmonie seines geistig und sittlichen Wesens gelangte, entstand in Goethe's Dasei durch sein häusliches Verhältniß ein nie ganz überwunden Zwiespalt. Daß es unedel sei und seiner sittlichen Würd wie seiner öffentlichen Stellung nicht gezieme, hat er tie empfunden, und eben dies Gefühl hat ihn gegen die Gesell schaft und das Publicum reizbarer und verschlossener gemacht Wenn auch damals außereheliche Verhältnisse sehr nachsichti beurtheilt wurden und manche Freunde, selbst der sonst stren richtende Herder, die Verbindung Goethe's mit Christiane unte den eigenthümlichen Umständen zu entschuldigen fanden, s hat doch die Nation, die in ihrem größten Dichter auch di sittliche Größe bewundern möchte, ihm die Entzweiung m Sitte und Gesetz nie verziehen. Nichts hat der richtigen Wü digung von Goethe's sittlichem Charakter so sehr im We gestanden, nichts so sehr zu falschen Urtheilen über die Te denz seiner Dichtungen verleitet, als jene Halb-Ehe. *)

Die nächste Folge des neuen anfangs verborgen gehal tenen Liebesromans war, daß der letzte Faden, welcher vo dem Bande, das ihn eine Lebensepoche hindurch an Charlott von Stein gefesselt hielt, übrig geblieben war, zerrissen wurd Sie hatte es längst gefühlt, fast mit dem ersten Wiederseher daß die Tage der beglückenden Geistesgemeinschaft und de unbegrenzten Vertrauens vorüber seien; „unerquicklich un steif" kehrte er ihr zurück. Wenn unter seine Klagen übe das, was er in Italien verlassen hatte, sich auch das offe Geständniß der leidenschaftlichen Neigung zu der jungen Mai länderin mischte, wie eine Aeußerung in einem Briefe an i vermuthen läßt, so mußte sie einsehen, daß ein Verlangen i ihm erwacht sei, welches der Umgang mit ihr nicht zu befri digen vermöge. Mochte er früher den Wunsch einer eheliche Vereinigung mit ihr gehegt haben, jetzt war er verschwunden

Am wenigsten aber konnte sie sich darein finden, einer solchen Nebenbuhlerin, wie Christiane Vulpius, aufgeopfert zu werden. Wie sie sich persönlich dadurch gekränkt fühlte, so büßte er zugleich bei ihr an der hohen sittlichen Achtung ein, die in ihre Liebe zu ihm einbedungen war. Es war ein schwerer Seelenkampf, den sie durchzukämpfen hatte. Die Gemüthserschütterung warf sie (im Februar 1789) aufs Krankenlager. Goethe wollte keinen eigentlichen Bruch; er suchte zu begütigen und ihr gegenseitiges Verhältniß unter Bedingungen zu befestigen, welche den gelegentlichen freundschaftlichen Verkehr an die Stelle des täglichen Umgangs und der hingebenden Liebe setzen mochten; allein eine solche Herabstimmung des Gefühls war für sie mit Gleichgültigkeit von Einer Bedeutung.

Im Mai reiste sie in ein Bad und ließ ihm einen Brief zurück, worin sie ihm offen aussprach, was sie ihm vorwarf und namentlich sein häusliches Verhältniß als unvereinbar mit der Fortdauer ihrer Freundschaft bezeichnete. Goethe antwortete darauf in einem ausführlichen Briefe, in welchem der Versuch, die ganze Schuld auf die Freundin zu werfen, ihn zu unwahren Ausflüchten und ungerechten Bitterkeiten verleitet. Da dieser Brief ein deutliches Licht auf die der italienischen Reise folgende Lebensepoche des Dichters wirft, so muß er hier seinem Haupttheile nach eine Stelle erhalten:

„Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen.

Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort. Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen

etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas Anderes im Sinn, als Dich und Fritzen. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen; Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen.

Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich Andre nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotnen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles, eh von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint.

Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin, als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre?

Und es müßte doch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte! Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mittheilend war, hast du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für

Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du controllirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest.

Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte".

Was er dann am Schluß des Briefes noch hinzusetzt, die Warnung vor dem zu häufigen Genuß des Kaffees als einer Ursache zu hypochondrischer Stimmung und den Wunsch, daß die nächste Kur gut anschlagen möge, war in dem kalt abfertigenden Tone mehr beleidigend als versöhnend.

Als auf diesen Brief keine Erwiderung erfolgte, fühlte er, wie schwer es sei, ein jahrelang gewohntes Band der Liebe plötzlich zu zerreißen, und schrieb acht Tage darauf einen Brief in mehr begütigenden Ausdrücken. Wie theuer ihm ihre Liebe gewesen sei, wie werth noch jetzt, sagen die Zeilen: „Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war. Sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern". Er bekennt, daß ihm jener Brief sauer geworden sei, daß es ihn schmerze, sie zu betrüben, und räumt seine Schuld in Betreff des Verhältnisses zu der Vulpius ein: „Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten: hilf mir selbst, daß das Verhältniß, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspuncte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich Alles zwischen uns rein und gut herstellen".

Allein es war nicht mehr herzustellen. Der „andere Mensch", der er werden zu müssen besorgt, war er bereits geworden, und am meisten gegen sie. Den Ausdruck schmerzlicher Resignation bewahren einige Stellen aus dem bald nachher in Belvedere abgeschlossenen Tasso und das Distichon:

Eine Liebe hatt' ich; sie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!

Nach einigen Jahren näherten sie sich zwar einander wieder, da Goethe die Beziehungen zu Fritz von Stein nicht unterbrach und auch die Liebe früherer Jahre sich nicht ganz au dem Herzen verdrängen ließ; aber man erneuerte weder A klagen noch Ansprüche. Sie starb in hohem Alter nach Vo endung des 85. Jahres am 6. Januar 1827. Kurz v ihrem Ende übergab sie ihre Briefe an Goethe, die sie zurü verlangt hatte, nebst anderen Papieren, darunter sogar G dichte von Goethe, dem Feuer. Nur einen der Briefe ha Goethe zurückbehalten und ihn selbst verbrannt; die Asche h er als ein Pfand glücklicher Erinnerung aufgehoben. W möchte es wagen, durch Vermuthungen den Schleier vo dem theuersten Geheimnisse der Liebe hinwegziehen zu wolle

Was Goethe in dieser Periode der Zurückgezogenheit ne seinen Dichtungen niederschrieb, bezeichnet die anscheinend f von einander liegenden Gebiete wissenschaftlicher Erkenntni denen sich von jetzt an seine geistige Thätigkeit zuwendete. Ue ihre innere Verbindung und Verwandtschaft spricht er sich einem späteren Aufsatze klar aus: „Wie die begünstigte g chische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eig Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewi Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach nach das Ganze zu überschauen und mir einen reinen urtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke g

lebendiges Gebild als Muster alles künstlichen hervorzu-
zen. Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten
Völker: an ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammen-
n von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und
len, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervor-
, was weder Kunst noch Natur, sondern Beides zugleich
iothwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe
nenschliche Gesellschaft. Ich schrieb zu gleicher Zeit (1789)
ı Aufsatz über Kunst, Manier und Styl, einen an-
die Metamorphose der Pflanzen zu erklären,
das römische Carneval [6]). Sie zeigten sämmtlich,
damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung
gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte."
n diesen Aufsätzen über Kunst und italienisches Volks-
hätte Goethe noch mehrerer andern kurz zuvor im
schen Merkur erschienenen von gleichem Inhalte gedenken
en, welche durch Schönheit des Stils sich der Carnevals-
erung würdig an die Seite stellen. [7]) Eine besondere
gung sich mit den italienischen Erinnerungen und Kunst-
chtungen zu beschäftigen, erhielt er durch den Besuch des
Italien zurückkehrenden Moritz, welcher seit der ersten
te des Decembers 1788 mehrere Wochen sein Gast in
nar war, von wo er am 1. Februar in Gesellschaft des
ogs sich nach Berlin zurückbegab. In der Abhandlung
such die Metamorphose der Pflanzen zu er-
'en (1790) wies Goethe in präciser wissenschaftlicher
tellung nach, was ihm während seiner Reise in Italien
Ueberzeugung geworden war, daß alle Pflanzentheile
isch seien, daß, „möge eine Pflanze sprossen, blühen oder
ite bringen, es doch immer dieselbigen Organe seien,
e in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veränder-
Gestalten die Vorschrift der Natur erfüllen." Die gelehrten
niker wollten jedoch den Dichter auf dem Gebiete der
rwissenschaften nicht als zünftiges Mitglied gelten lassen

und lehnten, wie vormals seine osteologische Entdeckung, seine botanischen Ideen vornehm ab. Es war erst spä Jahren vorbehalten, seine Ansicht zur Anerkennung zu bri „Zu hohem und verdientem Ruhme“ — um einen Kenne Wissenschaft (L. Reichenbach) reden zu lassen — „reift spät heran Goethe's geistvolle Schrift über die Metamor der Pflanzen, eine Abhandlung von eben so trefflicher obachtungsgabe geleitet, als durch glückliche Deutung belebt. Diese Metamorphose, diese Entwicklung der Pfl übertragen auf das ganze Gewächsreich, giebt die Gesetz ideale Anordnung, für Darstellung des lebendigen, natür Zusammenhanges, dem wir nachforschen sollen, ohne je ihn ganz erreichen zu können. Nur die ahnungsvolle Der dazu belebt die Schriften des Meisters, die Ausführung jedem überlassen nach Maßgabe von Einsicht, Eifer und Kr Es blieb der Grundzug von Goethe's wissenschaftlichem ken, alle Naturerscheinungen als Glieder einer ununterb nen Entwicklung des Lebendigen aufzufassen. Diese Idee auch hinüber in das Gebiet der Poesie, welche ebenfalls Lebendiges in seiner Totalität zu erfassen und darzustellen Die didaktische Elegie „Metamorphose der Pflanz welche das Resultat in poetischer Form zur Anschauun bringen sucht, führt uns in anmuthiger Parallele das der Liebe vor, die, aus zartem Keim sich entfaltend, in nigfach wechselnden Gefühlen sich fortentwickelnd, zu der sten Frucht gleicher Gesinnungen aufstrebt. Auf ähnliche beabsichtigte er die magnetischen Kräfte in einem Gedich behandeln. Seine Forschungen setzte er fort, ohne sich kalte, absprechende oder spöttische Urtheile irre machen zu l Er war darauf gefaßt. „Mit diesem Werkchen“, schrieb Knebel, „fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich ohne manche Beschwerlichkeit wandeln werde“. Herbarien den angelegt und besonders „Beispiele des Bildens, Umb und Verbildens“ gesammelt, Manches ward abgezeichne

die Fortsetzung der ersten Arbeit vorbereitet. Wenn auch e nächsten Jahre ihn mehrmals aus der stillen Thätigkeit ssen und zu andern Beschäftigungen hinüberzogen, so fand : doch stets Gelegenheit, sich mit dem Mittelpunct seiner otanischen Studien in Verbindung zu erhalten.

Der Frühling des Jahres 1790 rief Goethe noch einmal ber die Alpen. Die Herzogin Amalie kam aus dem Süden urück, und Goethe reiste ihr gegen Ende des März bis Venedig entgegen, wo er auch mit einigen römischen reunden zusammenzutreffen hoffte. Da ihre Ankunft sich is in den Mai hinausschob, so verlebte er mehrere Wochen – „glücklich und angenehm“, wie er an Knebel schreibt — i der alten Dogenstadt, freilich mit lebhafter Sehnsucht nach seiem häuslichen Glück. Seine Briefe an Herder berühren den hmerzlichen Abschied, mit dem er sich von der Geliebten bgerissen, und sein Verlangen nach der baldigen Rückkehr i ihr und seinem August, die er Herder's Fürsorge dringend mpfiehlt. Wie er die nicht eben erwünschte Muße — denn manchmal zeigten sich kleine Bewegungen der Ungeduld“ — enutzt hat, um das venetianische Volksleben zu beobachten nd die Betrachtung der dortigen Kunstschätze fortzusetzen, arüber belehrt uns ein Theil der venetianischen Epiramme. Die meisten dieser kleinen Sammlung sind in enedig entstanden; „es sind dieses Früchte, schreibt er bei ebersendung eines Blättchens Epigramme an Frau von alb, „die in einer großen Stadt gedeihen; überall findet an Stoff, und es braucht nicht viel Zeit sie zu machen“. och sind mehrere ältere und spätere Epigramme bei der 1795 erfolgten Herausgabe im Schillerschen Musenalmach eingeschaltet und angehängt worden, so daß man sich iten muß, in allen venetianische Beziehungen zu suchen. iele sind augenscheinlich früher verfaßt und theils aus s Dichters „angenehmen häuslich-geselligen Verhältnissen“

theils aus seiner damaligen Verstimmung entsprungen; an
enthalten spätere Reflexionen über die französische Staats
wälzung, wieder andere deuten auf den damals noch
angeregten Streit über die Farbentheorie und leiten bi
den Xenien hin [8]). An den italienischen Epigrammen
es besonders auf, daß nirgends jene Begeisterung ankling
Goethe früher auf jedem seiner Schritte zum geliebten Süde
gleitet und noch in den römischen Elegieen ihren poetischen
druck gefunden hatte. Er muß es selbst gestehen: „das ist I
nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.“ Hatte er s
nur leise die Mißstände in den italienischen Verhältnisser
die Leiden des Reisenden angedeutet, so bricht jetzt der Un
unverhaltener hervor, daß man deutsche Redlichkeit, Ord
und Zucht hier vergebens suche. „Unter andern löb
Dingen“, heißt es in dem Briefe an Frau von Kalb,
ich auf dieser Reise gelernt habe, ist auch das: daß ich
keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb des V
landes leben kann.“ Manche Epigramme verbergen in
scherzenden Umhüllung einen scharfen Stachel, und wi
kennen an diesem und jenem leicht hingeworfenen Worte
sein Urtheil über die Welt herber geworden ist. Zuletz
Bettinens Gaukelsprünge, die sich schlängelnden Schlich
Lacerten und das Dunkel der Spelunke nur die unhei
Kehrseite der seelenvollen Erhebung zu dem Großen
Schönen, das einst Italien vor seinen Augen ausgel
hatte.

Die Herzogin langte am 6. Mai in Venedig an,
ihr Heinrich Meyer und der Maler Bury, mit
Goethe seit dem zweiten Aufenthalt in Rom durch he
Freundschaft verbunden war. Die lebendige Unterha
mit Kennern der Kunstwerke, die gemeinschaftliche Betrac
der vorzüglichsten Werke der venetianischen Malerschule
ihn wieder in das Kunstelement ein, das er in Weim

schmerzlich entbehrt hatte. Die Freunde begleiteten ihn bis Mantua, wo sie im Genuß der Fülle ausgezeichneter Werke der bildenden Kunst „zwei schöne Tage“ zubrachten. Hier trennten sie sich. Goethe reiste über Verona zurück, welches er am 1. Juni verließ. Bury begab sich nach Rom, Meyer nach seinem Heimatlande, der Schweiz, von wo auch er nach Rom zurückging; der Herzog von Weimar hatte ihm eine jährliche Unterstützung von 100 Scudi zugesichert, mit dem Wunsche, daß er später nach Weimar komme. Um den Anfang des Juni traf Goethe mit der Herzogin-Mutter wieder in Weimar ein.

Wenige Tage zuvor war der Herzog nach Schlesien abgereist, um den Uebungen des preußischen Feldlagers beizuwohnen, das dort zum Behuf einer Demonstration gegen Oestreich und Rußland gebildet worden war, während Oestreich Truppen in Mähren, Böhmen und Galizien zusammenzog. Durch den Congreß von Reichenbach wurden die Kriegsbesorgnisse beseitigt. Der Herzog berief auch Goethe dorthin, „wo er einmal statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern werde besät finden.“ Goethe folgte der Einladung, halb wider Willen, und begab sich nach Breslau. Das militärische Leben, das hier ihn empfing, der Glanz der Feste, die Mannigfaltigkeit der in den fürstlichen Kreisen versammelten Gesellschaft hatte indeß wenig Reiz für ihn.[9]) In früheren Jahren hatte er sich gern von der Woge des buntwechselnden Lebens tragen lassen, immer beobachtend, immer lernend von neuen Erscheinungen, von eigenthümlichen Charakteren, so daß selbst das, was seiner Natur fern lag, die Schule der Weltbildung erweiterte. Allein seit die geistige Kraft sich der wissenschaftlichen Gedankenwelt zugewandt hat und mehr auf die Deutung der Geheimnisse der Natur, als der Räthsel der Menschenwelt sich richtet, ist der Blick nach innen gekehrt und ernster geworden.

„In der Art“ — schreibt er um diese Zeit an Jacobi — „auf dem Wege, wie Du mein botanisches Werkchen wirst gesehen haben, setze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wende alle Kunstgriffe an, die meinem Geiste verliehen sind, um die allgemeinen Gesetze, wonach die lebendigen Wesen sich organisiren, näher zu erforschen“.

Als Goethe eines Tages auf den Dünen des Lido, welche die venetianischen Lagunen vom Meere trennen, spazieren ging, fand er in dem Sande des Judenkirchhofs einen Schafschädel, der so geborsten war, daß er ihm nicht nur für die früher ausgesprochene Behauptung, die sämmtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, einen neuen Beweis gab, sondern auch den Uebergang des thierischen Organismus zu fortschreitender Entwicklung und Veredlung der vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte. Er glaubte zu erkennen, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien, indem ihm der Uebergang vom ersten Flügelbeine bis zum Siebbeine und den Muscheln ganz deutlich vor Augen trat. Diese Beobachtung bestärkte ihn in der Ueberzeugung, „ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht“. Auf die Fortsetzung dieser osteologischen Forschungen war während seines Aufenthalts in Schlesien vornehmlich seine Thätigkeit gerichtet, und er lebte daher mitten in der bewegtesten Welt „wie ein Einsiedler in sich selbst abgeschlossen“. Er begann eine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben. Daneben hatte er indeß noch seine dichterische Laune, um sich mit dem Entwurf einer komischen Oper zu beschäftigen, aus dem sich nachmals „der Großkophta“ gestaltet hat.

Gegen Ende des Augusts befand sich Goethe in den ebblichen Gebirgsgegenden am Fuße des Riesengebirges, in lbersbach und der Grafschaft Glatz. Viel Belehrung schöpfte r aus der im September ausgeführten Lustfahrt nach Galiien. Er besah unter Anderm die Berg- und Hüttenwerke on Tarnowitz und die Salinen von Wieliczka. Manche Bebachtungen wurden aufgezeichnet; doch geben uns von seinen Erfahrungen und Erlebnissen nur einige Epigramme und urze Andeutungen eine oberflächliche Nachricht; es ist zu erwarten, daß man eine ausführliche Schilderung, auf die schon Goethe Hoffnung machte, aus seinen Papieren zusammenellen wird. Auf der Rückreise machte ihn die Betrachtung er Dresdener Kunstschätze wieder recht glücklich und belebte hm wieder die Lust, über Kunst zu denken. Um die Mitte es Octobers war er wieder in Weimar.

Es folgte eine Zeit ungestörter Muße. Zunächst vollndete er die Redaction seiner Elegieen und Epigramme. Herzogin Amalie und Herder wandten ihren Einfluß an, ihn ür eine größere dichterische Arbeit zu gewinnen, besonders ür die Vollendung des Wilhelm Meister, zu welchem er am Schlusse der italienischen Reise, durch die dem Roman ein euer ansehnlicher Stoff gewonnen war, die beste Hoffnung habt hatte. Wirklich wandte er auch, als er sein osteologiches Werkchen, an dem er mehrere Wochen, ohne zum Abhluß kommen zu können, gearbeitet hatte, wieder beiseite gte, sein Augenmerk dahin. „Vielleicht rückt" — schrieb er m Schluß des Jahres — „in dem neuen Jahre auch dieses r Werk seiner Vollendung näher". Allein als Dichter hlte er sich durch die drückenden und spannenden Zeitgnisse aus dem sonst gewohnten Elemente herausgedrängt, mal auch im engeren Kreise die erfrischende Quelle versiegte, e zu mancher Stunde der Begeisterung geweckt hatte; er ußerte später in einem Briefe an Schiller, er habe damals

aufgehört ein Dichter zu sein. „Hätte ich", sagte er zu Ecker-mann, „in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich oben gehalten". Es mußten erst einige Jahre vergehen, bis er auch die neuen gewaltsamen Erscheinungen der politischen und sittlichen Welt in sich durchdacht und bewältigt hatte, so daß er aufs neue zu künstlerischer Gestaltung fähig ward.

Aufgefordert durch den ihm inwohnenden Trieb zu der Erforschung der Lebensgesetze in der sittlichen Welt wie in der Natur, suchte er die Ordnung, die im äußern Leben bis in die Beziehungen seines Privatlebens hinein gestört war, in stiller Betrachtung des Webens und Waltens der Natur zu erkennen. Auf diesem unermeßlichen Gebiete erwuchsen ihm stets neue, ungeahnte Aufgaben, und der leidenschaftliche Fleiß, sie zu seiner Befriedigung zu lösen, in den Erscheinungen der Außenwelt den Grundgedanken seiner Naturforschung wiederzufinden und bestätigt zu sehen, stieg in eben dem Maße, als er einsehen mußte, daß die Kraft des Einzelnen zu den großen Anforderungen, die auf die ausgebreitetste Universalität der Naturbeobachtungen hindeuteten, im Mißverhältniß stehe. Bisher hatte sich seine Naturforschung meist auf das naturhistorische Gebiet beschränkt, auf welchem er mit eben so viel poetischer Divination als sorgfältiger Beobachtung, ... einzelnen Erscheinungen in die Grundgesetze der Organisation und der Metamorphose alles Lebendigen eindrang. Es war dieselbe Geistesthätigkeit, die seine dichterischen Productionen zur Reife brachte, nur auf einem andern Gebiete, dem man selten die Grenzverbindung mit der Poesie zugestehen wollte.

Bei Goethe wurzelte die Naturforschung in der erhabenen sittlichen Anschauung, weßhalb er für sie eine harmonische allgemeine Ausbildung des Individuums fordert. Folgerichtig nimmt sie die speculative Richtung seines Geistes in sich a...

Denn obgleich er bekennen muß, daß ihm das Organ für Philosophie im eigentlichen Sinne abgehe, so entzog er sich doch keineswegs der Einwirkung ausgezeichneter philosophischer Denker. Wie er mit jugendlicher Begeisterung den Kern des Spinozismus in sich aufnahm, so verfolgte er auch nachmals die Entwickelung deutscher Philosophie, nachdem sie mit Kant's Kritik der reinen Vernunft zu dem Ernst des wissenschaftlichen Denkens zurückgekehrt war und auf verschiedenen Bahnen die Lösung der höchsten Probleme des Geistes versuchte. Zwar stand ihm Kant's Kritik der reinen Vernunft in der Umhüllung der esoterischen Sprache der Metaphysik noch fern; doch dem Standpuncte des großen Philosophen hatte er, ohne seiner Methode bestimmt bewußt zu sein, durch die Anschauung der Gegenstände der Erscheinungswelt, welche ihm an speculatives Denken ward, sich genähert. Freudig stimmte er dem Kantischen Satze bei, wenn gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch nicht alle aus der Erfahrung: „zum erstenmal schien eine Theorie mich anzulächeln“. Eine schönere Klarheit ging ihm in Kant's Kritik der Urtheilskraft auf, welcher er nach seinem eigenen Geständniß eine höchst frohe Lebensepoche schuldig ward. „Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinander gestellt; Kunst- und Naturerzeugnisse, eins behandelt, wie das andere; ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich genug ausgesprochen...... Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah' mit einander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen.

Leidenschaftlich angeregt, ging ich auf meinen
nur desto rascher fort“. Da Goethe bei Kant's S
dasselbe widerfuhr, wie früher beim Studium des Sp
daß er mehr das herauslas, was in seinem eigenen
schon vorbereitet war, und das Fremde sich auf seine
zurecht legte, so mußte er's sich gefallen lassen, daß
Auffassung der Kantischen Doctrin bei den Kantianern
Anklang fand und bei seinen speculativen Erörterunge
Eine und der Andere mit lächelnder Verwunderung äu
„es sei freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart
ein seltsames“ [10]).

Inzwischen war Goethe im Verfolg seiner Naturb
tung zu wissenschaftlichen Forschungen gelangt, aus dene
nach und nach eine neue Lebensaufgabe erwuchs, wel
mit größter Anstrengung die besten Kräfte seiner späteren
widmete. Schon da er in Italien den Reiz der Farb
den Erscheinungen der Natur wie in den Werken der
kunst aufs lebendigste empfand, begann er den Gesetzen
Entstehung nachzusinnen. Wiederholt zog ihn das
angeregte Interesse wieder zu diesen Betrachtungen hin
machte sich mit Hülfe eines Compendiums mit der auf
ton's Forschungen gegründeten Theorie der Optik b
und benutzte den zu den Experimenten erforderlichen Ap
welchen ihm Hofrath Büttner in Jena bereitwillig für
Zeit überließ. Anderweitige Beschäftigungen und Hind
schoben indeß die Versuche noch hinaus. „Die Pr
standen eingepackt, wie sie gekommen waren, in einem
unter dem Tische, und ohne die Ungeduld des jenaische
sitzers hätten sie noch lange da stehen können“. Auf drin
Mahnung eines Freundes in Jena war er schon im
die Prismen ungebraucht zurückzuschicken, weil er noch
keine Zeit fand, um sich mit diesen Untersuchungen
geben; nur einige flüchtige Beobachtungen konnte er

der Absendung nicht versagen, und plötzlich ging ihm die Ueberzeugung auf, die Newton'sche Lehre sei falsch. Er erbat sich die Erlaubniß, den Apparat noch länger benutzen zu dürfen, und widmete das Jahr 1791 vornehmlich den chromatischen Beobachtungen. Er fühlte sich in ein neues, unabsehbares Feld versetzt, welches zu durchmessen er sich nicht Kraft genug zutraute. Er sah sich überall nach Theilnehmern um und hätte gern seine Beobachtungen und Ueberzeugungen einem Andern überlassen, wenn er hätte hoffen können, sie fruchtbar zu sehen. Allein seine Mittheilungen erweckten keine Theilnahme: „überall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieser Sache; überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die sich, je gelehrter und kunstreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte“. Dies hätte ihm allerdings Zweifel an der Richtigkeit seiner Bemerkungen einflößen können, zumal ihm nicht entgehen konnte, wie gefährlich es sei, ohne mathematische Kenntnisse sich in physikalische Forschungen einzulassen. Doch war er bei seiner Entdeckung der Pflanzenmetamorphose und seinen osteologischen Beobachtungen den Widerspruch der Fachgelehrten schon zu sehr gewohnt, als daß dieser ihn hätte irre machen können, seinen eigenen Weg zu gehen; „ein entschiedenes Aperçu ist wie eine inoculirte Krankheit anzusehen; man wird sie nicht los, bis sie durchgekämpft ist“. „Es ging mir“, äußert er an einer andern Stelle, „mit den Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten; ich machte sie nicht, sondern sie machten mich“.

Von anderer Seite kam man auch wiederum seinem Vorhaben förderlich entgegen. Herzog Ernst von Gotha, dem die Pflanzentheorie Achtung vor Goethe's Naturforschung eingeflößt hatte, eröffnete ihm sein physikalisches Cabinet, wodurch er die Versuche zu vermannigfaltigen und ins Größere auszuführen in Stand gesetzt wurde. Prinz August von Gotha

verehrte ihm aus England verschriebene, sowohl einfach
zusammengesetzte, achromatische Prismen. Goethe selbst w
große Summen auf seinen optischen Apparat, so daß er
und nach über tausend Thaler dafür verausgabt hat.
das Nähere seiner Beobachtungen findet man ausführ
Bericht in der „Confession", welche Goethe seiner Ges
der Farbenlehre angehängt hat. Eine Kritik derselben
man dem Biographen, der seine Incompetenz in diesem
senschaftlichen Fach zu gestehen hat, um so mehr erlassen
das Urtheil über Goethe's Verdienste um die Farbentl
noch nicht einmal bei den Physikern festgestellt ist [11].
interessirt sie, abgesehen von ihren wissenschaftlichen Resul
als ein neues Moment der Geistesthätigkeit Goethe's, w
zu der Farbenlehre fortschreitend, das Princip der Ei
des Innern und Aeußern, des Denkens und des Phäno
auch hier zur Geltung zu bringen und in der Mannigf
keit der Erscheinungen das Gesetz zu finden sucht.
er in seiner Farbenlehre die ideale Einheit des Subje
und Objectiven in die Worte zusammenfaßt: „wenn
Farbentotalität von außen dem Auge als Object dargeb
wird, so ist sie ihm erfreulich, weil ihm die Summe s
eignen Thätigkeit als Realität entgegenkommt": so mag
dies im Voraus eine Andeutung sein, daß die Beschäfti
mit der Farbenlehre keine Abschweifung von seinem bishe
Standpuncte war, sondern das Grundprincip seines Dic
und seiner Kunstanschauung auch hier aufs neue hervo
„Als ich lange genug in diesen fremden Regionen ver
hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunst durc
physiologischen Farben und durch die sittliche und ästhe
Wirkung derselben überhaupt".

Eine vorläufige Darstellung einzelner von ihm beobac
Phänomene gab er in den Beiträgen zur O
1791 und 1792 in zwei Heften erschienen, welche auf

:heorie vorbereiten und ihm die Theilnahme des größern
)ublicums verschaffen sollten. Indeß wurden sie ebenso kalt
)ie seine frühern naturwissenschaftlichen Aufsätze aufgenommen,
md er sah sich weder ermuntert noch gefördert. In dem
kreise der Weimarer Freunde machte er wiederholte Versuche,
eine Theorie zu verdeutlichen und durch mündliche Vorträge
le mehr und mehr beherrschen zu lernen. In Weimar war
ine gelehrte Gesellschaft gestiftet worden, welche am 5. Juli
1791 ihre Statuten erhielt. Sie versammelte sich anfangs
ei der Herzogin Amalie, später in Goethe's Hause; auch die
erzogliche Familie wohnte mehreren Sitzungen bei. In
nigen derselben trug Goethe seine Optik vor, und selbst
öttiger, der sonst ihn herunterzuziehen liebt, muß nach der
itzung vom 4. November gestehen, Goethe sei eben so groß
ls scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, wie er es als
ichter sei. Goethe fühlte stets einen lebhaften Trieb, durch
ittheilung seiner wissenschaftlichen Ansichten sie zu größerer
larheit in sich zu entwickeln. „Ich hielt“ äußert er bei einer
ätern Gelegenheit, „niemals einen Vortrag, ohne daß ich
bei gewonnen hätte; gewöhnlich gingen mir unterm
prechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der
de am gewissesten“.

Indem Goethe inmitten dieser Beschäftigungen das
and, das ihn mit der Poesie verknüpfte, keineswegs zerriß,
nnte es ihm nur erwünscht sein, wenn es durch äußere
regung praktischer Thätigkeit noch mehr befestigt wurde.
e Darstellungen der Bellomo'schen Schauspielergesellschaft
tten in letzter Zeit nicht mehr befriedigt. Man beschloß sie
 entlassen; nur einige tüchtige Mitglieder derselben wur-
n beibehalten, und die Truppe ward durch neue An-
bungen von den bedeutenderen deutschen Bühnen ergänzt.
ethe übernahm am 1. Mai 1791 „mit Vergnügen“ die
tung des „Hoftheaters“. Nach der Eröffnung desselben,

welche am 7. Mai mit einem Prolog von Goethe stattfand, wurden in Weimar nur noch wenige Vorstellungen gegeben. Bald darauf zog die Gesellschaft nach dem Badeort Lauchstädt hinüber, wo sie auch ferner im Sommer zur Unterhaltung der Badegäste zu spielen pflegte.

Im nächsten Winter widmete sich Goethe dem Theater mit großer Liebe und Anstrengung. Die Neigung zu Oper und Singspiel, in welcher er in Italien sehr bestärkt war, ließ ihn zunächst diese das größere Publicum vornehmlich anziehende Seite der Theatervorstellungen am meisten begünstigen. Der Concertmeister Cranz und der jetzt als Theaterdichter sehr thätige Vulpius griffen lebhaft mit ein; auch das leichte Talent Einsiedel's, der ein gleiches Interesse für die musikalische Poesie aus Italien heimgebracht hatte, leistete gute Dienste. Einer Menge italienischer und französischer Opern wurden deutsche Texte untergelegt und die vorhandenen verbessert. Goethe selbst überarbeitete mehrere Texte, und die Oper Circe wurde ganz umgedichtet. Das vielleicht schon in Italien begonnene Singspiel die ungleichen Hausgenossen, in welchem sieben Personen, die aus Zufall oder in Folge von Verhältnissen auf einem Schlosse zusammentreffen, Gelegenheit gaben, durch Verschiedenheit der Charaktere eine poetische und musikalische Abwechselung herbeizuführen, nahm jedoch der Dichter nicht wieder auf, obwohl es schon ziemlich weit gediehen war. Einige Arien daraus finden sich in der Sammlung von Goethe's Gedichten unter den Ueberschriften „Verschiedene Empfindungen an Einem Platze" und „Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel" zusammengestellt.

Nicht minder war indeß das Bemühen Goethe's darauf gerichtet, das recitirende Drama „auf eine würdige [illegible] zu behandeln und von Grund aus zu beleben". Von [illegible] Repertoire Iffland'scher und Kotzebue'scher Stücke verw[illegible] man sich bald zu sorgfältiger Darstellung classischer Dra[illegible]

erheben. Die Aufführung von Shakspeare's König Johann
ıd Schiller's Don Carlos erschien als ein „großer Gewinn“;
nn erst mit solchen Darstellungen stieg das Theater von
:r Stufe flüchtiger Unterhaltung in das Gebiet der höheren
:unst empor. Auf die glänzenden Erfolge, welche durch ein
ılgerechtes Wirken errungen wurden, werden wir im Ver-
ıuf unserer Erzählung noch mehrmals zurückkommen.

Die erste poetische Frucht der aufs neue in Goethe an-
eregten Liebe zur Bühne war das Lustspiel der Groß-
ophta, dessen Abfassung dem Jahre 1791 angehört. Den
Stoff desselben hatte der Dichter schon viele Jahre mit sich
erumgetragen. Die berüchtigte Halsbandgeschichte, in welche
ie Königin Marie Antoinette so unheilvoll verflochten war,
rschreckte Goethe im Jahre 1785 „wie das Haupt der Gor-
one“, und wenn ihm auch damals seine Freunde (wahrschein-
ch Herder) vorwarfen, daß er zu viel Werth und Gewicht auf
iefes oder jenes Ereigniß des Tages lege, so hielt er doch
aran fest, „daß er sich auf einer prägnanten Stelle befinde,
on wo Manches zu erwarten sei“, und er hatte die Ueber-
ıugung, die auch Talleyrand damals geäußert hat, dieser
roceß könne den französischen Thron umstürzen. Den Gang
esselben verfolgte er mit größter Aufmerksamkeit. Besonders
og ihn darin ein geheimnißvoller Charakter an, der schon seit
ıngerer Zeit in Europa's Hauptstädten die Rolle eines Magiers
it geistreicher Schlauheit spielte und Vielen als ein Wunder,
llen als ein Räthsel erschien. Es war der sogenannte Graf
agliostro, welcher, gewonnen von der betrügerischen
räfin Lamotte, zu der Ueberlistung des Cardinals Rohan,
nes seiner blindgläubigen Verehrer, durch seinen Rath
itwirkte und daher in jenen Proceß verwickelt ward. So
oß war Goethe's Interesse für den seltsamen Abenteurer,
ß er bei seiner Anwesenheit in Palermo dessen Mutter und
hwester, die dort in Dürftigkeit lebten, einen Besuch machte

und ihnen später noch von Weimar aus Geldunterstützung zukommen ließ. Einen Aufsatz über Cagliostro's Stammbau und Familie gab er später im ersten Bande seiner „neu Schriften" (1792) heraus, damit, wie er an Jacobi schrei über diesen Nichtswürdigen gar kein Zweifel übrig bleibe.

Nach der Beendigung des Tasso begann Goethe die arbeitung des Stoffes als Oper, welche er „die Mystificirt betitelte, und besprach schon mit dem Musikdirector Reicha die Composition. Von jener ersten Bearbeitung des G kophta (so nannte sich Cagliostro als Wiederhersteller angeblichen ägyptischen Maurerei) sind nur die Arien übrig blieben, welche als Kophtische Lieder unter den lyris Gedichten stehen. Wir werden dem Dichter unbedenklich stimmen, daß der Gegenstand sich besser zu einer Oper, wo das Magische weniger befremdend, das Unsittliche weniger letzend erscheinen würde, als zu einem Drama getaugt hä

Bei der Wiederaufnahme des Stoffes zog Goethe Form des Lustspiels vor. Weil der Dichter uns in sittlich verdorbene Gesellschaft führt, welche durch den S des Guten auch das edle Gemüth zu täuschen und zum D des Bösen zu mißbrauchen weiß, weil er das Gewebe schändlichen betrügerischen Mystification mit historischer A vor unsern Blicken enthüllt, so ist dies Drama meist mit e absprechenden Urtheil, oft von solchen, die es nicht ein gelesen haben, als eine Goethe's unwürdige Arbeit bei G geschoben worden, wobei man ein Urtheil Georg Forster's sich anführen konnte, der den Großkophta auf den Eindruck hin in einem Briefe von Jacobi „ein Ding Salz" nannte, — „ohne einen Gedanken, den man beh kann, ohne eine schöne entwickelte Empfindung, ohne Charakter, für den man sich interessirt &c." Freilich wa einem Gemälde schändlicher Frechheit und Thorheit für wickelung von Empfindungen keine Stelle, und die Sp

welche Forster einen platten Alltagsdialog nennt, soll eben die Leere und Hohlheit der „hochadligen“ Kreise, in denen die Handlung sich bewegt und gegen die der Dichter eine herbe Verstimmung im Busen trug, veranschaulichen. Allein wenn gleich die Tiefe und Wärme, wodurch die größeren Dichtungen Goethe's hervorragen, bei einem so widerlichen Süjet unmöglich waren, und wir auf einen heitern, wohl- huenden Eindruck verzichten müssen, so sind doch Klarheit er Exposition und feine Zeichnung der Charaktere als die Eigenschaften anzuerkennen, welche dies Drama als Kunst- verk höchst beachtenswerth erscheinen lassen. Daß es bei der rsten vortrefflich gespielten Aufführung einen widerwärtigen Eindruck gemacht habe, bekennt Goethe selbst mit gewohnter Offenheit: „Kein Herz klang an..... und weil geheime Ver- indungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich in großer respectabler Theil des Publicum entfremdet, so wie as weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebes- benteuer entsetzte“. Vergleicht man mit diesem Erfolg die eitern Stunden in Ettersburg und Tiefurt, so fühlt man ine schmerzliche Resignation, an die ihn die kühle Aufnahme iner letzten großen dramatischen Dichtungen schon seit län- erer Zeit gewöhnt hatte, in den Worten durch: „Ich war nmer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten leichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, aß diese letzte, an die ich so viele Jahre gewendet, keine heilnahme fand“.

Drittes Capitel.

1792. 1793.

Als Goethe an der Seite der Herzogin Amalie in Venedig verweilte, hatte sich der dort residirende französische Gesandte, Marquis de Bombelles, aufs zuvorkommendste bemüht, der Fürstin durch seinen Einfluß zu Manchem, was Fremden sonst verschlossen ist, Zutritt zu verschaffen und ihr durch heitere, Sinn und Geschmack erfreuende Feste den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Als sie sich nach zwei Jahren auf dem unheilvollen Rückzuge der Alliirten wieder zusammenfanden, der Marquis unter den Emigrirten, äußerte dieser mit Wehmuth, wie ihm schon damals, als er seine edlen Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, der Wurm am Herzen genagt und er die Folgen dessen, was in seinem Vaterlande vorgehe, vorausgesehen habe. Goethe war in ähnlichem Falle [12]). Mit dem Abschluß des Tasso und den venetianischen Epigrammen scheidet die alte Zeit, in der sich der Dichtergeist mit einem innigen Gemüthsleben oder den Bildern einer heitergenießenden Menge beschäftigt. Die düstre Ahnung der Auflösung der socialen Verhältnisse steigt im Großkophta gespenstisch empor, und bald folgten, erschütternd und überwältigend, Schlag auf Schlag die Revolutionsbegebenheiten, welche die Blicke Aller nach Frankreich zogen.

Goethe, der sein Leben der Betrachtung ruhiger sittlichen Zustände und naturgemäßer Entwickelung gewidmet hatte, der in der Harmonie der Kunstschöpfungen und der Organisation

der Gebilde der Natur für sein Denken einen Mittelpunct gefunden hatte, in den alle Radien seiner vielseitigen Bestrebungen zusammenliefen, war solchen inhaltschweren, die altgewohnten Formen schonungslos zertrümmernden Weltereignissen nicht ʒewachsen. Das Einzelne empörte seinen sittlichen Sinn; er ürchtete die Auflockerung aller moralischen Bande, das Verchwinden der Ehrfurcht vor dem Großen und Hohen. In em Streben des Volks nach Antheil an der Regierung sah r nur das Werk ehrsüchtiger, die Leidenschaften der Menge ißleitender Demagogen. „Einem thätigen productiven Geiste“ – so erklärt er sich nachmals darüber — „einem wahrhaft aterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz lles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung ı ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus folgen solle“. Noch klarer äußert er sich über seinen damagen Standpunct im Vergleich mit seiner späteren Ansicht in n Gesprächen mit Eckermann: „Es ist wahr, ich konnte in Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Bräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und ündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch icht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig abei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge ner großen Nothwendigkeit waren. Eben so wenig war ich n Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen berzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des olkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz ımöglich, sobald die Regierungen fortwährend wach sind, so ß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegennmen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwene von unten her erzwungen wird“. Wegen der in diesen orten deutlich bezeichneten Stellung, welche Goethe den volutionsbewegungen gegenüber einnahm, mag nun ein

jeder nach seiner Parteimeinung entweder ihm beipflichten oder, wie die Wortführer des Liberalismus eine Zeitlang gewohnt waren, ihn darüber mit Vorwürfen überhäufen, daß er dem Geiste der neuen Zeit, der über den Trümmern und Leichen seinen Einzug hielt, nicht hoffnungsreich entgegenjauchzte: uns muß es bei der historischen Auffassung seines individuellen Bildungsganges vornehmlich darauf ankommen, im Einzelnen nachzuweisen, wie die Zeitereignisse ihn ergriffen, wie er sie nach und nach in seinem Geiste bewältigte und verarbeitete, wie sich dieser Stoff an Lebenserfahrungen in seinen dichterischen Productionen gestaltet hat.

Von vornherein müssen wir den Vorwurf zurückweisen, als habe Goethe theilnahmlos den Ereignissen den Rücken gewandt und sei gegen die Geschicke der Menschheit gleichgültig gewesen. Wenn er auch, um aus Unmuth und Sorge sich zu retten, in Kunst und Wissenschaft ein Asyl suchte, „sich an diese Studien, wie an einen Balken im Schiffbruch festklammerte“ und in Betrachtung des Dauernden einer hohen Cultur und der ewigen Gesetze der Natur sich über die beengende Wirklichkeit der schwankenden, zerstörenden Gegenwart erhob: so treten doch auch alle die brennenden Zeitfragen, von denen Europa ergriffen ward, in den Bereich seines Denkens ein. Allein er war und blieb ein Feind des Maßlosen, der Parteileidenschaft. Diese ruhige Haltung wird in aufgeregten Zeiten stets als Kälte gedeutet werden, und selten wird es solchen Charakteren gelingen, den Geist der Zeit energisch zu leiten und zu zwingen. Das war Goethe's Fall. Seine politische Ansicht hält indeß durchaus an der früheren Basis fest, und nur wer in der Täuschung befangen ist, als ob Götz und Egmont einer abstracten Freiheitsschwärmerei das Wort redeten, kann Goethe's spätere Aeußerungen für einen Abfall von der Ueberzeugung der früheren Lebensperiode halten. Gleichwie in dem herrlichen Gespräche zwischen Alba und

Egmont, voll goldener politischer Wahrheiten, spricht er seinen Haß gegen Willkürhandlungen der Regierungen, gegen das Unheil eines verderbten aristokratischen Regiments, gegen Rechtsverletzungen und jesuitische Intriguen auch jetzt wiederholt und eindringlich aus; er verbarg sich keineswegs die Gebrechen des alten Staats. Dagegen hat er nie ein Vertrauen zu der Theilnahme der Masse an der Regierung fassen können und sieht dadurch nur Tyrannei und Willkür in andern Formen wiederkehren.

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Mit dem „Großkophta“ beginnen die politischen Zeit-reignisse in Goethe's Poesie einzugreifen. Fast gleichzeitig mit enem Drama entwarf er im Jahre 1791 den Roman die Reisen der Söhne des Megaprazon, in welchem er die Zustände des geistlichen und weltlichen Regiments zur Sprache bringen wollte. Nur ein Theil des Plans und inige ausgeführte Capitel sind davon bekannt geworden [13]. Die märchenhafte, humoristische Form schien die geeignetste zu sein, um Erzählung und Räsonnement bunt in einander zu schlingen und darin die verworrenen Zustände der Gegenwart wiederzuspiegeln; der Pantagruel des Rabelais sollte ihm zum Vorbild dienen. Megaprazon's sechs Söhne, mit Anlagen reichlich, doch verschiedenartig ausgestattet und durch den Vater trefflich vorgebildet, beginnen die Reise in die Weite, amit jeder die ihm verliehenen Kräfte anwenden und üben erne und dadurch zum Besten des Ganzen wirke. Sie gengen zu verschiedenen Inselvölkern und beschäftigen sich mit r Beobachtung ihrer Verfassungen und Culturzustände. An n Bewohnern von Papimanie wird das Verderbniß des istlichen Regiments nach dem von Rabelais gegebenen Vor-

bilde geschildert. Eine von diesem unabhängige Erfindung Goethe's ist die unter den Bruchstücken ausgeführte Erzählung von der Insel der Monarchomanen: nach einer Periode des Glücks, wo alle Stände zum Wohl des Ganzen zusammenwirkten, ward diese durch einen Vulkan verwüstet und zerrissen, und die drei losgetrennten Theile schwimmen nach verschiedenen Seiten umher, das Abbild einer Monarchie, wo Königthum, Aristokratie und Volk sich selbstsüchtig von einander trennen und den Staat dem Untergange zuführen. Ein anderes humoristisch ausgeführtes Bruchstück ist das Gespräch der Brüder über den Kampf der Kraniche und der Pygmäen, das beinahe in Thätlichkeiten übergegangen wäre, wenn nicht der Schlaftrunk einer Flasche Madeira, die ein vorüberfahrender Schiffsherr ihnen reicht, sie von dem bösartigen Zeitfieber heilte, „von dem so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn ergriffen sind". Diese Dichtung blieb ohne Fortsetzung, als die Revolution über die Verfassungsdiscussionen hinaus auf das Schlachtfeld schritt, und das Einrücken der verbündeten Heere das Signal zu dem Umsturz des französischen Königsthrons und den Septembermorden gab. Goethe ward Zeuge eines Wendepuncts der Weltgeschichte, und von ihm selbst galt das Wort, das er am Abend nach der Kanonade von Valmy zu den Soldaten sprach: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen".

Preußen gab nach der Reichenbacher Convention seine oppositionelle Stellung gegen Oestreich auf und vereinigte sich mit diesem durch den Pillnitzer Vertrag im Jahre 1791 zur Unterdrückung der französischen Staatsveränderung und zur Herstellung des absoluten Königthums. Eine preußische Armee, verstärkt von großen Schaaren französischer Emigranten, zog unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig im August des Jahres 1792 längs dem linken

ſer auf Longwy und Verdun, um in dieſer Richtung
:aße von Chalons an der Marne zu gewinnen und
'aris zu ziehen. Oeſtreichiſche Armeecorps ſollten von
: aus ſich den Operationen der Hauptarmee anſchließen.
Friedrich Wilhelm II. befand ſich ſelbſt bei dem Heere.
Karl Auguſt von Weimar zog als Chef eines Regi=
mit ins Feld, und Goethe beſchloß ihn auf dieſem
e, den man in Folge der entſtellten Berichte der Emi=
: ſich im Voraus als einen militäriſchen Spaziergang
alt hatte, zu begleiten, wobei eben ſo ſehr das Ver=
die Welt von einer neuen Seite kennen zu lernen,
Wunſch des Herzogs, ihn als Freund zur Seite zu
und dem ſtockenden Stubenleben zu entreißen, den
ag gaben. Die freudigſten Tage dieſer Campagne
für Goethe die, welche er in den gaſtlichen Wohnungen
ıtter und der Freunde in den Rheinlanden zubrachte,
ß er nebenbei zu klagen hat, daß durch das eintönige
der politiſchen Discuſſionen alle geiſtreiche Unterhal=
'erdrängt werde. Um die Mitte des Auguſts verweilte
rere Tage bei ſeiner Mutter in Frankfurt.

einen alten Freund Merck fand er nicht mehr. Von
.tte Goethe nach ſeiner Rückkehr aus Italien nur Briefe
ımerzlichſten Inhalts erhalten, Zeugniſſe, daß der
nuth des einſt ſo geiſteskräftigen und charakterſtarken
s in Folge häuslicher Trübſal und nicht ganz unver=
er Zerrüttung ſeiner Vermögensverhältniſſe gebrochen
geht aus den Briefen hervor, daß Goethe und Karl
ſich mit warmer Freundestheilnahme bemühten, ſeine
ı erleichtern, wenn ſie gleich Glück und Zufriedenheit
:cht wiederherſtellen konnten. Zu dem Seelenleiden trat
merzhaftes körperliches Leiden hinzu, und in einem
düſterer Schwermuth machte er am 27. Juni 1791
Leben ein Ende.

Am 20. August reiste Goethe nach Mainz und verlebte zwei heitere Abende mit Sömmering, Forster, Huber und anderen Freunden in anziehenden Unterhaltungen und heiterster Stimmung. Goethe zeigte sich sehr mittheilsam und erging sich besonders in Schilderungen und Erzählungen aus Italien. Politische Gespräche wurden absichtlich von den republikanisch gesinnten Freunden vermieden. Ueber Trier reiste er dem inzwischen in Frankreich eingerückten Heere nach, bei welchem er am 27. August im Lager vor Longwy, wenige Tage nach der Uebergabe der Festung, eintraf und von bekannten Gesichtern aufs freundlichste begrüßt wurde. Seinen Geburtstag feierte er diesmal in Longwy. Am Morgen ritt er mit einigen Freunden dorthin und ließ sich bei heiterer Mittagstafel im traulichen Kreise alter Kriegs- und Garnisonskameraden die Abenteuer ihres bisherigen Zuges von Aschersleben über Göttingen und Coblenz bis auf den französischen Boden erzählen. Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs zeigte sich allenthalben in der Armee, und Mancher fand es auffallend, daß er nicht mit gleicher franzosenfresserischer Wuth in Frankreich hineinstürmte, während ihm „weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen war“; der wüthende Franzosenhaß des deutschen Junkerthums war ihm eben so unleidlich, wie die Declamationen der Demagogen. Niemand hegte indeß den geringsten Zweifel an dem Gelingen des Heerzuges nach Paris, obwohl die bisherigen Mühseligkeiten des Marsches und des Lagerlebens die verbündete Armee schon übel zugerichtet hatten.

Mit den Officieren des herzoglich-weimarischen Regiments verabredete er, daß er sich immer an sie und, wo möglich, an die Leibschwadron anschließen wolle. Ward er gleich dadurch größerer Gefahr ausgesetzt, so war ihm dies doch lieber, als sich im Train der Nachzügler fortziehen zu lassen. Auf dem

arsche nach Verdun fuhr er im offenen Wagen vor der
nzen Armeecolonne vorauf. Sein Nachtquartier liebte er in
m großen Schlafwagen zu nehmen, „gewiß der trockensten,
ärmsten und erfreulichsten Lagerstätte“, deren Bequemlichkeit
m schon von früheren Zeiten her bekannt war; mit guten
ollenen Decken hatte er sich vorsorglich versehen. Von seiner
ierschütterlichen Gemüthsruhe im Angesichte der Gefahr und
inem persönlichen Muthe sind uns manche treffende Züge
ıfbehalten. Nicht minder bewährt sich mitten im Kriegs-
wühl die rein menschliche Theilnahme an fremdem Geschick
ıd das Bemühen, durch Rath und That hülfreich zu sein.
eine Schilderung der Campagne in Frankreich, allzu detail-
:t und tagebuchartig, um gleich den andern biographischen
childerungen allgemein anzuziehen, ist dennoch ein wich-
jer Beitrag sowohl zur Zeitgeschichte als zur Charakteristik
s Dichters. Die Handlungen roher Kriegswillkür, die Noth
r Einzelnen, deren Zeuge er sein mußte, ohne helfen zu
nnen, gruben sich schmerzlich in sein Gemüth ein, während
die eigenen Entbehrungen und Strapazen stets mit stoischem
leichmuth und meist mit heiterstem Humor überstand. Schon
e Requisitionen im Namen Ludwigs XVI. erschienen ihm als
ne empörende und überdies unkluge Willkürhandlung, die
meisten dazu dienen mußte, das Volk gegen das König-
um aufzureizen; er gesteht, ihm sei nicht leicht eine grau-
mere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen
nen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekom-
n, als da man auf dem Marsche nach Verdun die
hafheerden wegnahm und unter die Regimenter vertheilte,
Besitzern dagegen ganz höflich auf Ludwig XVI. gestellte
piere überreichte.

Während des langweiligen Lagerlebens vor der Festung
erdun, die man am 30. August erreicht hatte, fand
ethe sein wissenschaftliches Nachdenken durch einen günstigen

Zufall aufs glücklichste angeregt: „glückselig der“ —
er ausrufen — „dem eine höhere Leidenschaft den
füllte!“ Während er dem Fischfange der Soldaten a
Rande eines kleinen Teichs zusah, bemerkte er, wie i
klaren Wasser die kleinen Fischlein, indem sie sich ben
verschiedene Farben spielten. Durch die Beobachtung
Phänomens sah er sich in seiner Farbentheorie gefördert
gab sich wieder mit Leidenschaft diesen Beobachtungen
Während des nächtlichen Bombardements traf er mit
ihm befreundeten Fürsten Reuß XI. zusammen. „Nach
cherlei politischen Gesprächen, die sie nur in ein Lab
von Hoffnungen und Sorgen verwickelten“, fragte ih
Fürst, womit er sich gegenwärtig beschäftige, und wa
verwundert, als der Dichter, statt von Tragödien un
manen, von der Farbenlehre zu berichten begann. Unte
Lärm der Kanonenkugeln ward der Vortrag fortgesetzt,
da die Aufmerksamkeit des Fürsten ihm mit lebhaftem A
folgte, zuletzt, als die Kälte des einbrechenden Morge
ins Bivouak der Oestreicher trieb, an einem mächtigen
lenfeuer zu Ende geführt. Unter den Strapazen der n
Tage verließ ihn jene Farbenerscheinung keinen Auge
und während am 12. September heftige Regengüsse
unter die Zelte trieb, dictirte er seinem Kanzleigefährten
die Resultate seines Nachdenkens und zeichnete dar
Figuren daneben. Diese Papiere mit den Merkmale
durch die Zeltdecke durchdringenden Regens blieben
später lieb als Zeugnisse jener bewegten Tage und
treuen Forschens.

Verdun war inzwischen am 2. September den
übergeben worden, und die Straße nach Paris schien
offen zu stehen. Allein mehr und mehr machten sie
fahrung, daß sie von den Emigranten über die
des Volkes getäuscht seien. Von einer feindlich ge
Bevölkerung umgeben, wagte der Herzog von Braun

cht vorzudringen, ohne die Flanke des Heeres zu decken: ühnheit und Entschlossenheit lag nicht in seinem Charakter. berdies hatte der unaufhörliche Regen den zähen Lehmboden unwegsame Sümpfe verwandelt, und die aus den Straazen und der mangelhaften Verpflegung entstehenden Krankeiten begannen die Armee zu entmuthigen. Statt sofort nach er Einnahme von Verdun die Straße nach Paris einzuchlagen oder die wichtigen Pässe des Ardennerwaldes zu esetzen, die man noch ohne Schwertstreich hätte einnehmen önnen, säumte der Herzog mehrere Tage bei Verdun und og dann unter bedächtigen Anordnungen langsam am Rande es Waldes hin. Dumouriez, der Befehlshaber des anfangs hr schwachen und unzuverlässigen französischen Armeecorps, rhielt dadurch Zeit, sich in Besitz der wichtigsten Pässe es Waldes von Argonne, eines Theils des Ardennerwaldes, u setzen und nach und nach Verstärkung an sich zu ziehen. m 18. September stieß Beurnonville mit 17000 Mann zu m, am 19. traf Kellermann mit 20000 Mann ein, so daß ie Franzosen jetzt über 50000 Mann hatten und den Verndeten um ein Drittheil überlegen waren. Der kampflustige önig von Preußen drängte zur Schlacht; der Herzog, einbar nachgebend, doch auch jetzt noch einer energischen ternehmung abgeneigt, eröffnete am 20. September das hängnißvolle Gefecht bei Valmy. Nach dem ersten Angriff f Kellermann's Corps, das leicht zu durchbrechen gewesen re, ward der Kampf abgebrochen, und der Tag verfloß ter heftigem Kanonenfeuer, das wenig Schaden that. on der ungeheueren Erschütterung" — so erzählt Goethe — ärte sich der Himmel auf; denn man schoß mit Kanonen ig als wäre es ein Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald ehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach ger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im eigentlichsten Sinne, und doch sah man in den Stelgen nicht die mindeste Veränderung".

Goethe war an diesem Tage zu Pferde und rückte mit dem herzoglich-weimarischen Armeecorps, welches den Vortrab bildete, gegen den Feind, so daß er gleich beim ersten Angriff in den Bereich der feindlichen Kugeln kam und sie dutzendweise vor und um sich niederschlagen sah; der Befehl zum Rückzug entfernte ihn bald von der gefährlichen Stelle. Doch wie in den stürmenden Jugendtagen zog ihn auch jetzt noch die Gefahr mit magischer Gewalt zu sich. Er hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Ganz allein ritt er seitwärts a den Höhen weg in die Nähe der feindlichen Stellung, die e deutlich überschauen konnte. Bekannte Officiere, denen e begegnete, waren höchst verwundert, ihn hier zu finden un wollten ihn mit sich zurücknehmen. Er aber entwand s ihnen, indem er von besonderen Absichten sprach, und überließen ihn seinem „bekannten, wunderlichen Eigensinn Als er in die Region gelangt war, wo die Kugeln herüb spielten, bemerkte er bald, daß etwas Ungewöhnliches in i vorgehe. Ohne daß er eine heftigere Bewegung des Blu bemerken konnte, schien ihm, als wäre er an einem sehr hei Orte und er selbst von dieser Hitze völlig durchdrungen; Augen behielten ihre Stärke und Deutlichkeit; aber es w als ob die Umgebung einen braunröthlichen Ton hätte; die bängliche Zustand schien ihm jedoch eigentlich nur durch Gehör erregt zu werden, als sei das Heulen, Pfeifen Schmettern der Kugeln durch die Luft die alleinige Urs dieser Empfindungen. Eine große Gleichgültigkeit gegen Gefahr, die sein Leben bedrohte, spricht wenigstens aus Zeile seines Berichts. Als er zurückgeritten und völlig Sicherheit war, fühlte er jene Gluth sogleich erloschen; das Mindeste von einer fieberhaften Bewegung war geblieben. Nachmals ward dieses abenteuerlichen Rittes oft im Kreise der Kriegskameraden mit Scherz und mit wunderung gedacht.

Einige Tage blieben noch die Preußen in ihrer Stellung, cht um nochmals anzugreifen, sondern um mit Dumouriez egen einer Waffenruhe zu unterhandeln und ihn, wo mög= ch, in das Interesse der Alliirten zu ziehen. Große Nieder= schlagenheit herrschte im Lager, wo es an Lebensmitteln brach und die Ruhr mit jedem Tage furchtbarer um sich riff. Am 1. October begann der Rückzug auf den von an= altenden Regengüssen durchweichten Straßen, „wo der beste Zille gleitete und versank, ehe er sich's versah"; der einzige rost war, daß der Feind die abziehende Armee nicht belästigte. ie Leiden jener Tage, die gedrückte Stimmung des Heers it Goethe anschaulich beschrieben. Er selbst hatte alle seine istige Stärke zusammenzunehmen, um von der allgemeinen erzagtheit nicht mitergriffen zu werden. Mitten unter den auenvollen Scenen that er ein Gelübde, zu Hause niemals eder über Unannehmlichkeiten und Mißbehagen Klage zu hren. Manchmal kam ihm der Humor zu Statten, der ich in seiner Schilderung der Mißgriffe und der Rathlosig= it im Hauptquartier gar viel zwischen den Zeilen lesen läßt, d er suchte sich und Andere durch Erzählungen und heitere nfälle zu zerstreuen. In seiner nie schlummernden Geistes= schäftigung lag ein kräftiges Heilmittel gegen die überwäl= ende Sorge und Noth. Noch konnte es ihm die Seele eben, wenn der Mond bei beruhigter, nur von leichtem wölk durchstreifter Luft über die weithin gelagerten Massen r schlafenden Menschen und Pferden, auf die malerisch ppirten Bagagewagen ein reizendes Dämmerlicht breitete, ein Bild zu entstehen schien, dem der größte Maler sich cklich schätzen würde gewachsen zu sein. Ueber manche miß= thige Stunde brachte ihn Fischer's physikalisches Wörter= , dessen dritter Band ihn begleitete, hinweg. Einmal den wir ihn in dem großen Küchenwagen, wohin sich hatte flüchten müssen, weil seine mit vier Pferden pannte Equipage in dem tiefen Koth nicht weiter konnte,

mit dieser Lectüre beschäftigt, während die verdrießliche Küchen-magd, in der Ecke sitzend, seine Gesellschaft ausmachte, bis er endlich ein Reitpferd erhaschte und, das Wörterbuch de Fürsorge der Magd übergebend, sich darauf schwang. Ab dies waren nur einzelne Stunden, wo der Geist sich de Eindrücken des furchtbaren Elends entreißen konnte, das s theilnehmendes Gemüth täglich und stündlich in Spannu erhielt. Einer der schmerzlichsten Momente war das Schei vom Schlosse Grandpré, wo mehrere hundert Kranke de Menschlichkeit der Feinde überlassen wurden. In Goethe Umgebung erzählte man, dies sei das einzige Mal gewe wo er ein verdrießliches Gesicht gemacht und sie weder du Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe. Nicht min that ihm oft die Angst und Noth der unglücklichen La bewohner weh, welche von den Plünderungen ausgehung Nachzügler zu leiden hatten. Aus solchen Erlebnissen manche Züge in das Gemälde des Kriegsunglücks genommen, welches in Hermann und Dorothea den Hin grund der gemüthvollen Idylle bildet.

Inmitten dieser mit jedem Tage wachsenden M hatte Goethe die erste freundliche Begegnung von Seiten Herzogs von Braunschweig zu erfahren, der ihm bisher geneigt war und es ihm zu erkennen gab — vielleicht Folge seines gemessenen, wenig verbindlichen Benehmen seinem Besuche am Braunschweiger Hofe —; „nun aber das Unglück eine milde Vermittlerin geworden“. Als sich eines Tags am Ufer der Maas durch eine sumpfige hindurcharbeiten mußte, um an die gebahnte Heerstr gelangen, ritt der Herzog auf ihn zu, indem er sagte: thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangen Lage sehe; jedoch darf es mir in dem Sinne erwünsch daß ich einen einsichtigen glaubwürdigen Mann mehr der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern

en Elementen überwunden worden". Goethe hat zwar in einer Erzählung den Herzog möglichst geschont, verhehlt indeß nicht, „daß das Vertrauen, welches man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, für immer verloren schien". Um mehr als die Hälfte der Mannschaft vermindert, kam die preußische Armee, nachdem auch Verdun und Longwy geräumt waren, am 23. October auf deutschem Boden an, und Luxemburg ward zu einem ungeheuren Lazareth.

Goethe war hier schon am 14. October angelangt. Die auf einander gethürmte Festung fesselte sein Auge durch ihre malerische Bauart; er suchte sich durch wiederholte einsame Wanderungen in derselben zu orientiren und entwarf zu Hause mehrere Zeichnungen. Das Kriegsgetümmel war ihm verleidet, und gern flüchtete er sich in die Ruhe seiner abgelegenen Wohnung, wo er zum erstenmal wieder seine Manuscripte vornehmen konnte, die er im Gewirre des Rückzugs, wo ihm sein Reisewagen nebst Koffer mehrere Tage abhanden gekommen war, schon verloren geglaubt hatte. Das Tagebuch des Feldzugs wagte er nicht anzublicken; das Convolut zur Farbenlehre brachte er in Ordnung. In einem hübschen Garten im Pfaffenthal fand das Bedürfniß nach Ruhe und Sammlung für manche Stunde ein willkommenes Asyl.

Auf der Weiterreise nach Trier ward die unbehagliche Stimmung noch durch einen Ruhranfall verstärkt; es ist uns daher bei unserm den ästhetischen Genüssen seit lange entrückten Dichter sehr erklärlich, daß das römische Monument zu Igel, dessen Darstellungen die Idee der Versöhnung von Leben und Tod, Gegenwart und Zukunft versinnbildlichen und ihn in die schönste Epoche der antiken Kunst versetzten, ihm, „wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden entgegenglänzte" [14]). In Trier, wo ihm seit dem 25. October einige ruhige Tage gegönnt waren, fand er achtungswerthe Ueberreste römischer Bauwerke, bei denen er lieber verweilte,

als bei den mittelalterlichen Bauten, an denen die Stadt überaus reich ist; denn dem Interesse für gothische Baukunst fühlte er sich längst entfremdet. Er fand jetzt auch einige ruhige Stunden zur Fortsetzung seiner chromatischen Arbeiten und zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, um seine Ansichten immer anschaulicher zu machen. Hier ermittelte er auch die Magd, der er den Band des physikalischen Wörterbuchs aufzubewahren gegeben hatte. Sie lag im Lazareth, das Buch unter ihrem Kopfkissen; sie erkannte ihn, konnte aber nicht reden und überreichte ihm das Buch, das sie unter ihrem Haupte hervorzog, so reinlich und wohlerhalten, wie er es ihr übergeben hatte. Am 29. October langte Herzog Ka August mit seinem Armeecorps an. Goethe ergeht sich wieder-holt in dem Lobe der treuen Fürsorge, der Freigebigkeit und Leutseligkeit, womit sein Fürst den gesunkenen Muth der Seinigen aufrichtete und sich bei Hohen und Niederen beli machte.

Noch bedrängt von der Erinnerung an die überstanden Leiden, welche, wie Goethe sich beklagt, noch dadurch lästi ward, daß sie dem, der sich ihrer zu entschlagen suchte, z Ueberdruß wiederkäuend vorgetragen wurden, sah man s neues Unheil in den deutschen Grenzländern entstehen, die Nachricht von Custine's raschen Handstreichen auf Sp und andere benachbarte Rheinstädte anlangte, als man Uebergabe von Mainz und Frankfurt vernahm. Die U stände, unter denen sie erfolgte, bewiesen, daß die Franz nicht bloß mit Waffengewalt siegten, sondern daß der Z stoff der Freiheitsideen ihrer Revolution in die auf politi Reformen sehnlich harrenden Gemüther der Deutschen fiel ihnen eine mächtige Bundesgenossenschaft zuzuführen sprach. Goethe war um so mehr davon ergriffen, als Angehörige und Freunde bei diesen Vorfällen betheiligt wa und zu leiden hatten. Sein Freund Forster, von republi

ischem Eifer fortgerissen, war der Leiter im Club der „Pa-
rioten“, welche die zum Anschluß an die französische Republik
uffordernden Proclamationen Custine's verbreiteten und die
Thore von Mainz den Franzosen öffneten. In Frankfurt
wurden Goethe's Mutter und Andere, die ihm nahe standen,
von den Lasten einer militärischen Occupation bedroht.

Ein Brief der Mutter, der, bereits vor jenen Ereignissen
geschrieben, erst jetzt verspätet in seine Hände kam, sprach
noch nicht von diesen Besorgnissen, sondern brachte ihm eine
Nachricht, die ihn auf Augenblicke in die Träume seiner
Kindheit versetzte: Sein Oheim, Schöff Textor, dessen nahe
Verwandtschaft bei seinen Lebzeiten den Neffen von der
Stelle eines Frankfurter Rathsherrn ausschloß, war gestorben,
und Goethe's Mutter hatte den Auftrag erhalten, bei ihrem
Sohne anzufragen, ob er die Rathsherrnstelle annehmen
würde, wenn die Wahl auf ihn fallen sollte. Goethe ant-
wortete ablehnend, wie man auch wohl nicht anders erwartet
haben mochte. Er fühlte sich den reichsstädtischen Zuständen
zu sehr entfremdet, um in seiner Vaterstadt mit freudigem
Wirken in einen neuen Geschäftskreis eintreten zu können,
zumal da die drohenden politischen Verhältnisse für die Zu-
kunft der freien Reichsstadt wenig Erfreuliches erwarten ließen.
Aber auch abgesehen von diesen Bedenken hielten ihn An-
hänglichkeit und Dankbarkeit an das edle weimarische Fürsten-
haus und „an ein Land, dem er doch auch Manches geleistet
hätte“, gefesselt. Eben so wenig vermochten ihn spätere An-
erbietungen von anderer Seite dem Fürsten zu entziehen,
der ihm gegeben hatte, was Große selten gewähren, Nei-
gung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus“.
Wer kennt nicht die von dankbarer Liebe eingegebenen Distichen,
die um so schöner sind, als kein Schmeichelwort der Phrase
sich in dies einfache Fürstenlob eingemischt hat.

Von Trier fuhr Goethe, indem er sich wieder von dem Armeecorps trennte — seinen Wagen versprach man ihm nach Coblenz nachzusenden — in Gesellschaft eines preußischen Officiers auf einem Boote die Mosel abwärts, erheitert von den mannigfaltig wechselnden Uferansichten des in zahllosen Krümmungen zwischen den Felsen sich hindurchwindenden Flusses. Mitten in dem Felsenlabyrinth überfiel sie die Nacht und ein heftiger Sturm, dessen Stöße die Wellen über den Bord des Kahns trieben, so daß der Ruderer, welcher nicht mehr wußte, wo er war, und nirgend eine Zuflucht sah, selbst zu verzagen anfing. Doch es bewährte sich „Cäsar und sein Glück“ auch in dieser Gefahr. Sie erreichten, von Wasser triefend, tief in der Nacht das Städtchen Trarbach, wo sie durch freundliche Bewirthung erheitert und erquickt wurden. Am nächsten Tage fuhren sie nach Coblenz hinunter. Mit jugendlichem Entzücken genoß unser Dichter von der Moselbrücke aus den Anblick der Stadt und des gegenüber liegenden Ehrenbreitstein; dies Naturbild blieb so lebhaft in seiner Erinnerung, daß er es zu den schönsten zählt, die ihm je vor Augen gekommen seien. Auch zu manchen Farben- beobachtungen hatte ihm die Wasserfahrt Gelegenheit gegeben; besonders war ihm über die epoptischen Farben ein Licht aufgegangen.

Der Anblick des Rheins rief in seiner Seele eine der schönsten Jugenderinnerungen wach, und wenn er friedlichen, sorgenlosen Tage mit den erschütternden Er- nissen verglich, von denen er jetzt wiederum an diese rei- Ufer geführt ward, so ergriff ihn eine tiefe Wehmuth. sehnte sich aus dem beengenden Kriegsgetümmel, das ihn von neuem empfing, ins Weite hinaus; „ihn verlangte der gewaltsamen Welt an Freundesbrust“. Daher beurl- er sich bei seinem Herzog, dessen Armeecorps am Rheinufer aufgestellt ward, miethete ein Ruderboot und

den Rhein hinab, um seinen Jacobi durch einen Besuch zu überraschen. In sternheller, kalter Nacht wurde Bonn erreicht, wo der Bootsmann einkehrte. Wochenlang gewohnt, die Nacht im Freien zuzubringen, beschloß Goethe in seinem Kahn zu übernachten. Bald jedoch hatte er seine Verwegenheit zu bereuen, indem das durch einen Leck ins Schiff dringende Wasser ihn aus tiefem Schlafe weckte, so daß er, ganz durchnäßt, ein Wirthshaus aufsuchen mußte. Am nächsten Tage gelangte er bei Dunkelheit nach Düsseldorf und ließ sich mit Laternen nach Pempelfort bringen, wo er nach augenblicklicher Ueberraschung die freundlichste Aufnahme fand. Das lebhafte Gespräch, welches das unverhoffte Wiedersehen anregte, ward bis in die Nacht hinein fortgesetzt.

Acht Jahre waren verflossen, seit die Freunde von einander zum letzten Mal gerührt Abschied genommen hatten. Jacobi hatte indeß in seinem idyllischen Pempelfort, von einem gemüthvollen und gebildeten Familienkreise umgeben, ein stilles Leben geführt. Goethe hatte die bewegteste Lebensepoche durchgemacht. Der zweimalige Aufenthalt in Italien, das Feldlager in Schlesien, die Campagne in Frankreich — welch eine Reihe von Lebenserfahrungen, welch eine Umgestaltung und Erweiterung seiner Gedankenwelt, wovon die spärlichen Briefe nur Weniges hatten andeuten können! Befriedigter und entschiedener trat er vor den Freund, als in der sehnsüchtigen Epoche ihres letzten Wiedersehens, und an die Stelle jener Milde und Weichheit der Stimmung schien Herbheit und Kälte getreten zu sein. Noch lagen die Bilder der letzten Wochen schwer auf seiner Seele und hemmten die freudige Bewegung. Dazu kam, daß für Manches, was ihm werth geworden war, den Freunden das Organ fehlte, um mit regem Interesse darauf einzugehen. Goethe's naturhistorischen Forschungen erschienen in diesem Kreise nur als eine Nebenbeschäftigung, von der man wenig Notiz nahm, nicht

verbergend, daß es für ihn Besseres zu thun gebe. Indeß ließ man sich einen Vortrag über die Optik gefallen und hörte seinen morphologischen Erörterungen zu, denen Jacobi's Vorstellungsart wenig abzugewinnen vermochte. Von Goethe's letzten poetischen Arbeiten war nicht die Rede, und er konnte daraus schließen, daß sein Großkophta, der auch an Jacobi übersandt war, eher verletzt, als erfreut hatte. Eine Vorlesung der Bruchstücke der Reise der Megaprazons-Söhne fand so wenig Anklang, daß der Dichter froh war, die Reisenden in irgend einem Hafen zur Ruhe zu bringen.

Ward denn bei solchen Anlässen auch diesmal offenbar, wie sehr sie in den Richtungen ihres Denkens von einander abwichen, so liebten sie sich doch aufrichtig, und die Liebe verwischte schnell die verletzenden Eindrücke einzelner herben Aeußerungen. Goethe fühlte sich bald in dem Elemente des friedlichen Familienkreises so wohl und heimisch, daß er eine Woche nach der andern sich von dem gastlichen Hause fess ließ und, wie Jacobi sich äußert, mit jeder milder wur seine Liebenswürdigkeit und Liebefähigkeit traten in höherm Maße hervor, als sein späterer Bericht, welcher Divergenzen allzuscharf betont, schließen läßt. Nach Abschiede konnte er wieder in dem früheren liebevollen T dem Freunde schreiben: „Das Bild, das ich von Dir u den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich, und die N unserer Freundschaft hat für mich die größte Süßigk Und Jacobi konnte noch zwanzig Jahre später von Wochen, die sie zusammen in Pempelfort verlebt hatten, Bekenntniß ablegen: „Wir hatten Stunden mit einan verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte. Jene Ah gen in der Mitternachtsstunde zu Cöln wurden uns je Erkenntnissen; wunderbar hatten selbst die Täuschungen zur Wahrheit verklärt“. Das eben mußten die gehalt Gespräche sein, wo sie über die höchsten Probleme der Ph

ophie ihre Gedanken austauschten. Hatte Goethe anfänglich nicht verhehlt, daß er gegen das Christenthum und namhafte Christen einen wahrhaft Julianischen Haß hege, so milderte sich auch diese schroffe Opposition, in der er sich seit seiner Trennung von Lavater, besonders während seines Aufenthalts in Italien, bestärkt hatte. „Du gestandest zu“ — heißt die charakteristische Aeußerung Jacobi's — „von einem gewissen Christenthum, daß es der Gipfel der Menschlichkeit sei, und wie ich Dein Heidenthum jenem Dir verhaßten Christenthum, das auch ich nicht mochte, vorzog, so zogst Du hinwiederum Deinem eigenen Heidenthum vor, was Du mein Christenthum nanntest, ohne jedoch Dir dieses aneignen zu können“.

Dies erhält noch mehr Licht, wenn wir Goethe's Worte an die Fürstin Galizin vergleichen: „Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht schwer, mit einem klaren unschuldigen Blick alle Zustände zu beobachten und sie wieder auch eben so rein darzustellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von eher zuwider. Was mir widersteht, davon wend' ich den Blick weg; aber Manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen, und da zeigt sich denn meist, daß die Andern eben so Recht haben, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als ich nach der meinigen“. Herr von Dohm, der ausgezeichnete preußische Staatsmann, welcher sich in jenen Tagen ebenfalls als Gast in Pempelfort aufhielt und an philosophischen Unterhaltungen Theil nahm, zeichnete damals in seinem Tagebuche an: „Goethe sprach viel und gut; tiefe Blicke über christliche Religion; überall tiefeindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Witz“. Als von Dohm nachmals Jacobi für die bei ihm verlebten reichen Tage und die durch ihn herbeigeführte hocherfreuliche

Bekanntschaft seinen Dank aussprach, erwiderte dieser: „Ich freue mich darauf, wenn wir uns wiedersehen, recht viel mit Ihnen von Goethe zu sprechen. Mein Vorsatz war, den Verfolg meiner Gespräche mit ihm ihrem Hauptinhalt nach aufzuschreiben; meine Krankheit hat das aber verhindert. Wir würden köstliche Beiträge zur Kenntniß des Goethe'schen Geistes besitzen, wenn die älteren Freunde des Dichters sich dem Geschäft der Aufzeichnung inhaltreicher Gespräche hätten unterziehen mögen, welches erst in dessen Greisesjahren von jüngeren Freunden unternommen ward. Die Blüthe seiner Unterhaltung, womit er jedesmal die ganze Pempelforter Gesellschaft in Entzücken versetzte, waren seine Schilderungen der italienischen Reise. Die herrliche Landschaft und das bunte Volksleben war bis ins kleinste Detail seiner Einbildungskraft unmittelbar gegenwärtig; „er konnte beschreiben, als wenn er's vor sich sähe, und von belebender Staffage wimmelte es durch und durch". Es war, wie er selbst ausdrückt, das Zauberstäbchen, womit er stets alle bösen Geister vertreiben konnte.

Einsame Stunden gab es in dem gastlichen Hause nicht viel. Jeder Sonnenblick ward zu Spaziergängen ins Freie benutzt. Den Freunden in dem benachbarten Düsseldorf wurde auch manche Stunde gewidmet, und die dortige Gemälde-gallerie lud zu fleißigen Besuchen ein. Die Bewunderung der Meisterwerke italienischer Kunst hatte Goethe nicht gegen den Werth der niederländischen Schule unempfänglich gemacht; er hielt sich viel im Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer auf und „fand sich Gewinn fürs ganze Leben".

Da Goethe vergeblich von Woche zu Woche auf eine Reisechaise wartete, die ihm von Coblenz aus hatte geschickt werden sollen, so fuhr er endlich mit dem Anfang des Decembers in Jacobi's Reisewagen ab, um bei der Fürstin Galizin zu Münster, mit der er in Wei-

schöne Stunden verlebt hatte, zu einem kurzen Besuche einzukehren. Unterwegs erneuerte er mit dem Professor Plessing zu Duisburg das Andenken an das abenteuerliche Zusammentreffen früherer Jahre und fand in der Unterhaltung mit dem Naturhistoriker Merrem „einige gute Ideen über die Wissenschaft, die ihm so sehr am Herzen lag“. In Münster war in dem Hause der Fürstin Alles zur freundlichsten Aufnahme des geehrten Gastes vorbereitet. In der Nähe dieser schönen Seele, in der sich Frömmigkeit und zarter Sinn für alles Edle in Kunst und Wissenschaft begegneten, erschien sich unser Dichter selbst „milder als seit langer Zeit“; er erkannte es als ein großes Glück, „nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf sich einwirken zu fühlen“. Es war dies eine Wirkung seines edleren Selbst, das ihn zu den Freundeskreisen im Norden hingezogen hatte und ihn im Pempelfort wochenlang fesselte. Die Mißtöne, die er in seinem Innern barg, waren schon nach und nach verscheucht, und wenn man sich auch die Verschiedenheit des Standpunctes offen gestand, so trafen doch die tiefer eingehenden Gespräche, die sich zunächst an Hamann und Hemsterhuys, die abgeschiedenen Freunde der Fürstin, anknüpften, in der Anerkennung des Edelsten und Höchsten im menschlichen Dasein zusammen. Schilderungen von Italien gaben auch diesen Unterhaltungen einen hohen Reiz, besonders wurden die katholischen Geistlichen, die vornehmlich den Gesellschaftskreis der Fürstin bildeten, durch die anschauliche Schilderung der katholischen Kirchenfeste angezogen. An einem Protestanten fiel seine tolerante Objectivität so sehr auf, daß man sich heimlich erkundigte, ob denn Goethe katholisch geworden sei; schon während seines Aufenthalts in Italien war dies Gerücht hin und wieder aufgetaucht.

Im Verkehr mit dem trefflichen von Fürstenberg, der mathematischen und naturhistorischen Studien nicht fremd war,

kamen auch Goethe's naturgeschichtliche Forschungen zur Sprache. Zu Erörterungen über antike Kunst gelangte man wiederholt durch die Betrachtung der vorzüglichen Sammlung geschnittener Steine, eines Nachlasses von Hemsterhuys, welcher im Besitz der Fürstin geblieben war. Goethe zeigte ein so lebhaftes Interesse für diese kostbaren Reliquien des Alterthums, daß die Fürstin ihm beim Scheiden die ganze Sammlung mitgab, damit er in Weimar zu sorgfältigem Studien Muße habe. Es war ihr abgerathen worden, Goethe ein so werthvolles Besitzthum anzuvertrauen; denn allerdings war Goethe säumig in der Rückgabe von Kunstgegenständen, von denen ihm die Trennung schwer ward; die Fürstin hatte jedoch den Bedenklichen erwidert: „Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen“. Nach dem Abschied von Münster begleitete ihn die Fürstin noch bis an die erste Station, indem sie sich zu ihm in den Wagen setzte. Noch einmal tauschten sie ihre Religionsansichten gegenseitig aus, und sie trennte sich von ihm mit dem Wunsche, ihn wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen.

Indeß hatte sich das Fluchtgetümmel vom Rhein her nach Westphalen hereingewälzt. Goethe gerieth mitten in den Schwarm der Emigrirten, nicht wenig erfreut, daß er durch die Fürsorge der Fürstin mittelst Laufzettel auf den Poststationen angemeldet und empfohlen war, so daß er, wenn gleich bei dem schlechtesten Wetter oft auf ungebahnten Wegen hin und her geschüttelt, doch rasch über Paderborn nach Cassel weiter befördert ward. In Cassel war man der Anmaßung der Emigrirten schon so überdrüssig geworden, daß er den in französischer Sprache ihn höflichst abweisenden Kellner deutsch anreden mußte, um nur im Gasthofe Aufnahme zu finden. Ueber Eisenach gelangte er dann um die Mitte des Decembers nach Weimar zurück.

Während Goethe's Entfernung hatte der Herzog ihm
n Haus stattlich ausbauen lassen. Er fand es schon
eistens wohnbar, doch war ihm noch die Freude gegönnt,
i der weiteren Einrichtung mit- und einzuwirken. Nach der
ühseligen Wanderzeit genoß er das Glück des stillen häus-
chen Herdes mit innigem Behagen. Sein Knabe, an dem
: mit innigster Vaterfreude hing, wuchs munter heran.
hristiane rühmt er in einem Briefe an Jacobi als „gar
rgfältig und thätig“ im Hauswesen; sie verstand sich vor-
refflich darauf, seine ökonomischen Verhältnisse in Ordnung
u halten und bei mitunter vorkommenden Störungen wieder
is Gleis zu bringen. Dies muß uns als eine Sache von
Belang erscheinen, wenn wir erfahren, daß Goethe im Jahre
792 sich genöthigt sah, von Hufeland ein Capital von
usend Thalern aufzunehmen, das er noch 1800 verzinste
nd erst nach mehreren Jahren zurückzahlen konnte. Seltsam
enug versuchte er damals sogar das Lotteriespiel.

Heinrich Meyer, der inzwischen aus Italien zurück-
ekommen war, wurde sein Haus- und Tischgenoß. An ihm
esaß er jetzt, was er so lange entbehrt hatte, einen durch
erzliche Zuneigung und gleiche Studienzwecke treuverbundenen
reund, der ihm die Erinnerungen an Italien neu belebte,
n Studium der Kunst ihn bei gleichen Grundsätzen durch
ine ausgebreiteten Kenntnisse förderte und durch sein theil-
ehmendes Eingehen auf die optischen Versuche des Freundes
e Freudigkeit des Strebens erhöhte. Diesen Freund gefunden
u haben nennt Goethe eins der glücklichsten Ereignisse seines
ebens; um so erfreulicher mußte dessen wohlthuende Nähe
rade jetzt sein, als das herzliche Einvernehmen mit Herder
rch den Mißmuth und die kränkliche Reizbarkeit desselben
ehr und mehr sich trübte und von ihm ein anregendes
ingehen auf Goethe's damalige geistige Beschäftigungen nicht
erwarten stand. Für gemeinsame Studien der antiken Kunst

war die durch künstlerischen Werth ausgezeichnete Gemmensammlung, welche ihm die Fürstin Galizin anvertraut hatte, ein neuer Gewinn, den man möglichst ausbeutete. Die Besitzerin war freundlich genug Goethe mehrere Jahre im Besitz derselben zu lassen. Seine Hoffnung nach dem 1806 erfolgten Tode der Fürstin diesen Kunstschatz für Weimar oder Gotha zu erwerben, ging nicht in Erfüllung; jetzt ist jene Sammlung dem Gemmencabinet im Haag einverleibt.

Hinsichtlich der Farbentheorie begegneten sich die Studien der Freunde vornehmlich in den Untersuchungen der ästhetischen Wirkung und Kunstharmonie der Farben. Meyer entwarf mehrere Zeichnungen, um die Goethe'schen Farbenspeculationen zur Anwendung zu bringen und die Theorie des Colorits näher zu begründen. Wie hoch Goethe den Werth eines solchen gemeinschaftlichen Arbeitens anschlug und welche Hoffnungen er überhaupt für die deutsche Wissenschaft auf ein Zusammenhalten der mit gleichen Forschungen beschäftigten Gelehrten baute, geht aus dem im Jahre 1793 verfaßten Aufsatz „der Versuch als Vermittler von Object und Subject“ hervor, worin er nachzuweisen sucht, daß nur aus einer Reihe von einzelnen auf dasselbe Ziel gerichteten Erfahrungen höhere Formel wissenschaftlicher Wahrheit gezogen werden könne. Seine Anhänglichkeit an die liebgewonnene Wissenschaft blieb auch fernerhin unverändert und ging stets neben den übrigen Beschäftigungen her. Er wandte sich jetzt der Physik und Chemie zu und knüpfte zu dem Ende einen näheren brieflichen Verkehr mit Lichtenberg in Göttingen an, durch den er sich sehr gefördert fühlte.

Die Leitung des Theaters nahm ihn zugleich sehr in Anspruch. Was wir hier im Allgemeinen bemerken, gilt nicht bloß von einer kurzen Epoche, sondern von Goethe's ganzer vieljähriger Bühnenleitung, ein rühmliches Blatt in der Charakteristik seiner praktischen Wirksamkeit. Seine gewissen-

hafte Fürsorge erstreckte sich auf das Kleine wie auf das Große. Er bildete bei neuen Aufführungen durch Leseproben die ästhetische Auffassung des Drama's und der einzelnen Rollen, war bei den Bühnenproben selbst zugegen, ertheilte überall seinen Rath und seine Befehle und begab sich nicht selten selbst auf die Bühne, um Stellungen und Gruppen zu ordnen. Streng hielt er auf Beobachtung der Theatergesetze und war gegen Nachlässigkeit und Widersetzlichkeit unnachsichtig, während er zugleich durch seine geistige Ueberlegenheit und Humanität die Mitglieder der Bühne an sich zog und spornte. Fiel auch manches Unangenehme dabei vor, so betrachtete er es „als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht“. Parteilichkeit war ihm fremd. „Sein Verhalten zu dem weiblichen Personal des Theaters war durchaus rein; die Liebenswürdigste hatte sich keiner größern Gunst von ihm zu gewärtigen, als daß er ihr die Wange zum Kuß darreichte“ (Eberwein), und in gleichem Sinne spricht sich Goethe gegen Eckermann aus. Unermüdlich unterstützte er junge vielversprechende Talente durch Rath und That und widmete sich mit der Geduld eines Lehrmeisters ihrer Ausbildung; eine wahrhaft schöpferische Genialität zeigte er in der Kunst, das Talent zu wecken, heranzuziehen und auf den rechten Platz zu stellen. Ohne über große Geldmittel verfügen zu können, — für Gastrollen, die er überhaupt nicht liebte, und glänzende Ausstattung wurde nicht viel verausgabt — gelang es seiner umsichtigen, consequenten Leitung, die weimarische Bühne in kurzem auf eine so hohe Stufe künstlerischer Leistung zu heben, daß man bald von allen Seiten Deutschlands auf sie als ein Muster blickte, und Goethe manchmal die Erfahrung machen mußte, daß die von ihm mit Mühe und Aufopferung herangebildeten Talente durch die Anerbietungen anderer Bühnen fortgelockt wurden.

Es bedurfte eines solchen äußern Antriebs, um Goethe nach den Erfahrungen der letzten Jahre zur dramatischen

Dichtung zurückzuführen. Einige dramatische Kleinigkeiten entstanden im Jahre 1793, bevor er aufs neue in die Kriegsscenen am Rhein hineingezogen ward. Die kleine dramatische Production der Bürgergeneral dictirte er im Lauf einer Woche. Da der Schauspieler Beck die Rolle des Schnaps in den „beiden Billets“ nach Florian und dem „Stammbaum“ von Anton Wall, einer Fortsetzung jenes Stücks, mit ganz individueller Trefflichkeit spielte, so konnte Goethe sich nicht enthalten, diesen Schnaps nochmals zu produciren und zwar als Propagandisten der neuen überrheinischen Freiheitsideen, wovon er einem gutmüthigen Bauern vorschwatzt, um sich gelegentlich eine gute Mahlzeit zu gewinnen. Die Posse ist ganz der Wirklichkeit entnommen, wie denn das Felleisen mit den Utensilien des Freiheitsapostels von Goethe's Diener auf dem Feldzuge erbeutet worden war und jedesmal bei der Aufführung seine Dienste that. Da das Stück im lebendigsten Dialog gehalten ist, so machte es auf der Bühne eine gute Wirkung und ist noch in neuester Zeit mit Erfolg wieder vorgeführt worden. „Den Bürgergeneral“ — schreibt Goethe am 7. Juli 1793 an Jacobi — „habe ich vor meiner Abreise in Weimar spielen lassen, er nimmt sich sehr gut au[illegible] und gegen Eckermann äußerte er, „das Stück habe manch[illegible] heitern Abend gemacht“. Es ist daher unbegreiflich, [illegible] Goethe in dem Berichte, welcher der Darstellung der C[illegible] pagne angehängt ist, ganz im Widerspruche damit beha[illegible] konnte, das Stück habe die widerwärtigste Wirkung, s[illegible] bei Freunden und Gönnern, hervorgebracht, indem doch s[illegible] Jacobi, der vom Großkophta schwieg, über dies Stück sei[illegible] Beifall aussprach; eben so unbegreiflich, daß man in po[illegible] schem Rigorismus den anspruchslosen Scherz als einen [illegible] griff auf die weltbewegenden Freiheitsideen, als einen Be[illegible] daß der Dichter die welthistorische Bedeutung der Revol[illegible] nicht verstanden habe, gedeutet hat. Goethe wußte recht [illegible] daß er an einem Wendepuncte der Geschichte stehe und [illegible]

nicht im geringsten aufgelegt, die fortrollenden Ereignisse als eine Posse zu betrachten. Nach seinem Geständniß war nicht leicht jemand in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils gedrückter, als er; er gehörte zu dem Kreise der „Aufgeregten“, die er in dem gleichnamigen Drama und in dem wohl schon damals niedergeschriebenen Eingange zu den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ uns vorführt — „Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging“.

Der Plan des Drama's die Aufgeregten ist vortrefflich erfunden, um die verschiedenen politischen Parteistellungen neben einander vorzuführen; doch lagen die Hauptscenen desselben nicht in dem Kreise, in welchem sich die Goethe'sche Poesie am liebsten bewegte, und es ist daher lückenhaft geblieben. Des Dichters politischen Standpunct (gegen Eckermann nannte er es daher sein „politisches Glaubensbekenntniß“) legt es uns am klarsten dar, wofür auch die um dieselbe Zeit entstandenen politischen Epigramme, die unter die venetianischen eingeschaltet worden sind, uns Fingerzeige geben. In der Rolle des Hofraths, der das Bestehende schätzt, aber zu jeder nothwendigen und nützlichen Reform die Hand zu bieten bereit ist, zeichnet Goethe sich selbst und läßt ihn den vermittelnden Standpunct zwischen den Ultra's der Parteien vertreten. Das Unrecht des aristokratischen Egoismus, der den aus offenkundigen Mißbräuchen fließenden Vortheil nicht opfern mag, wird eben so scharf verurtheilt, wie der Alles nivellirende Radicalismus, der „das große Gewicht des höheren Standes im Staate“ nicht anerkennt. In der Einleitung zu den Unterhaltungen der Ausgewanderten wiederholt sich die Klage, daß der Dämon des politischen Gesprächs in alle geselligen Kreise eindringe. Es steht in deutlicher Beziehung zu der einst so geistreich belebten weimarischen Gesellschaft, wenn dort der Baronin die Worte in den Mund

gelegt werden: „Wo sind die schönen, zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unsrer jungen Frauenzimmer zur Freude der Gesellschaft hervorkamen? Wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr von euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannte Pflanze, ein seltsames Insect mitbrachtet und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen?“

Mitten unter den Gräueln des Terrorismus, „wo ihm die Welt blutiger und blutdürstiger als jemals erschien“, war es ihm nicht möglich auf productivem Wege der Mißstimmung Herr zu werden; doch war es ein verwandtes Heilmittel, daß er den Reineke Fuchs zu überarbeiten unternahm. Das satirische Thierepos, welches uns ein durch niedere Leidenschaften zerrüttetes Staatsleben vorführt, wo Gewalt und List sich um den Sieg streiten, erschien ihm jetzt als ein Spiegel der Zeitläufte, als „die unheilige Weltbibel“. Während hier „das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt“ (ein Ausdruck, den man in dieser Verbindung und Beziehung nicht so herb deuten darf, um dabei ein Kreuz zu schlagen), hilft doch der ergötzliche Humor der lebenvollen Schilderung über Anarchie und Gemeinheit hinweg. Durch Voß' Homerübersetzung und Luise, welche Goethe „leidenschaftlich“ liebte und gern vorlas, war er mit dem Wohllaut des deutschen Hexameters vertrauter geworden; so war ihm daher die Bearbeitung des Reineke eine erwünschte Gelegenheit, sich durch eine größere Production dieser Versart noch mehr zu bemeistern, und warum sollte eine Form, welche die Idylle so trefflich kleidete, den satirisch-epischen Scenen der Thierwelt widersprechen? Ging dabei von dem ursprünglichen Volkston viel verloren, so ward der Dichter um so mehr ge-

einer selbstständigen Reproduction des Originals aufgefordert, und er nahm dabei ein Recht für sich in Anspruch, dessen sich schon die früheren Bearbeiter der Thiersage bedient hatten. Goethe arbeitete an dieser Dichtung mit anhaltendem Fleiße, so daß er schon am 2. Mai seinem Jacobi die Arbeit als fertig ankündigen konnte; doch beschäftigte ihn die Vollendung und Ausfeilung des Einzelnen noch längere Zeit; sie gewährte ihm eine angenehme Zerstreuung während der neuen Campagne, zu der er am 10. Mai 1793 abreiste.

Die Verbündeten betrachteten die Wiedereroberung von Mainz als die Hauptaufgabe des nächsten Feldzugs. Eine preußische Armee schloß seit Mitte des Aprils die von einem ansehnlichen französischen Armeecorps besetzte und stärker befestigte Stadt ein. Da der Herzog sich ins Lager begab, so verließ auch Goethe sein stilles Weimar, um in dessen Gesellschaft zu sein. Nachdem er einige Wochen in Frankfurt, das bereits wieder in deutschen Händen war, verweilt hatte, wo er mit Sömmering, der aus Mainz hierher geflüchtet war, „in einsamen Stunden viel arbeitete“, langte er am 27. Mai bei dem Armeecorps des Herzogs von Weimar im Lager von Marienborn an. Von weimarischen Freunden traf er unter andern dort den Rath Kraus und den Engländer Gore, ebenfalls einen geschickten Maler, der sich seit einigen Jahren in Weimar niedergelassen hatte und mit Goethe sehr befreundet war; die Belagerung von Mainz „als ein seltener wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach“, hatte sie herbeigelockt. Während des Bombardements, das am 27. Juni eröffnet ward, „machten sie so viele Brandstudien, daß es ihnen später gelang ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande sein möchte“. Der ausführliche Bericht, worin uns Goethe von dem Lagerleben und

den Scenen der Belagerung in Kenntniß setzt, schon damals zum Theil an Herder und Jacobi übersandt, ist wiederum ein Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit, gewissermaßen Forschungsbegier, er Alles, was um ihn vorging, selbst die militärischen Stellungen und Bewegungen, verfolgte und in Wort und Bild skizzirte. Oft wandelte ihn auch hier die Lust an, der Gefahr ins Angesicht zu blicken, wenn es galt, eine anziehende Erscheinung, eine ungekannte Scene in der Nähe zu betrachten. „Man vergaß an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüsten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch die Trancheen, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen“. Einstmals gewann er einen Mann des Wachtpostens durch ein Trinkgeld, um sich von ihm zu den äußersten Schanzen führen zu lassen; er stand endlich in der letzten Schanze des rechten Flügels, wo man hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein Paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte. „Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug, und man nahm sich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung jenes Kanonenfiebers sich wieder hervorthun wollte; man drückte sich nun zurück, wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr“. In manchen ruhigeren Stunden wandte sich sein Geist zu der gewohnten Beschäftigung zurück. Die optischen Studien wurden fortgesetzt, und am Reineke Fuchs ward fleißig gearbeitet. In die Gemüthsstimmung jener Tage läßt uns ein noch vor dem eigentlichen Bombardement geschriebener Brief an Jacobi einen Blick werfen: „Dein lieber Brief trifft mich hier und giebt mir einen guten Morgen, eben als ich mich von einem Strohlager erhebe, und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche Euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen

zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Aehren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten, und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den Euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe".

Nachdem der Commandant der unglücklichen Stadt die Capitulation abgeschlossen hatte, begann am Nachmittag des 24. Juli der Ausmarsch der 17000 Mann starken französischen Besatzung, der unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu fechten, mit allen Kriegsehren abzuziehen zugestanden worden war. Goethe gedenkt des "ergreifenden" Moments, wo eine Abtheilung französischer Jäger unter den Klängen des Marseillermarsches, dessen langsames, melancholisches Tempo zu den ernsten Gesichtern der Veteranen stimmte, an ihm vorüberritt. Für die Clubbisten war ein gleiches Zugeständniß nicht zu erlangen gewesen; gegen sie, die eigentlichen Urheber des Unheils, wandte sich der Haß der Bürger, vornehmlich der Vertriebenen, welche jetzt mit den Verbündeten wieder einzogen. Einigen Clubbisten gelang es zu entfliehen. Goethe war Augenzeuge, wie einer derselben von der Volkswuth, die man gewähren ließ, fürchterlich gemißhandelt wurde. Eine ähnliche Scene hätte sich beinahe unter den Fenstern seines Quartiers ereignet. Es erscholl plötzlich aus der Volksmenge der Ruf: "Haltet ihn an! schlagt ihn todt! das ist der Spitzbube von Architecten, der erst die Domdechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat". Die Wuth galt einem Mann zu Pferde, der sich in dem Zuge der Franzosen befand; es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an, und die That war geschehen. Ohne die Gefahr, in die er sich begab, zu überlegen, sprang Goethe hinaus unter die Menge, und auf sein gebieterisches

Halt! trat die vollkommenste Stille ein. Dann fuhr er laut und heftig sprechend fort: „hier sei das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz daran sei heilig; wenn sie Unfug treiben und Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. Wer sie auch seien, so hätten sie mitten in der deutschen Armee keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und er leide an dieser Stelle durchaus keine Gewaltthätigkeit“ — und was er noch weiter in ähnlichem Sinne hinzusetzte. Das Volk war nach und nach weiter zurückgetreten und ließ den Bedrohten ungefährdet seines Weges ziehen. Georg Forster, einer der wenigen Clubbisten, welche durch edle Motive verleitet worden waren, mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache zu machen, befand sich damals in Paris, wo er, bitter enttäuscht, im nächsten Jahre sein Leben beschloß; sein Schicksal ging Goethe sehr zu Herzen.

Am 26. ritt Goethe mit einigen Freunden in die verwüstete Stadt, schmerzlich bewegt von der Erinnerung an glückliche friedliche Stunden, die er hier in Freundeskreisen verlebt hatte und von dem Anblicke der Verwüstung, die ihm auf allen Schritten entgegentrat. „In Schutt und Trümmer war zusammengestürzt, was Jahrhunderten aufzubauen gelang“; die Bevölkerung von Mainz war auf 6000 herabgesunken. Sein Freund Sömmering war wieder in das arg geplünderte und übelzugerichtete Akademiegebäude eingezogen; wehmüthig betrachtete Goethe die verwüsteten Zimmer, wo sie vorm Jahre so heiter und traulich zu wechselseitigem Scherz und Belehrung freundschaftlich beisammen gesessen. Gleichwohl fand man Muße, sich über die glücklich geborgenen werthvollen Präparate in belehrenden Gesprächen zu unterhalten. Mit Gore und Kraus begab er sich auf die Citadelle und gedachte der heiteren Jugendtage, wo er hier das Drususdenkmal abgezeichnet hatte. Vom Wall sowie vom D

aus entwarf Gore eine Zeichnung der ganzen von der Belagerung entstellten Stadt. Goethe war froh dem Anblick des Jammers wieder zu enteilen und besuchte das gegenüberliegende Castel; „auf der Rheinbrücke holte man noch frischen Athem wie vor Alters und betrog sich einen Augenblick, als wenn jene Zeit wiederkommen könne“.

Bald darauf zogen die Regimenter ab. Goethe ward zu seiner Freude der Verpflichtung entlassen, als Begleiter des Herzogs an dem Ungemach des Feldzuges noch ferner theilzunehmen; er erhielt Urlaub, nach Hause zurückzukehren. Indeß wünschte er zuvor noch einige Wochen bei Freunden in den Rheingegenden zuzubringen. Schon aus dem Lager vor Mainz schrieb er am 7. Juli an Jacobi: „Wie gern käme ich wieder zu Euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und stiegen an einem schönen Abende bei dem Mäusethurm ans Land. Ich sah dem Flusse nach, der zwischen die dunkeln Berge sich hineindrängt und wünschte mit ihm zu Euch zu gehen. Eigentlich sollte ich Schlossern besuchen; ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter ist tödtlich krank, und es wäre mir entsetzlich, meine Schwester zum zweitenmal sterben zu sehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt, die höchst rührend sind“. Am 19. meldete er demselben Freunde, er wolle nun doch Schlosser besuchen, da die arme Julie unterdessen [5. Juli] verschieden sei. Schlosser, damals Director des Hofgerichts zu Karlsruhe, befand sich mit seiner Familie auf der Heimkehr von einer Rheinreise und traf mit ihm in Heidelberg im Hause der alten treuen Freundin Delph zusammen. In den wissenschaftlichen Unterhaltungen kam auch die Farbenlehre zur Sprache, über die ihm Goethe einen ausführlichen Vortrag hielt, ohne ihm seine Theorie ganz einleuchtend machen zu können. Auch ein Aufsatz über wissenschaftliches Zusammenwirken der Fachgelehrten (wahrscheinlich der obenerwähnte) ward mitgetheilt,

worauf jedoch Schlosser sehr ungläubig erwiderte, daß Goethe im Irrthum sei, wenn er sich einbilde, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und zu dem seinigen machen, und es könne überhaupt in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden. Daß zwischen beiden auch manche verletzende Aeußerungen vorfielen, hebt Goethe's Bericht wohl allzu scharf hervor; an Jacobi schrieb er am 10. August: „Mit Schlossern brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben“. Goethe verweilte dann noch einige Tage bei der Mutter in Frankfurt und kehrte gegen Ende des Augusts in die behagliche Stille seines Hauses zurück, wohin er sich längst gesehnt. Auch jetzt wiederholte er sich die Worte seines in freundlicheren Tagen niedergeschriebenen Gedichtchens (Venedig, 1790):

Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank' ich dem Himmel,
　Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
　Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt.

Viertes Capitel.

1794 — 1796.

Die Weltgeschichte ging im Sturmschritt einher; alle Gemüther blickten mit ängstlicher Spannung in die Zukunft. Die Zeit war in Deutschland vorüber, wie man in politischen Gesprächen sich über Aristokratie und Volksrechte gegenseitig erhitzte und in naiver Unerfahrenheit mit dem Feuer der Freiheitsideen spielte; die Gräuel des Terrorismus hatten die Enthusiasten enttäuscht. Wenn sich nun in dem Augenblick, wo der Krieg bereits an Deutschlands Grenzen pochte, der Blick des Patrioten auf das eigene Vaterland wandte, so erregte hier die Schwäche und Haltlosigkeit der Vertheidigungsanstalten die größte Besorgniß. Innerer Zwiespalt lähmte die Kriegsunternehmungen; im Baseler Frieden (1795) trat Preußen von der Coalition zurück, und die Reichsverfassung ging ihrer völligen Auflösung entgegen. Die kleineren Staaten schwankten zwischen preußischen und östreichischen Interessen. Weimar ging mit Preußen. Ward es auch durch seine Lage im Norden der Demarcationslinie gegen die französischen Armeen gesichert, so machte doch die Stellung von Kursachsen, welches sein Contingent noch ferner bei der Reichsarmee ließ, auch fernere Unterhandlungen und Rüstungen nöthig. Der Herzog von Weimar war indeß schon nach beendigtem Feldzuge von 1793 aus dem preußischen Dienst ausgetreten. Goethe war im Lager bei Aschersleben gegenwärtig, als der Herzog von seinem Armeecorps Abschied nahm. „Das Wehklagen

des Regiments“, berichtet er, „war groß durch alle St
Sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter
Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen treffl
Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thr
der besten. Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz,
dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verlo
auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.“

Indeß hatte sich Goethe über die dadurch auch für
herbeigeführte Aenderung seiner Lebensweise nur zu fre
indem er sich von jetzt an ungestörter seinen friedlichen
schäftigungen hingeben konnte. Einen Auftrag, der ihn n
einmal auf den Schauplatz des Krieges geführt haben wü
lehnte er ab. Doch ward während der Kriegsstürme sein
müth durch Sorge und Schmerz stets dort zu verweilen ge
thigt, wo theure Angehörige und Freunde von den Ereigni
unmittelbar berührt wurden. Ihm wurden von dort her ma
Schatzkästchen und Kostbarkeiten zum Aufbewahren eingesa
Zeugnisse sowohl des Zutrauens, als der dort herrschenden
und Noth. Viele seiner Freunde flüchteten damals, um
den Drangsalen des Krieges sich zu retten, vom heimisch
Herde. Jacobi verließ, um dem Kriegslärm auszuweich
im Herbst 1794 sein freundliches Pempelfort, von wo er
vor kurzem, die Trennung von der friedlichen Wohnung, zu
er nicht wieder zurückkehren sollte, nicht ahnend, in der Wid
des Woldemar dem Freunde in der Ferne den Gruß wär
Liebe und Verehrung hinübergesandt hatte. „Es war mir
schmerzlich,“ schrieb ihm Goethe am 31. October, „als w
ich mit Dir hätte auswandern sollen.“ Jacobi lebte se
mehrere Jahre in Freundeskreisen zu Hamburg und im
steinischen, namentlich mit Claudius, Stolberg und der
vollen Gräfin Julie von Reventlow, bis er 1799 Eutin
seinem Wohnsitz wählte und zur Ruhe seiner Studien zu
kehren konnte. Goethe wurde mehrmals dringend nach E

eingeladen, und die Verheirathung seiner Nichte Luise Schlosser mit Ludwig Nicolovius, der sie in Pempelfort kennen gelernt hatte und mit ihr nach Eutin zog, schien dazu eine noch nähere Veranlassung zu sein. Allein ihn lockte nicht die pietistische Beschränktheit jener Kreise sowie die scheinheilige Geziertheit und Prüderie, welche er beim Erscheinen seines Wilhelm Meister von neuem zu erfahren Gelegenheit hatte, „nach den nordischen Sumpf- und Wassernestern“, vor denen er seinen Jacobi warnte, weil er ihnen „nichts Gutes zutraute“. Neue Lectionen dort persönlich entgegenzunehmen, fühlte er keinen Trieb.

Um dieselbe Zeit wie Jacobi verließ auch Schlosser die Rheingegenden. Er trat 1794 aus dem markgräflich-badischem Staatsdienst und siedelte nach Ansbach über, welches er 1796 mit Eutin und im folgenden Jahre mit seiner Vaterstadt vertauschte, wo ihn 1799 ein unerwarteter Tod abrief. Goethe's Mutter hielt in Frankfurt standhaft aus, obwohl der Sohn bereits Vorbereitungen getroffen hatte, sie bei sich aufzunehmen. Auf sein Anrathen verkaufte sie den wohlbesetzten Weinkeller, die Bibliothek und die werthvolle Gemäldesammlung, endlich auch das Haus und das entbehrliche Mobiliar und bezog ein schönes neues Quartier an der Hauptwache, das sie bald darauf, beim Bombardement 1796 nach Offenbach flüchtend, wieder verlassen mußte; ihre Habseligkeiten hatte sie in feuerfeste Keller gerettet. Goethe selbst beschäftigte manchmal der Gedanke an die Möglichkeit, bei annähernder Gefahr fortziehen zu müssen, und wenn er dennoch mitten in bedrohlichen Zeitläuften mit emsiger Thätigkeit seinen Geschäften und Studien nachging, mochte er sich wohl mit jenem Bauer vergleichen, der während der Mainzer Belagerung im Bereich der Kanonen hinter einem Schanzkorbe, den er von Stelle zu Stelle schob, ruhig sein Feld bestellte.

Nach der Rückkehr von der Campagne des Jahres 179
war des Dichters nächste Beschäftigung, an den Reineke
Fuchs die letzte Hand zu legen, so daß gegen den Win
der Druck beginnen konnte. „Es macht mir noch viel Mü
schreibt er am 18. November an Jacobi — „dem Verse
Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wä
das Leben nicht so kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen
so mag es aber gehen, daß ich ihn los werde.“ Er theil
Wieland und Herder die Handschrift zur Durchsicht mit u
bat sie, Verbesserungsvorschläge anzumerken. Wie sich e
warten ließ, fand J. H. Voß, als Hexameter-Fürst
großem Ansehen, an den Goethe'schen Hexametern viel au
zusetzen. Allein obgleich Goethe selbst sie sehr bescheiden i
Vergleich mit Voß' philologischer Technik herabsetzt und o
bekennt, sie nur dem Gehör nachgebildet zu haben, so w
man doch trotz mancher prosodischen Mängel den leichthin
ßenden Rhythmus des Goethe'schen Verses dem Genius uns
Sprache angemessener finden, als die steifleinene Stru
der Vossischen Hexameter. Dies erkannte Knebel, der fe
Kenner antiker Metrik, schon damals an, indem er Goeth
Reineke Fuchs „das beste und der Sprache eigenthümli
Product deutscher Prosodie“ nannte.

Der Leitung des Theaters widmete Goethe auch fer
viel Zeit und Kräfte. Seitdem er mit Sinn und Neig
wieder auf das Bühnenwesen einging und auch dieser Sph
seiner Thätigkeit einen poetischen Reiz abgewann, war
sein Roman Wilhelm Meister um vieles näher ge
welchen er beständig, selbst in Italien, als ein Gefäß, w
er einen Theil seiner Kunst- und Weltbetrachtungen nie
zulegen gedachte, im Auge behalten hatte. Seit 1791 bega
das Vorhandene gelegentlich zu ordnen und zu überarbe
Er betrachtete es auf seinem jetzigen Standpuncte als
Aufgabe, den früheren Entwurf, der sich allzu ausführli

r Darstellung der dramatischen Kunst erging und zu sehr
. den Kreisen des Schauspielerlebens verweilte, mehr zusam=
ıenzudrängen (er ward fast um ein Drittel verkürzt), damit
ieser Theil der Lehrjahre des Helden nur als ein einzelnes
Moment, als der Durchgangspunct zu höherer Geistes= und
Charakterbildung erscheine. Aus des Dichters eigener Bil=
ungsgeschichte ist die Idee des Romans entnommen. Es ist
ie Versöhnung der poetisch=phantastischen Auffassung des
ebens mit der Wirklichkeit, die Erziehung für die Welt.
er Held wird durch die Conflicte des Lebens, durch eine
eihe sich stufenweise steigender Verhältnisse hindurchgeführt,
amit er durch sie lerne, sein Inneres mit den Bedingungen
er Außenwelt, wenn auch mit manchen Entsagungen, in
armonie zu setzen, und die Kraft gewinne, sich durch seine
hätigkeit für das Verlorene neue Stellungen des Lebens zu
affen. Es ward daher dieser Roman, wie Faust, eine
ichtung, die sich nicht in sich selbst abschließt, sondern
mer vorwärts weist. Froh, über den Anfang hinaus zu
, ließ Goethe, da der Verleger ihn drängte, 1794 den
ruck des ersten Bandes vor sich gehen. Wegen der Fort=
ung war er nicht ohne Sorge; doch hoffte er, daß die
thwendigkeit der beste Rathgeber sein werde.

Ungeachtet dieser umfangreichen Production fand er den=
in diesen Jahren, deren hohe geistige Anspannung nur
der italienischen Studienzeit verglichen werden kann, noch
e für viele poetische Nebenarbeiten. Er vermochte auch
übrigen Geistesrichtungen zu verfolgen und den Ge=
ten, die ihm neben der Theaterleitung oblagen, die
hnte Thätigkeit zu widmen. Seine anderweitigen Amts=
äfte zogen ihn oft auch nach Ilmenau und Jena hinüber,
es bewährte sich die frühere Erfahrung, daß er von
n Ausflügen stets den besten Gewinn für Poesie und
nschaft heimbrachte.

Nach Ilmenau riefen ihn mehrmals die Be
angelegenheiten, die ihm gemeinschaftlich mit dem Gehei
von Voigt oblagen. An und für sich boten sie wenig E
liches, da es sich mehr und mehr herausstellte, daß b
beschränkten Mitteln von dem isolirt gewagten Untern
kein Gewinn zu erreichen sei. Nur durch neue Bewilli
von Zuschüssen ward verhindert, daß das Bergwerk
eher ins Stocken gerieth, als bis der Stollenbruch
1795 dem dortigen Bergbau ein Ende machte. Es
jedoch unserm Dichter auch jetzt noch recht jugendlich wo
dem stillen Thal zwischen den sanften waldbewachsenen H
besonders da er häufig seinen Knaben dort mit sich h
führen konnte, „der diese Gegend mit frischem kindl
Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse,
tigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschie
als mit Worten hätte geschehen können, durch die That
sprach, daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes f
und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erl
könne." Hier ward Wilhelm Meister fortgeführt, und
erkennt aufs neue, wie das eigene Erlebniß den Einf
zum Gewebe des Romans darbot; hier ward Hermann
Dorothea entworfen.

Zu den wissenschaftlichen Beziehungen, die Goethe
Jahren mit den Lehrern der Universität Jena unter
war jetzt auch ein neues engeres Band hinzugekommen,
ihm die Leitung und Oberaufsicht der dortigen wissensch
chen Anstalten übertragen war. Bei dem einsichtsvollen
gehen des Herzogs auf die Naturstudien ward es G
Verwaltung möglich, selbst bei nicht reichlich fließenden
teln, diesen Zweig der Universitätsstudien aus der Abhän
von der medicinischen Fachwissenschaft zu befreien und
darauf bezüglichen Anstalten theils zu erweitern, theils
zu gründen. Er ordnete und vergrößerte die naturhistori

ſammlungen und ließ unter ſeiner Leitung 1794 den neuen botaniſchen Garten anlegen, der in dem kenntnißreichen, thätigen Profeſſor Batſch einen trefflichen Vorſteher erhielt. Goethe bemühte ſich überall ſelbſt zu lernen und an Strebende ſich anzuſchließen; daher ſchämte er ſich auch nicht als Lernender zu den Füßen der Meiſter zu ſitzen. Regelmäßig wohnte er den Sitzungen der unter Batſch' Leitung gebildeten naturforſchenden Geſellſchaft bei. Als er ſich im Januar 1795 einige Wochen in Jena aufhielt, wanderte er in Begleitung Meyers ſo wie der zur Zeit dort anweſenden Brüder Humboldt in den frühen Morgenſtunden, oft durch tiefen Schnee, zu dem Hörſaal des Hofraths Loder, der über Bänderlehre, einen höchſt wichtigen Theil der Anatomie, Vorleſungen hielt. Zugleich wurden mit Göttling chemiſche Verſuche angeſtellt. Fichte, vor kurzem an Reinhold's Stelle nach Jena berufen, zog Goethe durch ſeine tüchtige Perſönlichkeit und ſeinen wiſſenſchaftlichen Ernſt ſehr an, wenn gleich ſeine Vertheidigung der franzöſiſchen Revolution und ſeine Angriffe auf die ſupernaturaliſtiſche Religionslehre ſowie ſeine Streitigkeiten mit der jenaiſchen Facultät gleich anfangs zu manchen unangenehmen Händeln Veranlaſſung gaben, wobei Goethe gemäß ſeiner amtlichen Stellung vielfach zu vermitteln und einzugreifen veranlaßt war. Durch Fichte's „Wiſſenſchaftslehre" wurde in ihm der Trieb aufs neue erregt, die Fortſchritte der deutſchen Philoſophie aufmerkſam zu verfolgen.

In Verbindung mit den jugendfriſchen, kräftig emporſtrebenden Talenten, welche ſich damals auf der raſch aufblühenden Univerſität Jena ſammelten und ſie zu einem leuchtenden Mittelpuncte deutſchen Geiſteslebens machten, erhielt Goethe, was ſein vorwärtsdringender Geiſt im Verkehr mit den gealterten Freunden in Weimar ſeit lange entbehrt hatte, lebendige Anregung, und ſeinem Geiſte wuchſen neue Schwingen. War dies vielleicht das Gefühl, welches ihn antrieb,

im Jahre 1795 ein Drama der befreite Prometheus zu beginnen? Jena wurde seit der Zeit sein Asyl, sobald sich sein Geist in die Stille zurückzog, um ungestört arbeiten und schaffen zu können. Er fühlte sich in eine erquickendere Atmosphäre versetzt, die Rede floß offener und lebendiger von seinen Lippen, und sein ganzes Wesen erschien liebenswürdiger, als wo ihn die steifen Formen der Residenz beengten. Als ein Beweis seiner Uneigennützigkeit verdient angeführt zu werden, daß er stets die Kosten seines Aufenthalts in Jena, auch wenn er zunächst durch amtliche Verhältnisse dorthin gerufen ward, aus eigenen Mitteln bestritt.

In den Wochen, welche er im Januar 1795 mit Alexander von Humboldt verlebte — schon von Baireuth aus hatte dieser mit ihm einen naturwissenschaftlichen Briefwechsel unterhalten — wurde das ganze Gebiet der Naturwissenschaft durchsprochen. Seitdem berührten sie sich mehrmals. Jeder Besuch Humboldt's war für Goethe von reichem Gewinn. Wie er ihn in späteren Jahren einem Brunnen mit vielen Röhren vergleicht, wo man nur Gefäße unterzuhalten brauche und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströme, in gleichem Sinne urtheilte er auch damals bei dessen Besuche im Jahre 1797 (in einem Briefe an Knebel): seine Gegenwart reiche allein hin, eine ganze Lebensepoche interessant auszufüllen; sie bringe Alles in Bewegung, was nur chemisch, physisch und physiologisch interessant sein könne. Goethe's morphologische Ansichten begegneten bei dem jugendlichen, geistvollen Naturforscher einer ermuthigenden Auffassung. Da er den Brüdern Humboldt seine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mittheilte, so ward er dringend aufgefordert, sie niederzuschreiben. Daraus entstand der „erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" (1795), worin er einen anato-

chen Typus für den organischen Bau der Thiere aufstellte; zur Erläuterung schrieb er im folgenden Jahre „Vorträge über die drei ersten Capitel des Entwurfs“. [15])

Ueber die gleichzeitige Beschäftigung mit den Problemen der Farbenlehre giebt uns Goethe in einem Briefe an Jacobi vom 20. December 1794 ein Bekenntniß, in welchem uns der hohe Ernst seines geistigen Strebens entgegentritt: „Der Dir gesagt hat, ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schritts mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nicht beisammen gewesen ist. Die Materie, wie Du weißt, ist höchst interessant, und die Bearbeitung eine solche Uebung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem Ersten so aufmerksam, bei dem Zweiten so genau als möglich zu sein, beim Dritten vollständig zu werden und beim Vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung des armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst keine Idee gehabt habe“. Wenn er dabei die Klage über die Fachgelehrten wiederholt, so hat er doch namentlich von Sömmering zu rühmen, daß sein Eingreifen geistreich und selbst sein Widerspruch fördernd gewesen sei. Eher hatte er sich über Lichtenberg zu beklagen, der ungeachtet ihrer Correspondenz über optische Gegenstände in seiner neuesten Ausgabe von Erxleben's Naturlehre der Versuche Goethe's auch nicht mit einem Worte gedachte.

Indeß muß Goethe selbst eingestehen, daß durch die wissenschaftlichen Beschäftigungen ein Zwiespalt in seinem Dasein entstanden sei, indem die Anrechte, welche Poesie und Kunst geltend machten, sich mit jenen nicht ganz versöhnen ließen. Völlig ward dieser erst ausgeglichen, als sich mit dem

Jahre 1794 das Verhältniß zu Schiller zu einer innigen Freundschaft gestaltete und jenen herrlichen Geistesbund zwischen den beiden größten Dichtern herbeiführte, die für die Entwicklung ihres Geistes und dadurch für unsere Literatur überhaupt von der segensreichsten Bedeutung ward. In freudiger Erinnerung blickt Goethe auf jene Jahre zurück, als auf einen „neuen Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging“. Werfen wir einige Rückblicke auf die vorangegangenen flüchtigen Berührungen beider Dichter [16]).

Im Jahre 1787 verweilte Schiller zum erstenmal in Weimar, damals schon ein gefeierter Dichtername und seit dem Erscheinen des Don Carlos auch über die Kreise hinaus, in denen die Räuber und verwandte Erzeugnisse des stürmenden Jugenddranges gezündet hatten. In den literarischen Cirkeln Weimars und bei den dortigen Notabilitäten, Herder und Wieland, fand er ein freundliches Entgegenkommen; Goethe war in Italien. Der scharfe Ton, mit dem er in seinen Briefen an Körner Einzelheiten von Goethe erzählt, die einfach referirende Weise, womit er die aus Herders Munde in den wärmsten Ausdrücken hervorströmende Charakteristik mittheilt, beweisen hinlänglich, daß er Goethe nicht mit der Begeisterung eines Verehrers, nicht mit dem Verlangen, durch den Umgang mit ihm in eine neue Schule der poetischen Kunst zu kommen, entgegensah; vielmehr hatte er schon bei seinem Namen jene unheimliche Empfindung, wie sie nach seinem seltsamen Geständniß Brutus und Cassius dem Cäsar gegenüber gehabt haben müßten. In diese Zeit fiel die Recension des Egmont. In dem Sommer 1788, wo Goethe aus Italien zurückkehrte, wohnte Schiller in Rudolstadt und dem nahen Volkstädt, beschäftigt mit der Bearbeitung der Geschichte des Abfalls der Niederlande und zugleich beglückt durch den Umgang in dem edlen Familienkreise der

Frau von Lengefeld, deren jüngste Tochter Charlotte nachmals seine Lebensgefährtin ward. Am 7. September, einem Sonntag, traf Goethe, der in Begleitung von Caroline Herder und Frau von Stein zu einem Besuche bei dieser auch ihm befreundeten und ihn innig verehrenden Familie herübergekommen war, mit Schiller zusammen. Zu einer herzlichen Annäherung, wie die jungen Freundinnen gehofft hatten, konnten diese Stunden nicht führen. Schiller's erste dramatische Werke, die letzten Nachklänge der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, waren Goethe zuwider, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte". Wenn er auch anerkannte, daß der Dichter im Don Carlos sich bemüht habe, „sich zu beschränken und dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantischen zu entsagen", so war er doch nach dem Läuterungsprocesse, den seine Kunstansichten in Italien durchgearbeitet hatten, nicht fähig, sich mit dieser Dichtung zu befreunden. „Den redlichen und so seltenen Ernst," — so äußert er sich jedoch später offen gegen Schiller — „der in Allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, habe ich immer zu schätzen gewußt." Die Freundinnen erwarteten von Goethe freundlichere Worte der Anerkennung, von Schiller mehr Wärme in seinen Aeußerungen. Dieser aber befand sich damals im Zenith des jugendlichen Dichterstolzes, und wie er mit dem Selbstgefühl eines Marquis Posa vor Könige hingetreten wäre, so stand er auch jetzt als ein kalter schweigsamer Beobachter im Bewußtsein geistiger Ebenbürtigkeit dem gefeierten Dichter gegenüber, dessen „erster Anblick schon die hohe Meinung, die man ihm von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte, ziemlich tief herunterstimmte". „Im Ganzen genommen" — äußert er in der bekannten Stelle an Körner — „ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen

Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessanter ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren“. Weit herber lauteten seine mündlichen Aeußerungen.

Als Schiller im November nach Weimar zurückgekehrt war, lebte er sehr zurückgezogen. Ob er gleich seinem Freunde Körner mittheilt, daß Goethe „die Götter Griechenlands“ sehr günstig beurtheilt habe und ihm an dessen Urtheil viel liege, so suchte er ihn doch nur selten auf, und in den Worten „dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat“ — bricht wieder die Empfindung des Cassius hervor. Auch Goethe gesteht Schiller gemieden zu haben (ein Freund war späterhin Zeuge, daß die reuige Erinnerung ihm Thränen kostete) und besonders im Verkehr mit Moritz in der Abneigung gegen Schiller's Dichtungen leidenschaftlich bestärkt worden zu sein. Dessenungeachtet wandte er seinen Einfluß keineswegs gegen ihn. Als auf Anregung der Frau von Stein und des Coadjutors von Dalberg, der Schiller sehr hochschätzte, beim Herzoge die Berufung Schiller's an die Universität Jena betrieben wurde, leitete er in Gemeinschaft mit von Voigt die Sache ein. Sein Rescript rühmt Schiller's Gaben und seine Leistungen im Fach der Geschichtschreibung, zu welcher die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ eine vorzügliche Befähigung dargethan hatte. Er sprach dem angehenden Docenten Muth ein und ermunterte ihn in Gemeinschaft mit von Voigt mit dem docendo discitur. Schiller trat im Frühling 1789 sein

nt an und führte im nächsten Jahre seine Charlotte heim.
s folgten die glücklichen Jahre der tieferen Durchbildung,
r Läuterung und Reife seines Geistes.

Im Herbst erhielt Schiller einen Besuch von Goethe,
er von Dresden kam, wo er Körner's Bekanntschaft gemacht
nd sich viel mit ihm über Kunst und Kantische Philosophie
nterhalten hatte. Diese war auch der Gegenstand
einer Unterredung mit Schiller, dem dabei „interes-
ant war, wie er Alles in seiner eigenen Manier kleide und,
as er lese, überraschend zurückgebe." Sie führte noch zu
iner Annäherung. Schiller gefiel die Goethe'sche Philosophie
icht: „sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der
eele hole" — „aber," fügt er doch anerkennend hinzu, „sein
eist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt
h ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum
roßen Manne." Goethe schien aufs neue eingesehen zu
aben, daß eine „ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen
affte" und „an keine Vereinigung zu denken" sei. Die Kan-
sche Philosophie, welche Schiller mit Freuden in sich auf-
ahm, „entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in
in Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit
nd Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große
Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt
e als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten
esetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der
eite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten." Diesen
egensatz sprach Schiller's Abhandlung „über Anmuth und
Würde" deutlich aus, und wenn er dort das Genie als
Günstling der Natur gegen die durch Anstrengung erworbene
Kraft des Geistes mit einigen bittern Seitenbemerkungen her-
bsetzt, so waren seine Worte unstreitig direct gegen Goethe
erichtet. Es blieb daher auch das Zureden gemeinschaftlicher

Freunde, unter andern Dalberg's, vergeblich. Die beiden großen Geister mußten sich im rechten Zeitpuncte selbst finden.

Schiller bereitete 1794 die Herausgabe der **Horen** vor, einer Zeitschrift, welche, der Geschichte, Philosophie und schönen Literatur gewidmet, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands vereinigen sollte. Auf das zur Mitwirkung einladende Schreiben antwortete Goethe unterm 24. Juni mit freundlicher Zusage und sprach die Hoffnung aus, es werde eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, wie die Unternehmer seien, Manches, das bei ihm ins Stocken gerathen sei, wieder in einen lebhaften Gang bringen. Im Juli kam Goethe nach Jena, und es dürfte erst in diese Tage das von Goethe erzählte folgenreiche Zusammentreffen in Batsch' naturforschender Gesellschaft zu verlegen sein, indem die Briefe an Körner diese Juli-Unterhaltungen als den ersten offenen Gedankenaustausch, als die erste Mittheilung der Hauptideen, zwischen denen sich eine unerwartete Uebereinstimmung gefunden habe, bezeichnen. Aus den obigen Angaben wissen wir schon, daß es nicht, wie Goethe's Bericht schließen lassen, das **erste** Mal war, wo sie auf dem Gebiete des philosophischen Denkens ihre Ansichten einander mittheilten.

Aus einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft gingen sie („zufällig"?) beide zugleich heraus. Ein Gespräch knüpfte sich an, und Schiller bemerkte unter Anderm, „wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne". Hiemit berührte er den Angelpunct der Naturbetrachtung Goethe's, der darauf erwiderte: „daß es wohl eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen". Goethe [illegible] dadurch veranlaßt, seine morphologischen Theorien auseinander zu setzen, und fühlte sich durch das Gespräch [illegible]

angezogen, daß er Schillern auf sein Zimmer folgte, Ideenentwickelung nach den beiderseitigen verschiedenen puncten fortgesetzt ward. „Es war eine merkwürdige “, sagt Schiller's Schwägerin, Caroline von Wolzogen, die ein günstiges Geschick den reichsten Segen aus-".

Folge des freundschaftlichen Austausches ihrer Ge- sahen sie nicht mehr bloß die Linien, die sie trennten, mehr die Beziehungen, die zwischen ihren Stand- obwalteten, das Ziel, worin ihre verschiedenen Wege zentrafen. Es war die künstlerische Productivität, welche dien ihres Wesens um einen Mittelpunct vereinigte. g Schiller mehr und mehr aus den ideellen Regionen eculation und lehrte ihn die reelle Welt mit Liebe er-; sie schützte Goethe gegen mikrologisches Hingeben der ksamkeit an die äußeren Gegenstände und ließ ihn ern Menschen mit mehr Wärme erfassen. Jeder hob nd stärkte die Dichterkraft des Andern, und es gilt ganzen Zeit ihrer Freundschaft, was Schiller von sten Gesprächen sagt: „Ein jeder konnte dem Andern geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen“. äußerte in einem Briefe an Meyer über das Zusam- mit Schiller, er habe lange nicht solch einen geistigen gehabt, wie in jenen Tagen, und erwiderte Schillers haftliche Worte mit dem Geständniß, daß auch er von gen jener Unterhaltungen an eine Epoche rechne. [17]).

ch der Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Dessau, auch nach Dresden und zu ihrem gemeinschaftlichen Körner führte, erhielt Goethe von Schiller einen lichen, mit der Absicht vertraulicher Annäherung ver- Brief (vom 23. August), worin er „mit freundschaft-)and die Summe seiner Existenz gezogen“ sah und weis fand, daß seine Eigenthümlichkeit als solche nicht

nur von Schiller begriffen, sondern auch anerkannt sei.
„Lange schon hab' ich" — schreibt Schiller — „obgleich aus
ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen und den
Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuert
Bewunderung betrachtet. Sie suchen das Nothwendige der
Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vo
welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. S
nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzel
Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsar
suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum a
Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt v
Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die ve
wickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Ma
rialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, d
sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie
seine verborgene Technik einzudringen: eine große und wa
haft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr I
Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schön
Einheit zusammenhält". Mit eben derselben Klarheit u
Selbsterkenntniß zeichnet Schiller in dem folgenden Br
(31. August), auf Goethe's Veranlassung, seine eigene g
stige Individualität. „Unsere späte, aber mir manche sch
Hoffnung erweckende Bekanntschaft", heißt es im Eingang
„ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft th
den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele
schäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein V
langen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu tre
als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem a
merksamen Leser möglich ist, so begreife ich doch num
vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf de
Sie und ich wandelten, *uns nicht wohl früher*, a
gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konn
Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem W
noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werde

und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer Reise sich immer am meisten zu sagen haben". Bescheiden stellt er sodann den kleinen Kreis seiner Anschauungen und Begriffe neben die große Ideenwelt, die Goethe beherrsche, und gesteht von sich ein, er schwebe zwischen dem Begriffe und der Anschauung, zwischen der Reflexion und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Gewöhnlich habe ihn der Poet übereilt, wo er philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo er dichten wollte. Ein schöneres Loos, meint er, würde ihm noch zu Theil werden, wenn er dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden könne, daß er einer jeden mit Freiheit ihre Grenzen zu bestimmen vermöge. Goethe übersandte an Schiller einen Aufsatz, worin er die Erklärung der Schönheit, daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwandte; Schiller theilte ihm das Manuscript seiner Abhandlung über das Erhabene mit. „Ueber alle Hauptpuncte, sehe ich", — konnte Goethe jetzt erwidern (4. Sept.) — „sind wir einig, und was die Abweichungen der Standpuncte, der Verbindungsart, des Ausdrucks betrifft, so zeugen diese von dem Reichthum des Objects und der ihm correspondirenden Mannigfaltigkeit der Subjecte".

Am 14. September kam Schiller auf Goethe's dringende Einladung in Begleitung Wilhelms von Humboldt nach Weimar und wohnte vierzehn Tage bei ihm. Da der Hof sich auf einige Zeit in Eisenach aufhielt, so konnte Goethe ungestört ganz seinen Freunden angehören. „Jeden Augenblick," — schreibt Schiller an Körner, — „wo ich zu irgend etwas aufgelegt war, habe ich mit Goethe zugebracht, und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bei ihm zubrachte, so gut als möglich zur Erweiterung meines Wissens zu benutzen .... Ich bin sehr mit meinem Aufenthalte zufrieden, und ich vermuthe, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat."

Dies waren die ersten jener gedankenreichen „Conferenzen", die seitdem abwechselnd in Weimar und Jena gehalten wurden und oft einen Wilhelm und Alexander von Humboldt und andere ausgezeichnete Männer jener großen Literaturepoche zu Genossen hatten.

Schiller wurde durch die Herausgabe der Horen und durch die Bearbeitung des Wallenstein, Goethe durch die Vollendung des Wilhelm Meister in den nächsten Jahren in der höchsten Anspannung der productiven Kräfte gehalten. Die ersten beiden Bücher des Wilhelm Meister sah Schiller erst im Abdruck, die folgenden begleitete er schrittweise mit seiner rathenden Kritik, deren Forderungen Goethe durch mehrere Aenderungen Genüge zu thun suchte; über manche Bücher wurden förmliche Berathungen gehalten. Die Ausarbeitung der „Bekenntnisse einer schönen Seele", jenes bewundernswerthen Mittelgliedes in den Schilderungen des Romans, fällt in die erste Hälfte des März 1795. Goethe schreibt darüber unterm 16. März an Schiller: „Vorige Woche bin ich von einem sonderbaren Instinct befallen worden, der glücklicherweise noch fortdauert. Ich bekam Lust, das religiöse Buch des Romans auszuarbeiten, und da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechslung des Subjectiven und Objectiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu, als vielleicht zu einem andern Theile. Und doch wäre, wie Sie seiner Zeit sehen werden, eine solche Darstellung unmöglich gewesen, wenn ich nicht früher die Studien nach der Natur dazu gesammelt hätte."

Die Bewunderung, womit Schiller den Roman aufnahm, das Lob, das er allen einzelnen Theilen desselben spendet, selbst denen, die den Helden in niederer Sphäre des Lebens sich bewegen lassen, ist ein Zeugniß, daß Schiller die Einseitigkeit seiner idealen Natur überwunden hatte und auf der gewonnenen Stufe seiner ästhetischen Ansicht mit dem

spruch: „sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf“ — den engherzigen moralischen Standpunct der Jacobi'schen Kritik von sich wies. Schon der erste Theil, worin die Schilderung der lockeren Schauspielerwirthschaft manchen Anstoß selbst bei einem Freunde wie Herder erregte, hatte, wie er an Körner schreibt, seine Erwartungen weit übertroffen. „Es giebt wenig Kunstwerke, wo das Objective so herrschend ist — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung“ — was ihm die Aeußerung abnöthigt, daß der Dichter der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph nur eine Caricatur gegen ihn sei. Sein Entzücken steigt mit dem Fortgange des Romans: er möchte mit dem nicht gut Freund sein, der diesen nicht zu schätzen wüßte. In solch freudigen Antheil stimmen Körner und W. von Humboldt ein; das war der Freundeskreis, in dem Goethe jetzt seine Welt sah; ihr Beifall war ihm eine belebende Stärkung seiner Dichterkraft und entschädigte ihn für manche unfreundliche Stimmen des Publicums, die selbst durch die engherzige Moralansicht eines Schlosser, Jacobi und Stolberg, bei dem nur die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ Gnade fanden, verstärkt wurden. Daß er sich nunmehr zu Jacobi und Herder minder hingezogen fühlte und diese alten Freundschaftsbande zwar nicht löste, aber doch lockerte, war die natürliche Wirkung nicht sowohl des momentanen Unwillens, als überhaupt des Geistesfrühlings, von dem er sich jetzt wie neubelebt fühlte.

Zuletzt fast ermüdet von den Anstrengungen, welche die letzten Bücher des Romans in Anspruch genommen hatten, brachte Goethe im Sommer des Jahres 1796 das Werk zum Abschluß, ließ jedoch „Verzahnungen“ stehen, die auf künftige Fortsetzung deuteten. Schiller rechnete es zu dem schönsten

Glück seines Daseins, daß er die Vollendung dieses Meister-
werkes erlebe, daß sie noch in die Periode seiner strebenden
Kräfte falle und er noch aus dieser reinen Quelle schöpfen
könne. Das Verhältniß der Freunde und ihr inniges Ver-
ständniß spricht sich am schönsten in den Worten Schiller's
aus: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die
Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes
bewegte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger, als sie sein
wird, wenn ich mich desselben bemächtigt habe, und das wird
dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch
der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe
rührt bloß davon her, weil der Verstand die Empfindung
noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz,
wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre
sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und
tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es,
und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk,
zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus wel-
chem Alles geflossen ist.“

Um Schiller bei der Herausgabe der Horen und des
demnächst hinzutretenden Musenalmanachs behülflich zu sein,
ward Goethe veranlaßt, manches Aeltere hervorzusuchen und
zu redigiren, sowie durch kleinere Dichtungen sich von der
Arbeit am Roman eine Ausspannung zu gewähren. Die
römischen Elegieen erschienen in den Horen, eine Auswahl von
Epigrammen der letzten Jahre, mit den venetianischen zu
einem Cyklus verbunden, brachte der Musenalmanach. Auch
die Episteln, welche eine größere Folge anmuthiger Lehr-
dichtungen eröffnen sollten, wurden dadurch hervorgerufen,
und die Elegieen fortgesetzt. Alexis und Dora, ein
reizendes lyrisch-idyllisches Gemälde, ursprünglich daher Idylle
überschrieben, tritt schon an den Eingang zur epischen Dich-
tung, zu der er sich jetzt mehr als zur dramatischen hinge-

gen fühlte. Daß Hero und Leander nicht in ähnlicher ehandlungsweise zur Ausführung gedieh, ist zu bedauern, i dieser Stoff weit mehr für ihn, als für Schiller, vorhan- n war.

Es war für Goethe ein erwünschtes Ereigniß, daß Voß, essen Homerübersetzung und Luise er sehr hoch hielt, auf iner Reise im Jahre 1794 auch Weimar berührte, wenn uch nicht von den literarischen Größen dorthin gezogen, on denen er bei seiner beschränkten Bildung und einseitigen Richtung nicht geeignet war zu lernen und neue Geistesanre- ung zu empfangen. Von Goethe hielt ihn anfangs sogar as Vorurtheil zurück, daß er aus Verachtung des bürger- ichen Standes sich habe adeln lassen, bis man ihn über das wahre Sachverhältniß aufklärte. Wiederholt las Voß in Gegenwart der Dichter Weimars aus seinem Homer vor und oar erfreut, seinen Hexametern Freunde zu gewinnen. Goethe ieß sich ganz besonders angelegen sein, aus den Erörterungen einer Ansichten über deutsche Prosodie und Metrik Gewinn zu iehen. „Voß war hier“, — schreibt er an Meyer in seiner lles Tüchtige bereitwillig anerkennenden Humanität — „ein echt wacker liebenswürdiger Mann, und dem es strenger Ernst ist um das, was er thut..... Es war mir sehr lieb, hn gesehen, gesprochen und die Grundsätze, wonach er ar- eitet, von ihm selbst gehört zu haben. So läßt sich nun as, was im Allgemeinen mit uns nicht harmonirt, durch as Medium seiner Individualität begreifen“. Goethe gab ich seitdem der Homerischen Dichtung mit wachsendem In- eresse hin. Bei mehreren Abendversammlungen der gelehrten Freitagsgesellschaft, die sich in seinem Hause versammelte, las er die Ilias in so schönem Vortrage vor, daß Humboldt und Böttiger mit Entzücken von jenen genußreichen Stunden prechen. Daher fühlte er sich zu einem ähnlichen Versuch der Bearbeitung Homerischer Gedichte angetrieben und übersetzte

den Hymnus auf Apollo, den die Horen ai
brachten [18]).

Die Erzählungen deutscher Ausgewand
kamen durch die Horen ebenfalls wieder in Fluß und
teten sich zu einem Novellenkranz, der durch die Unt
tungen der Gesellschaft zusammengehalten ward. Ein
fließt aus ältern Novellenstoffen, andere sind freie Erfind
des Dichters. An vier gespenstische und mysteriöse Erzähl
reihen sich zwei moralischen Inhalts, unter denen di
schichte vom Procurator dem Dichter am längsten im
gelegen zu haben scheint. Den Schluß macht „das Mä
von der Erlösung der verzauberten Lilie, eine meiste
Dichtung, in der die beweglichste Phantasie mit symbol
Räthseln heiter spielt, doch voll tiefen Sinnes, dessen
tung damals wie jetzt den Auslegern viel zu schaffe
macht hat [19]).

Mit der dichterischen Productivität gingen die theore
Erörterungen Hand in Hand. Ueber das Wesen der k
rischen Composition und die Grenzen der Dichtung
ward viel zwischen beiden Dichtern verhandelt. Die s
Frucht ihrer ästhetischen Erörterungen ist Schiller's Ab
lung über naive und sentimentalische Dichtung. Goethe
setzte für die Horen, als geistige Beschäftigung währen
zerstreuenden Aufenthalts am Hofe zu Eisenach, den „V
über die Dichtungen“ von Frau von Stael, hauptsächlich
Schiller eine Beigabe von Anmerkungen und Abhandlu
beabsichtigte, was nicht zur Ausführung kam. In
der kunstgeschichtlichen Studien war ihm Meyer als
nißreicher Freund zur Seite. Von ihm begleitet, „schwe
er, als er 1794 nach einem kurzen Aufenthalt in D
auch Dresden besuchte, in dem Genuß der dortigen Gem
gallerie. Im October 1795 reiste Meyer nach Italien.
Goethe's Sinn stand dorthin; er hoffte seinem Freunde

chsten Jahre folgen zu können. Nicht nur den Werken Kunst, sondern auch dem Lande und der nationalen ltur des älteren und des neueren Italiens wollte er aufs ue ein umfassendes Studium widmen, weßhalb er sich noch rch eine längere gründliche Vorbereitung zu dieser Aufgabe befähigen unternahm. Als sich jedoch im Sommer 1796, die Reise vor sich gehen sollte, die Fluthen des Revolunskriegs über Italien ergossen, mußte er die Hoffnung sgeben; was er damals ahnte, daß sie damit für immer rnichtet sei, erfüllte sich; er betrat Italiens Boden nicht ieder. „Was ich noch an Cultur bedarf“ — schrieb er an chiller — „konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich rmag, konnte ich nur auf jene Weise nutzen und anwenden, d ich war sicher, in unsern engen Bezirk einen großen chatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich tfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut ben würden“. Die Vorstudien waren indeß nicht ohne ewinn. Unter Anderm arbeitete er sich aufs neue in die erke Palladio's hinein und war erfüllt von Bewunderung r das Genie, den Reichthum und die Grazie dieses außerßerordentlichen Künstlers. Durch die Beschäftigung mit rentinischer Kunstgeschichte wurde er zu der Selbstbiographie s Benvenuto Cellini geführt und von dem „naiven etail eines bedeutenden Lebens“ so lebhaft angezogen, daß im Februar 1796 eine Uebersetzung derselben begann, lche nach und nach bruchstückweise in die Horen eingerückt d 1803, mit kunst- und culturgeschichtlichen Erläuterungen vollständigt, herausgegeben ward.

Unterdessen wurde in der Werkstatt der beiden Dichter poetisches Feuerwerk vorbereitet, das im Sommer 1796 chtend und zündend über die deutsche literarische Welt erfuhr, die Xenien [20]). Schiller war verdrießlich über die lte und das Mißwollen, womit seine unter so großen Er-

verargen war, wenn er das Publicum mit Verachtu
handelte. Er gab in einem Briefe vom 28. Octobe
Schiller den Rath, Alles, was gegen die Horen gesag
den, zusammenzusuchen und beim Jahresschlusse ein
sches Gericht zu halten: „wenn man dergleichen Di
Bündlein bindet, brennen sie besser“. Da sich Sch
Folge neuer Angriffe sehr niedergeschlagen und leidens
erregt aussprach, ermunterte ihn Goethe zu energisch
wehr, indem er äußerte, ein rechter Dichter müsse a
Aerger productiv zu machen verstehen. Als er darauf
im December 1795 über die Xenien des Martial
(einen Cyklus von Epigrammen in einzelnen Distichen
jedes eins der Leckerbissen, welche von nah und fern
römische Tafel gebracht wurden, bespricht,) kam ih
Einfall, den er am 23. December sogleich dem Freun
theilte, auf alle deutschen Zeitschriften Epigramme i
solcher schlagenden Kürze zu machen und im nächsten
almanach zu veröffentlichen. Als Probe übersandte er
am 26. December vierzehn satirische Distichen. Dieser
den Vorschlag mit Freuden; „der Gedanke der Xen
prächtig“, antwortet er augenblicklich darauf, „und mu
geführt werden...... Ich denke aber, wenn wir das H

gezogen. Bei Goethe's mehrmaligem Aufenthalt in Jena in der ersten Hälfte des Jahres 1796, wo ihm die Beendigung des Wilhelm Meister als Hauptaufgabe vorlag, und Schiller's Anwesenheit in Weimar während des Aprils wurden die Epigramme mit frischer Lust und Laune in freundschaftlichem Wetteifer, wobei oft der Eine die Idee, der Andere die Form an die Hand gab, in rascher Folge producirt. Auch während der Zeit der Trennung wanderten die Xenien-Collationen hin und her. Immer mehr erweiterte sich der Plan über die anfängliche Tendenz hinaus. Jeder geistreiche Einfall ward in einem Monodistichon fixirt, und außer den satirischen Invectiven wurden auch ernste Lebensansichten und ästhetische Maximen in die gedrängte körnige Form gefaßt. Diese letzteren wuchsen nach und nach zu solcher Zahl an, daß sie für die Epigramme des Hasses und Zorns eine zu gute Gesellschaft zu sein schienen. Goethe gab daher dem Wunsche seines Freundes nach, die „unschuldigen und gefälligen" Xenien, in verschiedene Gruppen vertheilt, unter die übrigen Gedichte in den ernsten Theil des Almanachs zu stellen und die satirischen unter der Bezeichnung Xenien als Schluß anzuhängen. Uebrigens ward der Grundsatz festgehalten, „sich so in einander zu verschränken, daß sie niemand ganz aus einander scheiden und absondern solle." Unter den Epigrammengruppen trägt nur die „Eisbahn" (jetzt in Goethe's vier Jahreszeiten der „Winter") die alleinige Chiffre G. Die übrigen unter den Aufschriften Votivtafeln, Vielen, Einer sind mit G. und S. unterzeichnet. Ueber das Eigenthumsrecht, das sie anfänglich für ewige Zeiten auf sich beruhen lassen wollten, haben sie zum Theil durch Aufnahme in die Sammlungen der Gedichte entschieden, wobei jedoch einige Epigramme von beiden in Anspruch genommen und einige Schiller'sche Distichen zur Vervollständigung des Goethe'schen Cyklus der vier Jahreszeiten verwandt worden sind; mehrere der treffendsten

Epigramme haben nachmals in den Werken der beiden
kein Unterkommen gefunden.

Die eigentlichen Xenien, etwas über vierhundert
disticha, greifen ohne Schonung die auf dem Mar
Literatur sich hervordrängende Mittelmäßigkeit, Ann
und Gemeinheit an. Auf breiter Fläche stellt sich die ge
Autorenwelt der damaligen Literaturepoche vor un
Schlagend trifft nach allen Seiten der geistvolle W
scharfgespitzten Epigramme; sie durchstreifen die versc
artigsten Gebiete der Wissenschaft und der Literatu
die Schwächen und Erbärmlichkeiten an einzelnen L
und den falschen Notabilitäten der Literatur aufzu
Hier erscheinen die aus der Leipziger und Berliner
hervorgegangenen schalen Zeitschriften, voran der gesch
Chorführer der veralteten Kritik, der Buchhändler Fr
Nicolai, den Schiller schonungslos vernichtete; dort w
Friedrich Schlegel die dünkelhafte Verschrobenheit der
Fichtianer schwer getroffen. Gegen die frömmelnden Co
sandten beide Dichter ihre scharfgespitzten Pfeile, und
alte Freunde wurden nicht geschont; Lavater, Jung-S
Claudius, Graf Friedrich Stolberg und „die ganze
bergische Secte“, wie Schiller sie bezeichnet, in der Se
ohne genannt zu werden, mitbegriffen war, wurden r
bedacht und selbst Klopstock leise gestreift. Demokratische
helden erhielten in der gegen den Capellmeister Reichard
Herausgeber der Journale „Deutschland“ und „Frank
gerichteten Xenien-Salve ihre Abfertigung. Die Zustän
poetischen Literatur wurden nach verschiedenen Seiten
leuchtet. Gegen das bürgerliche Schauspiel der J
Kotzebueschen Manier rief Schiller den zürnenden Ge
Shakspeare's herauf und hatte damit sich von seiner ei
dramaturgischen Vergangenheit losgesagt. Einige S
lichter fielen zugleich auf die damalige Gelehrtenrep

oethe griff die auf angelernten Meinungen bequem ruhen-
:n Optiker und Geologen an, Schiller traf die Beschränkt-
eit der nachbetenden Schulphilosophie.

Freundschaftliche Beziehungen, besonders in der nächsten
lmgebung, suchte man möglichst zu schonen. Friedrich Jacobi's
nd Vossens ward in Ehren gedacht; Herder blieb unberührt,
nd Wieland wurde nur mit einigen heitern Anspielungen
neckt. Allein die jüngere Wieland'sche Schule, Heinse, von
hümmel, Manso wurden von den Xenien aufs härteste
handelt, und Böttiger entging durch seine intrigante
chmiegsamkeit nicht der verdienten Züchtigung. Uebrigens
gen in den Aussprüchen der negativen Kritik so viele Hin-
utungen auf das höhere Ziel, dem die Literatur entgegen-
streben habe, daß sie sich in ihrer Tendenz an die ernsten
otivtafeln anschließen, welche die edelsten Maximen des
bens und Dichtens enthalten. In den meisten Fällen sind
Xenien das offene Urtheil einer gereiften, durchgebildeten
hetischen Kritik, die das Schlechte beim rechten Namen
nnt; nur in einzelnen Fällen hat persönliche Gereiztheit
Ungerechtigkeiten verleitet. Die schärfsten Angriffe rühren
n Schiller her, der im Hasse wie in der Strenge des
theils energischer war, als Goethe, obwohl man diesem bei
n ganzen Handel die Rolle des Verführers zuschrieb.

Die Presse gerieth bald nach dem Erscheinen des Alma-
chs (gegen den Anfang des Octobers) in Bewegung, um
ı Darbringern der Xenien die Bitterkeiten zurückzugeben
d die Angriffe abzuwehren. Ueberall erhob sich ein gewal-
ier Lärm. Der gothaische Hof zürnte, weil seinen Günst-
gen übel mitgespielt war. Selbst Wieland und Herder [21])
rhehlten ihren Verdruß nicht, und sogar der in eigenen
ıgelegenheiten so rücksichtslose Polemiker Voß ward senti-
ental. Seufzend schrieb der alte Gleim: „Auf unserm
elikon, wie war's einmal so schön". Im Beginn des

Jahres 1797 sind die Zeitschriften voll von Aufsätzen über die Xenien; eine Schmähschrift folgt der andern; es sind die Fluthen in Goethe's „Zauberlehrling". Nicolai schrieb ein ganzes Buch gegen die Xenien, und aus den Titeln anderer Repliken „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar" von dem zornwüthigen Manso, der von dem Leipziger Buchhändler Dyk gehetzt war, „Ochsiade" und dergleichen, mag man schon auf die Urbanität schließen, womit man die Wiedervergeltung übte. Die beiden Dichter, der erwarteten Wirkung froh, ließen schweigend das Unwetter vorüberziehen und antworteten nur durch neue Meisterwerke. Besonders bewahrte sich Goethe seine olympische Ruhe und stärkte seinen reizbaren Freund durch seinen unverwüstlichen Humor. „Es ist lustig zu sehen," schreibt er am 5. Decbr. an Schiller, als er die Manso'schen Grobheiten gelesen hatte, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur irgend Ernst um sich und um die Sachen ist." Als Schiller darauf mit etwas kleinlauter Empfindlichkeit antwortet, behält Goethe die stolze Haltung gegen seine Angreifer in den für seine Persönlichkeit charakteristischen Worten: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt?

nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels neben
ichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten
acht gewöhnlich eine klägliche Geberde.“ In solch
Selbstgefühl konnte er die herrlichen Worte seinen
n erwidern:

s wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten:
sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Natur und Kunst zu schaun mich redlich bestrebe,
kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
cht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
t der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
r der Bessere selbst, gutmüthig und bieder,
mich anders; doch du, Muse, befiehlst mir allein.
u bist es allein, die noch mir die innere Jugend
erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst.

Fünftes Capitel.

Von 1797 bis zum Frühjahr 1799.

Goethe führte mit der Raschheit jugendlichen Feuers sein idyllisches Epos Hermann und Dorothea aus; Schiller wandte sich mit dem endlich entschiedenen Bewußtsein, daß seine poetische Anlage nur im Drama ihren Gipfelpunct erreichen könne, zur Bearbeitung des Wallenstein. Ihre Geister richteten sich an einander auf, überall sich liebevoll fördernd und zum höchsten Streben ermuthigend. Ihr Briefwechsel verbreitete sich über die wichtigsten Angelegenheiten ihrer geistigen Thätigkeit, und wiederholte Zusammenkünfte bald in Jena, bald in Weimar unterhielten den lebhaftesten Ideenaustausch.

Der erste Entwurf zu Hermann und Dorothea schloß sich unmittelbar an die lyrische Idylle „Alexis und Dora“ an, indem, wie Goethe bemerkt, ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, sich zu einem größern ausdehnte und ihn dadurch in das verwandte epische Feld führte. Ihm schien der Gegenstand äußerst glücklich zu sein, den er, wie Schiller an Körner berichtet, schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen hatte, „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet“. Diese Worte machen es wahrscheinlich, daß die zum Grunde liegende epische Begebenheit nicht reine Erfindung des Dichters ist, sondern eine ähnliche Erzählung von der Heirath einer auswandernden Salzburgerin in der „ausführlichen Historie der

Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg" (1732) ihm die Grundlinien dazu an die Hand gegeben hat.[22]) Der Plan der epischen Dichtung wurde gleichzeitig mit den darin vorgeführten Zeitereignissen im August des Jahres 1796 ausgedacht und während des Aufenthalts in Jena seit der Mitte des Augusts so rasch ausgeführt, daß gegen den October schon mehr als die Hälfte fertig war. "Die Ausführung," — schreibt Schiller an Körner 28. Oct.) — "die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb". Weitere Förderung brachte ein kurzer Herbstaufenthalt in Ilmenau, der Wiege mancher Goethe'schen Dichtung; in jenem stillen Asyle dürften auch die ersten Grundzüge unsers idyllischen Gemäldes zu suchen sein. "Sie können dort " — meint Schiller mit Recht — "das Städtchen Ihres Hermanns finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuccaturarbeit giebt es dort wohl auch". Die nächsten Monate waren der sorgfältigen Durcharbeitung der ersten Gesänge gewidmet. Es entstand zugleich die als Zueignung dienende schöne Elegie, welche uns des Dichters gemüthliche Theilnahme an seiner Dichtung, so wie Idee und Tendenz derselben in ergreifenden Worten ans Herz legt:

Deutsche selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!

Während der Reise nach Leipzig und Dessau, die Goethe in den letzten Decembertagen in Gesellschaft des Herzogs unternahm, wurde der Entwurf der letzten Gesänge vollständig

ins Reine gebracht. Er rühmt den guten Einfluß dieser Reise auf seine Stimmung. Ungeachtet eines anhaltenden Katarrhs arbeitete er in den Wintermonaten, die sonst seiner poetischen Production nicht günstig zu sein pflegten, fleißig daran fort, so daß er im April seinem Freunde Meyer das Gedicht als fertig ankündigen konnte. Die vier ersten Gesänge wurden zum Druck abgesandt, nachdem mit Wilhelm von Humboldt „noch ein prosodisches Gericht gehalten und so viel als möglich gereinigt worden war“. An die übrigen Gesänge legte der Dichter während seines Aufenthalts in Jena vom 20. Mai bis 21. Juni die letzte Hand, Schiller's und Humboldt's Bemerkungen nutzend.

Mit diesem Gedichte erwarb sich Goethe aufs neue die ungetheilte Bewunderung seiner Nation. Auch war es eine durchaus nationale Dichtung, in der die Verhältnisse deutschen Familienlebens mit den alles erschütternden Zeitbewegungen in die innigste Verbindung gebracht waren. Obwohl der Dichter selbst anerkennt, daß ihn „der Geist des Dichters der Luise dabei begleitet habe“, so führt er uns doch von dem beschränkten Standpunct des idyllischen Familienlebens auf den weitern Schauplatz der Völkerbewegung, des Schicksals der Nationen hinaus, läßt in belebten Gruppen alle bedeutenden Momente des Lebens an uns herantreten und erhebt uns wiederum durch das Gefühl, daß mitten im wechselnden Geschick Liebe und häusliches Glück ein Dauerndes und Unzerstörbares zu begründen und den Wogen der Zeit das feste Ufer entgegenzustellen vermögen. Des Dichters Subjectivität war mit dem Gegenstande seiner Dichtung so innig verwebt, daß ihn beim Vorlesen der ersten Gesänge in Schiller's Hause die Rührung übermannte; so „schmilzt man“ — äußerte er, seine Thränen trocknend — „an seinen eigenen Kohlen!“ Es war beim Gespräche Hermanns mit der Mutter am Birnbaum, welches die Erinnerung an bewegte Momente

ver Jugend lebhaft erneuern mochte. In ähnlicher Veran-
assung sah man ihn einsmals tief ergriffen, als er, Vossens
Luise vorlesend, an die Trauungsscene kam. Thränen traten
n seine Augen; er gab das Buch einem Nachbar. „Eine
heilige Stelle!“ rief er aus mit einer Innigkeit, die alle
Anwesenden erschütterte.

Die künstlerische Form von Hermann und Dorothea zeigt
uns Goethe auf der klaren Höhe epischer Plastik. „Es sind,“
urtheilt Wieland mit Recht, „Figuren in Marmor gehauen;
lles im großen Stil.“ Goethe selbst bekennt gegen Schiller,
r verdanke alle Vortheile, deren er sich in dem Gedichte
edient, der bildenden Kunst, und an Meyer spricht er den
Wunsch aus, daß das Gedicht vor ihm die Probe aushalten
möge; denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden
önne, sei die, vor welche der Menschenmaler seine Composi-
ionen bringe.

Seitdem Goethe durch dieses Meisterwerk sein Talent für
ie epische Dichtung zu seiner eigenen Ueberraschung kennen
elernt hatte, folgte eine Reihe epischer Entwürfe, ohne daß
s gelungen wäre, dem Hermann ein Seitenstück zu geben.
Durch seine philosophirende Umgebung mehr und mehr in
ie Speculation hineingezogen, machte er sich jetzt mit der
Theorie des Epos und der Bestimmung der Grenzen des
Epischen und Dramatischen viel zu schaffen und verzehrte
eine productive Kraft durch Theoretisiren, Schematisiren und
mancherlei dadurch veranlaßte Abschweifungen. Die Resultate
der mit Schiller über jenes ästhetische Problem gepflogenen
Unterhaltungen sind in dem Aufsatze über epische und
dramatische Poesie aufgezeichnet; die Dichtkunst des
Aristoteles wurde zu diesem Zwecke wieder mit erneutem In-
teresse studirt. Wolf's Prolegomena regten ein kritisches
Studium der Homerischen Gedichte an, und das Nachdenken
über die epischen Anfänge der Völkergeschichten führte in das

verwandte Gebiet der alttestamentlichen Patriarchenidylle. Eichhorn's Einleitung in's alte Testament zog ihn an: „die wunderbarsten Lichter gingen ihm auf". Er versuchte eine neue Berechnung und Erklärung des Zugs der Kinder Israel durch die Wüste und schrieb darüber eine Abhandlung nieder, welche er später in die Erläuterungen zum westöstlichen Divan einschaltete.

Indeß war mit dem Abschluß des Hermann zugleich der Entwurf zu einem zweiten epischen Gedicht die Jagd entstanden [23]; doch mochte er keinen Vers davon niederschreiben, ehe er über das Wesen des Epos ganz im Klaren sei. Es ist, wie kaum zu bezweifeln ist, dasselbe Sujet, welches Goethe späterhin in der Novelle vom Kind mit dem Löwen behandelte. Daß sich dieses zu einer Behandlung in antiker Hexameterform nicht eigene, leuchtete Goethe bald ein; er war daher geneigt, es in achtzeiligen Stanzen auszuführen. Uebrigens theilten sowohl Schiller als Humboldt das in ihm rege gewordene Bedenken, ob überhaupt dieser Stoff sich zu einer epischen Darstellung eigene; er selbst spricht die Besorgniß aus, daß das „eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen möchte". Das neue Epos wollte keine Gestalt gewinnen und machte andern Entwürfen Platz.

Der modernen Reimpoesie war Goethe dadurch wieder näher gebracht und ergriff in Gemeinschaft und im Wetteifer mit Schiller die Balladendichtung, so daß Schiller das Jahr 1797 als das Balladenjahr bezeichnen konnte. Goethe wählte vorzugsweise seine Stoffe aus dem Kreise antiker Vorstellung, während Schiller sich mehr an romantisch-sentimentale hielt. Von jenem erhielten wir die meisterhaften Dichtungen die Braut von Korinth, der Zauberlehrling, der Schatzgräber, der Gott und die Bajadere. Ibykus ward an Schiller überlassen, gleichwie später Hero und Leander. In die anmuthigste dramatische

legische Form kleidet sich der neue Pausias und sein
Blumenmädchen. Die Elegie, welche seine „Sehnsucht
n drittes Mal über die Alpen zu gehen“, enthalten sollte,
t er uns schuldig geblieben.

Goethe fand sich jetzt (im Juni 1797) wieder in ge-
gneter Stimmung, den Faust fortzusetzen. „Unser Balladen-
udium“, schreibt er dem Freunde, „hat mich wieder auf
iesen Dunst- und Nebelweg gebracht“. In der Spannung,
ı der ihn das Project der Reise nach Italien erhielt, fühlte
: sich zu keiner größeren zusammenhangenden Composition
ufgelegt; dagegen ließen sich bei den fragmentarischen Scenen
es Faust einzelne günstige Momente nutzen, und es gelang
ım, diese Dichtung „in Absicht auf Schema und Uebersicht
ı der Geschwindigkeit recht vorzuschieben“. In diesen Tagen
ard die Zueignung — „Ihr naht euch wieder, schwan-
nde Gestalten“ — und der Prolog im Himmel ge-
ichtet, auch das xenienartige Intermezzo Oberons und
:itania's goldene Hochzeit, womit die Brockenscene
usgestattet ward. Das Vorspiel auf dem Theater
ürfte derselben Zeit angehören.

Die Liebe zum Faust verschwand bald wieder, als gegen
Ende des Juni Hofrath Hirt, der gelehrte Kenner antiker
Kunst, zum Besuch nach Weimar kam; „die nordischen Phan-
ome wurden durch die südlichen Reminiscenzen verdrängt“.
Hirt's Aufsatz über Laokoon (in den Horen 1797) regte
Goethe an, seine Ansichten über diesen schon früher behandelten
Gegenstand zusammenzustellen, und er konnte nach wenig
Tagen seine Abhandlung an Schiller übersenden. „Sie
haben“ — erwiderte Schiller — „mit wenig Worten und in
einer kunstlosen Einkleidung herrliche Dinge in diesem Aufsatz
ausgesprochen und eine wirklich bewundernswürdige Klarheit
über die schöne Materie verbreitet. In der That, der Aufsatz
ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen

verwandte Gebiet der alttestamentlichen Patriarche
Eichhorn's Einleitung in's alte Testament zog ihn an:
wunderbarsten Lichter gingen ihm auf". Er versuch
neue Berechnung und Erklärung des Zugs der Ki
Israel durch die Wüste und schrieb darüber eine Ab
lung nieder, welche er später in die Erläuterungen
westöstlichen Divan einschaltete.

Indeß war mit dem Abschluß des Hermann zuglei
Entwurf zu einem zweiten epischen Gedicht die J
entstanden [23]; doch mochte er keinen Vers davon n
schreiben, ehe er über das Wesen des Epos ganz im K
sei. Es ist, wie kaum zu bezweifeln ist, dasselbe Sujet, w
Goethe späterhin in der Novelle vom Kind mit dem L
behandelte. Daß sich dieses zu einer Behandlung in a
Hexameterform nicht eigene, leuchtete Goethe bald ei
war daher geneigt, es in achtzeiligen Stanzen auszufü
Uebrigens theilten sowohl Schiller als Humboldt das i
rege gewordene Bedenken, ob überhaupt dieser Stoff f
einer epischen Darstellung eigene; er selbst spricht die Beso
aus, daß das "eigentlich Interessante des Sujets sich
gar in eine Ballade auflösen möchte". Das neue Epos
keine Gestalt gewinnen und machte andern Entwürfen

Der modernen Reimpoesie war Goethe dadurch
näher gebracht und ergriff in Gemeinschaft und im We
mit Schiller die Balladendichtung, so daß Schille
Jahr 1797 als das Balladenjahr bezeichnen konnte. G
wählte vorzugsweise seine Stoffe aus dem Kreise a
Vorstellung, während Schiller sich mehr an romantisch-
mentale hielt. Von jenem erhielten wir die meisterl
Dichtungen die Braut von Korinth, der Zau
lehrling, der Schatzgräber, der Gott und
Bajadere. Ibykus ward an Schiller überlassen, gle
später Hero und Leander. In die anmuthigste dram

elegische Form kleidet sich der neue Pausias und sein Blumenmädchen. Die Elegie, welche seine „Sehnsucht ein drittes Mal über die Alpen zu gehen“, enthalten sollte, ist er uns schuldig geblieben.

Goethe fand sich jetzt (im Juni 1797) wieder in geeigneter Stimmung, den Faust fortzusetzen. „Unser Balladenstudium“, schreibt er dem Freunde, „hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht“. In der Spannung, in der ihn das Project der Reise nach Italien erhielt, fühlte er sich zu keiner größeren zusammenhangenden Composition aufgelegt; dagegen ließen sich bei den fragmentarischen Scenen des Faust einzelne günstige Momente nutzen, und es gelang ihm, diese Dichtung „in Absicht auf Schema und Uebersicht in der Geschwindigkeit recht vorzuschieben“. In diesen Tagen ward die Zueignung — „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten“ — und der Prolog im Himmel gedichtet, auch das xenienartige Intermezzo Oberons und Titania's goldene Hochzeit, womit die Brockenscene ausgestattet ward. Das Vorspiel auf dem Theater dürfte derselben Zeit angehören.

Die Liebe zum Faust verschwand bald wieder, als gegen Ende des Juni Hofrath Hirt, der gelehrte Kenner antiker Kunst, zum Besuch nach Weimar kam; „die nordischen Phantome wurden durch die südlichen Reminiscenzen verdrängt“. Hirt's Aufsatz über Laokoon (in den Horen 1797) regte Goethe an, seine Ansichten über diesen schon früher behandelten Gegenstand zusammenzustellen, und er konnte nach wenig Tagen seine Abhandlung an Schiller übersenden. „Sie haben“ — erwiderte Schiller — „mit wenig Worten und in einer kunstlosen Einkleidung herrliche Dinge in diesem Aufsatz ausgesprochen und eine wirklich bewundernswürdige Klarheit über die schöne Materie verbreitet. In der That, der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen

soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze an-
wenden soll; in Rücksicht auf beides habe ich sehr viel dara
gelernt“. Nebenher nährte Goethe sein Verlangen nach
Kunstgenüssen des Südens durch den Entwurf zu ei
Schilderung der Peterskirche und die Fortsetzung
Benvenuto Cellini. Vornehmlich regten die Br
seines Freundes Meyer seine Sehnsucht immer von ne
an, indem er sich durch dessen Abwesenheit von allem Ge
der bildenden Kunst getrennt sah und sich zugleich bew
war, daß auch der Freund das, was seine Briefe schilder
ohne ihn nur halb genösse. So lange der Krieg sich
Oberitalien daherwälzte, war an eine Ausführung des Re
plans nicht zu denken, und die Freunde mahnten dring
ab. Als aber im Frühling 1797 der Waffenstillstand
Leoben Ruhe brachte, lebte die Hoffnung, den Freund
italienischem Boden wiederzusehen, aufs neue auf: „sei
bin ich mit aller Welt Freund“.

Schiller versprach sich für Goethe von einem län
Aufenthalt in Italien nicht viel Gewinn „für seinen hö
und nächsten Zweck“. Er war überzeugt, daß Goethe
dem Gipfel, wo er jetzt stehe, mehr darauf denken m
die schöne Form, die er sich gegeben habe, zur Darste
zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, und
Folgezeit bewies, daß er richtig geurtheilt habe. Goe
Aeußerung: „nicht eher will ich wiederkommen, als bi
wenigstens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wi
eine Totalität nicht denken dürfen“ — deutet auf die G
hin, welche die realistische Tendenz seines diesmaligen
unternehmens seiner poetischen Productivität zu be
drohte. Meyer war inzwischen seiner leidenden Gesu
wegen in seine Heimat zurückgegangen, und Goethe
sich daher an, dort mit ihm zusammenzutreffen: „sind
nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir sch

ander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen«.
a Goethe die Rückkehr des Herzogs, der ihn über Manches
sprechen wünschte, abwarten mußte, so verzögerte sich seine
breise bis zum Ende des Juli. Kurz zuvor verbrannte er
och »aus entschiedener Abneigung gegen Publication des
illen Ganges freundschaftlicher Mittheilung« einen Theil der
it 1772 an ihn gesandten Briefe — keineswegs, wie er
gt, alle; — er legte noch in seinen letzten Lebensjahren
ie großen Convolute der »seit 1780« (denn 1779 hatte er
ne Menge Briefschaften vernichtet) von den bedeutendsten
Männern Deutschlands an ihn eingegangenen Briefe vor.

Fast möchten wir, wenn wir ihn auf seiner diesmaligen
Reise begleiten, dem Autodafé mancher Jugenddenkmale eine
ymbolische Deutung geben. Er scheidet von der poetischen
Fülle seiner Jugendwelt, die noch zuletzt in Hermann und
Dorothea herrlich vor uns ausgebreitet lag. Der Strom des
ebens reißt ihn nicht mehr anregend und erwärmend in
ine Mitte hinein. Man darf wohl sagen, es ist ihm nach
r ersten Trennung von Italien nie jene geniale Frische der
mpfänglichkeit wiedergekehrt, wodurch jene Reise in seinem
ben ein verjüngender Frühlingssonnenblick geworden war.
enn wir seine diesmaligen brieflichen Relationen und Tage-
chsskizzen [24]) mit den früheren Berichten aus der Schweiz
d Italien vergleichen, in denen selbst das flüchtig hinge-
rfene Blättchen von der Lebenswärme der Poesie durch-
ungen ist, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß er
jene Scheide der Lebensperioden gelangt war, wo der
hterische Genius die Flügel zu senken beginnt. Noch bewahrte
der Geist den klaren, scharfbeobachtenden Blick und die
st des Forschens; allein wir begegnen nicht mehr der leben-
gen Auffassung, welche, das Einzelne leicht und rasch phan-
sievoll überfliegend, an das Große und Bedeutende sich
ftet. »Für einen Reisenden«, bekennt er, »geziemt sich ein

soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze an-wenden soll; in Rücksicht auf beides habe ich sehr viel daraus gelernt". Nebenher nährte Goethe sein Verlangen nach den Kunstgenüssen des Südens durch den Entwurf zu einer Schilderung der Peterskirche und die Fortsetzung des Benvenuto Cellini. Vornehmlich regten die Briefe seines Freundes Meyer seine Sehnsucht immer von neuem an, indem er sich durch dessen Abwesenheit von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt sah und sich zugleich bewußt war, daß auch der Freund das, was seine Briefe schilderten, ohne ihn nur halb genösse. So lange der Krieg sich über Oberitalien daherwälzte, war an eine Ausführung des Reise-plans nicht zu denken, und die Freunde mahnten dringend ab. Als aber im Frühling 1797 der Waffenstillstand von Leoben Ruhe brachte, lebte die Hoffnung, den Freund auf italienischem Boden wiederzusehen, aufs neue auf: „seitdem bin ich mit aller Welt Freund".

Schiller versprach sich für Goethe von einem läng… Aufenthalt in Italien nicht viel Gewinn „für seinen hö… und nächsten Zweck". Er war überzeugt, daß Goethe … dem Gipfel, wo er jetzt stehe, mehr darauf denken … die schöne Form, die er sich gegeben habe, zur Darst… zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, und … Folgezeit bewies, daß er richtig geurtheilt habe. Goe… Aeußerung: „nicht eher will ich wiederkommen, als bi… wenigstens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wi… eine Totalität nicht denken dürfen" — deutet auf die Ge… hin, welche die realistische Tendenz seines diesmaligen … unternehmens seiner poetischen Productivität zu be… drohte. Meyer war inzwischen seiner leidenden Ge… wegen in seine Heimat zurückgegangen, und Goethe … sich daher an, dort mit ihm zusammenzutreffen: „… nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir …

einander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen«. Da Goethe die Rückkehr des Herzogs, der ihn über Manches zu sprechen wünschte, abwarten mußte, so verzögerte sich seine Abreise bis zum Ende des Juli. Kurz zuvor verbrannte er noch »aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung« einen Theil der seit 1772 an ihn gesandten Briefe — keineswegs, wie er sagt, alle; — er legte noch in seinen letzten Lebensjahren die großen Convolute der »seit 1780« (denn 1779 hatte er eine Menge Briefschaften vernichtet) von den bedeutendsten Männern Deutschlands an ihn eingegangenen Briefe vor.

Fast möchten wir, wenn wir ihn auf seiner diesmaligen Reise begleiten, dem Autodafé mancher Jugenddenkmale eine symbolische Deutung geben. Er scheidet von der poetischen Fülle seiner Jugendwelt, die noch zuletzt in Hermann und Dorothea herrlich vor uns ausgebreitet lag. Der Strom des Lebens reißt ihn nicht mehr anregend und erwärmend in seine Mitte hinein. Man darf wohl sagen, es ist ihm nach der ersten Trennung von Italien nie jene geniale Frische der Empfänglichkeit wiedergekehrt, wodurch jene Reise in seinem Leben ein verjüngender Frühlingssonnenblick geworden war. Wenn wir seine diesmaligen brieflichen Relationen und Tagebuchsskizzen [24]) mit den früheren Berichten aus der Schweiz und Italien vergleichen, in denen selbst das flüchtig hingeworfene Blättchen von der Lebenswärme der Poesie durchdrungen ist, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß er an jene Scheide der Lebensperioden gelangt war, wo der dichterische Genius die Flügel zu senken beginnt. Noch bewahrte sich der Geist den klaren, scharfbeobachtenden Blick und die Lust des Forschens; allein wir begegnen nicht mehr der lebendigen Auffassung, welche, das Einzelne leicht und rasch phantasievoll überfliegend, an das Große und Bedeutende sich heftet. »Für einen Reisenden«, bekennt er, »geziemt sich ein

skeptischer Realism; was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohlverschlossen mitgeführt, wie jene Undinische Pygmäenweibchen". Dies Idealistische erscheint nicht mehr als der tiefinnerliche Drang der genialen Individualität, die über die Welt ihrer Anschauungen und Empfindungen frei gebietet; es tritt jetzt an die Gegenstände mehr als ein Hang zu symbolischer Deutung heran, wodurch eine Neigung zum Sentimentalen gefördert wird, während der Dichter zu größeren poetischen Productionen sich wenig aufgelegt fühlt. Deutlich genug ist die Aenderung in seiner Auffassung der Außenwelt dadurch bezeichnet, daß er auf den Einfall geräth, „eine sentimentale Reise" zu schreiben. Durch symbolisch-sentimentale Auffassung wird das Kleine bedeutend und das Große verliert seine Erhabenheit, es tritt mit dem Alltäglichen auf gleiche Fläche.

Schon die Hinreise nach Frankfurt ward mit einer Bedächtigkeit betrieben, wie nie zuvor; vier Tage war er unterwegs. Christiane und seinen Sohn führte er zum ersten Mal der Mutter zu, welche sich über die neue Bekanntschaft erfreut zeigte und ihnen viel Liebe bewies; von Frankfurt sandte er die Seinigen wieder nach Weimar zurück. Schilderungen aus Frankfurt führen uns in seine neue umständliche Reisemethode ein, in die unbegrenzte Breite des Stoffsammelns, wobei ihm die Ueberzeugung wohlthut, daß er jetzt erst reisen lerne und zum Bewußtsein seiner Gewohnheit komme. Er glaubte einzusehen, worin gewöhnlich der Fehler der Reisebeschreibungen liege. „Man mag sich stellen wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von Einer Seite und übereilt sich im Urtheil; dagegen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Urtheil ist im gewissen Sinne richtig. Ich habe mir daher Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter,

Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante anheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und in wiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen eintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und so giebt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und bei meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen“. Wie sehr diese anschwellen mußte, wird uns erklärlich, wenn wir selbst in den zum Druck redigirten Auszügen weitläufige Berichte über Lage und Bauart der einzelnen Städte, Betragen, Kleidung und Beschäftigung Einheimischer und Fremder bis zu dem Feldbau und den Holz- und Butterpreisen herab angemerkt finden. Während ihm nach dieser Seite hin alles Kleinliche „bedeutend“ vorkommt, zieht er dagegen aus den Stürmen jener welterschütternden Zeit, wo nach Schiller's Worten „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit gerungen ward“, seine Fühlhörner so bedächtig in sein Schneckenhäuschen zurück, daß wir den Dichter von Hermann und Dorothea kaum wiedererkennen, wenn er von Frankfurt aus unterm 10. August an Knebel schreibt: „Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß jeder nur sein Handwerk treiben und das Uebrige alles lustig nehmen soll. Ein Paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich mehr, als sehr viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das Gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohlstehen“.

Von Frankfurt, wo Goethe sich drei Wochen aufgehalten hatte, ging am 25. August die Reise weiter nach Heidelberg, wo er sich freute die Freundin früherer Jahre, Fräulein Delph, wiederzusehen, und dann über Heilbronn nach Stuttgart, wo er neun Tage verweilte. Hier bot sich seinem Kunstsinn in den Werkstätten Dannecker's und an- derer Künstler manches Bemerkenswerthe dar. Da man gera- damals mit dem weimarischen Schloßbau beschäftigt war, zogen besonders die Zimmerdecorationen des neugebau- Schlosses zu Stuttgart seine Aufmerksamkeit auf sich. sandte darüber an den Herzog einen ausführlichen richt und unterrichtete sich über das Einzelne durch wiederh Unterhaltungen mit dem Professor Thouret, der später Decoration des herzoglichen Schlosses in Weimar her- gerufen ward. Da sich Goethe auch mit dem Plane Erweiterung und Verschönerung des Weimarer Theaters tr so fand er hier, wie in Frankfurt, Gelegenheit sich Decorationsmalerei und andern theatralischen Apparat nauer zu unterrichten. Seine Poesie, die bei dem Allen w Anregung fand, pflückte sich wenigstens in diesen Tagen duftiges Blümchen „der Edelknabe und die Müllerin“ (Junggesell und der Mühlbach“), ein lyrisch-dramatis Gedichtchen, das der Anfang einer Reihe von roman artigen „Gesprächen in Liedern“ sein sollte. In den Lie „der Müllerin Verrath“, der Bearbeitung eines französi Gedichts, und „der Müllerin Reue“ ward später dieser lische Roman weiter geführt.

In Tübingen logirte er bei dem Buchhändler Cot in welchem er bei näherer Bekanntschaft „so viel Mä Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrli fand“, daß er ihn zu den seltenen Erscheinungen zählen m Er gewann in ihm einen Verleger seiner Werke. Die Be bei einigen Professoren der Universität bereicherten seine n

istorischen Kenntnisse, und mehrere Naturaliencabinette gaben Stoff zu neuen Beobachtungen.

Von Tübingen fuhr er am 16. September über Tuttngen, wo er übernachtete, nach Schaffhausen. Hier ind er am 18. wieder an dem Rheinfall, wo er vor achtzehn ahren mit Lavater sich über das Erhabene mit poetischem uer unterhalten hatte. Jetzt genügten ihm die allgemeinen ndrücke der großartigen Naturerscheinung nicht. Mit der ısdauer eines Naturforschers bemühte er sich, sie im Einnen zu zergliedern und verwendete fast den ganzen Tag zur sinkenden Sonne, um die Bewegungen der brausenden assermassen, die ihren Sturz begleitenden Farbenerscheingen von den mannigfaltigsten Standpuncten aus, bald den Ufern, bald vom Strome aus aufzufassen, das Detail : Phänomene und Prospecte zu beobachten und mit den durch erregten Ideen in Skizzen niederzuschreiben. An chiller schrieb er, daß der Vers des Tauchers „es wallet d siedet und brauset und zischt“ ꝛc. sich dabei vortrefflich ;itimirt habe und die Hauptmomente der ungeheuren Ereinung in sich begreife.

Auf dem Wege nach Zürich erblickte Goethe einen Apfelum, der unter dichter Epheuumrankung verkrüppelt war. : ward ihm ein Symbol der in der Umschlingung der sseln der Liebe ermattenden männlichen Kraft, welche es cht über sich gewinnen kann, das harte Heilmittel anzuenden, die Schlingen der verderblichen Ranken zu zerstören, ıd es entstand die Elegie Amyntas. Diese schmerzvolle lage des Leidenden, dem „der gefährliche und doch geliebte ast“ die strebende Kraft abschmeichelt, so daß die gewaltige urzel nur zur Hälfte lebendigen Saft hinaufsendet, läßt ie unsern Dichter sehr nahe berührende Deutung zu, wenn t eine spätere Aeußerung Schiller's an Körner, mit der er oethe's geschwächte Productivität zu erklären sucht, damit zu-

sammenhalten: „Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwa ist zu ändern, viel Verdruß erregen“, worauf Körner erwidert: „Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe; es ist kein Widerstand da, der durch Kampf überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindun deren man sich kaum bewußt ist und die man durch täubung zu unterdrücken sucht.“ Eine Bestätigung Schiller's Bemerkung liegt in den etwas später geschrieben Worten Goethe's: „daß sogar schon häusliche Gegenw geliebter und geschätzter Personen seine poetischen Que gänzlich ableite.“

Am 20. September traf er mit seinem Heinrich Me in Zürich zusammen. In Gesellschaft des Freundes begab sich am folgenden Tage nach Stäfa, dessen Wohnorte. Es f ten genußreiche, geistanregende Stunden, wo er die von sei Freunde verfertigten oder mitgebrachten Kunstwerke betra und an seiner Seite, zum Theil auf Wanderungen an freundlichen Ufern des Sees „was Ehrliches zusammen schwätzte.“ Lavater, den er auch das Jahr zuvor bei Durchreise durch Jena gemieden hatte, besuchte er in Zürich obwohl dieser in den Gasthof kam und seinen Namen an Thür schrieb. In einer Allee sah ihn Goethe an sich übergehen, ohne von ihm erkannt zu werden. Er scheute peinlichen Momente, wo man versuchen würde, die abgeri Fäden wieder anzuknüpfen. Damals war Goethe in sei Abneigungen schroffer. Einige Jahre später, wo er über duldsam zu werden begann, würde er die dargebotene nicht zurückgestoßen haben; davon zeugt die nachmalige volle Zeichnung des Charakterbildes seines vordem so verehrten Jugendfreundes.

Inzwischen hatten die fortdauernden Unruhen in ihm bereits den Plan einer italienischen Reise verleidet.

gnügte sich, mit Meyer eine Reise durch die Urkantone auf
n Gotthard zu machen und dann „vom Gipfel der Alpen
ieder zurück dem Falle des Wassers zu folgen und sich wieder
ach Norden zu bewegen“, jetzt durch die Aussicht beglückt,
n nächsten Winter wieder mit Schiller „vergnügt am Fuße
s Fuchsthurms zusammen zu wohnen.“ So befand er sich
enn wieder auf der Straße seiner ersten Schweizerreise, als
Lili's Bild im beglückten jungen Herzen trug, als „goldene
räume“ das auf dem klaren Spiegel des Züricher See's
ahingleitende Schiff umschwebten, und der schönste Schmuck
er Schatz der Kirche zu Einsiedeln ihn an ihre wallenden
ocken erinnerte. Mancher Denkstein der Jugenderinnerung
and am Wege; doch fühlte er zugleich, wie er an Schiller
hreibt, daß er ein anderer Mensch geworden sei, und
ie Gegenstände ihm anders erscheinen mußten. Als er am
. October in Altorf beim Erwachen den nahen Berg, der
och Tags zuvor ihm den braunen Gipfel gezeigt, mit dem
der Nacht gefallenen Schnee bedeckt sah, war es wohl ein
ef aus dem Herzen quellendes elegisches Gefühl, das in den
art hingehauchten Distichen sich ausspricht:

War doch gestern dein Haupt noch so braun, wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt.
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Am 3. October stand er zum letzten Mal auf dem Gipfel
es Gotthard, noch ein rüstiger Bergwanderer. Mineralo-
ische Schätze wurden reichlich zusammengeladen; er verspricht
einem Freunde von Voigt unter mehreren bekannten Dingen
uch einige seltene und vorzüglich schöne Sachen heimzu-
ringen. Von da wandte er sich mit seinem Gefährten aufs
eue dem Vierwaldstättersee zu, dessen Umgebungen er

diesmal mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete und sich die einzelnen Localitäten so genau einprägte, daß seinen münd- lichen Schilderungen Schiller nachmals die treffenden Land- schaftszeichnungen in seinem Tell entnehmen konnte.

Goethe hatte nämlich während seiner Schweizerreise die Idee zu einem Epos Wilhelm Tell erfaßt und studi daher das Local und die Natur des Schweizer Landvo um so sorgfältiger. Er las zu diesem Zwecke gleich na seiner Rückkehr nach Stäfa (8. Oct.) Tschudi's Schweize chronik und besprach mit Meyer die Behandlung des Stoff Es war sein Wunsch, wieder eine größere Arbeit in Hexame zu unternehmen. „Eine solche Ableitung und Zerstreuun äußert er, „war nöthig, da mich die traurigste Nach mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neuman verehlichte Becker, war von uns geschieden“ [am 22. Sep Diese hoffnungsvolle junge Schauspielerin war Goethe zu werth geworden, da er sie als Kind in der Darstellung Rolle des Arthur (in Shakspeare's Johann) unterricht in der sie das Publicum zur Bewunderung hinriß. Seit hatte er ihr wachsendes Talent mit innigster Theilnah begleitet und gefördert. 25) „Sie war mir“, schreibt er unte 25. October an Böttiger, „in mehr als einem Sinne li Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust f Theater zu arbeiten wieder regte, so hatte ich sie gewiß Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geb aber für mich kein anmuthigeres ...... Liebende ha Thränen, und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten. wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen möchte.“ Das war die Elegie Euphrosyne, eine Di in edler, streng antiker Haltung, der letzten Elegie des perz verwandt: der Dichter läßt den scheidenden Geist zwischen den düstern Gebirgsmassen zu sich heransch

m von ihm die kindlichen Worte dankbarer Erinnerung und
en Auftrag zu vernehmen, ihn nicht ungerühmt zu den
Schatten hinabgehn zu lassen, da nur die Muse dem Tode
niges Leben zu gewähren vermöge. Knebel, der Uebersetzer
r Properzischen Elegieen, schrieb ihm die schönen Worte
s Beifalls: „Sie ist eines der naturseligsten, zartesten
Werke, die je von eines Dichters Seele durch die Feder ge-
ossen, einzig, eigen und schön, die Verse frei wie die Natur.“

Neue Anhaltpuncte für das Studium der Kunst gewährte
e Ankunft des letzten Kastens von Rom, der über Triest,
illach und Constanz endlich glücklich in die Hände des Eigen-
ümers gelangte. Er enthielt die Copie des antiken Ge-
äldes der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit,
ozu Meyer einen ausführlichen Commentar geschrieben hatte.
Das Bild“, schreibt Goethe, „nunmehr, so viel es möglich
ar, nachgebildet und wieder hergestellt vor sich zu sehen, sich
aran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mängel
sprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende
nterhaltung“. Es ward, sorgfältig eingepackt, auf der
eimreise mitgeführt, um diesen Schatz nicht fremden Händen
d neuen Zufällen auszusetzen. Daneben ward auch wieder
el theoretisirt und mit Meyer ein Schema über die zu-
lssigen Gegenstände der bildenden Kunst entwor-
n. Meyer's Studien waren vornehmlich dahin gerichtet,
e Geschichte der Kunst im Sinne Winckelmann's fortzuführen.
Mit großer Genauigkeit hatte er die Kunstschätze Italiens
rzeichnet, und Goethe war erfreut, „aus diesen Trümmern
e Kunstgeschichte aufsteigen zu sehen, gleichsam wie einen
hönix aus einem Aschenhaufen.“ Pläne wurden bereits
tworfen, den gewonnenen Stoff in ansprechender Form
r das deutsche Publicum zu verarbeiten.

Am 26. October brach Goethe mit seinem Freunde zur
imreise auf. Sie wandten sich über Schaffhausen nach

Stuttgart und wählten von da die Straße über Nürnberg, wo sie einige Tage (6. — 15. Nov.) mit Knebel zubrachten und sich an den alten Kunstwerken und sonstigen Merkwürdigkeiten dieser interessanten Stadt erfreuten. Im nächsten Jahre wählte Knebel, der sich mit der Kammersängerin Luise von Rudorf verband, Ilmenau zu seinem Wohnsitz und blieb somit in des Freundes Nähe. Die Unterhaltung mit Meyer ließ zu ausführlichen Tagebuchs=Aufzeichnungen nicht Zeit und Lust, so daß der Reisebericht zuletzt in kleine Blättchen ausläuft.

Die Nachwirkung dieser Reise erwies sich für Goethe's Productivität nicht günstig. Hatte er gleich während seiner Reise die Meinung gehegt, bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, reich geworden zu sein, ohne beladen zu sein, und von dem Stoff nicht incommodirt zu werden, weil er ihn gleich zu ordnen und zu verarbeiten wisse, so vernehmen wir doch bald nach seiner Rückkunft die Klage, daß er das Reisematerial zu nichts brauchen könne und außer aller Stimmung gekommen sei etwas zu thun, so daß ihm kaum gelingen wolle, einen erträglichen Brief zu dictiren. Er erinnerte sich dabei früherer ähnlicher Wirkungen. Eindrücke, meinte er, müßten bei ihm lange im Stillen wirken, ehe sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden ließen. Allein Jahre vergehen, ohne daß es Goethe gelingt, aus dem reichen Schatze seiner Ideen ein neues Kunstwerk zu gestalten, und all sein dichterisches Bemühen kommt nicht über Entwürfe und fragmentarische Anfänge hinaus.

Die Freundschaft mit Schiller war vornehmlich das Band, das ihn an die Poesie fesselte. In dem Briefe, der jene Klage enthält, erkennt Goethe zugleich dankbar an, daß ihn Schiller von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf sich selbst zurückgeführt: „Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine

zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte." Schiller war aufs eifrigste mit der Bearbeitung des Wallenstein beschäftigt, und Goethe begleitete dies Werk schrittweise mit seinem Rath und seiner aufmunternden Anerkennung. Es war Schiller darum zu thun, sich Goethe's Natur möglichst anzunähern und eine Dichtung zu Stande zu bringen, die dessen Anforderungen Genüge leiste; er war sich's bewußt, daß nur der fortgesetzte Verkehr mit einer ihm objectiv so entgegengesetzten Natur und sein lebhaftes Hinstreben danach ihn fähig gemacht hatten, über seine subjectiven Grenzen so weit hinauszugehen. In längeren Conferenzen wurden alle einzelnen Theile durchgesprochen, ein schöner Beweis, wie bereit stets Goethe war, das Treffliche neidlos zu fördern und anzuerkennen.

Da Goethe sich während des Winters "von aller Production beinahe abgeschnitten" fühlte, so warf sich sein unruhiger Geist in eine zerstreuende Vielgeschäftigkeit. Faust trat ihm wieder nahe; Märchen und Novellen wurden ausgesonnen, die er als einen zweiten Theil den Unterhaltungen der Ausgewanderten anzuschließen gedachte; die Ilias ward wieder vorgenommen, und ein Schema derselben sorgfältig verfaßt, "worin alle Motive Schritt vor Schritt ausgezogen" wurden. Die Bemerkung, daß zwischen Ilias und Odyssee ein Epos der Tod des Achilles mitten inne liege, führte ihm ein neues Sujet zu einer epischen Dichtung zu, deren Entwurf viel durchdacht und mit den Freunden besprochen wurde. Meyer zog ihn zu Betrachtungen der Kunst und zu den Studien der Kunstgeschichte, und da er über florentinische Kunstgeschichte schrieb, so nahm Goethe den Cellini wieder vor und schrieb kleine historische Aufsätze dazu. Beide bereiteten gemeinschaftlich eine archäologische Zeitschrift vor, deren erstes Heft im Jahre 1798 unter dem Titel Propyläen

ans Licht trat. Goethe bezeichnet sie als eine wahre Wohlthat für seinen Geist, indem sie ihn endlich nöthige, die Ideen und Erfahrungen, welche er so lange mit sich herumschleppe, auszusprechen. Schiller's Horen, im letzten Jahrgange schon ermattet, hörten auf zu erscheinen.

Neben diesen Beschäftigungen blieb auch der Naturforschung ihre Stelle. Abwechselnd zogen ihn Insecten, Mineralien und Farben an. Er schrieb seine Ideen über Metamorphose der Insecten nieder, theilte in dem Aufsatze „über pathologisches Elfenbein“ das Ergebniß seiner Beobachtungen der Elephantenzähne mit, nahm die weitschichtigen Papiere zur Farbenlehre wieder vor und machte den Entwurf zu Geschichte derselben. Schiller's reflectirender Geist griff auch hier fördernd und ordnend ein. Physikalische und philosophische Lectüre schloß sich daran. Von Schelling's naturphilosophischen Schriften fühlte Goethe sich lebhaft angezogen, da sie mit seiner speculativen Naturforschung sich nahe berühr[illegible] „Die Philosophie“ — schreibt er — „wird mir immer [illegible]ther“. Durch den Verkehr mit Meyer trat die Farbentheorie wieder in engere Beziehung zur bildenden Kunst, und in [illegible] Propyläen beabsichtigte man die ästhetische Seite der Farbenlehre näher zu beleuchten.

Ein kurzer Aufenthalt in Jena, im März 1798, während dessen über Wallenstein berathen ward, regte die Neigung [illegible] poetischen Arbeiten wieder an. Goethe benutzte „die lyri[illegible] Stimmung des Frühlings“, um den Faust fortzusetzen, [illegible] „brachte ihn um ein Gutes weiter.“ „Das alte no[illegible] räthige höchst confuse Manuscript ist abgeschrieben, und [illegible] Theile sind in abgesonderten Lagen nach den Nummern [illegible] ausführlichen Schema's hinter einander gelegt; nun kann [illegible] jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne [illegible] weiter auszuführen und das Ganze früher oder später [illegible]sammenzustellen.“ Da Goethe gegen Schiller äußert,

hn die tragischen Scenen sehr angegriffen hätten, so sind nstreitig um jene Zeit die Abschnitte entstanden, welche den rsten Theil schließen. Jene Prosascene zwischen Faust und Rephistopheles dictirte Goethe in raschem Fluß, wie sie jetzt asteht. Weimar ließ aber Sammlung und ruhige Stimmung icht aufkommen. Der Ankauf des Oberroßlaer Freiguts, as er im Juni in Besitz nahm, brachte neue Wirthschafts- rgen mit sich. Der Schloßbau nahm ihn, seit Thouret ı Weimar angelangt war, gleichfalls in Anspruch. Für fflan d's Gastspiel, auf das wir später zurückkommen, ußten Vorbereitungen getroffen werden. Uebrigens ließ die nwesenheit des geschätzten Künstlers eine gute Nachwirkung ırück, und Goethe fühlte sich wieder zu dramatischen Arbeiten ıfgelegt. Doch war es nur ein Zeitverlust, wenn er sich ırch Iffland zur Wiederaufnahme der Bearbeitung eines veiten Theils der Zauberflöte bestimmen ließ, was ihm chiller mit einem „Trachtet nach dem, was droben ist" ıszureden suchte. Goethe meinte, es könne nicht schaden, e schon vor drei Jahren angefangene Arbeit in Zeiten mitt- rer Stimmung durchzuführen. Er hat es jedoch nicht über h vermocht, diese Nebenarbeit fertig zu machen.

Der Sommer, in den wieder ein längerer Aufenthalt in ena fiel, gewährte einige poetische Lichtblicke. Achill und ell, die antike und moderne Welt, stritten um den Vorrang, nd noch zögerte die Ausführung, weil die Bedenklichkeiten in er Theorie noch nicht überwunden waren. Das Studium er Ilias „hatte ihn wieder in dem Kreise von Entzückung, offnung, Einsicht und Verzweiflung durchgejagt"; gleichwohl, sehr ihn der Achilles-Mythus anzog, drückte ihn die Furcht, ch im Stoffe zu vergreifen, der mehr tragisch-sentimental, s Homerisch-antik sei. Schiller hielt es eher für eine ugend als einen Fehler des Stoffs, daß er den Forderungen nseres Zeitalters entgegenkomme, indem es für den Dichter

ebenso unmöglich als undankbar sei, seinen vaterländischen Boden ganz zu verlassen. Goethe hielt den Plan fest; im Beginn des nächsten Jahres hatte sich das Gedicht bis in seine kleinsten Theile organisirt; fünf Gesänge waren motivirt, so daß Schiller erstaunt war, wie deutlich der Dichter Alles vor sich sehe, ohne es aufzuschreiben. Endlich entschloß er sich, den ersten Gesang auszuführen, welchen er am 2. April 1799 an Schiller übersandte. Er hatte so guten Muth zur Fortsetzung, daß er im Lauf des Jahres fertig zu sein hoffte. Allein die Aussicht verschwand ihm bald wieder, indem er einsehen mochte, daß die sorgfältigste künstlerische Behandlung dem antiken Stoff nicht das warme Interesse von Herman und Dorothea zu leihen vermochte. Jener erste Gesang uns als Probe geblieben, wie sehr er sich der Homerisch Behandlung zu nähern gesucht hatte, ohne jedoch die heroi Haltung der Ilias sich zu eigen machen zu können. späterer Vorsatz, das Sujet als Roman zu bearbeiten, zei sich noch weniger ausführbar.

Um jene Zeit dachte er wiederholt über die Möglich eines großen *Naturgedichtes*, um die Resultate der ne ren Wissenschaft in ein anmuthigeres Gewand zu klei Der glückliche Versuch mit der didaktischen Elegie „die Me morphose der Pflanzen," welcher er, wie oben erwähnt, ähnliches Gedicht über die magnetischen Kräfte anzuschl gedachte, konnte zu einem solchen Unternehmen ermuth Später führte ihn besonders die Beschäftigung mit Lehrgedicht „über die Natur der Dinge", welches Kneb übersetzen und mit ihm zu besprechen angefangen hatte, mals auf diesen Entwurf zurück, ohne daß er Zeit gew ihn auszuführen.

In den Juni 1798 fallen außer dem Abschluß Elegie Euphrosyne die kleineren lyrisch-didaktischen Ge *Bakis' Weissagungen*, ein Cyklus von Räthsel-Epig

men, die an poetischem Werth hinter den früheren Epigrammen weit zurückstehen, und deutscher Parnaß (anfangs Sängerwürde überschrieben), sowie die nähere Motivirung der ersten Gesänge des Tell. Die Behandlung des Gedichts trat jetzt klarer hervor und ward in den Unterhaltungen mit Schiller viel hin und her überlegt. Tell war in dem Goethe'schen Entwurf als ein kräftiger Lastträger dargestellt, der die rohen Thierfelle und sonstigen Waaren durchs Gebirge herüber und hinüber zu tragen beschäftigt ist; ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu kümmern, treibt er sein Gewerbe und ist fähig und entschlossen, die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren. In diesem Sinne ist er seinen Landsleuten bekannt und harmlos auch unter den fremden Bedrängern. Der Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch dies oder jenes verüben, was gelegentlich zu Nutzen oder Schaden wirken kann. Diese beiden Charaktere sollten persönlich gegen einander stehen und unmittelbar auf einander wirken. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitz und Ehre verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung und zum endlichen Ausbruch treiben. Daß die Ausarbeitung dieses epischen Gedichts unterblieben ist, haben wir weniger zu bedauern, indem uns in dem dramatischen Gemälde Schiller's, dem Goethe sein Sujet förmlich abtrat, ein hinlänglicher Ersatz geworden ist, wobei wir zugleich den Einfluß der Goethe'schen Local- und Sittenschilderungen sehr hoch anzuschlagen haben, das Siegel des zehnjährigen Bundes unsrer größten Dichter.

„Sobald ich mich von Jena entferne“ — klagt Goethe leich nach dem kurzen jenaischen Juniaufenthalt — „werde gleich von einer anderen Polarität angezogen, die mich

dann wieder eine Weile festhält.“ Die Propyläen, zu deren erstem Hefte das Manuscript redigirt und abgesandt werden mußte, gestatteten der Muse der Poesie nur flüchtigen Besuch. Ueberdies zerstreute ihn der neue Theaterbau. Die Nothwendigkeit einer Veränderung war längst fühlbar geworden; die Anwesenheit des Baumeisters Thouret beschleunigte die Ausführung, welche so rasch betrieben wurde, daß das erweiterte Haus, welches zweihundert Zuschauer mehr, als bisher, faßte, am 12. October eröffnet werden konnte. Es begann damit eine neue Epoche der deutschen Bühne; denn Wallensteins Lager von Schiller ward zur Aufführung gebracht, eingeleitet durch den köstlichen Prolog, welcher die dem Drama durch die gewaltigen Zeitbewegungen gebotene höhere Aufgabe in glänzender Rede hervorhebt. Goethe hatte nicht die Darstellung einer eigenen Dichtung jemals mit solchem Eifer betrieben, wie diese. Er selbst hatte bei den Proben die äußeren Anordnungen übernommen, Meyer bei den Costümen und Decorationen mitgewirkt. Die Generalprobe wurde im Theatercostüm gehalten. „Wir waren“ — berichtet Schillers Schwägerin, Caroline von Wolzogen — „mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe gegenwärtig und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Es war ein schöner Abend. Schiller war sehr gerührt, und Goethe's herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig.“ Artikel über den Werth des Werkes und die erste Aufführung waren von Goethe selbst für die Cottaische allgemeine Zeitung schon im Voraus abgesandt, um schiefen Beurtheilungen anderer Scribenten zuvorzukommen.

Wenn ein lange Zeit in Deutschland verbreitetes Gerücht Goethe einen großen Antheil an der Bearbeitung dieses Drama's zuschrieb, so lag dem allerdings das richtige Gefühl zum Grunde, daß es im Goethe'schen Geiste gedichtet

mittelbar sind nur von Goethe hie und da einige „Pinsel-
:che“ hinzugethan. Zur Capuzinerpredigt, welche man
rnehmlich auf seine Rechnung gesetzt hat, übersandte er
nem Freunde nur einen Band Predigten des Abraham
Sancta Clara, wonach Schiller die nachträglich eingeschobene
cene rasch ausgeführt hat.[26]) In gleicher Weise machte
h Goethe's freundschaftlicher Beistand im Verlauf des
Verkes geltend, indem er überall mit seinem Rathe dem
ichter zur Seite stand. Besonders fühlte sich Schiller durch
oethe's inhaltsschweren Brief über das astrologische Motiv
einem der schwierigsten Puncte der Dichtung gefördert, so
iß er erwidert: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen
:isen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser
elegenheit aufs neue erfahren.“ Wenn ihn unter der Last
r Arbeit manchmal ein Mißtrauen in seine Kräfte anwan-
ln wollte, so gab ihm Goethe's Beifall stets neuen Muth.

Am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin
ise, konnten die Piccolomini zur Aufführung gebracht
rden, zu welcher auch Schiller nach Weimar herüberkam.
n 20. April folgte Wallensteins Tod. „Schiller's
allenstein ist so groß, daß zum zweitenmale nichts Aehn-
hes vorhanden ist“ — so äußerte sich Goethe mehr als
anzig Jahre nach des Freundes Tode. „Es ist mit diesem
tücke“, bemerkte er bei anderer Gelegenheit, „wie mit einem
gelegenen Weine: je älter sie werden, desto mehr Geschmack
winnt man an ihnen“.

1799 — 1805.

Seit Schiller durch den Wallenstein das Feld
gewonnen hatte, auf dem seinem poetischen Talent n
schönsten Erfolge vorbehalten waren, stand bei ihm d
danke fest, durch die anregende Anschauung der Bühn
dramatische Production zu beleben und auszubilden und
Jena, wo er sich besonders seit der Abreise Wilheln
Humboldt (1797) sehr vereinsamt fühlte, mit Wein
vertauschen. Der Herzog kam seinen Wünschen mit li
Anerbietungen entgegen, und Schiller zog im Decembe
nach Weimar herüber. Die Freunde kamen dadurch
mittelbare Nähe und sahen die jenaischen Abende mi
gehaltvollen Geistesgenüssen nach Weimar verpflanzt,
nicht etwa die mehrmals wiederkehrende Abwesenheit G
sie wieder zu der Aushülfe des brieflichen Verkehrs zu
nöthigte. Die Innigkeit ihres Verhältnisses erlitt auch
folgenden Jahren keine Beeinträchtigung und Störung
sie sich's in den letzten Stunden des Jahres, welches si
zusammengeführt hatte, in ernstem Gespräche gelobte
gern der Ansicht huldigten, daß mit dem Jahre 180
neue Jahrhundert begonnen werde.

Gleichwohl konnte ihre gegenseitige geistige Ein
nicht mehr ganz so bedeutend, wie früher, sein, nachde
Naturen sich mehr und mehr dergestalt ausgeglichen
daß sie fast die Rollen vertauscht zu haben schienen.

iehr arbeitete Schiller schüchtern und bedächtig an Goethe's
Hand, sondern schritt im Selbstgefühl rüstiger Productions-
raft von einem dramatischen Werke zum andern. Goethe
agegen war jetzt mehr der Zögernde, Unschlüssige, der einen
ntwurf von dem andern verdrängen ließ, ohne jene freudig
haffende Kraft, die ihm den Wilhelm Meister und seinen
ermann rasch vollenden half, wieder zurückrufen zu können.
Während jener alles Theoretisiren bei Seite warf, um nicht
der Production gehemmt zu werden, und beides jetzt „im
Süd- und Nordpol“ von einander geschieden sah, stieg Goethe
efer und tiefer in die philosophische Speculation hinein.
b er gleich sein Glaubensbekenntniß auch jetzt noch dahin
usspricht, daß die Forderungen von oben herein den unschul-
gen productiven Zustand zerstören und das Werk des Genie's
nbewußt entstehe, so wagte er doch kaum noch einen Schritt
thun, bevor er in der Theorie mit sich im Reinen sei;
e Reflexion und ihre Tochter, die Symbolik, beginnt seine
oesie zu trüben.

Goethe war durch Schiller's Thätigkeit fürs Drama und
r gemeinschaftliches Wirken für die deutsche Bühne ebenfalls
diese Sphäre der Dichtung wieder zurückgeführt worden.
ie epischen Entwürfe blieben liegen, wenn auch „Tell“
ch zu Zeiten sein Nachdenken beschäftigte. Faust, zu dessen
rtsetzung Schiller wiederholt ihn antrieb, rückte „sachte“
r; der Dichter konnte am 1. August 1800 melden, daß
rin ein Knoten gelöst sei. Dies war die Motivirung des
scheinens der Helena. Die Ausarbeitung dieses Theils
r Dichtung, jetzt des zweiten Theils dritter Act, ward zum
ößeren Theil bei einem Herbstaufenthalt in Jena ausgeführt.
a Wilhelm von Humboldt gleichzeitig mit der Uebersetzung
n Aeschylus' Agamemnon beschäftigt war, so ließ Goethe
h bestimmen, bei dem Uebergange zum antiken Stoff den
imeter der griechischen Tragödie in Anwendung zu bringen.

Aus der hier beabsichtigten symbolischen Vermittlung des
Antiken und Modernen entsprang auch das kleine Festspiel
Paläophron und Neoterpe. In einem frohen Cirkel
bei Fräulein von Göchhausen dictirte Goethe, auf- und ab-
schreitend, den Entwurf des Stücks, wie es ihm gerade einfiel.
Am 24. Oct. 1800 ward es zur Feier des Geburtsfestes der
verwittweten Herzogin von einem aus jüngeren Mitgliedern
damals gebildeten Liebhabertheater aufgeführt.[27]) Es
war der erste Versuch eines neuen Genre dramatischer Vor-
stellungen, indem man die Masken des antiken Dramas
anwandte.

Schon diese Versuche sind uns ein Beweis, daß Goethe
seit einigen Jahren und besonders seit der Aufführung
Wallenstein darauf bedacht war, das Theaterrepertorium
den momentanen Launen des genießenden Publicums
emancipiren und für die Bühne die Forderungen eines
gebildeten Kunstgeschmacks zur Geltung zu bringen. Di
höhere Richtung gewann Goethe's Theaterleitung, seit sein
lerischer Genius im Bunde mit Schiller die volle Ene
wiedergewonnen hatte. Vornehmlich bezeichnet Iffland
erster Gastrollencyklus im März und April des Jahres 1
wo er in vierzehn Vorstellungen auftrat, eine Epoche in
Entwickelung der weimarischen Bühne. „Außer einem sol
belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiele",
Goethe in den Annalen, „wurden diese Vorstellungen be
tender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums
ein Anlaß, das Wünschenswerthe näher kennen zu ler
Ein bedeutender Schritt dazu war, daß zum Schluß
Iffland'schen Gastspiels Goethe's Egmont zum erstenm
die Bühne gebracht wurde. Schiller war die Redaction
lassen. Vergleicht man die Aenderungen und Verkür
des Stückes in der jetzt gedruckt uns vorliegenden Bearbei
so war sein Verfahren allerdings „grausam", wie

lbst es nennt, ohne daß in dieser Bemerkung ein Vorwurf
ekränkter Autoreitelkeit liegen soll. Nicht nur die Scenen,
n denen die Regentin auftritt, wurden weggelassen; auch
onst wurden manche Scenen ohne Noth verrückt und viele
Stellen verändert; selbst die Traumerscheinung Clärchens war
nicht nach Schiller's Sinne. Somit ist diese Redaction ein
Pendant zu der Recension des Egmont.

Iffland gefiel sich in Weimar so sehr, daß er auf Unter-
handlungen wegen eines dortigen Engagements einging.
Man gewährte die von ihm gestellten Bedingungen, auch die,
daß er nur in herzoglichen Landen zu spielen verpflichtet sein
olle; als Regisseur wurde ihm eine ausgedehnte Vollmacht
ugestanden. Die Absicht war sogar, ihm gegen Contract die
Direction zu überlassen, so daß ihm beim Engagement des
Bühnenpersonals freie Hand gelassen werden sollte. Iffland
wollte sich indeß erst in Mannheim erklären, wie er sich
osmachen könne. Die Hoffnung ward vereitelt. Iffland
ntschied sich für Berlin, von wo man ihm die glänzendsten
Anerbietungen machte. Der Herzog und Goethe gestanden
u, daß er sie nicht habe ausschlagen können, und zürnten
hm deßwegen nicht. Im April 1798 kam Iffland zum
weitenmal nach Weimar auf sechs Gastrollen. Er nahm
ein Honorar; nur die Kosten der Reise und des Aufenthalts
wurden von der Theatercasse bestritten. „Was ich dort sehe
und empfinde“, schrieb er, „ist das edelste Honorar.“

Inzwischen hatte das weimarische Theater manche be-
deutende Talente herangebildet und neue gewonnen. Caro-
line Jagemann, durch schöne Gestalt, edle Züge und
künstlerisches Talent ausgezeichnet, kehrte 1797 von Mann-
heim nach Weimar zurück; zuerst trat sie als Sängerin in
Wranitzky's Oper Oberon auf und erlangte noch größere
Bedeutung im recitirenden Drama. Sie ward bald der
Liebling des Publicums und — des Herzogs. Zu ihm trat

sie, ohne jedoch ihre Stellung am Hoftheater aufzugeben, in ein vertrauliches Verhältniß und ward nachmals als Frau von Heygendorf in den Adelstand erhoben. Die Herzogin billigte die Wahl ihres Gatten, da sie seit der Geburt ihres jüngsten Sohnes nicht wünschen durfte wieder Mutter zu werden. Dies zur Milderung des Urtheils wie zur Erklärung späterer Vorgänge. Denn es leuchtet ein, daß durch den persönlichen Einfluß der Jagemann dem Intendanten das Geschäft der Theaterleitung oft erschwert und verleidet wurde.

Von anderen Notabilitäten der weimarischen Bühne, welche größtentheils ihre künstlerische Ausbildung Goethe verdanken, nennen wir Becker, Graff, Vohs, Oels, Grüner, Wolff nebst dessen Frau, ein treffliches Künstlerpaar, das nachmals zu Goethe's großem Verdrusse nach Berlin gezogen wurde, Frau Vohs und die ihr an Lieblichkeit gleichende Christiane Becker, geb. Neumann, welche durch Goethe's „Euphrosyne“ verewigt worden ist. Goethe stiftete eine förmliche Theaterschule, welche im Jahre 1803 auf zwölf Mitglieder angewachsen war.

Seit Schiller nach der Vollendung des Wallenstein in Weimar seinen bleibenden Aufenthalt genommen hatte, leistete er in der Förderung und Fortbildung des Hoftheaters seinem Freunde den thätigsten, erfolgreichsten Beistand. Sie theilten sich in die Geschäfte der Leitung der Proben und der Vorbereitung der Vorstellungen und fanden bei dem Hofrath Kirms, der Goethe in der Theaterintendanz untergeordnet war, die bereitwilligste Unterstützung, am meisten aber in der Begeisterung und Hingebung der Künstler selbst. „Da ward“, sagt Kanzler von Müller, der ein Zeuge jener Jahre war, „keine Art persönlicher Hingebung gespart, mit unermüdlicher Geduld Lese- und Darstellungsproben abgewartet und wiederholt, jeder Charakter genau begrenzt, entwickelt, lebendig hingestellt, die Harmonie des Ganzen immer schärfer ins Auge gefaßt

späht und gerundet. Nirgends vermochte Goethe den Zauber einer imposanten Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen als unter seinen dramatischen Jüngern: streng und ernst in seinen Forderungen, unabwendlich in seinen Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das Kleinste wie das Größte beachtend und eines Jeden verborgenste Kraft hervorrufend, wirkte er im gemessenen Kreise, ja meist bei geringen Mitteln, oft das Unglaubliche; schon sein ermunternder Blick war reiche Belohnung, sein wohlwollendes Wort unschätzbare Gabe. Jeder fühlte sich größer und kräftiger an der Stelle, wo Er ihn hingestellt, und der Stempel seines Beifalls schien dem ganzen Leben höhere Weihe zu gewähren. Man muß es selbst gesehen und gehört haben, wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben und schon bei Nennung ihres Namens sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wußten.“

Nachdem früher auf der Bühne der Conversationston und ein gewisser Naturalismus, der für Einfachheit und Natürlichkeit galt, geherrscht hatte, war man durch Iffland's erstes Gastspiel zu der Einsicht gelangt, daß es des Künstlers Aufgabe sei, seine Individualität zu überwinden, aus jeder Rolle ein in sich abgerundetes Ganzes zu machen und dadurch sein Talent zu einer künstlerischen Vielseitigkeit auszubilden. Eine andere Bemühung war mit der Vorstellung des Wallenstein glücklich durchgeführt: die lange von der Bühne verbannte rhythmische Declamation wurde hergestellt und der dramatische Vers wieder in seine Rechte eingesetzt. Seitdem war das Bestreben der beiden Dichter dahin gerichtet, die

Bühne mehr und mehr einer idealen Classicität anzunähern. Von nationalen Tendenzen gänzlich absehend, suchte man das Beste verschiedener Zeiten und Völker zur Anschauung zu bringen, „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könne.“

Zuerst wandte man sich zu dem französischen Drama, von dessen Erneuerung namentlich Karl August sich eine Verbesserung des Geschmacks versprach. Goethe übersetzte 1799 Voltaire's Mahomet, mit dessen Aufführung das Theater den Geburtstag der Herzogin (30. Jan. 1800) feierte. Das Gedicht Schiller's an Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, läßt einiges Mißwollen gegen die Wiederbelebung des französischen Pathos blicken, obwohl auch er späterhin mit der Bearbeitung von Racine's Phädra sich anschloß. Daß Goethe nicht zur Bewunderung des einst geschmähten französischen Trauerspiels (die Lustspiele Moliere's hielt er stets in Ehren) zurückgekehrt war, sieht man genugsam an seiner Aeußerung bei Gelegenheit einer Vorlesung der Phädra nach dem französischen Original: „Der Deutsche möchte wo[hl] auf ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemessenen u[nd] aufgedunsenen Pathos entsagt haben.“

Im Jahre 1800 vollendete Goethe die Bearbeitung [von] Voltaire's Tancred, wobei er bemüht war, dem Anfa[ng] und dem Ende des Stücks mehr Fülle, als im Original, [zu] geben. Aus dem nämlichen Bestreben, einige werthvolle Dramen des Auslandes der deutschen Bühne anzueignen, entst[an]den Schiller's Bearbeitungen von Macbeth, Turandot [und] Phädra. Bei der Aufführung von Lustspielen des Te[renz] wurden, wie in „Paläophron und Neoterpe“, griechische Ma[sken] angewandt. Die Ausschreibung eines Preises für das [beste] Lustspiel (1801) zeugt von dem Bestreben der beiden Di[chter]

die Production anzuregen, war aber ohne sonderlichen Erfolg, da nur mittelmäßige Stücke einliefen.

Je größere Ansprüche die großen dramatischen Schöpfungen Schiller's an den Schauspieler machten, desto mehr ließ sich das Repertorium classischer Dramen erweitern, indem man keine Schwierigkeiten mehr zu scheuen hatte. Zu Lessing's Emilia und Minna trat im November 1801 auch Nathan der Weise hinzu. Im folgenden Jahre erschien Goethe's Iphigenie in ihrer edeln metrischen Form auf der Bühne, gerade um die Zeit, als die erste Darstellerin der jungfräulichen Priesterin, Corona Schröter, aus dem Leben schied (†23. Aug. 1802). Daneben machte man, nicht ohne Widerspruch des Publicums, den gewagteren Versuch, die Dramen der Brüder Schlegel, Ion und Alarkos, vorzuführen.

Der Höhestand der weimarischen Bühne fiel in die letzten Lebensjahre Schiller's, und die Glanzpuncte ihrer Leistungen waren jene classischen Dramen, welche der Dichter gleichsam im Hinblick auf sie und durch sie ermuthigt in rascher Folge schuf. In Betreff der Bühnendarstellung der Jungfrau von Orleans hatte Schiller einiges Bedenken und war der Ansicht, das Stück werde sich nicht zur Aufführung eignen, während Goethe der Meinung war, man habe schon größere Schwierigkeiten überwunden. Dennoch kamen diesmal die Leipziger, Berliner und andere Bühnen der weimarischen zuvor, indem der Herzog unter höflich ausweichenden Vorwänden die Aufführung in Weimar verweigerte, weil seiner Caroline Jagemann darin eine, wie ihm schien, zweideutige und undankbare Rolle zufallen würde. Goethe bewährte aufs neue seine discrete Freundschaft, indem er die Ursache der Verzögerung möglichst verheimlicht und den Verdacht der Mißgunst gegen einen von der Gunst des Publicums gefeierten Freund lieber auf sich genommen hat[28].

Unterbrechen wir hier die Schilderung von Goethe's dramaturgischer Thätigkeit, um einen Blick auf einige persönliche Vorgänge der letzten Jahre und auf des Dichters anderweitige geistige Beschäftigungen zu richten, die uns zu seiner Wirksamkeit für die Bühne zurückführen werden.

Goethe hatte bis dahin eine sehr feste Gesundheit genossen. Wenn er gleich im Sommer 1795 eine Cur in Karlsbad zu seiner Stärkung für rathsam hielt, so war doch eine erhebliche Störung nicht eingetreten. Von einem gefahrvollen Krankheitsleiden wurde er zum erstenmal im Beginn des Jahres 1801 befallen. Wir erinnern uns aus der früheren Erzählung, daß er um jene Zeit mit der Bearbeitung des Tancred beschäftigt war. Um mit dieser Arbeit, welche er Iffland für die auf den 18. Januar in Berlin vorbereitete Feier des preußischen Krönungsfestes versprochen hatte, rascher zum Abschluß zu kommen, begab er sich im December 1800 nach Jena. Die geistige Thätigkeit ließ ihn das Unangenehme der kalten Räume des dortigen herzoglichen Schlosses vergessen; selbst eine heftige Erkältung, die durch gewaltsame Mittel schnell unterdrückt ward, machte ihn in seinem Vorsatz nicht irre. Bald nach seiner Rückkehr nach Weimar ward er von einer Fieberkrankheit befallen. Einige Tage verlor er das Bewußtsein, und sein Leben war ernstlich bedroht; seine Freunde fürchteten für ihn. Die Kraft seiner Natur und ärztliche Pflege ließen ihn die Gefahr glücklich überstehen. In den Tagen der Genesung begann er am 19. Januar Theophrast's Büchlein von den Farben zu übersetzen. Zu den Vorbereitungen der am 30. Januar 1801 in Weimar stattfindenden Aufführung des Tancred vermochte er schon Einiges mitzuwirken. Schiller leitete die Proben. Mit Anfang des Februars war er seiner frühern Thätigkeit zurückgegeben und wandte sich mit erneueter Lust zum *Faust*, der eine Strecke vorwärts geschoben ward.

Erquickende Frühlingstage genoß er in dem ruhigen ländlichen Aufenthalt zu Oberroßla. Seit drei Jahren war er durch Ankauf im Besitz des dortigen Freiguts; doch hatte ihm die Verwaltung des ersten Pachters nur Verluste gebracht. Jetzt war ein neuer Verwalter eingesetzt, dessen lebhafte Neigung zur Baumzucht auch Goethe's Interesse für Parkanlagen wieder belebte. Dies veranlaßte manche Hin- und Herfahrten; die heitere Gastlichkeit des Besitzers zog viele Freunde herbei, Wieland war ein geselliger Nachbar in seinem nahgelegenen Gute Osmannstedt. Goethe konnte dankbar rühmen, daß der ländliche Aufenthalt ihm zu manchen kleinen poetischen Productionen Stimmung verlieh; das Gedicht „Wanderer und Pachterin" ist unstreitig unter diese zu zählen. Indeß war er froh, im Jahre 1803 das kleine Besitzthum wieder los zu werden „ohne irgend einen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte".

Mit Anfang des Juni 1801 reiste Goethe in Begleitung seines Sohnes ins Pyrmonter Bad, dessen Gebrauch Aerzte und Freunde ihm zu fernerer Stärkung seiner Gesundheit angerathen hatten. Die Aussicht auf einen längeren Aufenthalt unter den Gelehrten und den wissenschaftlichen Schätzen der Göttinger Universität machte ihm diese Reise besonders anziehend. Ein Lebehoch der Studirenden empfing ihn, als er am 7. Juni spät Abends in Göttingen eintraf. Einige Tage verflossen im Verkehr mit dortigen Gelehrten, vornehmlich Blumenbach und Heyne, mit denen er von früher her befreundet war, und im Beschauen der naturhistorischen und archäologischen Sammlungen; weitere Studien wurden einem zweiten Aufenthalt vorbehalten. Wie ihm Alles zum Studium wird, so beschäftigte er sich auch während seines Badeaufenthalts mit jener Umständlichkeit, die wir von seiner letzten Schweizerreise her kennen, mit der Natur, dem Geschichtlichen

und den gegenwärtigen Zuständen Pyrmonts, so daß auch Badelisten und Komödienzettel zu den Acten gesammelt wurden. Die Muse kam nur zu seltenem Gruß. Einsame Stunden wurden mit der Fortführung der Uebersetzung des Theophrast und der Collectaneen zur Farbenlehre ausgefüllt; doch entspann sich daneben ein Märchen, in welchem das Jahr 1582, wo auf einmal ein Zug von Gästen aus allen Weltgegenden nach Pyrmont strömte, die sich bei völlig mangelnden Einrichtungen auf die wunderlichste Art behelfen mußten, als prägnantes Moment ergriffen war, freilich nur ein Entwurf, dessen Grundzüge uns der Dichter in einem späteren Aufsatz aufgezeichnet hat.

Es war ein Fehlgriff der Aerzte, den kaum von einer entzündlichen Krankheit Genesenden einem so entschieden aufregenden Bade zuzuschicken. Er war auf einen solchen Grad reizbar geworden, daß ihn Nachts die heftigste Blutsbewegung nicht schlafen ließ und leichte Anlässe in einen excentrischen Zustand versetzten. Wenig befriedigt daher von den Resultaten seines Aufenthalts, verließ er Pyrmont am 17. Juli und fühlte sich wohler in der Nachcur gelehrter Göttinger Studien, welche er bis Mitte August fortsetzte. Er hatte ein Verzeichniß aller in sein naturwissenschaftliches Fach schlagenden Bücher, deren er bisher nicht hatte habhaft werden können, mitgebracht und verwandte nun die meisten Stunden des Tages dazu, theils auf der Bibliothek, theils in seiner Wohnung eine Reihe von Werken, besonders in Bezug auf die Geschichte der Farbenlehre, durchzugehen und auszuziehen, nicht selten in Gefahr, durch die Masse von Gelehrsamkeit, der er nahe war, auf Seitenwege abgelockt zu werden; aber was ließ sich aus dem Bereich seiner Collectaneen ausschließen? Die übrigen Stunden verlebte er in heiterster Geselligkeit. „Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen Gesellschaften

Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte". Die Nächte waren weniger anmuthig; es gab hier keine römischen Nächte, „von weichen Gesängen durchklungen"; sondern die Cadenzen einer eifrigen Sängerin, Hundegebell und der Lärm der Nachtwächterhörner brachten ihn bei seiner noch anhaltenden Nervenreizbarkeit oft um den Schlaf, bis die Polizei um des geehrten Gastes willen mehrere der Hörner zum Schweigen brachte. Am 14. August begab er sich über Dransfeld, wo er die Basaltbrüche besuchte, und Münden nach Cassel, wo er die Seinigen in Begleitung Meyer's antraf. Seinen Geburtstag feierte er in Gotha, wo ihn Prinz August in seinem freundlichen Sommerhause mehrere Tage gastlich bewirthete, und langte am 30. August wieder in Weimar an.

Im Herbste dieses Jahres stiftete Goethe die Mittwochsgesellschaft, einen geselligen Kreis, an dem auch die gebildetsten Frauen Weimars (Gräfin Henriette von Egloffstein, Frau von Wolzogen, Frau von Schiller, Amalie von Imhof und andere) Theil nahmen. „Es geht sehr vergnügt dabei zu", schreibt Schiller an Körner, „obwohl die Gäste sehr heterogen sind. Der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und poculirt; auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen". Mehrere gesellige Lieder Goethe's [20]) und Schiller's haben daher ihre Veranlassung. Zu dem 22. Februar 1802, wo der Erbprinz vor seiner Abreise nach Paris zum letztenmal in diesem Kreise verweilte, dichtete Schiller das Lied „So bringet denn die letzte volle Schale" und Goethe das bekannte „Mich ergreift ich weiß nicht wie", dessen dritte Strophe durch die näheren Umstände erst ihr rechtes Licht erhält.

Um diese Zeit hatte sich August von Kotzebue nach einem kurzen Aufenthalt in Rußland wieder nach Weimar

gewandt und erwartete nichts Geringeres, denn in seiner Va-
terstadt als der Dritte im Triumvirate der dramatischen Poe-
zu glänzen. Als ein gefeierter Bühnendichter und überdies durch seine letzterlebten Abenteuer der unfreiwilligen Reise nach Sibirien die interessante Persönlichkeit des Tages, fand er in den höheren Kreisen Weimars eine zuvorkommende Aufnahme. Goethe jedoch, der zwar sein Talent anerkannte und ihm in früheren Jahren sehr zugethan gewesen war, hielt sich jetzt aus Abneigung gegen seinen Charakter in kalter Entfernung, und Kotzebue's Wunsch, in die Mittwochsgesellschaft aufgenommen zu werden, wurde durch ihn vereitelt, was den Kotzebue veranlaßte eine ähnliche Gesellschaft an den Donnerstags-Abenden in seiner Wohnung zu empfangen. Außerdem war Kotzebue gereizt durch Goethe's offene Parteinahme für die Brüder Schlegel, mit denen er bitter verfeindet war. Die Aufführung des Jon hatte Goethe mit großer Sorgfalt betrieben; in Kotzebue's „Kleinstädtern" strich er die Angriffe auf die ihm befreundeten jungen Dichter, und der Aufsatz, worin Böttiger, jetzt ein dienstfertiger Knappe Kotzebue's, den Dichter des Jon und die Theaterintendanz angriff, mußte, auf Goethe's Veranlassung, von Bertuch, dem Herausgeber des Journals für Luxus und Moden, noch nach erfolgtem Abdruck zurückgezogen werden. Durch alles dies gegen Goethe aufgebracht, warb er Partei und suchte an ihm durch eine öffentliche Demonstration zur Verherrlichung Schiller's Rache zu nehmen, zugleich mit der geheimen Absicht den Bund der Freunde zu sprengen. Gerade dazu schien ein geeigneter Zeitpunct gekommen zu sein, da man auch bei Schiller eine Verstimmung gegen Goethe wegen der Verzögerung der Aufführung der Jungfrau von Orleans voraussetzte.

Mehrere der ersten Damen Weimars, welche die geheime Absicht nicht durchschauten, hatten sich zur Theilnahme be-
erklärt; die schöne Gräfin Egloffstein hatte die Darstellung

„Jungfrau", Amalie von Imhof die der „Maria Stuart" übernommen, und Sophie Mereau sollte das „Lied von der Glocke" vortragen. Kotzebue beabsichtigte zum Schlusse als Meister Glockengießer aufzutreten; der Schlag seines Hammers sollte die Form zertrümmern, und aus der fallenden Hülle Schiller's Büste hervortreten, um von schönen Händen mit dem Lorbeerkranze gekrönt zu werden. Schiller selbst war so sehr Feind solcher eiteln Demonstrationen, „daß er vor Ekel darüber fast krank wurde" und sein Erscheinen bei der Feier, auf das man gerechnet hatte, zweifelhaft ließ. Schon war indeß das Fest auf den 5. März angesetzt und Alles vorbereitet; Einladungen waren ergangen; selbst die Prinzessin Caroline hatte ihre Gegenwart zugesagt. Allein — der Bürgermeister weigerte sich den neudecorirten Saal des Stadthauses, der dazu unentbehrlich war, für die Errichtung der Bühne herzugeben, die Bibliothekverwaltung lieferte die Dannecker'sche Büste Schiller's nicht aus, und da noch andere Hindernisse hinzutraten, konnte das beabsichtigte Fest nicht zu Stande kommen. Indem man dabei Goethe aus triftigen Gründen für das feindliche Princip hielt, so richtete sich gegen ihn der geheime Grimm der Gegenpartei. [30]) Bedauernswerther war, daß in Folge dieser Spaltungen der von Goethe gestiftete gesellige Kreis sich auflöste. Das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller litt jedoch nicht die geringste Störung. Kotzebue begab sich bald darauf nach Berlin und benutzte seitdem „den Freimüthigen", den er in Verbindung mit Merkel herausgab, zur Polemik gegen Goethe und die jüngere an ihn sich anlehnende Schule.

Nach denselben Grundsätzen, wie Goethe in Gemeinschaft mit Schiller für die idealen Kunstzwecke der Bühne thätig war, suchte er mit seinem Freunde Meyer den reineren Geschmack in der bildenden Kunst zu fördern. Die Propyläen wurden bis 1800 fortgesetzt und erhielten sehr viele

Beiträge von Goethe's Hand. Eine seiner ausgezeichnetsten Leistungen in der theoretischen Darstellung ist die Abhand- lung der Sammler und die Seinigen, worin unser Dichter, dem die philosophisch-systematische Entwicklung Begriffe noch weniger, als Schiller, geläufig war, die Be- handlung in Briefform und Dialog eine freiere Bewegu gestattete. Da bei der Theilnahmlosigkeit des Publicums d Absatz nicht über 300 Exemplare stieg, so sahen sich die He ausgeber zu ihrem Verdrusse genöthigt, die Zeitschrift eingeh zu lassen; einige nachfolgende Aufsätze über bildende Ku wurden in die allgemeine Literaturzeitung eingerückt. Wä rend die „weimarischen Kunstfreunde" (wie sie sich jetzt bezeichnen pflegten) bei der ästhetischen Erörterung ihrer A sichten und Grundsätze den Zweck verfolgten, von dem Se timental-Unbedeutenden und Platt-Natürlichen auf die höhe Anforderungen idealer Kunst, d. h. in ihrem Sinne auf d unbedingte Anerkennung des griechischen Kunstprincips, hinzu arbeiten, erkannten sie das Bedürfniß, um auf die gro Vortheile einer sorgfältigen Wahl günstiger Gegenstände Künstler aufmerksam zu machen, diese durch Preisaufga zu erleichtern, um bei Gelegenheit der Erläuterung und Beurtheilung derselben bestimmter auf das im Einzelnen verfolgende Ziel hinweisen zu können. Zu den Preisaufg wählte man vorzugsweise Scenen aus Homer's Gedich „welche von jeher die reichste Quelle gewesen, aus welcher Künstler Stoff zu Kunstwerken geschöpft haben." Die Aufgabe war die Scene aus dem dritten Buch der wo Venus dem Paris die Helena zuführt. Sie hatten Freude, neun Preisstücke eingehen zu sehen, deren Zahl jeder neuen Preisaufgabe stieg. Hektors Abschied Andromache und der Ueberfall des Rhesus waren für Jahr 1800 ausgeschrieben. Außer den Concurrenz wurden auch mehrere andere Arbeiten neuerer und Meister zu den öffentlichen Ausstellungen in Weimar einges

In den nächsten Jahren ließ man Scenen aus dem Leben des chill, Perseus' Befreiung der Andromeda, Odysseus und Polyphem folgen. Dann ging man 1804 zu einem allgemeinen roblem, dem Kampf der Menschen mit dem Elemente es Wassers, über. Die siebente und letzte Kunstausstellung im Jahre 1805 war den Thaten des Hercules gewidmet. Goethe ab in den Abhandlungen über die Ausstellungen, anfangs den Propyläen, dann in der allgemeinen Literaturzeitung, ne sorgfältig eingehende Kritik über die eingegangenen Zeichungen und Gemälde. Um sich zu dieser Beurtheilung besser orzubereiten, studirte er die Schilderungen griechischer Gemälde von Philostrat und schrieb die Abhandlung über olygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi, mit denen uns e Schilderungen des Pausanias bekannt machen; sie enthieln die bedeutendsten Scenen aus den Homerischen Gedichten.

Es leuchtet aus allem diesen hervor, daß die weimarihen Kunstfreunde in ihrem Eifer für antike Plastik zu weit ngen und von Einseitigkeit nicht freizusprechen waren. Von r Hoheit der griechischen bildenden Kunst erfüllt, würdigten e zu wenig den idealen Gehalt des modernen Lebens, aus m unsere neuere Malerkunst eine neue Fülle von Kunstleingen schöpfte. Ihr Wirken für die Verehrung classischer unst hielt consequent die Richtung Winckelmann's fest. Diem setzten sie daher, als Resultat mehrjähriger kunstgeschichtlihen Studien und gleichsam als Schlußstein ihrer Bemühun für die Kunst, in der Hoffnung, durch historische Darllungen »der fast ganz falschen Richtung der Zeit« entgegenrken zu können, gemeinschaftlich mit Wolf ein Denkmal dem 1805 erschienenen Werke Winckelmann und sein hrhundert. Die erste, von Goethe's Hand herrührende, theilung ist dem Vollendetsten beizuzählen, was er in tscher Prosa geschrieben hat; denn er schilderte ein Stück s eigenen innern und äußern Lebens. Im Ganzen

genommen waren alle diese wohlgemeinten Anstrengungen für die Aufrechthaltung des antiken Kunstprincips vergeblich und ihre Wirkung auf die Künstler gering. Das Zeitalter wandte sich von der Antike ab und erfüllte sich mit dem Geiste der christlich-mittelalterlichen Romantik. Die daraus sich entwickelnde Kunst, welche den „Weimarer Kunstfreunden“ als eine Verirrung, als ein Rückschritt erschien, war bei manchen Fehlgriffen im Einzelnen die Entfaltung einer neuen Kunstblüthe, eine Ansicht, der auch Goethe sich später nicht ganz zu verschließen vermochte. 31)

Wenden wir uns von der einige Jahre vorausgreifenden Schilderung der dramaturgischen und antiker Plastik gewidmeten Bemühungen der „Weimarer Kunstfreunde“ zu ... Januar des Jahres 1802 zurück, so finden wir Goethe wiederum im Schlosse zu Jena in Knebel's alter Stube, ... er immer „ein glücklicher Mensch ist, weil er keinem Raum auf der Erde so viele productive Momente verdankt“. ... einem weißen Fensterpfosten hatte er angemerkt, was er ... einiger Bedeutung in diesem Zimmer seit dem 21. Nov... 1798 gearbeitet hatte; dies interessante Autographon ... Dichters hat man leider! bei späterer Restauration ... Zimmers verlöscht. Diesmal rief ihn nach Jena ein ... ges Geschäft, das ihn den größten Theil des Jahres ... Weimar entfernt hielt. Die nachgelassene Bibliothek des ... storbenen Hofraths Büttner war, größtentheils schon ... Lebzeiten des Besitzers, von der herzoglichen Regierung ... kauft. In einer Reihe von Zimmern im Seitengebäude ... herzoglichen Schlosses, die ihm zur Wohnung ange... waren, lagen die Bücher, zum Theil noch ungeb... massenweis über einander gestapelt; andere Kammern ... mit physikalisch-chemischem Apparat angefüllt. Goethe's per... sönliche Anwesenheit war nöthig, um „die Herculische ... expedition“ zu leiten, die um so schwieriger war, ...

nöthigen Räume für die Wiederaufstellung mangelten, indem das bisher benutzte Local im Schlosse geräumt werden sollte. Die nachgelassenen physikalischen, besonders optischen Instrumente dienten dazu, den Grund zu einem physikalischen Cabinet zu legen.

Goethe wandte seinen längern Aufenthalt in Jena nach gewohnter Weise zugleich dazu an, im Verkehr mit den vielen ausgezeichneten Männern, die damals die Zierde der blühenden Universität waren, fortwährend zu lernen und sich geistig anzuregen; auch der aufstrebenden Jugend schloß er sich mit freudiger Theilnahme an. Fichte war bereits 1799 von der Universität geschieden, nachdem er die Regierung, die ihn aufs rücksichtsvollste schonte und ihn gern dem Lehrstuhl erhalten hätte, durch sein ungestümes Benehmen fast gezwungen hatte, ihm die Entlassung zu ertheilen. Niethammer, ein Anhänger Fichte'scher Philosophie, hatte Goethe schon bei seinem früheren Aufenthalt in Jena förmlich philosophische Vorträge gehalten, um ihn in den Gang des neuesten Systems einzuführen. Schelling war unserm Dichter von Seiten seiner naturphilosophischen Speculation geistesverwandt; Goethe fand in ihm „große Klarheit bei großer Tiefe". Auf den phantasievollen jungen Denker und die an ihn sich anschließende Dichterjugend, Tieck und die Brüder Schlegel, setzte er große Hoffnungen und stand mit ihnen im besten Vernehmen. Hegel, damals Privatdocenten in Jena, widmete er eine wahrhaft väterliche Fürsorge, einer der Ersten, die dessen künftige Bedeutung für die Wissenschaft erkannten, wie denn überhaupt das strebende, hoffnungsvolle Talent bei Goethe stets die bereitwilligste Anerkennung und Förderung fand. Mit Ritter wurde Physik getrieben, mit Loder vergleichende Anatomie fortgesetzt, deren Probleme Goethe „immer mit sich in Gedanken herumführte". Mit Himly ward vieles über das Sehen und über Farbenerscheinungen, oft

bis tief in die Nacht, verhandelt. Auch mit Mondbeobach-tungen beschäftigte sich Goethe im Laufe jener Jahre mit besonderem Interesse. Im Herbste hatte er die Freude, das neuerworbene Mineraliencabinet, welches der Fürst Dimitri Galizin, als Präsident der neugestifteten mineralogischen Societät, der Akademie geschenkt hatte, in dem dortigen bereits höchst reichhaltigen Museum wohlgeordnet aufstellen zu lassen.

Mitten zwischen diese jenaischen Beschäftigungen fiel der Bau des Lauchstädter Theaters.[32]) Bis dahin hatte ein leicht von Brettern aufgeführtes kleines Schauspielhaus, in welchem es für Schauspieler und Zuschauer an aller ständigen Bequemlichkeit fehlte, der weimarischen Truppe ihren Darstellungen während der Badesaison gedient. Die Nothwendigkeit eines Neubaus hatte sich längst fühlbar ge-macht. Auf Goethe's Anrathen bewilligte Karl August die nöthige Summe; doch war es schwierig, auf fremdem Grund und Boden ein solches Unternehmen auszuführen, indem die Stift-Merseburgischen Behörden den mit schön gewachsenen Bäumen gezierten Platz neben dem Bretterhause, welchen man ausgewählt hatte, nicht zum Bau eines Theaters hergeben wollten. Wenn Goethe bei einem gemeinnützigen Unternehmen auf eigensinnigen Widerstand stieß, half er manchmal durch einen Gewaltstreich. Er ließ in einer hellen Nacht die Bäume fällen. Die Bedenken waren gehoben. Es gelang die Concessionsurkunde zu erwirken, das Unternehmen ins Werk zu richten. Die tüchtigen Bau-meister, welche beim Bau des nunmehr vollendeten Residenz-schlosses — am 3. September 1803 wurde es von der her-zoglichen Familie bezogen — thätig gewesen waren, leisteten Goethe beim Entwerfen des Planes zu dem neuen Theater-gebäude ihre Beihülfe, und „mit leidenschaftlicher Kunstliebe" betrieb er die rasche Ausführung. Im März lag das ... dirte Holz noch bei Saalfeld eingefroren; dennoch konnte

neue Bühne am 26. Juni mit der Vorstellung des Tasso eröffnet werden. Goethe's Vorspiel **Was wir bringen**, welches er Anfangs Juni in Jena in raschem Zuge durchdictirt und dann nur stellenweise noch nachgebessert hatte, leitete sie ein. Vor den Augen der Zuschauer ward die Verwandlung eines schlechten Bauernwirthshauses in einen Palast dargestellt, und die verschiedenen Gattungen des Drama's mit besonderer Beziehung zu den Leistungen der weimarischen Gesellschaft auf symbolische und allegorische Weise vorgeführt. Das in munterer Laune leicht hingeworfene und lebendig durchgeführte Stück machte großes Glück und mußte mehrmals, nachher auch in Weimar mit einem Prolog des Dichters, wiederholt werden.

Indessen konnten die Freunde, und vor allen Schiller, das Bedauern nicht zurückhalten, daß Goethe auf dem Gebiete der Poesie so selten und höchstens mit unbedeutender Gabe erscheine, hatte man doch seinen „Hermann" als den Eintritt in eine neue dichterische Jugendfülle begrüßt. Noch bei der Uebersetzung der Voltaire'schen Tragödien hatten ihn die jenaischen Freunde ermahnt, nicht Fremdes zu bearbeiten, da er die Kraft habe, deutsche Meisterwerke selbst zu schaffen. Sie ahnten nicht, daß Goethe schon seit dem Erscheinen des „Wallenstein" mit einer größeren dramatischen Dichtung beschäftigt war, von der er diesmal selbst Schillern ein Geheimniß machte, weil er fürchtete, es werde ihm wieder gehen, wie mit der „Jagd" und der „Achilleis", bei denen er durch vieles Hin- und Herberathen unschlüssig und unsicher geworden war. Die erste Idee der **Natürlichen Tochter** war gegen Ende des Jahres 1799 durch die Lectüre der kurz zuvor erschienenen Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti angeregt und ein Schema sogleich ausgearbeitet worden. In dem Plane bereitete sich der Dichter ein Gefäß, worin er Alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution geschrieben und gedacht hatte, niederzulegen hoffte. Bei der

Bedächtigkeit und Umständlichkeit, mit welcher er in der spä-
teren Lebensperiode Alles, was er vornahm, zu behandeln
pflegte, motivirte er die dramatische Handlung mit allzu gro-
ßer Ausführlichkeit und erweiterte sie zu der Breite des Epos,
so daß er nach dem Vorgange des Wallenstein eine Trilogie
daraus gestaltete, welche, vollständig ausgearbeitet, funfzehn
Acte umfaßt haben würde. Der erste Theil ward in den
Jahren 1801 bis 1803 vollendet. Dieser enthält nur die
Exposition der eigentlichen Handlung. In den Parteiungen
und Ränken, welche in den höheren, den Thron umgebenden
Regionen thätig sind, sieht man den Sturm der Revolution
drohend herannahen; es ist die trübe Atmosphäre, welche das
aufsteigende Gewitter verkündet. Die Personen, welche uns
vorgeführt werden, können uns noch nicht durch ihr Handeln
anziehen. Dazu kommt der Mangel individueller Charakteristik;
selbst das historische Interesse ist verflüchtigt, indem die Cha-
raktere nur symbolisch als Vertreter ihrer Standesinteressen
uns entgegentreten. Unstreitig würden sie in der Fortführung
der dramatischen Handlung durch schärfere Zeichnung in ein
helleres Licht getreten sein; denn der zweite und der dritte
Theil, über deren Anlage uns kurze Andeutungen gegeben sind,
waren bestimmt, in die eigentliche Volksbewegung einzuführen
und die daraus hervorgehende neue Gestaltung der Dinge zur
Darstellung zu bringeu. Das Urtheil über den Werth des
Drama's bleibt daher unvollständig; als Ganzes kann es
nicht befriedigen, da es keine in sich abgeschlossene Handlung
hat; dagegen ist es reich an einzelnen tiefgedachten und [illegible]
entwickelten Scenen, in denen sich die volle Meisterschaft des
Dichters aufs neue bewährt; die kunstvolle Sprache hat [illegible]
die Klarheit und den melodischen Wohllaut seiner Iphigenie
und seines Torquato Tasso, nur nicht die gleiche Wärme.

Dem feinsinnigen weimarischen Publicum, dem die neue
Schöpfung des verehrten Meisters am 2. April 1803 [illegible]

ersten Male vorgeführt wurde, entging ihr hoher dichterischer Werth nicht; sonst konnte jedoch das allzu weit ausgesponnene Drama, dessen letzten beiden Acten alle Bühneneffecte abgehen, kein Glück machen, weßhalb Schiller den Rath ertheilte, es zu diesem Zweck zu verkürzen. Die kalte Aufnahme, die es bei der Nation fand, trug viel dazu bei, dem Dichter die Fortsetzung zu verleiden. Er beklagt „den großen unverzeihlichen Fehler begangen zu haben, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war". Goethe konnte sich jedoch damit trösten „den Besten genug gethan zu haben". Schiller äußert in einem Briefe an Wilhelm von Humboldt, der sich damals in Rom befand, (18. Aug. 1803): „Goethe's N. T. wird Sie sehr erfreuen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst, und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie, nach meinem letzten Briefe, an seiner Productivität ganz verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie ebenso, wie mich selbst, überrascht haben". Noch enthusiastischer sprach Fichte in einem an Schiller gerichteten Briefe, der auch Goethe mitgetheilt wurde, seine Bewunderung über dies Drama aus, welches er für das Meisterwerk des Dichters erklärte. Selbst Herder, der sich sonst gern den Anschein gab, als bekümmere er sich um die neuern Producte der deutschen Literatur nicht, war von dem hohen Sinn, in welchem das Stück gedacht war, ergriffen. Wie sehr er es anerkannte, ersieht man aus Falk's, in diesem Falle wohl glaubwürdigem, Bericht, wonach er es „die köstlichste, gereifteste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes nannte, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höhern Ansichten entwickelt habe".

Herder stand in den letzten Jahren nicht mehr in einem innigen Verhältnisse zu Goethe. Mit seiner Kränklichkeit hatte

sich sein Widerspruchsgeist, der seit dem ersten Beginn ihrer Freundschaft ihrem Verhältniß zu einander so viel Herbes beigemischt hatte, vermehrt; „man kam nicht zu ihm“, bemerkt Goethe, der indeß nie aufgehört hat, seine edlen Eigenschaften in Ehren zu halten, „ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein“. Mit dem Erscheinen der Xenien hörte der freundschaftliche Verkehr völlig auf. Herder's Zerwürfniß mit Schiller und, in Folge seiner leidenschaftlichen Polemik gegen die Kantische Philosophie, mit den meisten Professoren der Universität Jena trug ebenfalls zu gegenseitiger Verstimmung bei. Indeß durch die Confirmation von Goethe's Sohn, welche Herder am 13. Juni 1802 im Innern des Hauses „nach seiner edlen Weise“ verrichtete, [illegible] hatten sie sich wieder mehr genähert, so daß im folgenden Jahre ein „reines Vernehmen“ sich wieder herstellte; doch sollte ein letzter herber Mißklang nicht ausbleiben. Bald nach der Aufführung des neuen Goethe'schen Drama's wohnten beide im jenaischen Schlosse zusammen unter einem Dache und sahen sich häufiger. Herder begann eines Abends sich über die Schönheiten dieser Dichtung in ausführlichem Gespräch auszulassen. Allein die schöne Freude sollte Goethe nicht lange gegönnt sein: „denn er endigte mit einem [illegible] heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstand vernichtet ward“ — vielleicht ein verletzender Scherz über die Aufschrift des Stückes, dem allerdings die anfängliche Benennung „Eugenie“ besser angestanden hätte. Goethe sah ihn an und schwieg. So trennten sie sich zum letzten Male im Leben; während Herder's letzter Krankheit kam [illegible] Goethe, wurde aber, da der Kranke mit Besuchen verschont werden mußte, nicht vorgelassen. Am 18. December 1803 war Herder geschieden, der erste aus dem Sternenkranze, mit welchem Weimar ins neue Jahrhundert eingetreten war.

In einigem Zusammenhange mit den Vorstudien zu der „natürlichen Tochter“ steht die im nächsten Jahre unternommene Uebersetzung von Rameau's Neffen,[34]) einer damals noch ungedruckten Schrift Diderot's, worin uns das Treiben eines humoristischen Proletariers inmitten der aristokratischen Gesellschaftskreise des alten Frankreichs mit lebhaften Farben geschildert wird. Goethe stand um jene Zeit in enger Beziehung zur französischen Literatur; die dem Rameau beigefügten literarhistorischen Excurse verrathen nur zum Theil, welche genaue Kenntniß sich Goethe von dem Gange und dem Detail der französischen Literatur und ihrer Koryphäen erworben hatte. Die Vertreterin der modernsten Wendung derselben, Frau von Stael, mit ihr der treffliche Benjamin Constant fanden sich damals in Weimar ein, begierig, das gesellige und literarische Weimar, das jetzt zum Mittelpuncte deutscher Bildung geworden war, kennen zu lernen und die deutschen Ansichten in Wissenschaft und Kunst jenseits des Rheins zur Geltung zu bringen. Auch auf Constant's Schriften (er übersetzte Schiller's Wallenstein) läßt sich anwenden, was Goethe in Bezug auf das Werk der Frau von Stael „über Deutschland“ sagt, welches zum größeren Theil aus den weimarischen Gesprächen erwachsen ist: es sei als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer veralteter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, eine breite Lücke durchbrach. Dabei mußte mancher Zeitverlust, manches Unangenehme von der redseligen, oft zudringlichen und rücksichtslosen Französin, die vom 14. December 1803 bis zum Anfang des folgenden März in Weimar blieb, in Geduld ertragen werden. Goethe suchte sie möglichst zu vermeiden; sie fand ihn daher oft steif und abgemessen, kommt jedoch zu dem Urtheil, wenn man ihn zum Reden zu bringen wisse, sei er bewundernswürdig. Der Unterschied der französischen und deutschen Poesie war mehrmals Gegenstand ihrer längeren Unterredungen.

Ueberhaupt war um diese Zeit Weimar das Ziel literarischer Wallfahrten; das Salve an der Thürschwelle im Treppenvorsaal des Goethe'schen Hauses begrüßte die ausgezeichnetsten Zeitgenossen. Unter denen, welche damals in engere Beziehung zu Goethe traten, ist vor allen Musikdirector Zelter aus Berlin zu nennen; mit diesem wacker gesinnten Manne hatte Goethe in Folge der ihm mitgetheilten Compositionen seiner Lieder einen Briefwechsel eingeleitet, der nachmals zu einer herzlichen Freundschaftsverbindung führte.[35] Der Besuch Johannes von Müller's, welcher 1804 zwei Wochen in Weimar verweilte, hatte freundschaftliche Beziehungen zu dem gefeierten Historiker zur Folge. Besonders beachtenswerth für das Verständniß der Fortentwickelung der Poesie Goethe's ist sein inniges Anschließen an bedeutende Philologen, unter deren Einfluß seine Richtung zur antiken Form noch mehr verstärkt und er vornehmlich in die Technik der griechischen Dichter tiefer eingeführt wurde. Die Einwirkung der Aeschyleischen Studien Wilhelms von Humboldt haben wir oben schon berührt. Jetzt trat der Verkehr mit Friedrich August Wolf[36]) zu Halle hinzu, belebt durch Goethe's häufigen Aufenthalt in Lauchstädt, der auch zu Gegenbesuchen in dem nahen Halle einlud; einen Tag mit Wolf zuzubringen schien ihm „ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einzutragen“; das Freundschaftsband befestigte sich durch mehrmaliges Zusammensein und durch brieflichen Verkehr. Bei dem Besuche in Leipzig im Jahre 1800 lernte Goethe Gottfried Hermann, den scharfsinnigen Forscher auf dem Gebiete griechischer Metrik, kennen, mit dem er hernach [illegible] mals in Karlsbad wieder zusammentraf.

Im Jahre 1802 kam Voß, der sein Rectorat in Eutin niedergelegt hatte, nach Jena und wurde von Goethe mit der aufmerksamsten Freundschaft behandelt. Man suchte ihn dem Weimarischen durch möglichst liberale Anerbietungen [illegible]

halten und gab seinem Sohne Heinrich eine Anstellung am weimarischen Gymnasium. Goethe pflegte bei seinem Aufenthalte in Jena viele Stunden in wissenschaftlichen Gesprächen mit ihm zuzubringen, in denen besonders Voß' metrische Theorieen und die in seiner kürzlich erschienenen Schrift von der Zeitmessung der deutschen Sprache niedergelegten Ansichten erörtert wurden. Die ausführliche Recension von Voß' Gedichten sprach die freundschaftlichste Anerkennung aus. Um so schmerzlicher war es für Goethe, daß Voß im Jahre 1805 einem Rufe nach Heidelberg folgte. Das herzliche Verhältniß hörte damit auf; doch geschah der Zuneigung zu dem Sohne, der mit kindlicher Liebe an dem verehrten väterlichen Freunde hing, dadurch kein Eintrag.

Als Erzieher von Goethe's Sohne trat Dr. Riemer, bisher der Genosse der Humboldt'schen Familie, in sein Haus welches Meyer um Weihnachten 1802, wo er sich verheirathete, verlassen hatte. Riemer war ein gründlicher Philolog und wurde dem Dichter bei vielen Arbeiten und Studien ein anhänglicher Gehülfe und häufig sein Secretär. Er erhielt 1812 eine Anstellung am Gymnasium und zuletzt die Stelle eines Oberbibliothekars.

Wenn des Menschen Wesen und Gemüth sich darin spiegelt, wie er geliebt worden ist, so können die, welche Goethe etwa noch für kalt, stolz und abgemessen halten möchten, aus den rührenden Bekenntnissen dieser und anderer jungen Männer, die ihm einer liebevollen Theilnahme würdig schienen, sich überzeugen, mit welcher Gewalt er offene Herzen durch die Sanftheit und Liebeswärme seines Gemüths an sich zog, „durch das Unnennbare“, wie der jüngere Voß sich ausdrückt, „das durch ihn in die Herzen dringt und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann.“ Wir können uns nicht versagen, noch einige charakteristische Stellen aus dessen Briefen [37]) hier folgen zu lassen: „Goethe hat die Kunst inne, Andere, ohne

daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es thut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt. . . . . Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich sehe ihn als meinen theuren Vater an, und er mich als seinen Sohn, und in diesem Verhältnisse ist er einer meiner ersten Freunde, auf den ich wie auf eine feste Burg baue. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, das wünschte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Eltern nicht inniger lieben, als ich diesen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter seinen Augen, ich enthülle ihm die geheimsten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, sondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, so schütte ich gegen ihn mein Herz aus und gehe getröstet von dannen, und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich existirt keine Freude, die ich ihm nicht mitgetheilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann ist ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchste dabei oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck oder der süße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. . . . . . Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr Abends auf seinem Studirzimmer. Da sitzt der Goethe im tiefsten Negligé, im wollenen Jäckchen, auf seinem Sopha und unterhält sich oder läßt sich vorlesen; aber seine Gespräche [illegible] sind das Lehrreichste und Schönste. . . . . . . In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen, als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte."

"Allerdings konnte Goethe zurückhaltend und steif sein" — sagt Frommann, in dessen elterlichem Hause zu Jena der Dichter häufig verkehrte — "aber eben nur, wenn er in [illegible]

und Umgebungen war, wo er sich nicht frei äußern konnte, und vorzüglich, wenn er verbildeten, anmaßenden oder neugierigen Menschen gegenüberstand. Am meisten waren ihm aufgespreizte, hohle Patrone zuwider, die nichts leisten konnten, aber doch viel vorstellen wollten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß gerade diese Menschengattung am meisten gethan hat, ihn in den üblen Ruf des Aristokratismus zu bringen." Diese Worte erinnern uns auch an einen früheren, viel herumgetragenen Vorfall mit Bürger. Als dieser bei seinem Besuche in Weimar (1789) sich mit der stolzen, derben Ansprache: "Sie sind Goethe; ich bin Bürger!" vorstellte, wehrte Goethe die zudringliche Brüderlichkeit durch vornehme Haltung ab und unterhielt sich mit ihm, statt über Gedichte, über den Zustand und die Frequenz der Universität Göttingen. Bürger rächte sich hinterher durch ein Epigramm, mit welchem noch Nicolai seine Replik auf die Xenien würzte.

Mögen hier noch einige Worte über Goethe's Persönlichkeit von einem andern Zeitgenossen eine Stelle finden. "Man hat Goethen" — schreibt Ernst Moritz Arndt — "oft einer gewissen abstoßenden Unzugänglichkeit, eines gewissen vornehmen Stolzes beschuldigt. Ich glaube, nichts ist ungerechter, als diese Beschuldigung. Unzugänglichkeit, das mag hin und wieder gelten — wohin hätte der Herrliche vor allem Anlauf und Ueberlauf der oft müssigsten und auflauschigsten Menschen sich retten wollen, wenn er mit Person und Herz immer offene Thür gehalten hätte? — aber vornehmer Stolz? Nichts lag diesem Antlitz und dieser Haltung ferner als was man gewöhnlich mit den Worten "vornehm" und "vornehmes Wesen" nennt. . . . . . Goethe drückte, wie kein anderer Mensch, in Gestalt und Wesen Wahrheit und Klarheit, kurz den ruhigsten, selbstbewußtesten Verstand aus — eine ernste, heitere, über das Leben hinschauende Besonnenheit, und wenn er lächelte, liebenswürdigste Freundlichkeit. Herrlicheres An-

gesicht konnte kaum ein Sterblicher haben, aber in seiner Haltung, wenn er ging oder vor einem stand, war allerdings ein gewisses Etwas, eine eigenthümliche Förmlichkeit und Steifigkeit, welche ungeübte oder falsche Betrachter und Beobachter wohl auch vornehme Hoffart gescholten haben."

Seit 1803 wurde die jenaische Akademie von einem harten Schlage nach dem andern getroffen. Nicht nur verlor sie mehrere bedeutende Männer durch den Tod, unter ihnen den verdienstvollen Batsch: mehr noch entzogen ihr die lockenden Anerbietungen, welche vornehmlich von Preußen und Bayern ausgingen und bei den geringeren Mitteln der thüringischen Akademie nicht aufgewogen werden konnten. Mit Hufeland's Berufung nach Berlin, Paulus' Abgang nach der Universität Würzburg verlor Goethe die [illegible] langjähriger Freunde. Schelling folgte ebenfalls einem Rufe nach Würzburg. Loder wurde von der Universität Halle gewonnen. Karl August war nicht minder als seine Räthe schmerzlich davon ergriffen, ohne im Stande zu sein, zu halten, was sich nicht durch Dankbarkeit fesseln ließ. Goethe und Voigt suchten der Universität, deren Frequenz sehr abnahm, durch neue Anstrengungen aufzuhelfen. Man berief mehrere tüchtige Gelehrte und erweiterte die vorhandenen Institute. Unter Leitung des von Heidelberg berufenen Professors Ackermann ward 1804 das anatomische Museum errichtet. Goethe selbst übernahm das nach Batsch's Tode erledigte Präsidium der naturforschenden Gesellschaft. Es erschien unter den bedenklichen Umständen, worin sich die Universität befand, als eine Lebensfrage, daß mit dem Abgang des Professors Schütz nicht, wie dessen Plan war, auch die Herausgabe der allgemeinen Literaturzeitung nach Halle verlegt werde. In dieser Angelegenheit schritt Goethe aufs thätigste ein und setzte es durch, daß die allgemeine Literaturzeitung in Jena selbst, unter Eichstädt's Redaction

fortgeführt ward, wenngleich Schütz nicht gehindert werden konnte, ein ähnliches Institut in Halle zu gründen. Goethe übernahm einen Theil der Correspondenz, um die Mitarbeiter festzuhalten, neue zu gewinnen, und die literarischen Kritiken wieder zu beleben. Wie angelegentlich er die Sache betrieb, bezeugt ein dringlich bittendes Schreiben an den Historiker Johannes von Müller. Auch verfaßte er selbst in den nächsten Jahren mehrere und darunter manche sehr ausführliche Recensionen.

Böttiger's Weggang nach Dresden (1804) wurde sowohl von Goethe als von Schiller gern gesehen, da er die Achtung, in der er bei ihnen früher seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse halber stand, durch seine Klatschereien und intriganten Bündnisse mit den ihnen entgegenwirkenden Mittelmäßigkeiten völlig verscherzt hatte. Anfangs war er bei mehreren ihrer Arbeiten ins Vertrauen gezogen worden; als er aber hinterher als Ubique (wie er in ihren Briefen benannt wird) ihnen durch Aushorchen, Ausplaudern und versteckte Invectiven zu schaden suchte, überließen sie ihn den Kotzebue's und Merkel's. „Sie haben nicht Unrecht", sagte Goethe einmal zu einer Freundin, welche Böttigern wegen seiner schätzbaren Gelehrsamkeit vertheidigte, „er brauchte kein Lump zu sein, wenn er es nicht wollte". Gleichwohl möchte nicht in Abrede zu stellen sein, daß er in seinem Wirkungskreise ... Dichtern Weimars auch mehrfach genützt hat.

Bei den von vielen Seiten an Goethe sich herandrängenden Geschäften blieb für poetische Arbeiten nicht viel Raum, noch weniger Stimmung. Zu Zeiten gewann der Unmuth solche Macht über ihn, daß er beim Uebergange in das Jahr 1804 an Frau von Schiller schrieb, er möchte sich am liebsten mit Herder begraben lassen. Die Scenen der Fortsetzung der natürlichen Tochter besuchten ihn nur manchmal noch „wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich

nach Erlösung seufzen.“ Nebenbei kam ihm auch wohl der Gedanke, „aus dem Ganzen der erst intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen.“ Er mochte indeß wohl fühlen, daß die Bewältigung der in größeren Dimensionen welt- schichtlicher Ereignisse fortschreitenden Handlung in je- Lebensepoche schon seine productiven Kräfte überstieg und für immer seine Hand von dem angefangenen Werke. Nach- mals sollte der Dichter noch erfahren, daß er mit der sch- Abenteurerin, die seine Dichtung verherrlicht hatte, d- besonderen Zufall und ohne es zu ahnen, in nähere Berühr- gekommen sei. Eine talentvolle und gebildete Französin, sich unter dem Namen einer Madame Guachet einige in Berlin aufhielt, entdeckte sich der Frau Rahel von als die natürliche und später anerkannte Prinzessin Bourbon-Conti und erzählte, wie sie auf ihren Reisen nach Weimar gekommen sei und den Herzog für ein nisches Unternehmen zu interessiren gesucht habe; Goethe davon abgerathen und ihr sei der fernere Aufenthalt Weimar untersagt worden. Als Goethe mitgetheilt wer unter der Fremden verborgen gewesen sei, war er ergriffen, blieb einige Zeit schweigend und lenkte dann Gespräch auf etwas Anderes.

Während seine eigenen dramatischen Arbeiten begleitete er inzwischen mit seinem Rathe Schiller's tung des Drama's „Wilhelm Tell“, auf das er mehr geübt hat, als auf die übrigen dem Wallenstein folg- Stücke. Schiller war jetzt darin vor ihm bevorzugt, sich ungestörter seinem poetischen Schaffen überlassen während sein Freund durch Verhältnisse und Geschäfte und her gezogen ward. Goethe beschäftigte sich zu Zeit nebenher mit der Bühnenredaction des Shakspeare Julius Cäsar und seines Götz von Berlichingen, „um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den das

ublicum allenfalls auf einmal hinunterschlucke.“ Die Scenen=
ränderungen wurden vermindert, das Darzustellende ward in
ößere Massen vereinigt; jedoch opferte er allzuviel von dem
üheren Stücke, und die hinzugefügten Scenen entbehren der
ugendfrische. Ueberdies war er nicht einmal mit besonderer
iebe an die Redaction gegangen überzeugt, daß beim
esen niemand die neue Arbeit billigen werde. Des Dichters
igene Bearbeitung hat daher dem Stücke einen eben so
hlechten Dienst geleistet, wie früher beim Egmont die
Redaction Schiller's, welcher diesmal sich dem mißlichen
Geschäft nicht hatte unterziehen wollen. Am 22. September
804 ging das Stück in seiner neuen Form zum ersten Mal
ber die Bühne, ohne mit seinen Aenderungen Beifall zu
nden. Noch weniger gefiel die von Schiller redigirte Stella.

Bei dem Mangel an productiver Stimmung fiel für
oethe die poetische Ausbeute des Jahres 1804 nur gering
us. Sogar bei den Festlichkeiten, welche im November ganz
Weimar in freudiger Aufregung erhielten und Goethe nebst
ndern Geheimräthen den Titel „Excellenz“ brachten, reichte
m die sonst so gefällige Muse der Feste, die noch in den
etzten Jahren zu der Geburtsfeier der Herzogin einige Ge=
ichte zu Maskenzügen hervorgerufen hatte, keine poetische
abe dar. Der Erbprinz hielt mit seiner jungen Gemahlin,
er kaiserlichen Prinzessin Maria Paulowna, am 9. No=
ember seinen Einzug, bewillkommt von dem diesmal auf=
ichtigen Jubel der Weimaraner, welche das neuvermählte
ürstenpaar in festlichem Zuge durch eine Ehrenpforte in die
esidenz einführten. Wie hätten die Dichter Weimars, der
etropole deutscher Poesie, inmitten dieser Festlichkeiten sich
umm verhalten können? Die ganze Welt, wie Schiller an
örner schreibt, erwartete etwas von ihnen. Da Goethe nichts
orbereitet hatte, so half Schiller aus; rasch arbeitete er das
ine inhaltsschwere Festspiel die Huldigung der Künste

aus, in welchem er in würdigster Weise die Huldigung, die der liebenswürdigen Fürstin dargebracht wurde, mit den erhabensten Ideen des Schönen umkränzte. Bei der Aufführung am 12. November (als Vorspiel zu Racine's Mithridates) ward die edle Dichtung gewürdigt, wie sie es verdiente. Die Fürstin vergoß Thränen der Rührung und Freude; Alle fühlten sich ergriffen und erhoben von dem Gefühl, daß die Hoffnung, die des Dichters Phantasie in reizenden Bildern vorführte, sich erfüllen und der das Edle und Schöne liebevoll pflegende hohe Sinn des weimarischen Fürstenhauses in seinen jüngeren Gliedern fortleben werde. „Ich danke dem Himmel", schreibt Wieland, „daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem 72. Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche in Weimar angehen; sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat."

Die „Huldigung der Künste" war die letzte Dichtung, welche Schiller vollendete. In den besseren Stunden, die ihm noch gewährt waren, arbeitete er an seinem Demetrius, dessen Plan mit Goethe bis ins Einzelne berathen ward; aber unter den Krankheitsanfällen der rauheren Jahreszeit brach der letzte Rest seiner physischen Kräfte zusammen. Auch Goethe litt während der Wintermonate schwer an einer von Krämpfen begleiteten Nierenkolik, welche zweimal zurückkehrte; sein Arzt zweifelte, ihn ganz herstellen zu können. Seine Stimmung war daher sehr niedergedrückt; trübe Ahnungen stiegen auf. Als ihm beim Neujahrsbriefe an Schiller zufällig die Worte „zum letzten Neujahrstage" aus der Feder geflossen waren und er den Brief deßhalb zerrissen hatte, äußerte er zu Frau von Stein, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben würde. Es war ein wehmüthiges

hes Wiedersehen, als nach einer längeren Krankheitsperiode
Schiller, der sich zuerst wieder erholt hatte, in Goethe's Zim-
er trat. Heinrich Voß, welcher dabei zugegen war, konnte
ie ohne Rührung daran zurückdenken. Sie fielen sich um
en Hals und sprachen ohne Worte die Freude der Wieder-
ereinigung in einem langen Kusse aus. An guten Tagen
ar Goethe mit Rameau und Winckelmann beschäftigt und
egann einige Capitel zur Geschichte der Farbenlehre zu
ictiren. Beide hofften auf den Genesung bringenden Früh-
ing; aber Schiller's Auge sollte sich nicht mehr an der
rsehnten Blüthe des Maies erquicken. Am 30. April sahen
ich die Freunde zum letzten Mal. Schiller ging ins Schau-
piel; Goethe ward durch sein Befinden abgehalten, ihn dahin
u begleiten, und konnte in den nächsten Tagen das Haus
icht verlassen; so schieden sie vor Schiller's Hausthür, um
ich nie wiederzusehen. Während Schiller's Krankheit war
Goethe sehr niedergeschlagen. Voß traf ihn einmal weinend
n seinem Garten; er erzählte ihm viel von Schiller; Goethe
örte es mit Fassung an: „das Schicksal", war seine einzige
Aeußerung, „ist unerbittlich, und der Mensch wenig." Am
Abend des 9. Mai war Schiller nicht mehr.

Niemand hatte den Muth, Goethe bei seinem jetzigen
rankhaften Zustande die Nachricht von dem Tode des Freun-
es zu bringen. Meyer war gerade bei ihm, als die Trauer-
unde draußen anlangte; er ward herausgerufen, wagte aber
icht zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu
ehmen. Die Verwirrung indeß, die Besorgniß, welche Goethe
m sich herum wahrnahm, ließ ihn nichts Tröstliches ahnen;
ich merke es", äußerte er, „Schiller muß sehr krank sein."
Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er
u seiner eintretenden Freundin: „nicht wahr, Schiller war
estern sehr krank." Diese Betonung wirkte so heftig auf
r, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach. „Er ist todt?"

sagte Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!“ war ihre Antwort. „Er ist todt!“ wiederholte Goethe noch einmal und bedeckte sich die Augen mit den Händen.[36])

Sein erster leidenschaftlich ergriffener Gedanke war, über das Grab hinaus das geistige Zusammenwirken fortzusetzen und den mit Schiller durchdachten und durchsprochenen Demetrius in seinem Geiste zu vollenden; so schien es ihm, als ob er den geschiedenen Freund ins Dasein zurückrufe und sich seinen Verlust ersetze; so dünkte er sich gesund und getröstet. Allein in diesem Zustande, wo ihn überdies körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten und er in traurigster Ein[illegible]samkeit seinem Schmerze überlassen war, konnte nicht [illegible] Werk gedeihen, das nur durch die höchste Anspannung [illegible]ductiver Kraft einigermaßen möglich gemacht und auch [illegible] noch ein bedenkliches Unternehmen geblieben wäre. „[illegible] Tagebücher“, berichtet Goethe, „melden nichts von jener [illegible] die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und [illegible] sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß i[illegible] laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite [illegible] und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten.“

Gleich nach Schiller's Hinscheiden eine Todtenfeier [illegible] der Bühne zu veranstalten, wie von mehreren Seiten [illegible] wünscht ward, schien ihm verletzend; gegen Zelter [illegible] einige bittere Bemerkungen über „die Sucht der [illegible] aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß [illegible] zubilden.“ In gefaßterer Stimmung veranstaltete [illegible] würdiger Feier des Andenkens am 10. August auf dem [illegible] zu Lauchstädt die Aufführung der Schiller'schen Glocke. [illegible] mannigfaltigen einzelnen Rollen waren unter die [illegible] vertheilt, und die Vorstellung des Glockengusses [illegible] Ganze durch dramatische Handlung. Am Schlusse tr[illegible]

der emporschwebenden Glocke die Muse hervor und sprach den Epilog Goethe's, jene bekannte Elegie in hohem Stil, eingegeben von inniger Liebe und hochherziger Anerkennung des mit ihm ringenden großen Dichtergeistes. „Von seinem Grabe her“ — so schloß er den ihm wie später auch Winckelmann gewidmeten Nachruf — „stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.“

Dieser trüben Stimmung, in der er mit dem Verlust des Freundes die Hälfte seines Daseins verloren zu haben beklagte, entrissen ihn im Juni einige erheiternde und geistvoll anregende Freundesbesuche. Am 30. Mai langte Wolf von Halle in Weimar an, „begleitet von seiner jüngeren Tochter, die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte“, und brachte vierzehn Tage in Goethe's gastlichem Hause zu. Die tief eingehenden Unterhaltungen über alte Kunst und Literatur wurden durch den heitersten Humor und selbst den Widerspruchsgeist, welcher Wolf eigen war, gewürzt, so daß Goethe bekannte, „durch die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes in jedem Sinne gestärkt zu sein.“ Bald darauf ward er durch die Anmeldung Jacobi's erfreut, der nach vielen prüfungsreichen Jahren, seit er sein idyllisches Pempelfort verlassen hatte, jetzt auf der Reise nach Süddeutschland begriffen war, um in seine neue Stellung an der Akademie der Wissenschaften in München einzutreten. Goethe, seit einigen Jahren in seinem Urtheil über Andere milder geworden, hatte schon in den ersten Tagen des Jahres 1800 die mehrere Jahre unterbrochene Correspondenz mit seinem Jugendfreunde, dem er trotz ihrer abweichenden Ansichten im Grunde des Herzens stets zugethan blieb, wieder angeknüpft. Er macht dabei das für seine damalige Lebensepoche charakteristische Bekenntniß: „Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch

gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich an der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber wie über manches Andere belehrt uns die Zeit und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe." Goethe war daher durch Jacobi's persönliche Gegenwart sehr beglückt; die alte Freundschaft war wieder lebendig wie sonst; es zeigte sich, wie Goethe schreibt, „das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit." Freilich that sich im Verlauf der Unterhaltungen, da Jacobi in ausführliche Erörterungen über sein philosophisches System einging, die geistige Differenz wieder hervor; Goethe verstand nicht mehr die Sprache seiner Philosophie, und Jacobi konnte sich in der Welt der Goethe'schen Dichtung nicht recht behagen. Bei Jacobi's Frage, was er denn eigentlich mit der natürlichen Tochter gewollt habe, war es ihm vor Allem deutlich geworden, wie weit sie in allen geistigen Beziehungen von einander gekommen seien. Ließ sich gleich hier keine Vereinigung vermitteln, so bekräftigten sie doch wieder treulich und liebevoll den alten Bund.

Der Sommeraufenthalt in Lauchstädt brachte Goethe wieder in Wolf's Nähe, mit dem er von neuem heitere Tage verlebte. Außer den höchst lehrreichen Unterhaltungen mit dem gründlich gelehrten Freunde (mehreren seiner Vorlesungen hörte er hinter einer Tapetenthür zu) hatte er noch den Genuß, daß Dr. Gall in den ersten Augusttagen in Halle seine Vorlesungen über Schädellehre begann, welche mit Goethe's Naturforschung in inniger Berührung stand und von ihm als Gipfel vergleichender Anatomie anerkannt ward. Goethe hörte von Gall's öffentlichen Vorlesungen wie von seinen Privat-

unterhaltungen den möglichsten Nutzen zu ziehen. Die geistige Anstrengung wirkte jedoch ungünstig auf seinen körperlichen Zustand. Während dieser Krankheitsanfälle behandelte ihn Dr. Reil, mit dem er dadurch in ein engeres Freundschaftsverhältniß trat. Gall hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder Vorlesung auf das Zimmer des Erkrankten zu schaffen und ihm den Verfolg seiner Theorieen mitzutheilen, so daß er seinen ferneren Unterricht nicht vermißte. Es versteht sich, daß bei diesen Unterhaltungen die Gall'sche Schädeltheorie auch an den Mitgliedern erprobt ward, bei welcher Gelegenheit Gall unserm Dichter ganz ernstlich versicherte, er sei nicht sowohl zum Dichter, als zum Volksredner geboren.

An diese vielseitig belebten Tage, in welche auch ein Besuch Zelter's in Lauchstädt fiel, schloß sich gegen Ende des Augusts ein Ausflug in die Harzgegend. Begleitet von seinem Sohne August und Wolf, reiste Goethe nach Magdeburg, wo er sich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms beschäftigte, und von da nach Helmstedt, welches, zu jener Zeit noch braunschweigische Landesuniversität, mehrere tüchtige Männer besaß. Ueber die originelle Persönlichkeit des gelehrten Sonderlings Hofrath Beireis und seine confuse Raritätensammlung, über die lustige Excursion zum Landrath Hagen auf der Nienburg (in der Gegend gewöhnlich „der tolle Hagen" genannt), sowie über manche Specialitäten dieser Reise hat uns Goethe in seinen Annalen eine anziehende Schilderung aufgezeichnet, auf die wir der Kürze wegen hier verweisen müssen. Auf dem Rückwege brachte er mehrere Tage in Halberstadt zu, wo er in Gleim's Wohnung und an seinem Grabe sich das Bild des liebenswürdigen, verdienstvollen Mannes, mit dem ihn das Leben nur in flüchtige Berührung gebracht hatte, mit jener alles edle Streben und Wirken anerkennenden Pietät vergegenwärtigte, die in seiner letzten Lebens-

periode als ein Grundzug seines Charakters mehr und mehr hervortritt. Darauf berührte er noch einmal den Harz und ging, zum drittenmale in seinem Leben, an dem rauschenden Wasser der von Granitfelsen eingeschlossenen Bode hin, ergriffen von bedeutenden Momenten vergangener Jahre.

Viertes Buch.

Goethe im Alter.

Universalismus geistiger Interessen.

Noli turbare circulos meos!

Erstes Capitel.

1806 — 1813.

Die Literaturperiode des letzten Jahrzehends, in deren Mittelpunct Goethe und Schiller standen, hatte reiche Früchte getragen. Eine jüngere Generation hatte sich an ihnen emporgearbeitet und den Kampf gegen die abgestandenen Literaturtendenzen, welchen die Xenien eröffneten, erfolgreich fortgekämpft. Ueber Schiller's Grabe schwieg die Stimme der Mißgunst, und einzelne Anfechtungen der ästhetischen Kritik, welche namentlich von einigen Wortführern der romantischen Schule ausgingen, konnten der Anerkennung und Verehrung der Nation keinen Eintrag thun. Um Goethe schaarten sich enger die Genossen der jüngeren Dichterschule; jedoch verschmähte er es, ein Parteihaupt zu sein, und ließ sich von ihrem anhänglichen Lobe nicht bestechen, da die Absicht nicht zu verkennen war, ihre einseitige ästhetische Richtung durch berühmte Namen zu decken. Indeß waren sie die Ersten, welche den dichterischen Charakter Goethe's in helleres Licht setzten und die richtige Einsicht in seine Dichtungen eröffneten; kaum daß jetzt noch einer, wie zur Zeit des Xenienkampfes, seine Dichtergröße in Zweifel zu stellen wagte. Auch das hatte Goethe vor seinem frühgeschiedenen Freunde voraus, den Glanz des Ruhmes noch ein langes glückliches Alter hindurch genießen zu können.

Daß für ihn mit Schiller's Tode die Sonne der Poesie sich verhüllt habe, daß der productive Trieb, den des Freundes aufmunternde und anregende Gegenwart stets lebendig erhalten hatte, ermattet sei, fühlte er selbst, und in dem schwermüthigen Worte an Zelter: „ich sollte eigentlich eine neue Lebensweise anfangen“, liegt eben das Bekenntniß, daß die Fäden, die ihn an die Poesie knüpften, fürs erste zerrissen seien. Es war ihm daher gewissermaßen der Abschluß einer Lebensepoche, daß er im Jahre 1806 zum erstenmal eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke zur Herausgabe ordnete, so daß im März des nächsten Jahres die erste Lieferung er- scheinen konnte. Er blieb dabei seinem Grundsatze getreu „nichts eigentlich umzuschreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern“. Mit dieser Gesammtausgabe ward auch [illegible] erste Theil des Faust (im Winter 1806 bis zum Mai 18[illegible] in der Form, wie er uns jetzt vorliegt, zusammenge[illegible] denn nur wenige Lücken waren noch auszufüllen. Es traf [illegible] genialste der Goethe'schen Dichtungen gerade den rechten [illegible] moment, um in einer von philosophischen Bestrebungen [illegible] regten Generation zu zünden. An eine Fortsetzung des [illegible] mentarisch begonnenen zweiten Theils wurde zunächst [illegible] gedacht. Den wieder auftauchenden Plan, das Epos [illegible] vorzunehmen und in Hexameterform auszuführen, drän[illegible] die Stürme der Zeit gleichfalls bald wieder zurück.

Schon mit dem Beginn des Jahres 1806 zog sich [illegible] das nördliche Deutschland, das sich während eines zehnj[illegible] gen Friedens über das Ziel der Napoleonischen Politi[illegible] täuscht hatte, die drohende Kriegswolke dichter zusam[illegible] Der Rheinbund ward geschlossen; Preußen zog die [illegible] norddeutschen Staaten zu einem engeren Bunde [illegible] Während noch unterhandelt ward, sammelten sich [illegible] m Centrum Deutschlands. Auch der Herzog von [illegible] übernahm wieder das Commando eines preußischen [illegible]

oethe verbrachte die Sommermonate in Karlsbad, dessen eilquellen er diesmal eine besondere Stärkung seiner wannden Gesundheit verdankte. Als er im September nach hüringen zurückkehrte, fand er Alles in kriegerischer Aufegung und die nächsten Freunde in ängstlicher Erwartung er Entwicklung der Ereignisse. Mit seinem Collegen von Voigt hatte er „viele sorgenvolle Verhandlungen“; er war nzufrieden mit dem Gang der Dinge, und die Ahnung iner nahebevorstehenden trüben Zukunft war auch unstreitig er Inhalt der letzten „höchst prägnanten“ Unterhaltung mit einem Herzoge im Hauptquartiere zu Nieder-Roßla.

Nach dem unglücklichen Treffen bei Jena war man in Weimar auf das Schlimmste gefaßt, da Napoleons Zorn über die Parteinahme des Herzogs nicht unbekannt war. Die Herzogin-Mutter, der Erbprinz und die Erbprinzessin hatten sich aus der Stadt geflüchtet. Nur die Herzogin Luise blieb im Schlosse zurück, inmitten von Plünderung und Brand, der auch das Schloßgebäude bedrohte, ein ermuthigendes Vorbild für die geängstigten Bürger [38]). In der ersten Nacht herrschte Todesangst in der der Plünderung preisgegebenen Stadt. Goethe erhielt nicht, wie Wieland, welcher Mitglied des Nationalinstituts war, eine Schutzwache; doch war sein Haus, das zum Quartier des Marschalls Augereau bestimmt war, von der Plünderung ausgenommen; der ihm die Nachricht brachte, war ein junger Husarenofficier von Türckheim, ein Sohn Lili's. Da der Marschall die Nacht nicht anlangte, so ward in Goethe's Haus mehrmals eingestürmt. Zwei eingedrungene Tirailleurs, die er anfangs durch seine imponirende Persönlichkeit zur Ordnung gebracht hatte, schlichen, vom Wein erhitzt, ihm auf sein Zimmer nach und bedrohten sein Leben. Es gelang Christianen, welche sich überhaupt in diesen Stunden der Angst sehr standhaft nahm, einen andern der ins Haus Geflüchteten zu Hülfe

zu rufen, der ihn von den Wüthenden befreite. Er fand am nächsten Tage in seinem Hause überall zerstreutes Pulver und gefüllte Patronen; in einem Hause ihm gegenüber war förmlich Feuer angelegt, das nur durch Zufall entdeckt und gelöscht wurde. Am Morgen kam der Marschall, und sogleich trat eine Schutzwache vor das Haus. Napoleon langte am nächsten Vormittage im Schlosse an, wo ihn die Herzogin an der Treppe empfing. Nach einer rauhen Begrüßung begab er sich sogleich in die für ihn bereit gehaltenen Gemächer. Bei der nachfolgenden Unterredung benahm sich die Herzogin ihm gegenüber mit solcher Würde und Festigkeit, daß sie ihm Anstand und Achtung abnöthigte, und er der Zügellosigkeit seiner Truppen Einhalt that. Dem Herzog wurde die kaiserliche Gnade in Aussicht gestellt, wenn er binnen 24 Stunden die preußische Armee verlasse; nur mit Mühe erlangte man, daß die Frist auf drei Tage ausgedehnt wurde. Goethe unterließ es bei der Audienz zu erscheinen, die Napoleon den Ministern gewährt hatte.

Von der Last der Einquartierung blieb er nicht versch[illegible] zuweilen standen achtundzwanzig Betten bereit. Einige [illegible] logirte auch Denon, der Director der kaiserlichen [illegible] bei ihm; sie hatten sich in Venedig kennen gelernt und [illegible] sich des Wiedersehens. Die Unkosten dieser bewegten [illegible] wurden auf 2000 Thaler berechnet. Gleichwohl war [illegible] froh, nichts Aergeres erlitten zu haben. Am meisten [illegible] er den Verlust seiner Sammlungen und Papiere [illegible] welche ihm das Unersetzlichste seiner Habe waren; die [illegible]nuscripte zur Farbenlehre waren das Erste, was er in [illegible]heit zu bringen gesucht. Auch erhielt er die tröstliche [illegible]richt, daß es seinem Knebel, der sich seit einem [illegible] Jena wieder niedergelassen hatte, bei der Plünderung [illegible] ergangen war. Dagegen hatte sein Freund Meyer [illegible] verloren, auch seine Zeichnungen; Herder's handsch[illegible]

achlaß war größtentheils vernichtet. „Da eine trübe Zeit eranrückt“, sagte Goethe zu seinen Freunden, „so müssen auch ir enger an einander rücken“. Dies erfüllte er auch in ezug auf sein häusliches Verhältniß. Am ersten Sonntag ach den Schreckenstagen, den 19. October, fuhr er mit hristianen, seinem Sohne und Riemer, als Zeugen, Morgens ach der Schloßkirche und ließ vom Oberconsistorialrath ünther in der Sacristei den Act der ehelichen Trauung ollziehen. Seinen Freunden stellte er sie mit den Worten or: „Sie ist immer meine Frau gewesen.“ Die vorwaltende ückſicht war dabei ohne Zweifel, für den Fall einer unglück- chen Wendung der politischen Ereignisse die Zukunft seines ohnes sicher zu stellen.

Der Herzog, welcher sein Armeecorps muthig an die lbe zurückgeführt und den Uebergang nach Havelberg glücklich eranstaltet hatte, wurde von Preußen selbst aufgefordert, sich em Sieger zu unterwerfen. In Berlin suchte er eine udienz bei Napoleon nach, die ihm jedoch verweigert wurde. n dieser Angelegenheit war Kanzler von Müller mit ufopfernder Treue für seinen Fürsten bemüht. Er reiste ach Berlin, verschaffte sich beim Kaiser Gehör und erhielt dlich in der Audienz am 5. November aus dessen Munde ie Zusicherung der Verzeihung für den Herzog „aus Achtung r die Herzogin“ sowie die Bewilligung der Pässe für die itglieder der herzoglichen Familie. Karl August kehrte seine Residenz zurück, begrüßt vom Jubel der Seinigen. eine Staaten mußten sich dem Rheinbunde anschließen; deß setzte man noch immer französischerseits großes ißtrauen in ihn; er war von Horchern umgeben, und in künftiges Schicksal noch zweifelhaft. Von der an- nglichen und wahrhaft deutschen Gesinnung Goethe's unter esen gefahrvollen Zuständen hat uns Falk ein schönes Zeug- ß aufbewahrt, dessen Glaubwürdigkeit, wenn wir auch einiges

Phrasenbeiwerk in Abzug zu bringen haben, nicht zu bezweifeln ist. Dieser, als Dolmetscher bei den französischen Behörden angestellt, hatte Gelegenheit gehabt, eine Reihe von Beschwerdepuncten gegen den Herzog aufzufangen und theilte eines Tages Goethe ein Verzeichniß derselben mit. In lebhafteste Aufregung versetzt, vertheidigte Goethe seinen fürstlichen Freund. „Was wollen sie denn, diese Franzosen?“ sagte er unter Anderm, „sind sie Menschen? Warum verlangen sie gerade das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? ..... Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte. Ja, und müßte er darüber Land und Leute verlieren..., so soll und darf er doch um kein Haarbreit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme....., daß beides, sein Fall und sein Unglück gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn [illegible] Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, [illegible] weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: [illegible] ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von [illegible] den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, [illegible] seinen Freunden so treu im Unglück war..... Ich will in [illegible] Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der [illegible] Goethe bekannt ist: die Schande der Deutschen will ich [illegible] singen, und die Kinder sollen mein Schandlied [illegible] lernen, bis sie Männer werden und damit meinen [illegible] wieder auf den Thron herauf- und euch von dem [illegible] untersingen ......“ Falk standen beim Abschied die [illegible] in den Augen.

Solche Anhänglichkeit an sein edles Fürstenhaus machte oethe noch nicht zum „Hofmann“ und „Fürstenknecht“, wie manchmal heuchlerischen Liberalen oder oberflächlich unterchteten Nachsprechern ihn zu benennen beliebt hat. Neben alk's Berichte möge eine andere Erzählung, die ebenfalls dem Jahre 1806 angehört, eine Stelle finden. „Einmal bei Tische“ — so berichtet Oehlenschläger, der damals in Weimar sich ufhielt — „sprach er so feurig und mit so vieler Achtung nd Kraft für Bürgerrechte und Bürgerehre gegen inen kalten Hofmann, der zur Unzeit über das wackre Betragen eines Bürgers spotten wollte, daß ich nicht lassen onnte, als der Fremde weg war, ihm um den Hals zu fallen nd zu küssen. „Ja, ja! lieber Däne“ — sagte Goethe — „Ihr meint's auch treu und gut in der Welt!“

Goethe erwartete eine Wiedergeburt Deutschlands (denn chon in jenen Tagen äußerte er, es beginne eine neue Epoche er Weltgeschichte) besonders von innen heraus, von den eistigen Bestrebungen. Gegen Fernow sprach er sich bei Gelegenheit einer Unterhaltung über das deutsche Journalwesen ehr ernstlich dahin aus, daß man jetzt besonders, wo Deutschand nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste usammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens as bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur ufs eifersüchtigste zu bewahren, keine Frivolitäten, die nur um Geklatsch der Müssiggänger dienen, in den Journalen egen und pflegen dürfe; nach dem 14. Oct. dürfe kein „Freimüthiger“ (das Kotzebue-Merkelsche Literaturblatt) mehr existiren. Jetzt, wo Alles auf der Spitze stehe, sei es eine wahre Verätherei, mit dem alten Leichtsinn fortzufahren; sonst würden die Franzosen die einzige Achtung, die sie noch für die Deutschen haben könnten, die Achtung für unsre Cultur und für unser geistiges Streben verlieren und uns um so weniger ehren, je weniger wir vor uns selbst Achtung bewiesen.

Diese Gesinnung war es auch, welche ihn veranlaßte, Johannes von Müller's französisch gehaltene Rede „über den Ruhm Friedrichs des Großen“, worin die patriotische Beredsamkeit des Geschichtschreibers der Schweiz zum letztenmal ermuthigend emporflammte, durch eine deutsche Uebersetzung im Vaterlande zu verbreiten. „Lassen Sie ja nicht ab“, schreibt er in Folge dessen an Müller, „nach Ihrer Ueberzeugung zu handeln und zu schreiben; man wirkt und nützt im St… muthig fort; es kommt eine Zeit, wo der Parteigeist die W… auf eine andere Weise spaltet und uns in Ruhe läßt“ — ein… Hoffnung, die für Müller nicht in Erfüllung ging.

Bald regelten sich wieder die Angelegenheiten in Weimar, und man kehrte zu den gewohnten Geschäften der friedlichen Zeiten zurück. Das Theater, das eine Zeitlang zum Laza… gedient hatte, wurde gegen Ende des Jahres 1806 wieder … öffnet. Die sparsame Verwaltung des Regisseurs Ge… hatte die Auflösung des Instituts glücklich abgewendet. … den lebhaften Wunsch der Schauspieler wurde Goethe's … am 30. Jan. 1807 zur Aufführung gebracht, und der Di… selbst war überrascht von dem glücklichen Gelingen.

Auch die geselligen Kreise belebten sich wieder. Sch… November nahmen die Abendgesellschaften der Ho… Schopenhauer ihren Anfang. [39]) Der anfangs kleine … erweiterte sich schnell; Donnerstags versammelte sich … eine größere, Sonntags eine kleinere „concentrirte“ Ges… Wir brauchen nur die Namen Goethe, Wieland, Mey… now, Falk, Einsiedel zu nennen, um ihn als die … geistreichen Weimars zu bezeichnen. Fremde von B… wurden stets hier eingeführt, auch fürstliche Personen … Theil. Eine ungezwungene Unterhaltung verbreitete … das Schönste und Tiefste in Poesie und Wissen; nur … litik ward vermieden. Manchmal wurden auch wissen… Vorträge gehalten. Goethe war gern in diesem Kreis…

e belebte Unterhaltung oft stundenlang an seine Lippen
lte. Indeß ward sein geselliges Talent sehr von der Stim-
ng beherrscht, und da man wußte, daß er manchmal nicht
ı Reden aufgelegt war, so stand für ihn ein Tisch bereit,
den er sich schweigsam setzen konnte; hier brachte er manche
ıdschaften zu Stande. Außerdem pflegte Goethe in den
ntermonaten dieser Jahre an den Mittwoch-Abenden vor
em erlesenen Cirkel von Freunden und Freundinnen Vor-
ge über ästhetische und naturwissenschaftliche Gegenstände
halten, wobei es ihm zugleich Freude machte, zum Verar-
ten seiner Ideen angetrieben und im wissenschaftlichen Den-
gefördert zu werden.

Im Frühling 1807 ward Weimar von einem tief von
en empfundenen Verluste getroffen. Die Herzogin Amalie
ed nach kurzer Krankheit aus dem Kreise, den sie so viele
hre durch Geist und Anmuth belebt hatte. Ihre Kraft war
er den Erschütterungen der letzten Zeit, welche auch ihrem
ıder, dem Herzog von Braunschweig, den Tod brachte und
e Familie ins Exil trieb, zusammengebrochen. „Wir wollen
glücklich preisen“, schrieb Fernow, der in den letzten Jah-
(seit 1804) als ihr Bibliothekar ihr nahe stand, damals
einen Freund, „daß wir in dieser Zeit gelebt und diese
stin gekannt haben; eine bessere sehen wir nicht wieder,
ihres Gleichen nicht. Das fühlt jeder hier, und das ist
Gefühl, mit welchem wir um sie trauern. Ja, es liegt
st ein Trost darin, das Vortreffliche und Unersetzliche ge-
nt zu haben und es betrauern zu dürfen.“ Und in glei-
Gefühlen schrieb Goethe die ihrem Andenken gewidmeten
itter, welche zunächst zu dem Zweck geschrieben waren, beim
uergottesdienst in den Landeskirchen vorgelesen zu wer-
[40]) Das Lebensbild, das er vorführte, schloß er mit den
benden Worten: „Das ist der Vorzug edler Naturen,
ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie

ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther
Sternen entgegenleuchten, als Richtpuncte, wohin wir u
Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbroch
Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir
als zu Wohlwollenden und Hülfereichen im Leben hin
deten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen,
Vollendete, Selige."

Getreu seinem Vorsatze "von seinem geistigen Dasein
retten, was er könne", verfolgte Goethe eifrig die Bah
die er seinem geistigen Streben vorgezeichnet hatte. Wer
in seinem Verhalten den Zeitbewegungen gegenüber bis hi
begleitet hat, wird nicht dadurch überrascht werden, daß u
Dichter alles directe Einwirken auf die politischen Zustä
ablehnte und sich der Sorgen um die Zeitläufte mögl
entschlug. Um dem aufregenden Drange der Ereignisse
zuweichen, mied er zeitweise sogar das Lesen der Zeitung
Am meisten war daher sein Sinn zu der friedlichen S
der Naturwissenschaft hingewandt, in deren Mittelpunct
die Bearbeitung seines größeren Werkes über die Farb
lehre stand, dessen Druck im Jahre 1806 begonnen und
folgenden Jahre rasch gefördert ward. Die Tafeln
wurden gezeichnet und gestochen, und die Geschichte der
benlehre, vornehmlich durch jenaische Studien, in den näch
Jahren fortgeführt. Erst im Mai 1810 ward er von di
Arbeit befreit und sah mit Freuden "achtzehn Jahre
dem Gewahrwerden eines alten Irrthums, in Gefolg
unablässigen Bemühungen" das letzte Blatt in die Druck
wandern, fürs erste entschlossen, diesen Betrachtungen, inso
es möglich wäre, sobald nicht weiter nachzuhangen.
gesammten Apparat zur Farbenlehre schenkte er an das
sikalische Cabinet zu Jena. Auf die Polemik der Phy
von Fach neben vereinzelter freudiger Anerkennung
leisteten, z. B. von Seiten Hegel's, können wir hier

weiter eingehen.[41]) Goethe ließ sich durch Angriffe auf seine Theorie nicht irre machen, wenn er sich auch durch manche der Gegenschriften, wie die des Professors Pfaff in Kiel, sehr verletzt fühlte. Er war sich bewußt, wie er an Frau von Stein schreibt, durch diese Arbeit zu einer Cultur gelangt zu sein, die er sich auf anderm Wege schwerlich verschafft hätte, und was er von der Zukunft hoffte, ist in seinen Worten zusammengefaßt: „mir können sie nichts zerstören, denn ich habe nicht gebaut; aber gesäet habe ich, und so weit in die Welt hinaus, daß sie die Saat nicht verderben können, und wenn sie noch so viel Unkraut zwischen den Weizen säen.“ Es war sein Vorsatz, nichts zu erwidern, sondern nach gewohnter Weise „allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf sein Thun und Bemühen nichts entgegenzustellen, als fortwährende Thätigkeit.“

Da sich die Karlsbader Kur während des Sommers 1806 seiner Gesundheit sehr zuträglich erwiesen hatte, so besuchte er während der nächsten Jahre bis 1813 regelmäßig die böhmischen Bäder[42]) mit alleiniger Ausnahme des durch den östreichischen Krieg beunruhigten Jahres 1809. Hier zog ihn der Verkehr in freier Natur vornehmlich zu mineralogisch-geognostischen Forschungen hin, und, immer von neuem angeregt, durchstreifte er, seine Sammlungen bereichernd, Thal und Höhen längs der Eger; reiche Ausbeute ward in der Sammlung der mineralogischen Gesellschaft zu Jena niedergelegt. Höchst belehrend waren für ihn auch manche schon an Ort und Stelle vorhandenen Sammlungen, namentlich die reichhaltige Joseph-Müllersche zu Karlsbad, die er 1807 in die neue Ordnung brachte, welche sie seitdem behalten hat, so daß sie auch die Goethe'sche genannt zu werden pflegt. Es erwuchsen aus diesen geognostischen Untersuchungen mehrere Abhandlungen: „Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad“, „Beschreibung des Kammerbergs bei

Eger" u. and. Diese Abhandlungen vermittelten damals ein näheres Verhältniß zu dem ausgezeichneten Mineralogen Geheimrath von Leonhard in Hanau. Bei dem Werthe, den das Urtheil eines bedeutenden Fachgenossen in Betreff der Verdienste Goethe's um die Naturwissenschaften für uns haben muß, heben wir aus vielen treffenden Bemerkungen desselben nur folgende hervor: "Goethe's Forschungen im Bereiche der Naturwissenschaften allein hätten hingereicht, Gelehrtenruf und Ansehen, ja Ruhm und Stolz zu gründen. Sie tragen im Feuereifer wie im vollkommen Wahren der Beobachtung das Gepräge nicht gewöhnlichen Schwunges, den Hindernisse wohl augenblicklich zu hemmen, aber nicht zu unterdrücken vermochten."

Von großem Einfluß auf Goethe's geistige Thätigkeit und seine gelehrten Verbindungen ward ihm der Aufenthalt in den Bädern durch den persönlichen Verkehr mit vielen bedeutenden Gelehrten und ausgezeichneten Zeitgenossen. Für seine naturwissenschaftlichen Forschungen war ihm das mehrmalige Zusammentreffen mit Bergrath Werner und August von Herder höchst schätzenswerth. Besonders war der Sommer des Jahres 18[illegible], wo er vom Mai bis in den September in Karlsbad verweilte, von vielseitiger Anregung und dauerndem Gewinn. Durch die Anwesenheit des Herzogs von Weimar ward er in die höchsten Kreise der Gesellschaft eingeführt, welche der geistvolle [illegible] vornehmlich belebte. Die Fürstin Solms, nachmalige Königin von Hannover, mit der Goethe damals bekannt wurde, gab bei späteren Gelegenheiten wiederholte Beweise, wie sehr sie den Dichter verehre. In der Gesellschaft der reizenden Fürstin Bagration lernte er den Fürsten von Ligne kennen, dessen heitere, geistreiche Persönlichkeit ihn sehr anzog. Eine engere freundschaftliche Verbindung schloß er mit dem französischen Gesandten Grafen Reinhard, der auch im französischen Staatsdienst den Sinn für deutsche Bildung [illegible]

schalten hatte. Von Goethe's Seite hatte eine Auseinandersetzung seiner Farbentheorie, von Reinhard's Seite die Erzählung der Geschichte seines vielbewegten Lebens [43]) ein engeres Anschließen vermittelt. Mit Wärme erfaßte Reinhard, wie seine eigenen Worte aussprechen, in Goethe „diese mit allem Menschlichen und Göttlichen sich befreundende Aneignungsfähigkeit, dieses allseitige Eindringen in Wissenschaft und Kunst, diese Gelehrsamkeit mit diesem Schöpferblick, diese Toleranz bei dieser Entschiedenheit, diesen Muthwillen bei diesem hohen Gefühl fürs Würdige und Edle, diese Jugendlichkeit bei dieser Reife", und nennt es einen unschätzbaren Gewinn, „in ihm nicht nur den Dichter und Schriftsteller, sondern den Menschen gekannt zu haben, indem er erst dadurch jenen völlig begreifen gelernt habe". Er unterhielt seitdem mit Goethe einen Briefwechsel, welcher, wenn gleich verstümmelt herausgegeben [44]), doch ein schätzbares Document dieser auf gegenseitige Hochachtung gegründeten Freundschaft bleibt. Er zeigt uns, wie Goethe's sittliche Natur die an ihn fesselte, denen er sein Innerstes aufschloß. Der sächsische Oberhofprediger Reinhard, zu dessen Unterhaltung er durch das Bedürfniß der ernsten Seite seines Wesens sich hingezogen fühlte, war überrascht, mit dem Dichter in den Hauptpuncten einer sittlich-ernsten Lebensansicht zusammenzutreffen. Goethe spricht bei Erwähnung dieser Bekanntschaft ein bedeutsames Wort aus, das bei Beurtheilung von einzelnen seiner Aeußerungen nicht zu übersehen ist: „er mochte einsehen, daß mein scheinbarer liberalistischer Indifferentismus doch nur eine Maske sein dürfte, hinter der ich mich sonst gegen Pedanterie und Dünkel zu schützen suchte".

Zwischen Goethe und Alexander von Humboldt, der 1804 von seiner großen amerikanischen Reise zurückkehrte und die reichste Ausbeute für Naturkunde heimbrachte, ward das alte Verhältniß erneuert und die geistige Wahlverwandt-

schaft unterhielt ein enges Freundschaftsband, das erst der Tod löste. Jene höhere Einsicht in die organische Bildung der Natur, wohin Goethe's Forschung gerichtet war, erschloß sich in schönster Fülle in Humboldt's Ideen zur Physiognomik der Gewächse und verwandten Schriften. Freundliche Zusendungen und Mittheilungen unterhielten und befestigten einen ununterbrochenen freundschaftlichen Verkehr. Seinem Reisewerke widmete Goethe ein anhaltendes Studium. Er skizzirte danach (1807) eine ideale Landschaft, worin die Höhen der amerikanischen und europäischen Berge gegen einander gestellt, auch deren Schneelinie und Vegetationshöhen bezeichnet wurden, und nahm dies zum Gegenstande seiner Mittwochsvorlesungen. Die osteologischen Forschungen wurden gleichfalls nicht außer Acht gelassen. Im Jahre 1808 gründete Goethe das osteologisch-zoologische Cabinet in Jena, zu welchem er Vieles aus seinem Eigenthum schenkte. Die Berufung Döbereiner's an die Stelle des 1809 verstorbenen Göttling war ein bedeutender Gewinn für die dortigen naturwissenschaftlichen Studien. Goethe unterstützte und begleitete mit warmem Antheil die Forschungen des ausgezeichneten Chemikers, welche ihm auch für seine chromatischen Studien vielfach nützlich wurden. 1812 ward zu Jena die Sternwarte in dem ehemaligen Schiller'schen Garten errichtet. Die Oberaufsicht zu übernehmen lehnte Goethe anfangs ab, weil er sich die dazu erforderlichen mathematischen Kenntnisse nicht zutraute, gab jedoch nachher sein Bedenken auf.

Ueberhaupt wenn sich auch Goethe in sicher umschriebenen Kreisen geistiger Bestrebungen bewegt und Manches, was seiner Natur nicht gemäß ist, ablehnt, so bewahrt er sich doch, auch im höchsten Alter, die Elasticität des Geistes dadurch, daß er überall mit warmer Theilnahme sich dahin wendet, wo geistiges Leben sich regt, immer zu fördern und selbst zu lernen sucht, und nicht, wie es auch ausgezeichneten

Geistern so oft begegnet ist, von den neuern Bestrebungen weggewendet, mit seiner Bildung abschließt. „Von dem Standpuncte aus,“ — so lautet ein schönes Bekenntniß seiner letzten Jahre — „worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht, durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegenzukommen und so, auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität oder Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhunderte geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad' auf andere zu; das Neue war mir deßhalb niemals fremd, und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraschung aufzunehmen oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen“.

Mitten unter der Anspannung seiner Kräfte für die Naturforschung begegnen wir den vielseitigsten Interessen für Kunst und Literatur. Mit großer Freude spricht er von den jährlichen Acquisitionen werthvoller Zeichnungen, Kupferstiche und Bildwerke älterer und neuerer Zeit, an denen sich sein Kunstsinn in wiederholtem Studium erbaute. Meyer's Bearbeitung der Geschichte der bildenden Kunst hielt Betrachtung und Unterhaltung über diese Gegenstände stets rege. Höchst schätzenswerth war ihm in dieser Hinsicht ebenfalls das freundschaftliche Verhältniß zu dem Dresdener Landschaftsmaler Kaaz, der in jenen Jahren mehrmals in Weimar, auch vom Hofe ausgezeichnet, verweilte und durch Briefe eine fortgesetzte Verbindung unterhielt. Er widmete Goethe's Handzeichnungen eine besondere Aufmerksamkeit, von denen er sich mehrere Blätter zu weiterer Benutzung auswählte,

woran er durch seinen frühzeitigen Tod verhindert wurde. Die letzten praktischen Versuche im Zeichnen machte Goethe 1810 während seiner Farbenstudien in Jena und seines Badeaufenthaltes in Karlsbad, wo er ein Heft von zweiundzwanzig Handzeichnungen, landschaftliche Gegenstände aus der Umgegend von Jena und Karlsbad, zu Stande brachte. Er sah sie als das Resultat seiner Kunstbestrebungen an, weßhalb er sie in einen Band vereinigte und in dem handschriftlich beigefügten Vorworte den Wunsch aussprach, daß sie als Denkmal seiner künstlerischen Leistungen beisammen aufbewahrt bleiben möchten. Das Interesse für Musik steigerte sich durch den Verkehr mit Zelter. Mit Beethoven trat er während der Badesaison von 1812 in nähere Bekanntschaft. Im Jahre 1808 brachte er in Weimar nach dem Muster seiner Theaterschule einen kleinen Gesangverein, eine „Hauscapelle“, unter Eberwein's Leitung zu Stande. Donnerstags Abends war Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahl zusammenblieb, Sonntags Aufführung vor großer Gesellschaft, wobei ein Frühstück gereicht ward. Aeltere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen Theil. Seit 1810 konnten von dieser Gesellschaft öffentliche Musikvorträge im Theater gehalten werden, wobei solche Musikstücke gewählt wurden, welche zu hören das Publicum sonst nicht leicht Gelegenheit fand. Doch löste sich im folgenden Jahre dieser Verein wieder auf. Wie innig bei Goethe die ästhetischen Genüsse mit der Erforschung der Naturgesetze verbunden sind, sieht man aus den Tabellen der Tonlehre, welche „nach vieljährigen Studien, besonders nach den Unterhaltungen mit Zelter, 1810 abgefaßt wurden. Von akustischen Experimenten wird uns schon gleich nach der ersten italienischen Reise berichtet; Chladni's Schriften hatte er aufmerksam gelesen; auch über dies Capitel der Physik wollte er zu klarer Einsicht gelangen.

Zu gleicher Zeit wurden mit den recitirenden Schauspielern die Didaskalien in der früheren Weise fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. „Ganz allein durch solches Nachholen und Nacharbeiten", bemerkt Goethe, „wird ein ungestörtes Ensemble erhalten". Die Höhe der Leistungen der weimarischen Bühne fand eine glänzende Anerkennung bei den Darstellungen in Leipzig im Sommer des Jahres 1807, zuerst vom 24. Mai bis 5. Juli, dann vom 4. bis 29. August. In dem Prologe, der die Reihe der Vorstellungen eröffnete, hat Goethe die Anhänglichkeit an Leipzig, die er stets bewahrte, aufs schönste ausgesprochen. „Im Ensemble, wie im Einzelnen ist Kunst, deutsche Kunst", schrieb Graf Reinhard, nachdem er der meisterhaften Aufführung des Torquato Tasso beigewohnt hatte; „Sie sind", fügte er hinzu, „der Einzige, der in dieser Art etwas geschaffen hat, das sich den Franzosen gegenüberstellen läßt". Zur Wiedereröffnung des Theaters in Weimar am 19. September dichtete Goethe das schöne Vorspiel „nach glücklicher Wiederversammlung der herzoglichen Familie". Sein Bemühen war auch ferner dahin gerichtet, seine Pflanzung zu erhalten. Die biographische Schilderung hat indeß nur noch gelegentlich der Geschichte der weimarischen Bühne zu gedenken, da sie aufgehört hat, die Richtung und geistige Thätigkeit des Dichters zu bestimmen. Die französische Spionerie ward auch in Betreff der Bühnenvorstellungen so lästig, daß Goethe zuletzt nicht länger die Verantwortlichkeit allein haben wollte. Daher stand ihm sein Freund, Kanzler von Müller, in der Prüfung der Stücke bei, und es gelang jeden Anstoß zu vermeiden.

In Bezug auf Goethe's Verhältniß zu der Literaturbewegung der romantischen Schule ist vornehmlich bemerkenswerth, daß er von dem strengen Festhalten an den antiken Formen nachließ und bis zu einem gewissen Grade die Be-

rechtigung der modern=romantischen Wendung der poetischen Literatur anerkannte, so daß er sich zum großen Verdruß des alten Voß sogar der früher abgelehnten Sonettenkünstelei annahm. Er war umsichtig genug, die Tendenzen zum Mittelalter „als einen Uebergang zu höheren Kunstregionen“ zu betrachten. „Ueberhaupt lasse ich mich“ — schreibt er an Knebel — „nicht irre machen, daß unsere modernen religiösen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern und befördern. Es kommt durch diese Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneusten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.“ Nur konnte er sich weder mit *Werner's* mystischen Tragödien noch mit *Arnim's* romantischen Extravaganzen oder „den Nebeln von *Görres* und Consorten“ befreunden. Dem regenerirten Minnegesang konnte er ebensowenig Geschmack abgewinnen; aber er entzückte sich an den altdeutschen Volksliedern, die in „des Knaben Wunderhorn“ (1806) zusammengestellt waren. Unter den wiedererweckten epischen Dichtungen der Vorzeit würdigte er das Lied von den *Nibelungen* nach Verdienst. Wie er früher dem Vossischen Homer durch seine Vorträge mehr Eingang und tieferes Verständniß verschaffte, so machte es ihm auch jetzt Freude, das deutsche Nationalepos durch neudeutsche Versionen zugänglich zu machen, und lebhaft leuchteten die Strahlen seines Auges, wenn er die herrliche Dichtung in befreundeten Kreisen vorlas. Er fand, daß der Werth des Gedichts sich erhöhe, je länger man es betrachte; er zeichnete sich eine Karte zu den Nibelungen. Doch besaß er zu viel Klarheit des Blickes, um es nicht „ein schädliches Bestreben“ zu nennen, die Nibelungen der Ilias gleichstellen zu wollen. Es erwuchs aus der Beschäftigung mit dem altdeutschen Epos weiter keine poetische Production, als die dem 30. Januar 1810 gewidmeten Stanzen zur Erklärung eines Maskenzugs, *die romantische Poesie*, in dem wir den Namen Siegfried, Brunhild, König Rother rc. begegnen. „Es ist nicht

leicht", schreibt er darüber an Knebel, "bei uns ein so mannigfaltiger und brillanter Aufzug erschienen." Am 16. Februar wurde ein ähnlicher großer Maskenzug "die Völkerwanderung" aufgeführt, zu welchem das poetische Weimar gemeinschaftlich mitwirkte; Goethe's Beitrag war der "Maskenzug russischer Nationen".

Bei der in dieser Lebensepoche des Dichters entschieden hervortretenden Hinneigung zu den Bestrebungen und Tendenzen der romantischen Schule ist seine Verehrung für die dramatischen Dichtungen Calderon's ein besonders wichtiges Moment. Den Uebergang von Shakspeare, seiner Jugendliebe, zu Calderon, von dem einen Pol des Drama's zum andern, hatte der ideale Charakter der griechischen Tragödie vermittelt. Nach 1800 beginnt Goethe auf Calderon aufmerksam zu werden, wie denn auch Schiller sich der Einwirkung desselben keineswegs entzog. Goethe spricht sich 1804 in einem Briefe an Schiller über den tiefen Eindruck aus, den Calderon's "standhafter Prinz" auf ihn gemacht habe. Dies Drama nahm er so lebhaft in sich auf, daß es noch lange nachwirkte. Die Uebersetzungen Calderon's von A. W. Schlegel und nachmals von Gries begleitete Goethe mit steigender Theilnahme; er äußerte wiederholt und noch in seinen letzten Lebensjahren seine Bewunderung des spanischen Dramatikers in den anerkennendsten Ausdrücken. Aus dem Studium Calderon's erwuchs ein Versuch der Nachbildung, der um das Jahr 1807 zu fallen scheint; einige Fragmente, "Eginhard" überschrieben, sind uns davon aufbewahrt, welche hinlänglich darthun, wie sehr er sich Calderon's Diction und Vers zu eigen zu machen bemüht war. [15]) Die Tendenz ist der Sieg des christlichen Märtyrerthums über eine im Untergange begriffene Cultur, ein Thema, das Goethe in seinen Dichtungen mehrmals berührt hat. Wenn er gleich seinen Entwurf bald wieder fallen ließ, so versuchte er doch Calderon's Stücken einen Platz auch

auf der deutschen Bühne zu verschaffen. Nach längerer Vorbereitung wurde 1811 „der standhafte Prinz“ zur Aufführung gebracht. Im folgenden Jahre schloß sich „das Leben ein Traum“ an; später folgte „Zenobia“.

Die Vorliebe für Calderon ist nur eine von vielen Erscheinungen, woraus man erkennt, wie sehr sich unserm Dichter die dramatische Bewegung der Handlung und der Charaktere in Abstractionen und Symbole auflöst. Die Sonne Shakspeare's leuchtet ihm nicht mehr; jetzt entzückt er ihn nicht, wie einst den Jüngling, weil „das Leben ganzer Jahrhunderte durch seine Seele webte“; seine lebenathmenden Dramen werden ihm zuletzt zu „interessanten Märchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt haben“; einer solchen symbolischen Betrachtungsweise muß er denn wohl „unergründlich“ dünken. Es war daher ein allzu gewagtes Unternehmen, wenn Goethe gegen das Ende des Jahres 1811 „Romeo und Julie“ mit der Absicht redigirte, das Stück „zu concentriren und diesen in seinen Haupttheilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen.“ Feier des 30. Januar 1812 wurde die herrliche Dichtung ihrer neuen Form dem Publicum vorgeführt und mit fall aufgenommen [46]); jedoch sprach sich das Urtheil einsichtiger Kenner Shakspeare's mit Recht dahin aus, daß viele wesentlichsten Schönheiten des Originals geopfert seien, we sich Goethe an „Versuche ähnlicher Art, die im Werke wagt, nicht ferner gewagt hat. Den Versuch, seinen Faust für Bühnenaufführung zu redigiren, gab er bald wieder auf.

Obwohl Goethe sich von den höheren Kunstformen Poesie mehr weggewendet hatte, so zieht sich doch auch diese Jahre ein poetischer Faden hindurch. Die Ba und Liederdichtung trieb auch jetzt noch manche Blüthe wenn gleich nicht mehr ganz so frühlingsfrisch, wie in

schwundenen Tagen. In der Muße des Badelebens richtete sich sein Blick hauptsächlich auf leidenschaftliche Verwicklungen des gesellschaftlichen Lebens, welche er in Novellenform zur Darstellung brachte. Es war dabei Plan, diese einzelnen Bilder socialer Verhältnisse unter dem Titel Wilhelm Meisters Wanderjahre zu einem Ganzen an einander zu reihen. Während des Karlsbader Aufenthalts von 1807 entstanden die Erzählungen St. Joseph der zweite, die neue Melusine, die pilgernde Thörin, die gefährliche Wette und die schon früher begonnene der Mann von funfzig Jahren. Die Wahlverwandtschaften dehnten sich zu einem größeren Roman aus, dem die wunderlichen Nachbarskinder eingefügt wurden. 1810 wurde in Karlsbad das nußbraune Mädchen verfaßt Ein Theil des ersten Buchs der Wanderjahre (jetzt die beiden ersten Capitel) erschien 1810 im Taschenbuch für Damen; in den nächsten zehn Jahren unterblieb die Fortsetzung.

Wie aber stets die Goethe'sche Poesie in des Dichters eignen Busen griff, so hatten auch an diesen anscheinend rein objectiven Darstellungen einzelne leidenschaftliche Beziehungen Antheil. Während des gesellschaftlichen Verkehrs in den Badeorten hatte er nicht nur Gelegenheit, manche wahlverwandtschaftliche Verwicklung zu beobachten, sondern auch des Dichters Gemüth bewahrte sich noch bis ins höchste Alter die jugendliche Empfänglichkeit für weibliche Reize, und es entzückte ihn, von dem Geist und der Anmuth der Frauen, welche er durch die Anziehungskraft seiner liebenswürdigen Persönlichkeit an sich fesselte, in einen kleinen Roman, der über die Alltäglichkeit den Schimmer der Poesie breitete, verstrickt zu werden. Aus solchen Verhältnissen erwuchs der Plan zu einer Erzählung „der Sultan wider Willen“, der ihn besonders 1806 beschäftigte. Der Grundzug war darin das Interesse, womit vier Damen von ganz verschiedenen Charakteren sich Einem Manne zuwenden, jede in ihrer Art liebenswürdig.

Das seltsamste Document eines romantischen Liebesverhältnisses zwischen dem bejahrten Dichter und einem jugendfrischen Mädchen wäre „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ (Bettina Brentano), wenn nicht die durch ihr lebhaftes Colorit geistreich täuschende Composition den factischen Vorfällen und Beziehungen jener Momente ein späteres Phantasiebild unterschöbe. Wer sie vorurtheilsfrei prüft und das Detail dieser Berichte mit dem, was wir über Goethe's dermalige innere und äußere Zustände wissen, zusammenhält, muß sich zu dem Resultat der Kritik Riemer's bekennen, der in seiner nahen Stellung zu ihm am meisten zu einem Urtheil befähigt war, „daß das Ganze ein Roman sei, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umstände entlehne.“ Für den wahrheitliebenden Biographen ist er ganz werthlos; selbst die eingeflochtenen Geschichten aus Goethe's Kindheit sind durch phantastisches Ausmalen entstellt, und noch weniger wird man wagen dürfen, die sinnlich-übersinnlichen nächtlichen Besuche, wobei der Geheimrath keinen Anstand nimmt, den Gastwirth zum Elephanten um 3 Uhr Nachts aus dem Bette zu treiben, Promenaden und Mantelscenen zur Charakteristik des fast sechzigjährigen Dichters heranzuziehen. Auch das ist schon aus dem Stil der Briefe, der doch auch für die Kritik ein Hauptmoment ist, unzweifelhaft zu beweisen, daß die Goethe's Namen untergelegten Briefe stellenweise interpolirt und überarbeitet sind (sonst könnte Goethe nicht Grüße des Herzogs aus Karlsbad an sie schreiben, während der Herzog in Weimar war), und daß ebenfalls die Partieen in den Briefen der Bettina Brentano, welche sich für Präludien Goethe'scher Gedichte ausgeben, nichts als spätere Prosaauflösungen sind, welche noch einen Theil der Reime mit sich schleppen. Aus dem, was für authentische Nachricht gelten muß, geht hervor, daß Goethe Bettinens phantastischer Liebe gegenüber eine ablehnende Haltung beobachtete.

Bettina (Elisabeth) Brentano war die Tochter der in die Wertherdichtung verflochtenen Maximiliane. Sie war viel um die Frau Rath Goethe, der sie durch ihr munteres Wesen manche Stunde des Alters erheiterte. Im Jahre 1807 kam sie, damals zweiundzwanzig Jahre alt, zum erstenmal nach Weimar und brachte dem Dichter, der sie freundlich empfing, die schwärmerischen Huldigungen ihrer Liebe dar. Goethe äußerte sich damals gegen Riemer als Bewunderer „ihres geistreichen, wenn auch barocken Wesens"; nichts deutete indeß auf eine leidenschaftliche Neigung, und Bettina beklagte sich eines Tages gegen Riemer, daß Goethe sich gegen sie so wunderlich und sonderbar zeige. Diesem abwehrenden Verhalten entspricht auch Goethe's Gemessenheit, als Bettina als von Arnim's Gattin 1811 in Weimar sich aufhielt. Da sie ihm bei ihren abendlichen Besuchen (so berichtet Riemer) von ihren Herzensangelegenheiten vorerzählen wollte, kam er ihr beständig dadurch in die Quere, daß er sie auf den Kometen, der gerade in seiner völligen Pracht und Größe am Abendhimmel stand, aufmerksam machte, ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte und sich weitläufig über dies Meteor erging. Endlich kam es aber in diesen Herbsttagen zu einem völligen Bruch, veranlaßt durch Bettina's beleidigende Aeußerungen gegen Goethe's Frau; sein Zorn traf sie (nach der Bezeichnung von Stephan Schütze) wie ein Donner vom Sinai. Goethe ließ ihre späteren Briefe, wenn wir diesem Theile des Romans einige factische Wahrheit zugestehen dürfen, unbeantwortet; „ich mag sie mir gern vom Leibe halten", äußerte er gegen einen Freund, als sie ihn später in Weimar wieder aufsuchte. Ihre Skizze zu seinem Denkmal fand bei ihm sehr kalte Aufnahme. Bei ihrem letzten Besuch weigerte er sich mit einem herben Worte des Unwillens sie zu sehen, trotz inständiger Bitte.

Durch jene Jahre jedoch, in welchen Bettina's Roman spielt, zieht sich eine andere leidenschaftliche Neigung zu einem jungen Mädchen. Daß wir darüber nichts als einige wenige Andeutungen haben, und selbst Riemer, was er sagen konnte, verschweigen zu müssen glaubte, ist um so mehr zu bedauern, als dieser Kampf des Herzens gegen die Gluth der Neigung mit mehreren Dichtungen Goethe's in unmittelbarer Verbindung steht. Wenig nur enthüllen uns die Sonette, welche 1807 während eines Jenaer Aufenthalts, wo die Sonettisten A. W. Schlegel, Gries und Werner ihn mit einer „Sonettenwuth" entzündet hatten, entstanden; ein Dutzend derselben wurde vom Adventstage (29. November) bis zum 16. December gedichtet. Die Muse der Liebessonette war die reizende Minna Herzlieb, eine Tochter des Buchhändlers Frommann in Jena, nachmals mit dem Professor Walch verheirathet. Ihren Namen kleidete der Dichter in das Geheimniß einer anmuthigen Charade [47]). Daß sämmtliche Sonette außer Beziehung zu Bettina stehen, ist nicht zu bezweifeln, obwohl sie sich einige derselben zuzueignen gesucht hat.

„Wie Petrarka's Brust der Charfreitag", so ist dem Herzen unsers Dichters der Advent von 1807 als ein ewiger Maitag eingegraben, wo ihm die schon als Kind Geliebte nun als blühende Jungfrau wieder erschien und mit allen Banden zärtlicher Liebe an sich fesselte. Schöne Tage reihen sich an einander, von freundlichem Begegnen und herzlichem Gespräch beseligt, bis die Poesie den Schmerz des Scheidens und die Sehnsucht der getrennten Liebenden zu versüßen unternimmt; innige Liebesworte begleiten ein kleines Christgeschenk an die Geliebte. Das ist der leichte Faden, von dem der Sonettenkranz zusammengehalten wird. Bringen wir mit dem Inhalte desselben in Verbindung, was Goethe über seine nächstfolgenden größeren Dichtungen äußert, daß Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften das schmerzliche Gefühl der

Entbehrung ausdrücken, daß niemand an diesem letzteren Romane eine tief leidenschaftliche Wunde verkenne, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchte, daß er darin wie in einer Grabesurne so manche herbe Geschicke tief bewegt niedergelegt habe, so deutet dies wohl hinreichend den Kampf der Resignation an, durch den er sich nochmals, und noch nicht zum letztenmal, aus den Wellen der Leidenschaft rettete, und läßt uns auch diese späteren Dichtungen als den poetischen Ausfluß derselben erscheinen.

Zu der dramatischen Dichtung Pandora erhielt Goethe eine äußere Veranlassung durch einen Besuch der Herausgeber der Wiener Zeitschrift „Prometheus“, Leo von Seckendorf und Stoll, welche sich von ihm einen poetischen Beitrag erbaten. Es wurde dadurch die ihm so geläufige Prometheusmythe wieder in seiner Phantasie lebendig und bildete sich zu einer symbolischen Dichtung, welche er streng im Charakter der antiken Tragödie zu halten gedachte. In „Pandora's Wiederkunft“ sollte die aus lebendigster Erinnerung des genossenen Glückes quellende Sehnsucht nach dem Schönen, und die allen Widerstreit der Leidenschaft verklärende Hoffnung der Wiederkehr des Glückes symbolisch dargestellt werden. Der Dichter nimmt nicht die frühere Titanenidee des Prometheus wieder auf, sondern es läutert und versöhnt das besonnene Streben und die gottergebene Resignation, welche zuletzt zum Besitz der idealen Schönheit führen.

„Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren“.

Der größere Theil dieser Dichtung, voll tiefen Sinnes, obwohl in etwas schwerfälliger Form („ein abstruses Werken“ nennt es Goethe in einem Briefe an Frau von Grotthuß),

wurde in Jena gegen das Ende des Jahres 1807 gleichzeitig mit jenen Sonetten fertig, deren elegischer Ton sich in den Klageliedern des Epimetheus wiederholt, und 1808 in den ersten Heften des Prometheus unter dem Titel: „Pandora's Wiederkunft" veröffentlicht. Goethe hatte damals große Liebe zu dieser poetischen Arbeit; „Pandora", schrieb er um jene Zeit an Reinhard, „ist mir eine liebe Tochter, die ich wunderlich auszustatten gedrungen bin." Aber sei es, daß die voreilige Herausgabe eines Bruchstücks und die geringe Theilnahme des Publicums sie ihm verleidete, oder daß die Idee der Wahlverwandtschaften ihn davon abzog: sie gedieh nicht über den ersten Act, welcher als „Taschenbuch für das Jahr 1810" in einem besonderen Abdruck herausgegeben wurde. Sie blieb ohne Fortsetzung. Schon bei der Sendung des Bruchstücks an Frau von Stein schrieb der Dichter: „Eigentlich sollte dieser Theil Pandorens Abschied heißen, und wenn es mir so viel Mühe macht sie wieder herbeizuholen, als es mir Mühe machte sie fortzuschaffen, so weiß ich nicht, wann wir sie sehen werden." Die Wiederkehr der Pandora, in der die Fülle der Gaben des Schönen sich verkörpert, und ihr Emporschweben mit dem verjüngten Epimetheus waren bestimmt, den Inhalt der nicht ausgeführten Theile zu bilden.

Der Roman *die Wahlverwandtschaften*, schon 1807 entworfen, wurde 1808 begonnen und während der Sommermonate des Jahres 1809 vollendet. Wie Goethe es seit den Zeiten seiner ersten Jugenddichtungen als die Hauptaufgabe seiner poetischen Darstellung angesehen hatte, „Herzensirrung und Weltverwirrung zu betrachten", so führte er in diesem epischen Gemälde den Conflict der Naturgewalt der Leidenschaft mit den Gesetzen sittlicher Verhältnisse in seiner tragischen Entwicklung vor. Da es durch die Natur des Stoffes etwas Düsteres hat, und die im Sinn der antiken Tragödie behandelte erschütternde Katastrophe mit der epischen

Ruhe des modernen Romans contrastirt, so war die meisterhafte Dichtung, obwohl sie ihrer Tendenz nach gerade die sittliche Macht der wahren Ehe zur Anschauung bringt, vielen Mißdeutungen ausgesetzt, weil die beschränkte Auffassung die objective Schilderung der Krankheit als einen Rechtfertigungsversuch ansah, gleichwie man einst dem Werther die Absicht der Vertheidigung des Selbstmords unterlegte.

Es lag in dem Wesen dieser letzten Dichtungen und der sie begleitenden Herzenserfahrungen, daß sich vielfach die Jugenderinnerungen des Dichters darin verschlangen. Daher kam ihm mit den „Wahlverwandtschaften“ zugleich der Gedanke, die Geschichte seiner Jugend zu schreiben. Im August 1808 sprach er zuerst seine Absicht gegen Riemer aus und setzte die Ausführung auf das nächste Jahr fest. Wenige Wochen nach diesem Entschlusse versiegte die Quelle, aus der ihm für die Schilderung der Ereignisse seiner Kindheit die reichste Mittheilung hätte zufließen können. Seine Mutter starb in ihrem achtundsiebenzigsten Jahre, gegen den Mittag des 13. Septembers sanft entschlummernd. Ihr muntrer, immer gefaßter Sinn war ihr bis ans Ende, selbst unter den Beschwerden und Leiden des Alters, geblieben. In Bezug darauf schreibt Goethe an Zelter bei Mittheilung eines ihrer Briefe: „Darin wie in jeder ihrer Zeilen spricht sich der Charakter einer Frau aus, die in alttestamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte, und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünktlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war.“ Kurz vor ihrem Ende hatte sie noch die Freude gehabt, ihren Enkel August auf seiner Durchreise nach Heidelberg, wo er seine Studien begann, bei sich zu sehen. Frau von Goethe reiste auf einige Wochen nach Frankfurt hinüber, um dort die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen.

Uibrigens wurde die autobiographische Arbeit noch durch manche andere Umstände hinausgeschoben. Außer der Ausarbeitung des Romans und dem Abschluß der Farbenlehre drängte sich noch ein Geschäft dazwischen, das nicht aufzuschieben war. Der Maler **Philipp Hackert**, als Freund Goethe's von der italienischen Reise her bekannt, war 1807 gestorben, und Goethe erhielt mit der Nachricht von seinem Tode ein Packet biographischer Aufsätze, deren Redaction und Herausgabe er ihm bei seinen Lebzeiten zugesagt hatte. Nach der Beseitigung der Farbenlehre nahm Goethe die biographische Arbeit vor, welche 1811 herausgegeben und der Erbprinzessin Maria Paulowna zugeeignet ward. Da Goethe's Absicht hauptsächlich dahin ging, die Hackert'schen Papiere zu ordnen und in eine gefällige, lesbare Form zu bringen, so hatte er nur stellenweise Gelegenheit, die Kunst der biographischen Schilderung geltend zu machen. Während dieser literarischen Beschäftigung, die ihn vielfach an den eigenen Lebensgang erinnerte, entwarf er zuerst das Schema seines autobiographischen Werks.

Man hat es Goethe oft zum Vorwurf gemacht, daß er, statt an den Bestrebungen patriotisch thätiger Männer theilzunehmen, das Nationalgefühl gegen die Unterdrückung aufzurufen und eine Volkserhebung gegen die Fremdherrschaft vorbereiten zu helfen, sich während der Zeit der Erniedrigung Deutschlands in Naturstudien, Novellistik und biographische Schilderungen der Vergangenheit zurückzog. Jenes politische Wirken lag nun einmal Goethe's contemplativer Natur fern, und niemals griff er da ein, wo er nicht ein seinen Anlagen gemäßes Gebiet der Thätigkeit fand. Er sah ein, daß er, der sich durchaus zu einem literarischen Charakter ausgebildet hatte, auf ruhiges Forschen und Bilden hingewiesen sei; was ihn in diesem folgerechten Schaffen stören konnte, wies er von sich; zu einem Manne der energischen Thatkraft,

er den Beruf zum Wirken und Handeln in sich trägt, hatte
ie Natur ihn nicht gebildet. Und selbst dieses vorausgesetzt,
ras hätte er überhaupt als Minister in einem kleinen, von
em mächtigen Gewalthaber nur tolerirten und von Spionen
rgwöhnisch überwachten Staate für Deutschlands Rettung
hun können? In Weimar ließen sich weder Fichte'sche Reden
m die deutsche Nation halten, noch ein Tugendbund stiften.
Dessenungeachtet läßt sich allerdings der Wunsch nicht unter-
rücken, daß er an solchen patriotischen Bemühungen, welche
ie Wiederbelebung deutschen Sinnes zum Zwecke hatten,
inen wärmeren Antheil hätte nehmen mögen. Wer eine so
ohe Stellung zu der geistigen Bildung seiner Nation, wie
r, sich errungen hat, dem steht es nicht wohl an, inmitten
er Bedrängniß, die ihre höchsten geistigen Güter bedroht,
„die Zeit erst eine Weile vorüberzulassen, um zu ihr und von
hr zu sprechen", wie er 1809 auf Perthes' Aufforderung zur
Mitarbeit an einem damals projectirten „deutschen Museum"
usweichend schrieb. Nach dem erschütternden Schlage des
Jahres 1806, als er Müller's Rede übersetzte, dachte er so
richt. Allein so sehr er die Schmach des Vaterlandes em-
pfand, verlor er doch alles Vertrauen zu dem Erfolge ver-
inzelter patriotischen Unternehmungen und „der Erniedrigung
Gewöhnen", wie er im Epimenides sich ausdrückt, fand auch
ei ihm eine Anwendung. Er stellte sich mehr und mehr auf
en kosmopolitischen Standpunct, und auf diesem konnte er
er Heldengröße, der Energie und dem Herrschertalente Na-
oleons seine Achtung nicht versagen. Viel trug dazu die
Macht des persönlichen Eindrucks bei, dessen Zauber ihn
richt gefangen nahm.

Während des Congresses zu Erfurt im Herbst
808, wo die Kaiser Napoleon und Alexander über Europa's
Geschicke Rath hielten, wurde auch Goethe, der sich anfangs
ern gehalten hatte, von seinem Herzoge am 29. September

dahin beschieden und blieb mehrere Tage dort. Die ausgezeichneten Darstellungen der französischen Schauspieler, die den Kaiser der Franzosen begleiteten, um vor einem „Parterre von Königen“ zu spielen, vor Allem die Kunstleistungen Talma's, bereiteten ihm großen Genuß. Er sah Racine's Andromache und Britannicus, Voltaire's Oedipus aufführen. Nach jeder Vorstellung unterhielt er sich mit dem Herzog voll Feuer stundenlang über die Stücke und die Leistungen der Darstellenden. Am 1. October nahm er an dem geräuschvollen Lever Napoleons Theil. Mit dem französischen Minister Maret war er in dem Gesellschaftszirkel der Frau von der Recke zusammengetroffen. Dieser erzählte dem Kaiser von dem außerordentlichen Eindrucke, den der Dichter auf ihn gemacht habe, worauf Goethe am 2. October zu einer Audienz beschieden wurde. Sie dauerte fast eine ganze Stunde. Talleyrand, Berthier und Savary waren gegenwärtig, nachher trat auch Daru hinzu. Der Kaiser saß an einem großen runden Tische frühstückend, und indem er ihm winkte, näher zu kommen, wandte er sich zu dem Dichter mit dem Worte: vous êtes un homme! Als Goethe darauf mit einer Verbeugung antwortete, fragte der Kaiser nach seinem Alter und sprach seine Verwunderung aus, ihn so frischen Aussehens zu finden. Als das Gespräch sich auf Goethe's poetische Werke lenkte, nahm Daru Gelegenheit, von der Uebersetzung des Mahomet zu sprechen, worauf Napoleon auseinandersetzte, weßhalb es ein schlechtes Stück sei. Den Werther versicherte er siebenmal gelesen zu haben und bewies seine genaue Kenntniß desselben durch eine ausführliche Analyse, wobei er bemerkte, daß an einigen Stellen die Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe vermischt seien; „das“, sagte er, „ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt hat. Warum haben Sie den

ethan"? Goethe hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und twiderte: er wisse zwar nicht, ob ihm jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber er finde ihn ganz richtig und estehe, daß hier etwas Unwahres nachzuweisen sei; allein es ei dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, ie er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte ereichen können. Der Kaiser schien mit dieser Antwort zurieden und ging wieder zum Drama über, wobei er sich über die Schicksalsstücke mißbilligend aussprach, die einer dunkleren Zeit angehört hätten. „Was will man", sagte er, „jetzt nit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal." Jedesmal, wenn er etwas zu Ende gesprochen, setzte er hinzu: Qu'en lit Mr. Goet?

Die Unterhaltung ward unterbrochen, indem Napoleon nit Daru über die großen Contributionsangelegenheiten sprach. Dann trat Soult ein, mit dem über polnische Angelegenheiten verhandelt ward. Der Kaiser stand auf, ging auf Goethe u und fragte nach seiner Familie und dem herzoglichen Hause. Noch einmal zum Drama überspringend, äußerte er: Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen ann. Sie sollten z. B. den Tod Cäsars auf eine würdige Weise, besser als Voltaire, schreiben; das könnte eine würdige Aufgabe ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders eworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine ochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; h fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauung; dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Darstellungen finden". Als Goethe endlich Abschied nahm, hörte man den Kaiser zu Berthier und Daru sagen: Voilà n homme!

Man konnte es Goethe anmerken, daß diese Audienz einen mächtigen Eindruck hinterlassen hatte, obgleich er vermied, von ihren Einzelnheiten zu reden und selbst den Anfragen des Herzogs möglichst auszuweichen suchte. Mit dem Gedanken an eine Reise nach Paris beschäftigte er sich lange Zeit.

In den nächsten Tagen beabsichtigte Napoleon zu einem Besuche nach Weimar zu kommen. Der Herzog forderte Goethe auf, etwas zur Verherrlichung dieser Tage auszusinnen. Mehrere großartige Pläne wurden in Vorschlag gebracht, aber die Zeit zur Vorbereitung erschien zu kurz. Eine große Jagd auf dem Schlachtfelde von Jena und ein glänzender Hofball ward zur Unterhaltung der hohen Gäste veranstaltet. Da Napoleon „zu Ehren der Herzogin“ seine Schauspielertruppe in Weimar spielen lassen wollte, so begab sich Goethe am 4. October zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Am 6. ward „der Tod Cäsar's“ aufgeführt, worin Talma als Brutus glänzte. Auf dem Hofball unterhielt sich Napoleon lange mit Goethe und Wieland, den er, da er nicht erschienen war, eigens in einem Hofwagen holen ließ. Das Gespräch wandte sich auf ältere und neuere Literatur. Gegen Goethe drückte der Kaiser aufs neue sein lebhaftes Interesse für Veredlung der tragischen Kunst aus; „das Trauerspiel“, sagte er, „steht gewissermaßen über der Geschichte“. Dabei sprach er sich für scharfe Abgrenzung der Gattungen aus und that die bezeichnende Aeußerung: „Je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés.“ Nachmals wurden Goethe und Wieland noch einmal zum Frühstück geladen und von Napoleon sehr wohlwollend behandelt, doch betraf die Unterhaltung mehr ihre persönlichen Lebensverhältnisse. Wenige Tage nach der Rückkehr des Kaisers nach Erfurt erhielten beide den Orden der Ehrenlegion. Vom Kaiser Alexander war

chon das Jahr zuvor mit dem St. Annenorden
rorden.

ge Jahre später kam Goethe in ein engeres Ver=
,u dem Bruder des Kaisers, dem „grundedlen",
eine Zeitlang Könige von Holland. Er lernte ihn
der Thronentsagung bei einem Aufenthalt in Teplitz
: 1810 kennen. Sie wohnten zufällig in Einem
ıd sahen sich häufig. Das edle zartsittliche Wesen
chen Fürsten, das sich auf eine tiefe religiöse Welt=
ıg gründete, zog Goethe's Gemüth sehr zu ihm hin;
, man verlasse ihn nicht, ohne sich besser zu fühlen [50]).

politische Windstille des Jahres 1810 und der zu=
lgenden Zeit war Goethe für sein biographisches
hst günstig; er konnte sich um so leichter von der
:t abschließen und sich mit seiner Phantasie ganz
angenheit hingeben; „die entschwundenen Geister",
mußte ich in mir hervorrufen und manche Erinne=
:el gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühsam
treich zusammenschaffen." Es kam ihm bei dieser
cht auf historische Vollständigkeit und Genauigkeit
ographischen Einzelnheiten an, sondern seine Absicht
ehmlich, den Leser in Stand zu setzen, sich daraus
iff stufenweiser Ausbildung einer durch ihre Arbeiten
ınnten Persönlichkeit zu bilden. „Denn dieses" —
er sich in dem Vorworte aus — „scheint die Haupt=
der Biographie zu sein, den Menschen in seinen
tnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm
ze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er
Welt= und Menschenansicht daraus bildet, und wie
enn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder
en abspiegelt." Die Behandlungsweise und den
ıs meinem Leben, Dichtung und Wahrheit,
mancher oberflächliche Leser von vornherein stutzig

gemacht wurde, erläutern Goethe's eigene Worte aufs treffendste: „Es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so ist es klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelnheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde .... Dieses alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte Dichtung begriffen, um mich des Wahren, dessen ich mir bewußt war, zu meinem Zweck bedienen zu können“. Indeß rief gleich der erste Band, die liebliche, harmlose Kindheitsidylle, sehr verschiedenartige Urtheile hervor. Die Einsichtigen erfüllte sie mit jenem Entzücken, dem Graf Reinhard Worte leiht, wenn er am 4. December an den Dichter schreibt: „Niemals hab' ich eine Schrift mit so viel Liebe und Ruhe mir angeeignet, wie diese; wollüstig schwamm mein Geist mit dem klaren, tiefen Strom der Rede fort und genoß der lieblichen Aussichten auf Vergangenheit und Zukunft. Mir, und das ist manchem Andern geschehen, spiegelte sich in ihm das Bild der eigenen Kindheit; und dann doch wieder wie verschieden von den Eigenthümlichkeiten des herrlichen Knaben, der Goethe ward!“ Ein großer Theil des Publicums konnte sich jedoch in die Form nicht gleich finden; die halbpoetische Behandlung war nicht greifbar genug und erschien für den Ernst einer deutschen Biographie allzu tändelnd. „Die Deutschen“, so äußert sich Goethe unmuthig in einem Briefe an einen Freund, „haben die eigene Art, daß sie nichts annehmen können, wie man es ihnen giebt; reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man

ihnen die Spitze, so klagen sie über Verletzung; sie haben so unendlich viel gelesen, und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit; erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig". Und das ist denn auch an diesem köstlichen Werke, das nicht nur in das individuelle Leben, sondern mit diesem tief in die ganze Bildungsperiode unserer Literatur einführt, in Erfüllung gegangen, wenn man auch längst zu der Einsicht gelangt ist, daß für die Kritik des biographischen Materials gar viel zu thun übrig bleibt.

Ein großer Theil dieses Werkes wurde während des Aufenthalts in den böhmischen Bädern, welche er seit 1810 wieder mehrere Jahre hindurch regelmäßig zu seiner Erholung benutzte (im Jahre 1811 in Begleitung seiner Frau) in heiterster Muße ausgearbeitet. Die Naturwissenschaft trat für den Augenblick mehr in den Hintergrund. Dagegen erwachte mit der lebhaften Erinnerung der Jugend wieder ein reger Trieb zur lyrischen Dichtung, welche durch die Schilderungen seines Lebens überall mit ihren sanften Tönen hindurchklingt. In dem idyllischen Badeleben zu Karlsbad entsprang 1810 eine erotische Dichtung, worin der Dichter in einem Ariostischen Gemälde den Conflict der aufwallenden Leidenschaft mit der ehelichen Treue durchführt. Das Motto aus Tibull (I. 5. 39 sq.) — aliam tenui, sed jam quum gaudia adirem Admonuit dominae deseruitque Venus — spricht die Idee des Ganzen deutlich genug aus. In dem Momente, wo der Gast die schöne Fremde, die sich ihm hingiebt, in die Arme schließen will, gedenkt er seines trauten Familienkreises daheim; er entflieht der Versuchung und wendet sich in einem liebevollen Briefe mit bewegtem Gemüth zu den Seinigen. Das Gedicht hat somit, gleichwie die Wahlverwandtschaften, eine hohe sittliche Tendenz; weil aber die Schilderung sinnlicher Liebesgluth eine allzu lebhafte Farbengebung erhalten haben,

so theilt es das Schicksal der unterdrückten römischen Elegien, von Goethe's Werken ausgeschlossen zu bleiben, obwohl es in mehreren Abschriften vorhanden ist.

Der Dichter bedurfte also nicht erst der in Karlsbad mehrfach geübten Gelegenheitspoesie, um sich zu prüfen, „ob noch einiger poetischer Geist in ihm walte." Er ward zu dieser in den Sommern von 1810 und 1812 durch die Anwesenheit der Kaiserin von Oestreich veranlaßt, deren Liebenswürdigkeit er seine Huldigung in einer Reihe von Gedichten darbrachte, die im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad überreicht wurden. Das Gedicht „im Namen der Kaiserin" wurde von ihr selbst verlangt. Von der Kaiserin wurde er sehr ausgezeichnet und bewahrte ihr stets eine anhängliche Gesinnung. Auf ihren Wunsch verfaßte er 1812 in Teplitz innerhalb weniger Tage das kleine Lustspiel *die Wette*, wobei die Aufgabe war, das Betragen zweier durch eine Wette getrennten Liebenden darzustellen. Am 28. Juli ward der Auftrag ertheilt, am 5. August konnte die Aufführung stattfinden. Im Grunde war diese Art höfischer Gelegenheitsdichtung eine Sphäre, in der wir das Talent eines Goethe ungern verweilen sehen. Der Beglückwünschung der Kaiserin der Franzosen hätte der deutsche Dichter wohl überhoben sein können, wenn er gleich, wie er an Frau von Stein berichtet, von einem der ersten Staatsmänner Böhmens die Versicherung erhielt, eine bedenkliche Aufgabe glücklich gelöst zu haben. Der Umschwung der Ereignisse, den er damals nicht ahnte, nöthigte ihn zu der Palinodie in den Motto-Stanzen des Epimenides.

Der zweite Band von *Dichtung und Wahrheit*, welcher im Herbst 1812 erschien, fand eine ermunternde Theilnahme. Der dritte konnte noch zum großen Theile vollendet werden, ehe die Kriegsereignisse von 1813 von der ruhigen Betrachtung vergangener Zustände abzogen. Es war [illegible]

auern, daß zu eben der Zeit, wo er der Freundschaft seiner
Jugendjahre so manches liebevolle Denkmal setzte, sein Ver-
hältniß zu Jacobi aufs neue durch eine herbe Mißstimmung
getrübt wurde. Jacobi's Schrift „Von den göttlichen Dingen
und ihrer Offenbarung“, gleichsam sein philosophisches Ver-
mächtniß, griff das Identitätssystem der Naturphilosophie
aufs entschiedenste an; er bekennt sich zu einem Gott über
der Natur; ja, er spricht es aus: „die Natur verberge ihm
Gott.“ Goethe sah in dem „unglücklichen“ Buche einen An-
griff gegen seine redlichsten Bemühungen, wie er nun schon
so viele Jahre“ ertragen habe; er fand darin „recht harte
Stellen gegen seine besten Ueberzeugungen, die er öffentlich in
einen auf Natur und Kunst sich beziehenden Aufsätzen und
Schriften bekenne und zum Leitfaden seines Lebens und Stre-
bens genommen habe“; sein Brief an Knebel vom 8. April
1812 läßt sich im Tone heftigen Unwillens des Weiteren dar-
über aus. Auch gegen Jacobi hatte er es in seinem Briefe
aus Karlsbad vom 10. Mai 1812 kein Hehl, daß ihn das
Büchlein ziemlich indisponirt habe. „Wie konnte mir“, schreibt
er in versöhnterer Stimmung in den Annalen, „das Buch
eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin
ich die These durchgeführt sehen sollte, die Natur verberge
Gott! Mußte bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und
geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die
Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß
diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz
machte, — mußte nicht ein so seltsamer, beschränkter Aus-
spruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen
Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?“ Eben so sehr
mußte sich Jacobi durch Goethe's Gedicht „Groß ist die Diana
der Epheser“ tief gekränkt fühlen. Doch die Sonne der Ju-
gendliebe ist zu mächtig, um nicht das in einer heißen Stunde
aufsteigende Gewölk rasch wieder zu verscheuchen; hatte doch
auch Friedrich Stolberg, als er 1812 Goethe in Karlsbad

zum letztenmal sah, ihm unter Thränen die Hand zum Abschied gedrückt. Versöhnlich schrieb Goethe am 6. Januar 1813 an Jacobi: „Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Die Freundschaften der Jugend gründen sich aufs Erste; an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld.“ Das gute Einvernehmen wurde wieder hergestellt, und Goethe konnte in der Schilderung seines Jugendlebens das Bild Jacobi's mit aufrichtiger Anerkennung seines Werthes zeichnen. Wenn er hier weniger Gelegenheit fand, das Andenken Wieland's zu erneuern, so ward ihm durch dessen am 20. Januar 1813 erfolgtes Scheiden, welches ihn so tief erschütterte, daß ihn die Freunde kaum jemals weicher gestimmt gefunden hatten, eine besondere Veranlassung, die Verdienste auch dieses Freundes [illegible] späteren Lebensepoche mit beredter Anerkennung zu feiern. Die von Goethe am 18. Februar in der Freimaurerloge gehaltene Gedächtnißrede ist der schönste Denkstein auf Wieland's Grabe.

Zweites Capitel.

1813 — 1818.

Mit dem Beginn des Jahres 1813 ging ein neuer Geist durch Deutschland. Das gewaltsam niedergehaltene, tiefverletzte Nationalgefühl loderte in hellen Flammen der Begeisterung auf, und die Hoffnung flog freudig der That voran. Goethe theilte diese Stimmung nicht. Er sah nur neue Verwirrung und schwere Zeiten vor sich und ergriff jedes Mittel, um sich den Ereignissen, auf deren Gang er nicht einzuwirken vermochte, fern zu halten und ihre Rückwirkung von seiner geistigen Thätigkeit abzuwenden. Tags vor der Besetzung Weimars durch die Franzosen, am 17. April, trat er seine Reise in die böhmischen Bäder an. In Dresden, das von den Russen besetzt war, sah er Stein und Arndt.[51] Er machte auf sie keinen erfreulichen Eindruck, da er über die neuen Unternehmungen sich nicht freudig und hoffnungsvoll äußerte, sondern beklommen erschien. Als Körner, dessen Sohn in die Reihen der Freiwilligen getreten war, von Hoffnungen glücklicher Zeiten sprach, fuhr Goethe heftig gegen ihn auf mit den Worten: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen“: eine Besorgniß, die allerdings die ersten Kriegsereignisse zu rechtfertigen schienen, da man überdies noch ungewiß war, welche Stellung Oestreich in dem europäischen Kampfe einnehmen werde. Auch von Teplitz aus kommen uns nur sorgenvolle Äußerungen des nach Frieden verlangenden Dichters ent-

gegen: „Wer es jetzt möglich machen kann“, — schreibt er unterm 21. Juli — „soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt von Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden.“ Shakspeare und Tacitus hatte er vorzugsweise zu seiner Lectüre gewählt, um durch fernliegende Ereignisse seine Phantasie von der Gegenwart abzuziehen. Indeß war er wenigstens froh, daß er in dieser jetzt zerrissenen Welt, wo man nicht mehr wisse, wem man angehöre, gesund sei und arbeiten könne.

Außer der Vollendung des dritten Theils von Dichtung und Wahrheit beschäftigte ihn eine Abhandlung über Shakspeare, dessen Einwirkung auf seine Jugenddichtungen er dort geschildert hatte, obgleich seine gedrückte Stimmung nicht geeignet war, die großartigen dramatischen Weltgemälde dieses Riesengeistes von einem unbefangenen Standpuncte aus zu betrachten, und zwar in einer Epoche, wo seine Poesie sich schon der orientalischen Contemplation zuneigte. Die Balladen „der Todtentanz“, „der getreue Eckart“, „die wandelnde Glocke“ wurden damals gedichtet, und in einem Opernentwurf „der Löwenstuhl“ behandelte er das Sujet, welches er später in der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen darstellte. Daneben gewährten mineralogische Excursionen und Sammlungen seinem Geiste ebenfalls eine erwünschte Ableitung. Mit innigem Wohlbehagen führt uns seine Schilderung des Ausflugs nach den Zinnbergwerken von Zinnwald und Altenberg (10—12. Juli) in die Stille der Natur und die idyllische Gewerbthätigkeit der Gebirgsbewohner, welche nicht lange darauf, nach dem Ablauf des Waffenstillstandes und dem Eintritt Oestreichs in die Reihen der Verbündeten, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt waren.

Auf der Heimreise traf Goethe in Dresden mitten unter kriegerische Zurüstungen. In Weimar rückte die jüngste

ßsische Garde ein; General Travers, den er früher in Gesellschaft des Königs Ludwig von Holland kennen gelernt hatte, ward in seiner Wohnung einquartiert. Goethe suchte sich durch literarische Beschäftigung mannigfacher und zerstreuter Art über die Sorgen der Zeit, welche die Unfälle von 1806 noch einmal über Weimar bringen konnten, hinwegzuhelfen; sogar die Beschäftigung mit chinesischer Geschichte schien für den Augenblick ein willkommenes Beruhigungsmittel. „Ich hatte mir“, schreibt er an Knebel, „dies wichtige Land gleichsam aufgehoben und abgesondert, um mich im Fall der Noth, wie es auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten.“ Ein anderer „Zufluchtswinkel in böser Zeit“ waren ihm die Naturstudien. „Ich habe mich in diesen letzten so trüben als zerstreuten Tagen“ — schreibt er am 3. December an den Geheimrath von Leonhard, mit dem er durch mineralogische Studien in ein näheres Verhältniß gekommen war — auch wieder mit Geognosie beschäftigt, besonders aber was ich seit mehreren Jahren in Böhmen und Sachsen, die Zinnformation betreffend, zusammengebracht, endlich geordnet und eine Darstellung dieser wichtigen Urepoche versucht.“ Von poetischen Arbeiten ist der Epilog zu dem Trauerspiele Essex zu erwähnen, welchen Goethe für die Schauspielerin Wolff schrieb, um ihre fatale Rolle der Elisabeth zum Schluß noch einigermaßen glänzend auszustatten. Diese nach vorgängigen geschichtlichen Studien sorgfältig ausgeführte Dichtung steht in Beziehung zu den Geschicken Napoleons und giebt der unter dem Abfall der Freunde sich kühn behauptenden muthvollen Gesinnung einen Ausdruck, nicht ohne die tragische Ahnung des Sturzes: „Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag.“ Dies ward gerade am 18. October, dem Tage der Leipziger Schlacht, geschrieben. An eben dem Tage fiel das Brustbild Napoleons von Gyps, das in Goethe's Zimmer hing, von der Wand herab; doch nur der Rand hatte gelitten. Goethe ließ um

den Rand des Bildes„ den Vers eines römischen Dichters parodirend, die Worte setzen: scilicet immenso superest ex nomine multum.

Dem Rückzuge der französischen Armee entging Weimar über Erwarten glücklich. Die Truppen der Verbündeten rückten ein; Goethe, dem vom städtischen Einquartierungsamte schon zwölf Mann Kosacken zugewiesen waren, blieb in Folge seiner Vorstellungen durch besondere Vergünstigung von der Last der Einquartierung befreit. Der Herzog trat am 1. November vom Rheinbund zurück und erließ einen Aufruf zur Bildung eines Corps von Freiwilligen. Gern hätte August von Goethe gleich wie Karl von Knebel sich in die Reihen derselben gestellt. Allein dem Vater war der Gedanke unerträglich, den einzigen Sohn verlieren zu können, und da ihn sein Wunsch nicht zurückzuhalten vermochte, so erwirkte er einen Befehl vom Herzog, der den kampflustigen Jüngling zurückbleiben hieß. Der Herzog errichtete eine Schwadron Jäger und eine Compagnie zu Fuß. Am 7. Januar 1814 verließ er Weimar, um an der Spitze des dritten preußischen Armeecorps nach den Niederlanden zu ziehen.

Goethe, vor Allem erfreut, der Ruhe seiner Studien zurückgegeben zu sein, blieb den Ereignissen gegenüber in der Haltung des parteilosen Beobachters. Der Macht des Augenblicks, dessen Kind der Enthusiasmns ist, schien ihm der unterworfen zu sein, „der in der Weltgeschichte lebt.“ Seine Natur war, wie er selbst erörtert, der „höheren“ Culturstufe gemäß, auf der der Nationalhaß verschwindet, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Wenn er daher inmitten der patriotischen Aufwallung Anderer den Strom der Ereignisse in ruhiger Haltung an sich vorbeigleiten ließ und die politischen Zukunftsträume erregter edler Männer nicht theilte, so

es nicht fehlen, daß er Manchem theilnahmlos erschien. Indeß war diese scheinbare Kälte nicht, wie Stein sie glaubte entschuldigen zu müssen, eine Folge seines Alters, sondern stimmt nur zu der seit dem Beginn der Revolutionszeit erworbenen und geübten ruhigen und gemessenen Haltung. Er rückt sich die Ereignisse der Gegenwart in die Ferne und betrachtet sie gleichsam vom historischen Standpuncte, weßhalb auch der nachherige Erfolg in den meisten Fällen der Klarheit seines politischen Urtheils Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Dabei bewahrte er dennoch in der Tiefe seiner Seele eine warme Liebe für sein Volk und den Glauben an dessen steigende Entwicklung und höhere Bestimmung. Wer in jenen Jahren Gelegenheit hatte, mit ihm die Geschicke der Gegenwart zu besprechen, schied (wie namentlich Varnhagen von Ense und Luden ausdrücklich versichern) mit der Ueberzeugung, daß die im ärgsten Irrthum seien, welche den Dichter beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe, kein Gefühl für Deutschlands Ehre und Schande, keinen Glauben an unser Volk gehabt. „Sein Schweigen“, sagt Luden, „bei den großen Ereignissen und wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.“ Eben so schreibt Varnhagen von Ense gleich nach seinem Besuche bei Goethe (im Nov. 1817): „Er sieht nur früh und schnell die Dinge, wie die Meisten erst spät sie sehen; er hat Vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen, und wir verlangen, er soll unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen.“

Das schönste Denkmal von Goethe's vaterländischer Gesinnung wie politischem Scharfblick hat uns Luden aufbewahrt [52]; es ist um so schätzbarer, da der Charakter dieses trefflichen Historikers die beste Bürgschaft treuer Berichter-

stattung ist. Luden theilte im November 1813 Goethen die Absicht mit, eine zunächst gegen Napoleon und die Franzosen gerichtete Zeitschrift unter dem Titel „Nemesis“ herauszugeben. Goethe rieth ihm von einer solchen publicistischen Thätigkeit ab, indem er auf dieser Bahn sich in vielfache Händel verwickeln und bald ermüden werde. „Glauben Sie ja nicht“, fuhr Goethe darauf fort, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Nachdem er dies unter Hinweisung auf die frühere [illegible]lung des deutschen Volks näher begründet hat, fährt er fort: „Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und

was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht würden wir es aber richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosacken, Baschkiren ꝛc. .... Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus“. Das aber bezeichnete Goethe als die Pflicht jedes Einzelnen, „nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht“. Ein Gespräch ganz ähnlichen Inhalts hatte Goethe mit von Leonhard auf dem Schlachtfelde von Hanau. „Gerecht und nachsichtig“ — so berichtet dieser — „sprach der Dichter sich aus über den Geist der Gegenwart, über die Entwicklung nächster Folgezeit; nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft war ihm tröstlich; die Entscheidung, wie solche gefallen, erachtete er für den Anfang vom Ende“.

Goethe fühlte keinen Beruf, die Zeitereignisse poetisch zu verherrlichen. Die poetische Stimmung während des Frühlingsaufenthalts 1814 zu Berka, wo er in dem von der Ilm umrauschten „Edelhof“ die Ruhe im Genusse einer schönen Natur suchte, veranlaßte den Entwurf zu einem Vorspiel zu den Sommervorstellungen der Weimarer Schauspielergesellschaft auf dem 1811 erbauten Theater zu Halle. Allein er überließ die Vollendung desselben an Riemer, indem er der Aufforderung Iffland's, für die preußische Hauptstadt ein auf den Befreiungskrieg bezügliches Festspiel zu dichten, nachgab. Im Mai 1814 ward des Epimenides Erwachen begonnen. Da die Festdichtung auf den preußischen Hof und seine Gäste berechnet werden mußte, so blieb bei so nahe liegenden Begebenheiten und so delicaten Beziehungen kaum eine andere Form als die allegorische übrig, welche überdies, obgleich an und für sich undramatisch, der beabsichtigten opernartigen Ausstattung günstig war. Der Dämon der Unterdrückung — das sind die Grundzüge der Haupthandlung — hat im Verein mit den Dämonen der List und des Kriegs den Glauben und die Liebe in Fesseln gelegt, doch nicht die Hoffnung. Diese verbinden sich unter einander und stärken sich zu unüberwindlicher Kraft. Sie werden durch gütige Genien ihrer Bande entledigt und besiegen den Dämon der Unterdrückung. Zum Rahmen dieses allegorischen Zeitgemäldes wählte der Dichter die Erzählung von Epimenides aus Kreta, welcher, der altgriechischen Sage nach, über funfzig Jahr in einer Höhle schlief und bei seinem Erwachen verwundert war, die Welt um sich ganz verändert zu finden; in diesem Bilde erkannte der Dichter sich selbst und manche seiner Freunde, welche sich von den politischen Ereignissen fern gehalten hatten, und jetzt von dem plötzlichen Umschwung überrascht wurden. Durch die musikalische Composition, welche Capellmeister B. A. Weber in Berlin übernahm, und anderweitige Vorbereitungen ward die Aufführung bis zum nächsten Frühjahr hin-

gert. Am 30. März 1815 fand sie zum erstenmal in
lin statt und ward am nächsten Tage in Gegenwart des
es wiederholt. Nach Zelter's Bericht war „der Beifall
hend“, und die auf die Zeitereignisse bezüglichen Stellen
den lebhaft applaudirt; waren doch auch dem alten
cher bei dem Chorgesange des Vorwärts-Liedes die Thrä-
geflossen. In Weimar ward der 30. Januar des fol-
den Jahrs durch die Aufführung des Festspiels gefeiert.
e nachhaltige Wirkung war nicht zu erwarten. Unge-
et der Zierlichkeit und Künstlichkeit der Composition hat
allegorische Drama kein rechtes inneres Leben, und der
ter selbst hat zugegeben, daß es demselben an Einbildungs-
t und Wärme fehle. Die Schlußstrophe, welche auf die
erum den politischen Horizont verdüsternden Wolken hin-
t, ward bei der Aufführung weggelassen oder ist später
ugedichtet:

Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das, was der Corse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut.
Er fühle spät, er fühle früh:
Es sei ein dauernd Recht!
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh'
Ihm und den Seinen schlecht!

Der glückliche Zustand Deutschlands nach der Befreiung
dem Joch der Fremdherrschaft, „die große politische
osphären-Veränderung“, äußerte auch auf Goethe eine
ingende Wirkung, und er fühlte, daß es jetzt „dem
nenides nicht heilsam sein würde, im Schlummer zu
rren“. Es liegt ein Geständniß der Beschämung in den
ten des Epimenides:

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Ein dichterisches Wohlgefühl kommt wieder über ihn, als er in den nächsten beiden Jahren 1814 und 1815, statt in dem engen Karlsbader Thale Pflanzen und Steine zu sammeln, „zu des Rheins gestreckten Hügeln — weingeschmückten Landesweiten“ hinzieht und in offenem Verkehr mit vertrauten Freunden Herz und Sinn wieder der Fülle des Lebens öffnet: „der Wunsch in die freie Welt“ — das sind seine eignen Worte — „besonders aber ins freie Geburtsland, zu dem ich wieder Lust und Antheil fassen konnte, drängte mich zu dieser Reise“.

Einen besonderen Reiz hatte der Ausflug an den Rhein noch dadurch, daß er in Wiesbaden einige Wochen mit seinem Freunde Zelter zusammen zu sein hoffte. Das Verhältniß zu diesem hatte sich seit einigen Jahren zur innigsten Freundschaft gesteigert; das Unglück hatte das Band fester geschlungen. In der schmerzlichen Lebensepoche im November des Jahres 1812, da Zelter über den Tod seines ältesten Sohnes, der sich selbst entleibt hatte, in tiefe Trauer versetzt war, gaben ihm Goethe's tröstende Zeilen das brüderliche Du; die vielsagenden Worte: „Du hast Dich auf dem schwarzen Probirsteine des Todes als ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen; wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist“ — waren eine fürs Leben gewonnene Ueberzeugung, die niemals wankte. Zelter durfte, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, seit diesem Briefe denken, an die Stelle eines verlorenen Sohnes einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben. Zwar gehörte Zelter einer ganz anderen Sphäre der geistigen Thätigkeit an, als Goethe, und konnte diesem nicht, wie Schiller, so viel zurückgeben, als er empfing; aber Goethe hatte seinen rein-menschlichen Werth, die Kernhaftigkeit seiner sittlichen Natur erkannt und schätzte in ihm vor Allem die Tüchtigkeit und Geradheit seines Charakters, der „von allen seltenen Gaben die seltenste ein Freund zu sein“ in reichem Maße besaß.

Schon während des frischen Naturgenusses auf der Hin- ise fand Goethe die innigen, heiteren Töne seiner Lyrik ieder, die einige Jahre hindurch geschlummert hatten:

„Und da duftet's, wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten."

(Fulda, 26. Juli.)

Zwar erneuern sich auch in Wiesbaden die Karlsbader studien, indem ihm das mineralogische Cabinet des Bergraths ramer die Merkwürdigkeiten der dortigen Gebirgsbildung, ater andern viele „Prachtstücke" aus den Bergwerken des Vesterwaldes, vor Augen legte. Allein in all seinen Schilde- ungen der Ausflüge ins schöne Rheingau weht uns wieder e poetische Fülle des Naturgenusses entgegen. Er fühlt sich :r bewegten Menschenwelt wieder näher und mischt sich froh ı das rege Leben des munteren Rheinvolkes. Dem St. Ro- usfest, welches am 16. August bei der St. Rochuscapelle in :r Nähe von Bingen von einem Strom Wallfahrender begangen ird, widmete er wieder die Aufmerksamkeit, wie in früheren iedlichen Tagen den römischen Kirchenfesten, und ließ sich, m alle Vorgänge im bunten Menschengewimmel anzuschauen, ı und außer der Capelle hin und her drängen. Es rührte ın die innige Freude der Menge, welche mit diesem Feste ıgleich das Glück des wiedergekehrten Friedens und den eginn goldener Zeiten feierte. In den ersten Septembertagen rlebte er schöne Stunden auf dem Landsitz Winkel bei der amilie Brentano, in deren Begleitung er viele Ausflüge ngs des Rheins machte und bei Schlössern und Capellen jönen Aussichten und weinbegrünten Landschaften wieder it dem entzückten Blick der Jugend verweilte. Er bekennt selbst, seit dieser Reise an den Rhein eine größere ilde und Schonung gegen die Menschen gewonnen haben. Es ist die „milde Sonne seiner letzten Jahre",

welche seit jenen am Rhein genossenen Tagen ihren freundlichen Glanz über den Abend seines Lebens verbreitete.

In Wiesbaden traf Geheimrath von Leonhard [53]) mit ihm zusammen. Zum erstenmal sahen sie sich von Angesicht, und mächtig ergriff Goethe's Persönlichkeit den erwartungsvollen Bewunderer seines Geistes. Seine Beredsamkeit, sein Feuer, womit er sich im ausführlichen Gespräch auf den Gebieten der Wissenschaft und poetischen Literatur erging, „war das eines Jünglings, aber zugleich großartige Ruhe." Edel und groß erschien er vor Allem in der liebevollen Anerkennung der Verdienste früherer und mitlebender Männer; Byron's gedachte er schon damals mit großem Lobe. Bald darauf erwiderte der Dichter in Hanau den Freundesbesuch. Auf seinen Wunsch gab das Hanauer Liebhabertheater eine Vorstellung, Körner's „der Vetter aus Bremen", wobei er recht herzhaft lachte; „seine Laune war unerschöpflich, er, hinreißend, liebenswürdig." Leonhard's ausgezeichnetes Mineraliencabinet gewährte ihm großen Genuß.

Nach Heidelberg zog ihn Sulpiz Boisserée. Im Jahre 1811 war dieser begeisterte, sinnvolle Kenner mittelalterlicher Kunst mit einer wichtigen Folge von darauf bezüglichen Zeichnungen und Kupfern nach Weimar gekommen und hatte schon damals Goethe's Aufmerksamkeit aufs neue auf den Werth der Kunst des Mittelalters hingelenkt; „es ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach". Die Einwirkung trat jetzt in gemeinsamen Studien erst nach ihrer ganzen Bedeutung hervor. Die Boisserée'sche Sammlung niederländischer und altdeutscher Gemälde, die Pläne und Risse des Cölner Doms und anderer altdeutschen Gebäude gewährte Goethe eine klare Einsicht in ein Gebiet der Kunstgeschichte, das er bis dahin nur flüchtig durchstreift und während seiner italienischen Reise wie in der

folgenden Epoche weit von sich gewiesen hatte. In Darmstadt fand er bei dem Oberbaurath Moller Gelegenheit, diese Kunststudien fortzusetzen. Unter den reichhaltigen Sammlungen des dortigen Museums hatte er seines wackern Merck zu gedenken. Manches, was er früher in dessen Privatbesitz gesehen und bei seinen ersten naturwissenschaftlichen Studien benutzt hatte, fand er hier wieder.

Seine Vaterstadt Frankfurt hatte Goethe in siebenzehn Jahren nicht gesehen. Inzwischen hatte er ihr noch vor kurzem in seiner Biographie den schönsten Tribut dankbarer Anhänglichkeit gezollt. Diesmal bereitete man ihm einen Empfang, in welchem sich die lebhafteste Verehrung aussprach. Die Vorstellung des Tasso wurde angeordnet, und Goethe von den Directoren des Frankfurter Theaters feierlich dazu eingeladen. Als er Abends in die für ihn bestimmte Loge trat, welche mit Blumengewinden und Lorbeerkränzen geschmückt war, empfing ihn das überfüllte Haus mit lautem Jubel, der während einer Symphonie von Haydn noch fortwährte. Erst als sich der Vorhang hob, trat eine ehrerbietige Stille ein, und ein Prolog begrüßte den Dichter. Während des am Schluß gesprochenen Epilogs wurden die Kränze von den Büsten Ariost's und Virgil's genommen und ihm überreicht. Als er das Theater verließ, waren Treppen und Gänge mit dichtgedrängten Reihen von Zuschauern gefüllt, durch die er freundlich dankend hindurchging. Man war des Lobes voll, „wie so gar liebenswürdig er sich unter seinen Frankfurtern erwiesen habe.“ Er hatte alle Orden von seinen Kleidern trennen lassen, weil er nur Bürger sein wollte. Auch ein schönes öffentliches Fest genoß er hier; er konnte in seiner befreiten Vaterstadt der ersten Feier des 18. Octobers beiwohnen. Um die Erleuchtung zu sehen, fuhr er am Abend in dem Wagen des Baron von Hügel, damaligen Vicegouverneurs, herum. Während seines diesmaligen Aufenthalts

sah er sich fleißig um und besuchte seine alten Freunde; besonders freute er sich des vielseitig angeregten Interesses für Kunst und Naturwissenschaften; was in Privatsammlungen an Kunstsachen und sonstigen belehrenden Schätzen vorhanden war, ward im Einzelnen sorgfältig betrachtet und verzeichnet. Am 27. October traf er in Weimar wieder ein. Herzog Karl August war schon am 1. September unter den Freudenbegrüßungen der Seinigen in seine Residenz zurückgekehrt. Goethe hatte sich ihnen aus der Ferne durch die Veranstaltung einer Sammlung von Beglückwünschungsgedichten „Willkommen“ angeschlossen.

Goethe waren auf seiner Reise in die Rheingegenden so „unendliche Schätze des Anschauens und der Belehrung geworden, vom Granit an bis zu den Arbeiten des Phidias und von da rückwärts bis auf unsere Zeiten“, daß er sich angetrieben fühlte, sie im nächsten Jahre zu wiederholen. Der politische Horizont war 1815 zwar nicht mehr so heiter, wie das Jahr vorher: „Napoleons Wiederkehr von Elba erschreckte die Welt; hundert schicksalschwangere Tage mußten wir durchleben.“ Als Goethe in Wiesbaden gegen die Mitte des [illegible] anlangte, fand er dort die preußische Garde. Die Schlacht von Waterloo ward in Wiesbaden zu großem Schrecken voreilig als verloren gemeldet, und viele Badegäste machten schon in Furcht vor schneller Ausbreitung der französischen Truppen Anstalten zum Einpacken. Die rasche günstige Entscheidung brachte bald wieder alle Verhältnisse ins Gleiche. In der Nähe und Ferne wurden die Rheingegenden von unserm Dichter wieder durchstreift, und neue Bekanntschaften mit ausgezeichneten Männern schlossen sich an alt[illegible]. In Biberich traf er mit dem Erzherzog Karl zusammen, welcher ihn durch seine belehrenden Unterhaltungen sehr [illegible] und mit seinen Werken über seine Feldzüge beschenkte. [illegible] Bergrath Cramer ward eine Reise durch das [illegible]

ausgeführt, von wo sie geognostische Ausbeute heimbrachten. In Gesellschaft des Ministers von Stein war Goethe auf der Fahrt nach Cöln, wohin er sich in den letzten Julitagen in der Absicht begab, in die altdeutsche Kunst durch gründlicheres Anschauen einzudringen, und verlebte dort mit ihm und Ernst Moritz Arndt einige reichhaltige Tage. Etwas Ehrfurchtvolles lag in seiner Haltung gegen den großen Staatsmann, und dieser hielt die leichtaufbrausende Heftigkeit seines Wesens zurück, so daß sie friedlich und vertraulich neben einander herschritten; „der Aufenthalt, so kurz er war, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück“.

Die Seele der kunstgeschichtlichen Forschungen war der Umgang mit Sulpiz Boisserée. Mit ihm machte Goethe die Reise von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt und Darmstadt. In Gesellschaft des kunstsinnigen Freundes betrachtete er abermals die werthvollen Sammlungen dieser Städte. In Frankfurt hielt er sich diesmal zurückgezogener, als das Jahr vorher, um nicht aufs neue wider seinen Wunsch an die Oeffentlichkeit gezogen zu werden. Jene Studien altdeutscher Kunst, denen Boisserée sein Leben gewidmet hatte, waren fast der alleinige Inhalt ihrer Gespräche. In Heidelberg fand er bei dem Freunde die gastlichste Aufnahme. Durch einen Aufenthalt von zwei Wochen ward ihm die schönste Gelegenheit, die kostbaren Sammlungen mehrere Tage zu betrachten und sich in historischer wie artistischer Hinsicht von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit zu überzeugen. Die Cölner Studien kamen bei den Zeichnungen und Rissen alterthümlicher Gebäude wieder zur Sprache, und durch vielfache Verhandlungen fühlte man sich befähigt, „aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Masse das Reine und Schöne, wohin der menschliche Geist unter jeder Form strebt, herauszufinden und sich zuzueignen.“ Das Zusammentreffen mit anderen Freunden früherer Jahre, namentlich mit Paulus,

verschönerte ihm gleichfalls den dortigen Aufenthalt. Ein Ausflug nach **Karlsruhe** verschaffte ihm die Bekanntschaft mit **Hebel**, dem von ihm sehr hochgeschätzten Dichter der „allemannischen Lieder.“ Auch sah er noch einmal die Stätte seiner Jugenderinnerungen, seiner ersten Begeisterung für altdeutsche Kunst, **Straßburg** mit seinem herrlichen Münster.

Von Heidelberg auf Würzburg reiste Goethe noch in Boisserée's Gesellschaft: „da uns beiden der Abschied weh that, so war es besser, auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen.“ Ueber Meiningen, den Thüringer Wald und Gotha langte er am 11. October wieder in Weimar an.

Er hatte sich wieder mit liebevollem Entzücken in der Welt umgesehen, und das Gefühl dieses glücklichen Zustandes mußte noch dadurch erhöht werden, daß er kurz vor und nach dieser zweiten Rheinreise die Schilderungen seiner **italienischen Reise** redigirte, aus denen die Lichtblicke der reinsten Seelenerhebung aufs neue erwärmend und belebend ihm entgegenleuchteten. Indeß wollte er auch nicht die Früchte der gegenwärtigen Reisen dem deutschen Publicum vorenthalten. Er begann die Zeitschrift **Kunst und Alterthum**, welche von 1816 bis 1828 die Studien des Greises begleitete und ihm Gelegenheit bot, mit Allem, was die weiterschreitende Zeit Bedeutendes hervorbrachte, in lebendiger Berührung zu bleiben und von dem hohen Standpuncte seiner individuellen Bildung auf die Gegenwart zu wirken. Die ersten Hefte, deren Titel noch die Beziehung auf die Kunstgegenstände der Rhein- und Maingegenden andeutete, enthielten die Ergebnisse der letzten Reisebeobachtungen und waren vornehmlich in Bezug auf die Boissereeschen Sammlungen von entschiedenem Einflusse auf das öffentliche Kunsturtheil. Goethe wies mit kunsthistorischem, vorurtheilsfreiem Blick das Verhältniß der ältesten deutschen Malerei zur byzantinischen Kunst nach und wa

er Erste, welcher der Wirksamkeit des Johann van Eyck
lnerkennung verschaffte. Uebrigens beschränkte sich seine
Zeitschrift nicht auf Kunst und Alterthum; „denn“ — sagte
r schon im Beginn des Unternehmens — „wie lassen sich die
eiden ohne Wissenschaft und diese drei ohne Natur denken?“

Hatte er sich zur Zeit der Propyläen auf seinem antiken
Standpuncte mehr abwehrend der Richtung der modernen
Kunst zur Romantik entgegengestellt, so war er jetzt mit dem
ieuen Geiste mehr versöhnt und hatte vielfach Anlaß, rathend
ind fördernd einzugreifen. Als die mecklenburgischen Stände
m December 1814 den einstimmigen Beschluß faßten, die
Verdienste des Fürsten Blücher durch Errichtung eines
Denkmals in seiner Geburtsstadt Rostock zu ehren, ward
Goethe von dem damit beauftragten ständischen Ausschuß an-
iegangen, durch seinen Rath und sein Gutachten die Aus-
ührung des Planes zu unterstützen und zu leiten.[54] Nach-
em mit Director Schadow in Berlin vorgängig über die
Idee des Kunstwerks correspondirt worden war, kam dieser
nit dem Modell nach Weimar, wo sich beide über die noch
orzunehmenden Veränderungen verständigten. Im Sommer
818 wurde der Erzguß der neun Fuß hohen Statue voll-
ndet und im folgenden Jahre das Denkmal aufgestellt. Zwei
Reliefstafeln wurden von Goethe entworfen; die eine stellt
ar, wie der Held vom Sturz mit dem Pferde sich aufrafft,
vährend der Genius des Vaterlandes ihn mit der Aegide
eschützt; die andere zeigt den Helden zu Pferde, indem er
ämonische Gestalten in den Abgrund jagt. Die Zeilen der
on Goethe verfaßten Inschrift, welche die Metalltafel der
Rückseite enthält, lauten:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

In eben diesem Jahre erhielten Goethe's Kunststudien von vielen Seiten die lebendigste Anregung, so daß ihm das Jahr 1818 in dieser Hinsicht als eine neue Epoche erscheinen konnte. Die Elgin=Marmorn, diese herrlichen Ueberreste griechischer Kunst aus der Periode ihrer höchsten Blüthe, waren im britischen Museum angelangt. Gypsabgüsse und Zeichnungen gelangten bald auch in Goethe's Nähe, und mit der Begeisterung seiner italienischen Studien ergriff er die, wenn auch nur in mangelhaften Copien, dargebotene Belehrung. Er erzählt, wie die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, so lebhaft und heftig ward, daß er, an einem schönen sonnigen Morgen ohne Absicht aus dem Hause fahrend, von seinem leidenschaftlichen Verlangen plötzlich ergriffen, aus dem Stegreif nach Rudolstadt lenkte und sich dort „an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit herstellte". Mit Abzeichnungen und Gypsabgüssen gelang es ihm seine eigenen Sammlungen zu vervollständigen. Auch seine Münzsammlung erhielt werthvolle Zugaben; denn auch mit diesem Fach der Kunststudien erhielt er sich stets in Verbindung. Die neubelebte Beschäftigung mit antiker Kunst trieb ihn (1818) zu dem Versuche, die Gemäldeschilderungen des Philostrat, mit denen er sich schon in der Epoche der Propyläen eifrig beschäftigt hatte, zu bearbeiten, „mit dem Vorsatz, das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der sich ihm gleichzubilden trachtet, wieder zu beleben". Denn ungeachtet des nach den verschiedensten Seiten sympathisirenden Universalismus seines ästhetischen Geschmacks kommt er gleichwohl auch jetzt noch auf das bewährte Grundprincip seiner Kunstansichten zurück: „Ich habe am Homerischen und an der Nibelungischen Tafel geschmaust, aber für meine Person nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Bildner und Denker". Manche Belehrung über neuere Kunst ward ihm durch Ankauf von Zeichnungen und Kupferstichen

sammlungen. Vieles Werthvolle brachte der Herzog von seiner Reise nach Oberitalien heim, unter Anderem Abzeichnungen von Leonardo da Vinci's Abendmahl, welche, in Verbindung mit dem Werke Bossi's, Goethe 1817 zu der ausführlichen Abhandlung über dies fast vernichtete Meisterwerk veranlaßten.

Fast sollte man aus Goethe's umfangreichen Thätigkeit für ältere und neuere Kunst den Schluß ziehen, daß die Naturwissenschaften und andere geistige Interessen dadurch auf einige Zeit zurückgedrängt worden seien. Und doch, welche weite Gebiete vermochte sein großer Geist neben einander mit gleicher Liebe und Tiefe zu umfassen! Schon im Obigen wird mehrmals angedeutet, wie angelegentlich er während seiner Reisen in den Rheingegenden sich mit mineralogischen Forschungen beschäftigte. Diese wurden auch fernerhin mit solchem Eifer fortgesetzt, daß er zum Jahre 1817 die Bemerkung machen kann: Geognosie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges seien an der Tagesordnung gewesen. Die merkwürdigen Thonschieferplatten aus dem Lahnthal stellte er als Tableau zusammen. Er studirte eine große Anzahl geologischer Werke und Charten; nach v. Leonhard's großen Tabellenwerken ordnete er seine Privatsammlung und die durch neue ansehnliche Anschaffungen bereicherten Sammlungen des Museums. In den Sommermonaten der Jahre 1818 und 1819 hielt er sich in Karlsbad auf und nahm die böhmische Geognosie wieder mit ungeschwächter Energie auf. „Bei dem schönsten denkbaren Wetter“ — schreibt er im October 1819 an Zelter — „ging und fuhr ich in der ganzen Gegegend umher ..... überall Steine geklopft, so daß ich zuletzt die bekannte Müller'sche Sammlung von hundert Stücken ebenso, als wenn der gute Alte noch lebte, zusammenlegen konnte.“ Die Geologie entfernter Länder und Welttheile ward gleichfalls zu diesen Studien mehr und mehr herangezogen, und es

verband sich damit eine so umfangreiche Lectüre wissenschaftlicher Reisewerke, daß mancher Besucher nicht wenig überrascht war, Goethe z. B. von den sittlichen und politischen Zuständen Nordamerika's mit der genauesten Detailkenntniß reden zu hören.

Im Jahre 1816 bereitete Goethe die Herausgabe mehrerer naturwissenschaftlichen Abhandlungen vor, welche unter dem Titel „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie; Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden“ seit 1817 heftweise erschienen. Ein poetisches Seitenstück zu der Elegie „Metamorphose der Pflanzen“ gab er 1819 in dem didaktischen Gedichte „Metamorphose der Thiere.“ Sein botanisches Studium, dessen Geschichte er damals in einem ausführlichen Aufsatze darlegte, ward durch mannigfache Beobachtungen gefördert. Die chemischen Studien wurden unter Döbereiner's Leitung fortgesetzt. Die Farbenlehre erhielt eine Erweiterung durch die Theorie jener Farbenerscheinungen, welche von „seinem vieljährigen Freunde und Mitarbeiter“ Seebeck zuerst entdeckt und von ihm entoptisch genannt waren. Goethe faßte die Resultate der während dieser Jahre angestellten Versuche, welche er „bis ins Grenzenlose vermannigfacht hatte“, als Supplement seiner Farbenlehre in zwei Abhandlungen zusammen, worin er ihren atmosphärischen Ursprung nach seiner Theorie erklärte. „Die Richtigkeit meiner Ansichten“ — so spricht er sich in dem Vorworte aus — „kenne ich zu gut, als daß mich die Unfreundlichkeit der Schule im mindesten irre machen sollte; mein Vortrag wirkt in verwandten Geistern fort; wenige Jahre werden es ausweisen.“

Kaum läßt unsere bisherige Erzählung ahnen, daß neben dieser vielseitigen Geschäftigkeit sich ein neues, weit ausschauendes

Feld geistiger Interessen aufgethan hatte, in dessen Mitte ein anmuthiger Dichtergarten fröhlich emporwuchs. Längst hegte er im Stillen eine Neigung zur morgenländischen Literatur, die zu seinem beschaulichen Leben, seinen romantischen Sympathieen und besonders seiner Vorliebe für Calderon in wahlverwandtschaftlicher Beziehung stand. Das Interesse für den Orient trat bei ihm schon in früheren Lebensepochen zu wiederholten Malen lebhaft hervor. Den Jüngling beschäftigten Nachdichtungen des Hohenliedes und des Korans. Jones' englische Uebersetzung der Moallahat oder der Gedichte der sieben großen arabischen Dichter, die in der Moschee zu Mekka aufgehängt sind, zog ihn im Jahre 1783 so sehr an, daß er sie in Gemeinschaft mit seinen Freunden zu übersetzen beabsichtigte. In die indische Poesie führten ihn Jones' Uebersetzungen indischer Dramen sowie die daraus geschöpften Bearbeitungen der Sakontala von Forster und der Gita-Govinda von Dalberg. Jetzt gewannen die orientalischen Studien neue Reize für ihn. Im Jahre 1811 überließ ihm ein Officier einige Blätter einer Handschrift des Korans, welche er aus Spanien mitgebracht hatte.[55] Die Schönheit der Schriftzüge zog Goethe so sehr an, daß er sich ernstlich mit der Ursprache zu beschäftigen anfing; sich in arabischer Schrift zu üben, machte ihm eine besondere Freude und beschäftigte ihn bei seinem Besuche in Heidelberg manche heitere Stunde in Paulus' Gesellschaft. Es war mitten unter den Besorgnissen des Jahres 1813, als Goethe an der Hand des ausgezeichneten persischen Lyrikers Hafis, dessen „Divan" ihm in der von-Hammer'schen Uebersetzung zukam, sich in der freundlichen Phantasiewelt der morgenländischen Dichtung erging und sich durch diese Beschäftigung „über bedenkliche Zeiten hinweghalf". Mit besonderer Zuneigung ergriff er das innerste Wesen dieses lebensfrohen Dichters und „suchte sich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu setzen".

Nord und West und Süd zersplittern,
Thronen bersten, Reiche zittern.
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten;
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Diesen Quell der Verjüngung, den die lebensfrischen Strophen der Hegire preisen, empfing seine lyrische Poesie von innen heraus, als mit der Wiederkehr der Friedenszeit das Gemüth des Dichters wieder von Liebe und heiterer Lebensfreude erfüllt ward. Für die lyrischen Empfindungen des Greises, die sich von selbst zur Reflexion und allegorischen Einkleidung neigten, schienen die Formen der orientalischen Poesie das zierlichste und geeignetste Gefäß zu sein. „Diese muhamedanische Religion," schreibt er später an Zelter, „Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter?"

Während der geistesfrischen Jahre 1814 und 1815 quollen die lyrischen Gedichte so reichlich hervor, daß er nach dem Muster seines Hafis einen westöstlichen Divan gründen und ihn schon nach der Verschiedenartigkeit des poetischen Inhalts in Bücher abtheilen konnte. Einige, wie das Buch des Timur, welches Rückblicke auf die Napoleonische Zeit enthalten sollte, gediehen nicht weit; andere füllten sich mehr mit Nachbildungen orientalischer Gedichte; aber die der Liebe gewidmeten Bücher schlangen sich rasch zu vollen Liederkränzen zusammen. Das stärkste der Sammlung ward das Buch Suleika. In diesen liebeglühenden Liedern zieht die Leidenschaft des Dichtergreises den Glanz orientalischer Bildersprache heran, um die jugendliche Geliebte und ihre beglückende

Gegenliebe zu feiern. Der größte Theil derselben ward wäh- rend der Sommerreise von 1815 gedichtet und läßt auf eine Liebesneigung schließen, die ihm die Wärme jugendlicher Lei- denschaft zurückgab.

> Du beschämst wie Morgenröthe
> Jener Gipfel ernste Wand,
> Und noch einmal fühlet Hatem [Goethe]
> Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Darauf deuten auch des Dichters Worte hin, wenn er n den Erläuterungen sagt, dies Buch möchte wohl für abge- schlossen anzusehen sein: „der Hauch und Geist einer Leiden- chaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder urück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten.“ Daß iese Lieder in keiner Beziehung stehen zu dem schon seit vier Jahren völlig abgebrochenen Briefwechsel mit einem Kinde, as sich auch als Suleika hat eindrängen wollen, bedarf wohl aum einer Bemerkung.

Es war Goethe's Absicht, im Jahre 1816 mit heran- ahender guter Witterung die schönen Tage der Rheinreise bermals zu genießen. Meyer wollte ihn begleiten. Man offte in den Kunstsammlungen die gemeinschaftlichen Studien u erneuern und dann in Baden-Baden die Heilkraft der Mineralquellen und der reizenden Naturumgebung zu genießen: Pläne waren entworfen, wie Alles zu genießen und zu utzen wäre.“ Aber kaum war am 20. Juli die Hälfte des rfurter Weges zurückgelegt, als „der ungeschickteste aller uhrknechte“ auf ebener Straße den Wagen umwarf. Die chse brach, und Meyer beschädigte sich so bedenklich an der Stirn, daß sie sogleich nach Weimar umzukehren genöthigt aren, und die Reise wenigstens um vierzehn Tage verschoben erden mußte.

Goethe hatte, wie alle tiefpoetischen Gemüther, einen Glauben an Ahnungen, an geheimnißvolle Wechselbeziehungen der Ereignisse. Den Lesern von „Dichtung und Wahrheit" ist bekannt, wie sich dieser Hang seines Gemüths schon in seiner Jugend in mancherlei Combinationen kundgiebt. Auch glaubte er späterhin, bei mehreren Gelegenheiten das Ahnungsgefühl erprobt gefunden zu haben. „Aus Unmuth und Aberglaube", wie er selbst sich ausdrückt, ward daher die Reise an den Rhein, wo man ihn schon sehnlichst erwartet hatte, übereilt aufgegeben, und die Freunde verweilten einige Wochen in dem kleinen thüringischen Bade Tennstädt in der Nähe der Unstrut. Vier Wochen blieb Meyer in seiner Gesellschaft. Wolf kam auf ein Paar Tage dorthin und belebte die Unterhaltung, obgleich Goethe seinen Unwillen nicht zurückhalten konnte, daß dessen zunehmende Widerspruchslust seinem Umgange mehr und mehr das Erfreuliche und Anregende früherer Jahre entziehe. Viele Freude machte ihm in diesen einsamen Wochen das Studium der Humboldtischen Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylus, da er dies Stück „von jeher abgöttisch verehrt hatte." Auch verdanken wir dem Tennstädter Aufenthalt die ausführliche Darstellung des Rochusfestes, welche als ein Seitenstück zu der Carnevalsschilderung im Detail ausgemalt ward.

Der rheinische Liederfrühling war mit dem Jahre 1816 verblüht. Es brachte dem Dichter viele trübe Ereignisse. Am 6. Juni starb seine Frau nach kurzer Krankheit. Auf einer Spazierfahrt war sie an der Seite ihres Mannes plötzlich von einem Schlaganfall betroffen worden, dessen Folgen ihrem Leben bald darauf ein Ende machten. Halten wir den Ausdruck seines Schmerzes bei ihrem Scheiden mit den Geständnissen seiner leidenschaftlichen Neigung und seines Glücks im Beginn ihres Verhältnisses zusammen, so drängt sich uns aufs neue die Erkenntniß auf, daß Goethe's Gemüth

sittliche Natur an seiner ehelichen Verbindung einen stärkern Antheil hatte, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist. An ihrem Sterbelager knieend, brach er verzweiflungsvoll in die Worte aus: „Du wirst mich nicht verlassen; nein! nein! du darfst mich nicht verlassen!“ Als der Arzt auf sein Zimmer trat und ihm meldete, es gehe mit ihr zu Ende, wenn er sie noch lebend sehen wolle, so sei es Zeit zu ihr zu gehen, folgte er ihm unter tiefen Seufzern. Er faßte die Hand der Sterbenden und streichelte ihre Stirn. Sie schlug die Augen auf und wollte sprechen; allein die Zunge konnte nur noch unverständliche Töne hervorbringen. Er ließ sie los und verließ unter heftigem Schmerzensruf das Gemach. Wenige Augenblicke später war sie verschieden. Die an ihrem Todestage niedergeschriebenen Zeilen:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen“ —

und die Worte an Zelter: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen: so weißt Du, was es heißen will“ — sind vielsagende, ungeheuchelte Schmerzenslaute. „Bei dem großen Verluste“, schreibt er an eine Freundin in Jena, für tröstliche Worte dankend, „kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist.“ Wo so manches mißwollende Wort ausgesprochen worden ist, dürfen wir Knebel's mildes Urtheil über Goethe's Frau nicht überhören. „Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer“ — schreibt er in dem Briefe vom 10. Juni — „die Du, Bester, in diesen letzten Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältniß zu Dir jederzeit sehr achtungswürdig schien....... Meine Frau, die

die Deinige in Wahrheit geschätzt und geliebt hat, ist sehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel Theilnehmendes sagen.“

Sein treuer Zelter verlor in demselben Jahre einen hoffnungsvollen Sohn und eine blühende Tochter. Auch der Tod der von dem Dichter innig verehrten und in seinen Gedichten gefeierten Kaiserin von Oestreich „versetzte ihn in einen Zustand, dessen Nachgefühl ihn nicht wieder verließ.“ Nicht minder schmerzte ihn das frühe Hinscheiden der „unvergeßlichen“, in den Jahren ihrer Jugend dem Dichter so eng verbundenen Prinzessin Caroline von Weimar, welche mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt war. Mitten unter so vielen Gräbern der Geliebten erklang kein Lied der Freude, sondern jener feierliche Gesang der „Trauerloge“: „Ach, von neuen frischen Hügeln Freund an Freunden überdeckt!“ Doch freudige Hoffnung erweckte wieder der Beginn des nächsten Jahres, da sein Sohn August, der bereits in weimarischen Staatsdienst getreten war, sich mit Ottilie von Pogwisch verlobte. Diese eheliche Verbindung erheiterte den Lebensabend des Dichters durch die geistreiche und liebevolle Nähe einer geliebten Schwiegertochter, welche die Gabe geselliger Unterhaltung in ausgezeichnetem Maße besaß und zugleich seiner Wirthschaft aufs treulichste vorstand; in der zärtlichen Anhänglichkeit an die Enkel genoß der Dichter noch einmal das Glück des Vatergefühls. Im nächsten Jahre sang er seinem Walther ein heiteres Wiegenlied. Sein zweiter Enkel Wolfgang wurde 1820 geboren.

Wenn gleich in diesen Jahren die Liedersammlung des westöstlichen Divans keinen erheblichen Zuwachs erhielt, und auch der Entwurf zu einer orientalischen Oper bald wieder bei Seite gelegt ward, so wurden gleichwohl die philologisch-historischen Studien orientalischer Literatur mit unausgesetztem Fleiße betrieben. Durch ältere und neuere Reisebeschreibungen suchte sich Goethe ein deutliches Bild von den Culturzuständen

und Sitten des Orients zu verschaffen. Viel Belehrung verdankte er den Werken von Jones, den „Fundgruben“ von Hammer's, den Denkwürdigkeiten des Orients von dem früheren preußischen Gesandten von Diez ꝛc. Mit letzterem trat er in einen wissenschaftlichen Briefwechsel, der bis an dessen Tod fortgesetzt ward. Diez und der gelehrte Orientalist J. G. L. Kosegarten übersetzten für ihn Manches, wodurch er in seinen Studien Aufklärung zu erlangen glaubte; auch blieb er nicht ohne Berührung mit Silvestre de Sacy, dem Meister orientalischer Gelehrsamkeit. Weil er diese Literaturkunde nicht bloß aus zweiter Hand empfangen wollte, so setzte er besonders in dem Winter 1817—18 seine orientalischen Sprachstudien fort, wenn auch nur die Oberfläche berührend, und bemühte sich Manuscripte so zierlich wie möglich nachzuschreiben. Von seinen Uebungen in arabischer Schönschrift, welche uns schon von seiner Heidelberger Reise her bekannt sind, findet man in den Gedichten des Divans mehrere Spuren.

Da die ersten Proben des neuen lyrischen Cyclus im Damenkalender von 1817 mehr irre gemacht als vorbereitet hatten, so entschloß er sich, als er im März 1818 den Druck des westöstlichen Divans beginnen ließ, das Material seiner gelehrten Studien über den Orient in einzelnen erläuternden Abhandlungen zu verarbeiten und mit diesen die vollständige Ausgabe von 1819 zu begleiten. Die werthvolle Zugabe beweist, wie der sichere Blick des Naturforschers sich auch in der Darstellung der Eigenthümlichkeit der Weltansicht und Sitte ferner Völker und Zeiten bewährte. Auf Poesie und Wissenschaft zugleich hat das Werk fördernd und belebend eingewirkt.

Mit dem „Buche des Sängers“, dessen Lieder sich auf die persönlichen Verhältnisse des Dichters beziehen, verbindet sich, wie er selbst andeutet, dem Geiste nach die während eines ruhigen Aufenthalts in Berka entworfene Dichtung zu dem

Weimarer Maskenzüge, welcher bei Anwesenheit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna am 18. Dec. 1818 stattfand. „Der Zug“ — berichtet Goethe an Zelter — „bestand beinahe aus 150 Personen; diese charakteristisch zu costümiren, zu gruppiren, in Reihe und Glied zu bringen, und bei ihrem Auftritt endlich exponiren zu lassen, war keine kleine Aufgabe, sie kostete mich fünf Wochen und darüber. [Die Sprecherinnen kamen schon nach Berka zum Vorunterricht herüber]. Dafür genossen wir jedoch des allgemeinsten Beifalls..... Ich habe mich persönlich am wenigsten zu beklagen; denn die Gedichte, auf die ich viel Sorgfalt verwendet, bleiben übrig, und ein kostbares Geschenk von der Kaiserin, erhöht durch freundliche, gnädige und vertrauensvolle Aufnahme, belohnte mich über alle Erwartung.“ Gegen Knebel kann er jedoch sein Bedauern nicht zurückhalten — und dies theilt wohl jeder Verehrer des Dichters, wenn er die Geschichte seiner höfischen Festdichtung verfolgt — daß so großer Aufwand von Zeit, Kräften und Geld zuletzt wie ein Feuerwerk in die Luft verpufft. „Indessen haben wir“, fügt er hinzu, „die alte Ehre Weimars gerettet, ich aber, will's Gott! von solchen Eitelkeiten hiedurch für immer Abschied genommen.“ Indem die Erbgroßherzogin ihn mit der Anordnung des Festzugs und der Ausführung der ihn erläuternden Dichtung beauftragt hatte, war es ihr Wunsch, daß dabei die einheimischen Geisteserzeugnisse in beziehungsreichen Bildern vorgeführt würden. Der Dichter hatte dabei Gelegenheit, die glänzende Literaturperiode Weimars, als deren Repräsentant er übrig geblieben war, in erhebenden Bildern zur Anschauung zu bringen. Eine große Gesinnung hat jene Strophen eingegeben, welche die dahingeschiedenen Größen Weimars, von denen er im Leben manche unfreundliche Begegnung zu erfahren hatte, charakterisiren. „Eine wahre, wohlgefühlte Poesie“ — sagt er in den Noten zum Divan in Bezug auf diese Gedichte, augenscheinlich im Hinblick auf Herder, — „vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge der

licher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahingegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt".

Uebrigens war in dem Zeitabschnitt, bei welchem wir jetzt verweilen, Goethe's Geschäftsthätigkeit auch durch anderweitige amtliche Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen. Nach wiedererlangtem Frieden zeigte sich in allen deutschen Staaten ein Drang nach neuen Organisationen, und auch Weimar, durch die Wiener Congreßbeschlüsse vergrößert und zum Range eines Großherzogthums erhoben, blieb nicht zurück. Im Jahre 1815 ward das Staatsministerum neu organisirt, wodurch auch Goethe's Ministerialgehalt auf 3000 Thaler nebst einem Zuschuß zur Haltung eigener Equipage erhöht ward. Eine landständische Verfassung wurde versprochen, deren Grundgesetz am 15. Mai des nächstfolgenden Jahres vollzogen wurde. Bei der Huldigungsfeierlichkeit am 7. April 1816 stand Goethe als ältester Diener und Freund des Großherzogs rechts zunächst am Thron. Er erhielt, gleichwie sein College von Voigt, das Großkreuz des am 30. Januar erneuerten weimarischen weißen Falkenordens [56]. „Die Würden, Ehren und Auszeichnungen", berichtet er an Zelter, „die uns zu Theil wurden, sagten jedem Verständigen mit vernehmlicher Stimme, daß er sich in der ersten Zeit nicht selbst angehören werde. Mir wird indessen die heiterste Aufgabe zu Theil; mir liegt nichts ob, als was ich gut verstehe, und ich fahre nur fort, dasjenige zu thun, was ich seit vierzig Jahren gethan habe, mit auslangenden Mitteln, großer Freiheit und ohne Qual und Haß". Goethe behielt unter dem Titel eines Staatsministers (im wirklichen Staatsministerium nahm er auch jetzt seinen Sitz nicht wieder ein) die „Oberaufsicht" (dies war der officielle Titel der großherzoglichen Ministerialcommission) über die landesherrlichen An-

stalten für Wissenschaft und Kunst [57]). Theilweise ward er dabei von dem Minister von Voigt unterstützt. Zwischen ihnen bestand, wie Kanzler von Müller sich ausdrückt, „eine Wechselwirkung von Vertrauen, Ideentausch, eigenthümlichster Anerkennung und heiterer Zuthätigkeit, die sich bis zum letzten Lebenshauche treulichst bewährt hat“.

Seine Anhänglichkeit an den „theuren vieljährigen Mitarbeiter und Beförderer seiner wohlgemeinten Unternehmungen“ spricht Goethe auch in poetischer Form in den Strophen aus, welche er ihm zur Feier des Dienstjubiläums, am 27. September 1816, widmete.

„Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret,
Denn jeder will nach eignem Willen schalten.
Verharren wir zusammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne“.

Diese Schlußzeilen deuten schon auf die politischen Gährungsstoffe der Restaurationszeit hin. Kaum des wiedererrungenen Friedens froh, ward Goethe von den Freiheitsbestrebungen, welche der Anspannung der Gemüther während des Befreiungskrieges folgten, von neuen Besorgnissen erfüllt. Der staatsmännische Blick, welcher die Bewegungen des politischen Lebens in großen Verhältnissen richtig zu beurtheilen und auch in dem Widerstreit der Parteien ein gedeihliches Ringen nach reineren Zuständen anzuerkennen vermag, war Goethe nicht eigen. Seiner innersten Natur war alles Gewaltsame, alles unklare Schwärmerwesen, das sich mit der politischen Aufregung jener Jahre verband, zuwider. Er fürchtete, daß die ruhig fortschreitende Geistesbildung, von der er, wie er auch im Gespräch mit Luden sich äußerte, alles Heil für Deutschlands Zukunft erwartete, aufs neue gestört werde. Weil er in manchen bedenklichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens den Mißbrauch der freieren Bewegung vor Augen hatte, so ward er gegen diese überhaupt principiell eingenommen

Mit der Preßfreiheit, welche die neue weimarische Verfassung gewährleistete, konnte er sich nicht befreunden, weil er sie alsbald zu Angriffen auf achtungswerthe Persönlichkeiten und nützliche Institute mißbrauchen sah, und dagegen lehnte sich sein sittliches Gefühl auf. Ihre nächste Folge; meinte er, sei „tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.“ Seinen bureaukratischen Standpunct charakterisirt sein Gutachten [58]) über die Unterdrückung von Oken's Isis, einem 1816 gegründeten Oppositionsblatte. Die Angriffe dieser Zeitschrift auf die eben erst verliehene weimarische Verfassung ließen höheren Orts die Mittel in Berathung ziehen, auf welche Weise diesem Beginnen zu begegnen sei; auch Goethe erhielt (im October 1816) vom Herzoge den Auftrag, seine Ansichten darzulegen. Die übrigen Vorschläge widerlegend, rieth er in seinem Gutachten, Oken's Person aus dem Spiele zu lassen und den fernern Druck der Zeitschrift polizeilich zu verbieten. „Man fürchte sich ja nicht“, heißt es in seinem Schreiben, „vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Schwankens und Zauderns auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der Isis wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben“. Der Herzog folgte übrigens diesem Vorschlage nicht, sondern bieder und freisinnig erwartete er die Heilung von der Zeit. Die Beschlüsse des Bundestags überhoben ihn gar bald der Sorge wegen Mißbrauchs der Presse.

Eben so wenig konnte sich Goethe von dem Werth der neueren constitutionellen Formen überzeugen. Er hatte einen tiefgewurzelten Widerwillen gegen die Herrschaft der Majorität der Kopfzahl. „Alles Große und Gescheite“, äußerte er einmal, „existirt in der Minorität ..... die Vernunft wird immer nur im Besitz einiger Vorzüglicher sein.“ Aus manchen

treffenden Urtheilen, die uns Epigramme und vertraute Gespräche aufbewahrt haben, ersehen wir, daß sein Blick zwar einseitig auf den Mißbrauch constitutioneller Formen gerichtet war, sich aber auch hierin seine Klarheit und Schärfe bewahrte. Oder kann etwas schlagender die Abwege des Constitutionalismus bezeichnen, als seine Aeußerung: „nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Wo die Menge zu entscheiden hätte, heißt es in einem seiner Epigramme, würden Wellington und Aristides bald bei Seite sein. Daher erschien er selten in den Sitzungen der Stände, weil „er nicht vor Langeweile schwitzen möge; der Mehrheit sei er immer gewärtig.“

Am Abend seines Lebens sollte ihm noch die Unannehmlichkeit widerfahren, wegen seiner amtlichen Stellung mit dem Landtag in einige ernsthafte Collisionen zu gerathen. Der Landtag von 1823 verlangte von ihm eine Rechnungsablage wegen der von der Oberaufsichts-Commission verwandten Gelder. Goethe, der bis dahin in seinem Verwaltungszweige freie Disposition gehabt hatte, war sehr ungehalten, über die Verwendung „einer so lumpigen Summe“ (gegen 12,000 Thaler) speciellen Nachweis vorlegen zu sollen. Auf seine Weigerung beschloß der Landtag anfangs, das Geld nicht wieder zu bewilligen. Der Großherzog suchte durch Verhandlungen mit dem Landtagsmarschall einen versöhnlichen Ausweg zu treffen: in welchem Sinne, erkennt man aus dem Gespräche, das die Großherzogin zu demselben Zwecke mit dem einflußreichen Luden hatte, welcher ausführlich darüber berichtet. „Der ganze Landtag“, sagte sie, „ist doch wohl überzeugt, daß das bewilligte Geld wirklich von dem Herrn geheimen Rathe verwendet worden sei. Also kann nur noch ge[illegible]

erden, ob es gut oder zweckmäßig verwendet worden sei.
Nun darf man doch auch nicht vergessen, in welcher Stellung
er geh. R. Goethe zur Welt, zu unserem Lande, zum Hofe,
um Großherzoge seit einer langen Reihe von Jahren gewesen
t; diese Stellung hat natürlich auch auf seine Ansicht von
en Dingen eingewirkt. Ich finde es daher ganz begreiflich,
ie er wohl glauben kann, ihm stehe vor allen Anderen das
Recht zu, über die Zweckmäßigkeit der Verwendung des
Geldes, das ihm zur Verwaltung übergeben worden ist,
lbst zu entscheiden....... Wir haben nur Einen Goethe,
nd wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich viel-
icht nicht bald wieder finden." Die Sache ward dadurch
ns Gleiche gebracht, so daß der Landtag seine Forderung
allen ließ. Sie wurde jedoch in der aufgeregten Zeit von
831 aufs neue dringender wieder aufgenommen, ohne daß
Goethe zu bewegen war Folge zu leisten. Weiteren Ver-
rießlichkeiten überhob ihn der Tod. „Das Anerkenntniß",
agt Vogel, „welches der Landtag nach Einsicht der Rechnun-
en der Dienstführung des Verewigten officiell und öffentlich
ngedeihen lassen, beweist, wie wenig Ursache Goethe hatte,
ine Verwaltung, die er jederzeit dem Ministerium bereit-
illigst dargelegt, nicht auch der Prüfung durch den Landtag
u unterwerfen."

Die weimarische Bühne war nach Goethe's Bemerkung
m das Jahr 1815 auf den höchsten ihr erreichbaren Punct
elangt; „natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen"
erband sich mit „reiner Recitation und kräftiger Declamation."
nstreitig erreichte sie jedoch nicht die frühere Stufe, was
ische Begeisterung für die Kunst und energische Leitung be-
af. Goethe's Bemühungen, sie auf ihrer Höhe zu erhalten,
auerten zwar noch fort, doch schwand ihm sichtlich mehr und
ehr die Lust zu dem undankbaren Geschäfte, besonders als
it Grüner's und Wolff's Abgange sich die Reihe der Vertreter

seines Geistes mehr und mehr lichtete. Persönlich machte er sich nicht mehr so viel, wie in früheren Jahren, mit der Ausbildung der Schauspieler und der Leitung der Proben zu schaffen. Daß in der Person des Grafen Edling ihm ohne seinen Wunsch ein Intendant an die Seite gesetzt wurde, war für ihn kränkend und unbequem; er beachtete ihn in den Sitzungen nicht und räumte ihm keinen Antheil an den Geschäften ein. Außerdem gab es mancherlei Verdrießlichkeiten mit den Schauspielern, bei denen er nicht immer den willigen Gehorsam fand, der vormals seine Thätigkeit gehoben und belohnt hatte. Dessenungeachtet hielt er noch einige Zeit in seiner Stellung aus, und mehrere Darstellungen erinnern noch an die Bemühungen früherer Jahre. Im Jahre 1815 ward Calderon's große Zenobia nach Gries' Uebersetzung zur Feier des 30. Januars aufgeführt, doch mit getheiltem Beifall des Publicums, das sich mit den beiden letzten Acten nicht befreunden konnte. Das Monodrama Proserpina ward mit der Composition Eberwein's, eines jungen talentvollen Künstlers, der in Zelter's Schule gebildet war, glänzend ausgestattet durch Decoration und Schlußtableau, am Geburtstage des Erbprinzen zu wirkungsvoller Darstellung gebracht und binnen kurzer Zeit dreimal mit günstigem Erfolge wiederholt. Am 10. Mai ward eine Feier zu gemeinschaftlichem Andenken Schiller's und Iffland's veranstaltet. Die Aufführung der „Glocke" wurde erneuert, und der Goethe'sche Epilog, um zwei Schlußverse vermehrt, wieder [illegible] Man führte zugleich die letzten beiden, ein Ganzes bildenden Acte von Iffland's Hagestolzen auf, und diesen wurde [illegible] von Goethe in Verbindung mit Peucer bearbeitetes [illegible]spiel, das die Verdienste des Verstorbenen feierte, angehängt. Daß Goethe nicht aufhörte, sich zum Besten der Bühnen[illegible]stellungen manchen untergeordneten Arbeiten zu unterziehen, bewies er noch im Beginn des Jahres 1817, wo er [illegible]

Schutzgeist“ und dessen Lustspiel „die Bestohlenen“ sorgfältig überarbeitete.

Um diese Zeit trat sein Sohn ihm in der Theaterintendanz an die Seite, und damit war er wohl schon entschlossen, das zeitraubende Geschäft, das ihm keine Freude mehr machte, bei passender Gelegenheit abzuwerfen. Aber einen solchen Ausgang, wie ihn im März 1817 traf, hatte er nicht erwarten können. Auf mehreren Theatern gastirte damals unter großem Zulauf der schaulustigen Menge der dressirte Pudel des herumziehenden Schauspielers Karsten in einem nach dem Französischen bearbeiteten Melodrama „der Hund des Aubry“. Karl August, ein Liebhaber von Hunden, war begierig die Künste des Pudels zu sehen. Obwohl man wußte, daß Goethe sich mit Entrüstung über eine solche Entweihung der Bühne ausgesprochen hatte, wurde ihm doch das Ansinnen gestellt, den Hund auf dem Hoftheater seine Künste zeigen zu lassen. Er erwiderte mit Hinweisung auf den Paragraphen der Theatergesetze, welcher Hunde auf die Bühne mitzubringen verbot, und ließ eine weitere Erörterung der Sache nicht an sich kommen. Man stellte jetzt dem Großherzoge vor, wobei Frau von Heygendorf (Jagemann) die Vermittlerin war, wie unrecht es von Goethe sei, seinem Herrn gegenüber auf seinem Sinne zu beharren, und wußte ihn zu einem Machtspruch zu treiben. Der Hund wurde verschrieben. „Karl August hat mich nie verstanden“, war Goethe's Ausruf im ersten Augenblick des überwältigenden Schmerzes. Als der Regisseur Oels Goethe meldete, was der Großherzog befohlen, beschied er ihn auf den folgenden Morgen zu weiterer Besprechung. Inzwischen reiste er nach Jena ab und ließ ein Schreiben an den Großherzog zurück: da ihm das Theater, dem er während so vieler Jahre Kraft, Talent und Liebe gewidmet, bisher ein Heiligthum gewesen sei, so erbitte er sich die Erlaubniß, der Aufführung nicht beiwohnen und

sich als beurlaubt ansehen zu dürfen. Von Jena aus bat er um seine Entlassung von der Intendanz. Wenn die Jagemann'sche Partei den Bruch zwischen dem Großherzoge und seinem Jugendfreunde durch ihre Intrigue unheilbar zu machen gehofft hatte, so ging ihre Rechnung fehl. Der Großherzog bereute bald seine Uebereilung. Wenige Tage darauf besuchte er den entflohenen Freund und traf ihn im jenaischen botanischen Garten an. Lange hielten sie sich in stummer Umarmung fest, gingen dann zwei volle Stunden im Garten auf und ab und schieden völlig versöhnt. Goethe's Niederlegung seiner Intendanz wurde durch ein amtliches Schreiben vom 7. April, das er am 13. erhielt, vom Großherzoge genehmigt. Uebrigens war Goethe hocherfreut, die Theaterangelegenheit im Rücken zu haben. Er soll indeß im Verdruß über seine erschütterte Stellung in Weimar damals ernstlich mit dem Gedanken umgegangen sein, Weimar zu verlassen und den Anerbietungen, die ihm von Wien aus gemacht wurden, Folge zu geben. Das Theater besuchte er nicht mehr, und damit hört auch seine Theilnahme an der dramatischen Poesie auf.

Goethe hatte nach Jena seine Arbeiten nebst Apparaten und Collectaneen mitgenommen und verweilte dort vier Monate. Da der Großherzog die dortigen akademischen Anstalten „großartig zu beleben“ wünschte, so beschäftigte er sich näher mit dem Detail derselben, richtete ein botanisches Museum ein, brachte die 1816 gegründete Thierarzneischule, der manche Vorurtheile entgegenwirkten, in Gang und bearbeitete zu Michaelis einen amtlichen Bericht an den Großherzog über den Zustand der einzelnen Institute.

Unter Goethe's amtlichen Berichten dieses Jahres findet sich auch ein Blättchen, das wegen der darin sich kundgebenden Pietät gegen Schiller's Andenken charakteristisch ist. Er macht darin den Vorschlag, das kleine schon verfallende Häuschen

ts Schiller in der Ecke seines Gartens erbaut hatte, als ein
urch seinen Aufenthalt geweihtes Plätzchen, das von Frem-
n häufig aufgesucht wurde, anständig zu restauriren, des
)ichters Büste und eine kalligraphische Tafel mit dem Epilog
ır Glocke darin aufzustellen und das Zimmer mit einigen
egenständen, deren er sich im Leben bedient, auszustatten.
oethe's sinniger Wunsch fand keine Genehmigung.

Die schwierigste Aufgabe, der sich Goethe im Herbst des
ahres 1817 zu unterziehen hatte, war die Umgestaltung der
naischen Bibliothekseinrichtung. Die akademische Bibliothek
estand aus mehreren Sammlungen, welche nach und nach
urch Ankauf und Vermächtniß zusammengekommen waren.
)iese waren getrennt neben einander aufgestellt; die Räume
ingten nicht mehr zu, und die Bücher standen und lagen so
ngeordnet durch- und übereinander, daß es beinahe ein aus-
hließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der
öheren Angestellten war, wie und wo man ein Buch finden
ıllte; ein wohlgeordneter vollständiger Katalog war gar nicht
orhanden. Der Großherzog hatte über diesen Uebelstand
ıehrmals mit Goethe vertraulich gesprochen und ihn zur
)urchführung einer völlig neuen Anordnung der Bibliothek
u veranlassen gesucht; allein „unter diesen Umständen war
ohl niemand zu verdenken, wenn er den Angriff des Ge-
häfts zu beschleunigen Anstand nahm“, zumal da bis dahin
ie Bibliothek unter der unmittelbaren Leitung des akademi-
hen Senats stand, und die Hindernisse eben so sehr in den
)ersonen, als in dem verworrenen Zustande der Bibliothek
ıgen. Endlich brachte im September 1817 die gothaische
legierung den Zustand der Bibliothek zur Sprache mit dem
Wunsche, daß die großherzogliche Oberaufsicht diese Angele-
enheit übernehmen möchte. Sehr unangenehm war Goethe
berrascht, als unterm 7. October an ihn ein höchstes Re-
ript erfolgte, das ihm die oberste Leitung des Geschäfts der

neuen Anordnung übertrug. Jedoch von dem Augenblicke an unterzog er sich dem lästigen „unabsehbaren“ Geschäft mit dem entschiedensten Eifer und einer Energie, die alle Hindernisse niederwarf und auch eigenmächtige Schritte nicht scheute, um das Bessere zu schaffen. Er verlangte dazu eine ausgedehnte Vollmacht und die Bewilligung der nöthigen Mittel. „Dieser neuen Umschaffung“, sagte er in seiner Relation, „darf nichts im Wege stehen, was nach vermoderten Vorurtheilen schmeckt, welche eigentlich die Hauptursache an der Vermoderung der Bibliothek selbst sind.“ Am 6. November begab er sich nach Jena und begann trotz vielfachen Widerstrebens einzelner dabei betheiligter Personen und Corporationen die Erweiterung und Verbesserung der bisher düstern und feuchten Räume des Bibliotheksgebäudes. Der große untere Saal ward trocken gelegt, die beschränkende Stadtmauer, welche sich an den Fenstern des Manuscriptensaals hinzog, niedergerissen, unbenutzte anstoßende Localitäten der Universität wurden für die Bibliothek in Besitz genommen. Noch in seinen letzten Tagen blickte Goethe mit Freuden auf die entschlossene That zurück, wie er von dem medicinischen Auditorium trotz des Widerspruchs der Akademie und der medicinischen Facultät, welche den Schlüssel auszuliefern sich weigerte, Besitz nahm, indem er die Wand durchbrechen und die Bücherrepositorien aufstellen ließ; sein Verfahren wurde später höchsten Orts vollkommen gebilligt. Zugleich ward die Schloßbibliothek hinübergeschafft, die neue Aufstellung nach wissenschaftlichen Fächern geordnet und durch Katalogisirung ihre Benutzung erleichtert: alles dieses, ohne daß die Benutzung der Bibliothek unterbrochen worden wäre. Inzwischen arbeitete Goethe auch selbst die neue Anordnung der Rechnungsführung aus, da dies delicate Geschäft nicht wohl einem Andern überlassen werden konnte. Auf seinen Bericht vom 1. December 1819, welcher die mit einem Aufwande von nicht mehr als 2700 Thalern durchgeführte Vollendung des

auptgeschäfts melden konnte, erfolgte auch die verdiente An-rkennung. „Wir mögen uns nicht versagen“, heißt es in em höchsten Rescript vom 17. December 1819, „Euch bei ieser Gelegenheit die Bezeigung Unsrer Freude und Unsres eifalls über die Einsicht und Liebe zu erneuern, womit Ihr ı thätigster Förderung dieses mühevollen und schwierigen eschäfts einen von Uns mit besonderer Neigung aufgefaßten nd gehegten Wunsch der völligen Ausführung schon jetzt ahe gebracht habt.“

Sein College, Minister von Voigt, dessen Mitwirkung : sich noch bei diesem Geschäft zu erfreuen gehabt hatte, ar schon im Frühling dieses Jahres, am 22. März, ge-hieden, in letzter Zeit sehr angegriffen von der demagogischen lufregung. Goethe pries ihn glücklich, „daß er die Er-tordung Kotzebue's nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige ewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beun-ıhigt wurde.“ Im Sommer 1819 erfolgten die Karlsbader eschlüsse. Wenige Tage nach Goethe's Ankunft in Karlsbad, o er am Abend seines Geburtstages anlangte, ging der ongreß auseinander; mit mehreren diplomatischen Notabili-iten kam er dort noch in nähere Berührung, auch mit dem ürsten Metternich.

Seinen siebzigsten Geburtstag hatte Goethe im Reise-agen zwischen Hof und Karlsbad in stiller Sammlung, wie : pflegte, begangen. Allen lauten Festlichkeiten ging er an iesem Tage gern aus dem Wege; daher lehnte er auch die heilnahme an einem Festmahl ab, das man ihm am 29. zu eranstalten beabsichtigte. Erfreulich waren ihm jedoch die eweise der Liebe, die ihn aus der Ferne in Karlsbad auf-ıchten, begrüßende Gedichte von Freunden und Berichte von er sinnvollen Feier dieses Tages, welche seine Verehrer in

seiner Vaterstadt veranstaltet hatten. Bei dem dort angeordneten Festmahl prangte ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz, welcher Goethe demnächst als Geschenk zugesandt wurde. Im Theater gab man ihm zu Ehren den Torquato Tasso. Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, welche 1819 durch den Freiherrn von Stein constituirt war, ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Die mecklenburgischen Stände verehrten ihm zu diesem Tage eine goldene Medaille zum Danke für den Antheil, den er an der Anfertigung der Blücherstatue genommen hatte. Ein sinniges Geschenk ward ihm durch den Großherzog von Mecklenburg. Dieser hatte Gelegenheit gefunden, die Uhr, welche in den Kindertagen des Dichters im elterlichen Hause gestanden hatte, anzukaufen, und ließ sie heimlich im Goethe'schen Hause aufstellen. Als Goethe sie zum erstenmal Morgens fünf Uhr schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt; ist es Traum oder Wirklichkeit?“ Dann stand er auf und vergoß bei dem Anblick Thränen der Rührung. [59]) Der Dichter sprach seinen Freunden durch das in einzelnen Druckblättern übersandte Gedicht „die Feier des 28. Augusts dankbar zu erwidern“ seinen Dank aus, welchen er an das auf einer Münze ihm dargebotene Bild von dem Ritter, der seine vierundzwanzig Söhne dem Fürsten zur Huldigung vorstellt, anknüpft:

Sieht der Dichter nah' und ferne,
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nicht vom Weg dem graden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenrein in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

Drittes Capitel.

1820 — 1825.

„Das Leben“ — äußert Goethe in einem Briefe an den Staatsrath Schultz — „gleicht denn doch zuletzt den sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt.“ Er ward daher, je näher er dem unvermeidlichen Ziel rückte, um so haushälterischer in der Verwendung der Zeit, und sein alter Wahlspruch: „die Zeit ist mein Reichthum und mein Acker“ (tempus divitiae meae, tempus ager meus) bewährt sich gerade in den letzten Jahren seines Lebens in vollstem Maße. Zwar widmete er noch in den nächstfolgenden Jahren einen Theil des Sommers den Zerstreuungen und geselligen Aufheiterungen des Badelebens; sonst schloß er sich möglichst in die Einsamkeit seines Studirzimmers ein, wo schon die frühen Morgenstunden ihn regelmäßig an seine Arbeiten und wissenschaftlichen Forschungen riefen. Aus seinen Tagebüchern, die er regelmäßig in zweien Abschnitten des Tages dictirte — so berichtet Kanzler von Müller — ersieht man, „wie noch im höchsten Lebensalter er von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Productionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lectüre der mannigfaltigsten Art widmete“. Sein Arbeitszimmer, das mehr und mehr seine Welt ward, in der er die ganze Welt

haglichkeit und Fülle seines geistigen Daseins empfand, lag still nach dem Garten zu, klein und schmucklos, damit nicht Gegenstände des Luxus seinen Geist zerstreuen möchten. „Ein kleiner Eckschrank“, berichtet A. von Sternberg, „hatte die Bestimmung Geldrollen aufzunehmen, die als Almosen auf die discreteste und wirksamste Weise vertheilt wurden“. Besuche wurden hier nicht angenommen, und nur den intimsten Freunden öffnete sich dies Heiligthum; sein Bibliothekzimmer und Schlafcabinet lagen daran.

Wenn er für sich allein arbeitete, pflegte er an einem Stehpulte zu schreiben, den Rücken gegen das Licht gewendet. Bei dichterischen Werken sprach er die Verse laut vor sich hin, um das Ohr zum Richter über den Rhythmus und den Wohlklang der Worte zu machen. Das Dictiren war ihm mehr und mehr zur Gewohnheit geworden, selbst bei seiner Correspondenz. Sein Secretär, dessen Stelle oft Riemer, Kräuter und andere junge Freunde vertraten, wurde regelmäßig mehrere Stunden hinter einander beschäftigt. Unablässig konnte der Greis die Geistesanstrengung fortsetzen. Sitzend oder auf- und abschreitend und um den Tisch in der Mitte des Zimmers herumwandelnd, oder plötzlich die Gruppe, die seine Phantasie gestaltete, ordnend und fixirend, ließ er die Gedanken in raschem Flusse hervorströmen, ohne selbst durch störende Unterbrechungen gehemmt oder abgelenkt zu werden. Die Manuscripte der größeren Werke seiner späteren Lebensperiode haben auf diese Weise ihre Gestalt erhalten. Es läßt sich darin, so wie in seinen Briefen nicht verkennen, daß schon die Gegenwart eines Andern den freien Erguß des Innern vielfach beschränken mußte, und selbst der Stil seiner letzten Werke trägt davon die Spuren.

Seine amtliche Thätigkeit hatte sich, seitdem er die Theaterleitung aufgegeben hatte und die Bibliothekseinrichtung der Hauptsache nach beendigt war, sehr vereinfacht, und was noch

zu thun war, wickelte sich ohne große Opfer an Zeit mit Hülfe der Unterbeamten von selbst ab. Aus der Correspondenz mit dem Großherzog geht hervor, wie sehr er auch ferner bemüht war, das Gute in seinem Verwaltungszweige zu fördern. Man durfte durchaus nicht ermangeln, sagt von Müller, ihm bei jeder neuen vaterländischen Anlage, mochte sie eine Chaussee, Kirche, Schule oder auch nur ein Thorhaus betreffen, die Risse vorzulegen. Großes Interesse nahm er 1822 an dem Bau der Weimarer Bürgerschule und berieth den Bauplan mit. Am 17. November ward zu diesem Gebäude von Karl August feierlich der Grundstein gelegt. Bei dieser Gelegenheit berühren wir noch einmal das herzliche Verhältniß, das zwischen Goethe und seinem Fürsten bis ans Ende ihres Lebens unverändert fortbestand. Als eine Gabe des Dankes für die neue Stiftung ließ Goethe zum Weihnachtsfest 32 Gedichte sammeln und unter der Aufschrift: „dem Landesfürsten zum Weihnachten von seinen Kindern, 1822“, überreichen; der Goethe'sche Gruß „Bäume leuchtend, Bäume blendend ꝛc.“, der die Erfüllung der einst in dem Gedichte „Ilmenau“ ausgesprochenen Hoffnungen in einfachem Bilde ausdrückt, eröffnete die Sammlung. Am nächsten Morgen erhielt Goethe ein Billet des Fürsten, worin wir die schönen Zeilen finden: „Du weißt selbst, wie vielen Theil Du von allem dem, was seit etlichen und zwanzig bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst, als daß ich nöthig hätte, Dir zu sagen, daß ich es lebhaft erkannte, indem Du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz Deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren läßt.“ In gleicher Gesinnung begrüßte der Großherzog auch am nächsten Neujahrstage seinen „lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt“, dankend „für die Ausdrücke der unveränderlichen Freundschaft.“

Goethe kam jetzt selten an den Hof. So unabhängig war seine Stellung am weimarischen Hofe, so fern von aller

Servilität, die man diesem edlen Verhältnisse so oft hat andichten mögen, daß dies von Seiten der fürstlichen Familie durchaus keine Mißbilligung erfuhr. Vielmehr suchte sie den Dichter oft in seiner Wohnung auf und führte auch fürstliche Gäste, unter andern den König von Würtemberg und den Großfürsten, nachmaligen Kaiser, Nicolaus mit seiner Gemahlin ihm zu. „Von unserer Großherzogin kann ich nur sagen“ — schreibt er an Zelter — „daß Bewunderung und Verehrung gegen sie immer mehr wachsen muß..... Sie besucht mich die Woche gewöhnlich einmal, da ich mich dann jederzeit vorbereite, irgend etwas Interessantes vorzulegen, wo dann ihre ruhige gründliche Theilnahme an Gegenständen aller Art höchst ergötzlich und belohnend wird.“ Nicht minder war Goethe durch die regelmäßigen bis zu seinen letzten Tagen fortgesetzten Besuche der geistvollen Erbgroßherzogin beglückt. „Was auch im Lauf der Woche an interessanten Gegenständen in Kunst, Literatur und Naturwissenschaften bei Goethe einlief“ — so berichtet von Müller — „das Erfreulichste war ihm stets dasjenige, was er seinen erhabenen Fürstinnen vorzeigen, erläutern, ihrer Theilnahme daran gewiß sein konnte. Trat zuweilen eine unwillkürliche Verhinderung jener Besuche ein, so war es ihm, als fühle er eine Lücke in seinem Dasein; denn gerade das Beständige, genau Wiederkehrende jener Tage und Stunden verlieh ihnen noch einen besonderen Reiz, der die ganze Woche hindurch erfrischend auf ihn wirkte.“

Die friedliche Einsamkeit ward ihm auch durch den fortgesetzten Verkehr mit vertrauten Freunden und Genossen seiner Studien belebt. Am liebsten sah er jeden einzeln in traulichen Abendstunden bei sich, um die wissenschaftlichen Gespräche nach Einer Richtung zu lenken und sie dadurch für sich belehrender zu machen. Mit Meyer wurden Gegenstände der Kunst besprochen. Riemer's Urtheil nutzte er bei der Redaction seiner Schriften und unterwarf sich willig seiner philologischen Kritik,

die manche Einseitigkeiten in Goethe's letzten Schriften verschuldet haben dürfte. In ein ähnliches Verhältniß trat als vertrauter Gehülfe der junge Eckermann, der im Juni 1823 nach Weimar kam und durch Goethe Unterstützung und Beförderung fand. Die von ihm aufgezeichneten Gespräche*) verbreiten ein helles Licht über die letzten Jahre des Dichters und gewähren uns einen tiefen Einblick in dessen geistige Eigenthümlichkeit wie in die Lebens- und Liebesfülle seines Gemüths. Auch Hofrath Soret aus Genf, der Erzieher des jungen Erbprinzen, war in jenen Jahren oft um Goethe und wurde besonders wegen seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Studien von ihm sehr geschätzt. Endlich gehörten auch Hofrath Vogel, sein Arzt, und Kanzler von Müller, einer der wärmsten seiner Verehrer, zu dem Kreise der vertrautesten Hausfreunde. Müller war, wie Soret sich ausdrückt, gewissermaßen der Vermittler zwischen Goethe und der Gesellschaft. Indem er, begabt mit einer lebhaften poetischen Einbildungskraft, im höchsten Grade das Talent besaß, alle interessanten Vorfälle zu sammeln und sie auf pikante Weise zu erzählen, belebte er seine Unterhaltung mit Allem, was er gesehen und gehört hatte, weßhalb sie für den Dichter stets anregend und erheiternd war. Nur einige kleine Gelegenheitsschriften lassen uns ahnen, welch eine reichhaltige Darstellung wir besitzen würden, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Verhältniß zu Goethe, wie er beabsichtigte, in besonderen Denkwürdigkeiten zu schildern und dadurch für das Publicum fruchtbar zu machen. Riemer's Mittheilungen berühren nur die Oberfläche, da er nicht im Stande war, Goethe's geistige Tiefe und Größe aufzufassen.

Bedeutende Fremde sah Goethe ebenfalls häufig bei sich. Wolf kam einige Male, noch zuletzt 1824 auf der Reise nach dem südlichen Frankreich, von der er nicht wiederkehrte. Besonders sprach sich eine lebhafte Freude bei den Besuchen der

beiden Humboldt aus. Und wie viele Andere bereiteten ihm, neben den lästigen Besuchen mancher Neugierigen, die angenehmsten Stunden! Ein ausgedehnter Briefwechsel erhielt ihn im geistigen Verkehr mit ausgezeichneten Männern verschiedener Nationen. Persönlichen Umgang mit hervorragenden Zeitgenossen vermittelte außerdem sein häufiger Aufenthalt in den böhmischen Bädern, denen er seit 1818 den Vorzug gab; seitdem besuchte er sie bis 1823 Jahr für Jahr. Durch seine Anwesenheit hat er zum Aufschwung der Badeorte Franzensbrunn und Marienbad, die er gleichsam unter seinen Augen emporwachsen sah, nicht wenig beigetragen. Unter den Bekanntschaften des Jahres 1821 ist die des Grafen Joseph von Auersberg auf Hartenberg zu erwähnen, bei dem sein 72. Geburtstag durch eine glänzende Feier festlich begangen ward; der Platz, auf dem Goethe, von der Wanderung in der Umgebung und dem Bergsteigen ermüdet, ausruhte, hat den Namen „Goethesruhe" behalten. Gleichfalls ist des wackeren Polizeiraths Grüner in Eger zu gedenken, der ihn häufig auf seinen Excursionen begleitete und uns manches vertraulich gesprochene Wort aus dem Munde des Dichters aufbewahrt hat. In dem nächsten Jahre trat Goethe zu dem Grafen Caspar von Sternberg, dem hochgebildeten Naturforscher, in ein näheres Verhältniß. Er spricht sich darüber unterm 1. August 1822 mit beredter Freude aus: „Ich darf wohl sagen, daß mir, seit ich dem Grafen von Reinhard in Karlsbad begegnete, kein solches Glück wieder geworden. Wie wichtig ist es, einen Mann von diesen Jahren von solcher menschlichen Welt- und wissenschaftlichen Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mittheilung möglich zu finden und durch wechselseitiges Empfangen und Geben des größten Vortheils zu gewinnen! Er ist aus einer Zeit, wo sich Aussichten hervorthaten, Gesinnungen entwickelten, Studien besondere Reize ausübten, zu denen allen ich mich selbst bekenne. Eine solche Annäherung ist mir doch unend-

lich werth, und so waren wir denn zwei Wochen beisammen, wo Tausendfältiges zur Sprache kam. In gar manchem Capitel habe ich durch ihn sehr schöne Nachweisungen und Aufklärungen erhalten. Ein fortgesetztes thätiges Verhältniß wird beiden Theilen zum Nutzen und Frommen gereichen". Goethe's wissenschaftliche Arbeiten werden noch mehrmals Gelegenheit geben, auf diese und andere schätzenswerthe Verbindungen mit gelehrten Forschern zurückzukommen.

Goethe vermied es, den von Berlin an ihn ergehenden dringenden Einladungen Folge zu leisten, obwohl sich die dortigen höheren Kreise durch den Cultus seines Genius vor allen andern Städten Deutschlands hervorthaten. Gleichwohl nahm er durch Zelter's Vermittlung an allen dortigen Vorgängen den regsten Antheil. Durch Meyer's Aufenthalt daselbst sowie durch die Besuche von Tieck und Rauch, welche seine Büste modellirten, erhielt er sich in Kenntniß von den dortigen Kunstschätzen und Bemühungen für die Beförderung der Kunst. Für die Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Berlin am 26. Mai 1821 verfaßte er den Prolog, der, von Madame Stich gesprochen, mit großem Enthusiasmus aufgenommen ward, so daß er am 29. wiederholt werden mußte; mit der Goethe'schen Iphigenie wurden die Vorstellungen eröffnet. Den Faust brachte man durch die Bemühungen des Fürsten Radziwill in den Hofkreisen zur Aufführung.

In Frankfurt ging man 1820 mit dem Plan um, dem Dichter schon bei seinen Lebzeiten ein Denkmal zu errichten. „Ich verhalte mich", schreibt Goethe an den Grafen Reinhard, „dagegen ganz stille, contemplirend; denn da es mehr ist, als was ein Mensch erleben sollte, so muß er sich gar wundersam bescheiden zusammennehmen, um die Legung des Grundsteins zu überleben." Man übereilte sich jedoch in Frankfurt nicht, und erst nach dem Hinscheiden

Dichters gelang es, das Erzbild des größten Sohnes der freien Stadt aufzustellen. Bedauernswerther war, daß Goethe's Name noch in seinen letzten Lebensjahren aus der Reihe der Bürger seiner Vaterstadt gestrichen ward. Die Frankfurter Behörde, die bisher keine Einkommenssteuer von ihm begehrt hatte, stellte dem Dichter 1830 eine Rechnung über die letzten fünfzehn Jahre zu. Sehr entrüstet darüber, schickte er sein Bürgerdiplom zurück.

In der Zurückgezogenheit des Jahres 1820 machte Goethe die Fortsetzung seines Romans Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden zu seiner Hauptaufgabe. Er war bei diesem Roman von der Grundidee ausgegangen, welche sein Lebensprincip geworden war, daß der Mensch sich selbst beschränken und entsagen müsse. Während das Gesetz der Entsagung die sittliche Tendenz der Hauptpersonen des Romans ist, bringen die eingeschalteten kleineren Novellen die gesellschaftlichen Verwicklungen, die eine Folge der Leidenschaft sind, in der Weise der Wahlverwandtschaften, die anfänglich ein Glied in dieser Kette bilden sollten, zur Darstellung. Nach der Wiederaufnahme der Dichtung verknüpfte sich mit der Idee der Beschränkung die der Thätigkeit; es trat die Ansicht als leitend in den Vordergrund, daß sich jeder seiner Natur und seinen Anlagen gemäß zu einer für sich und Andere nützlichen geregelten Wirksamkeit ausbilden müsse. Schon in dem ersten Bande — denn mehr erschien 1821 nicht — war viel Tiefgedachtes niedergelegt; aber die fragmentarische, mitunter abstruse, Form, in der die Absicht des Dichters nur unklar hervortrat und die poetischen Partieen nur durch ein schwaches Band erklärender Einschiebsel zusammengehalten wurden, ließ die gespannte Erwartung der Leser unbefriedigt: mußte er doch selbst gestehen, daß das Ganze nicht sowohl aus Einem Stücke, als in Einem Sinne gebildet sei. Es wurde diese Production zuerst benutzt, um

Goethe's gesammte Dichterthätigkeit anzugreifen. Ein gewisser Pustkuchen, Prediger zu Lieme bei Lemgo, machte nicht geringes Aufsehen, als er, anonym und gewissermaßen durch ein Falsum sich eindrängend, gleichzeitig und unter gleichem Titel ein Seitenstück zu jenem Roman herausgab, worin er das Verwerfliche der Goethe'schen Lebensansicht darzuthun suchte. Goethe schwieg, nur daß er im Stillen seinem Humor in einigen zahmen Xenien Luft machte.

„Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert;
Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch
Verkümmert.
Schon bin ich heraus!
Ich mach' mir nichts d'raus.
Ade!

Die zahmen Xenien bildeten einen Theil der reichhaltigen Epigrammendichtung, worin der Dichter eine Reihe von Maximen und Urtheilen über Welt und Literatur in leichte Reime band, Einfälle des Augenblicks, meist auf Papierschnitzel und auf die Rückseite von Visitenkarten in flüchtigen Zügen hingeworfen. Selbst Gervinus, vor dessen einseitiger Kritik kaum der späteren Goethe'schen Dichtungen Gnade findet, muß diese Epigramme als ein „unschätzbares Vermächtniß" anerkennen und gestehen: „Mit Beifall und stiller Freude wird jeder wahre Verehrer des großen Mannes diese Aeußerungen über die Zustände einer überwuchernden Literatur lesen; denn sie zeugen von dem klaren Sinne, den der lebensweise Dichter bis in das höchste Alter festhielt, wo er ein bestimmtes äußeres Object vor sich hatte".

Goethe's Theilnahme an allem Bedeutenden, was [illegible] nahen und fernen Theilen der gebildeten Welt, sei [illegible] Literatur oder Kunst, in Naturwissenschaft oder [illegible] Technik hervorthat, schien sich mit seinen höheren Lebens[illegible]

och zu steigern. Nie war sein Sinn lebendiger der unmit-lbaren Gegenwart zugewendet, als auf den letzten Stufen :s Lebens. Seine Kenntniß und Beobachtung der Literatur ar so umfassend, so fern von einseitiger Vorliebe, daß sich ı seinem Geiste die Idee einer Weltliteratur ausbildete, ı der die Völker, unabhängig von nationaler Absonderung nd den Schranken des Sprachgebiets, durch ein gemeinsames Band der höchsten geistigen Cultur zusammengehalten werden nd das Beste eines jeden Volkes von den Gebildeten aller Nationen anerkannt und genossen wird. Dieser ästhetische Universalismus setzte das Entlegenste an die richtige Stelle, berall das „Tüchtige“ anerkennend und das Seelenverwandte erknüpfend. Orient und Occident, Alterthum und Neuzeit, ines diente ihm zur Erklärung des Andern. Die Dichter-ärten des Orients blieben ihm auch ferner lieb; selbst in er Phantasiewelt der indischen Poesie erging er sich mit ntzücken. Seinen Divan vervollständigte er 1820 mit den lühenden Gedichten des Paradieses, und in dem Paria, ner balladenartigen Trilogie, behandelte er 1821 einen indi-hen Legendenstoff, der schon vierzig Jahre früher sein Nach-enken beschäftigt hatte.

Das Interesse für römische Poesie wurde durch die för-ernde Theilnahme, womit er Knebel's Uebersetzung des Lucrez egleitete, angeregt. In das Studium altgriechischer Literatur urde er durch Gottfried Hermann's mythologische For-hungen hineingezogen; er nahm daran um so lebhaftern ntheil, als auch er gegen Creuzer auf der Seite der Anti-ymboliker stand, wenn auch nicht Voß' extremen Ansichten ıgethan. Diese wissenschaftlichen Probleme wurden bei dem ısammentreffen mit Hermann in Karlsbad im Jahre 1820 ielfach durchgesprochen. Die ihm 1821 mitgetheilte Schrift esselben über die Fragmente des Euripideischen Phaethon irkte, „wie Alles, was von diesem edlen Geist- und Zeit-

verwandten jemals zu ihm gelangte, auf sein Innerstes kräftig und entschieden", und veranlaßte ihn, aus jenen Bruchstücken die Idee des Drama's und den Gang der Handlung nachzuweisen und zu erläutern, eine kritische Abhandlung, die den vollsten Beifall des großen Philologen sich erwarb. Das dadurch in ihm wieder hervorgerufene Studium des Euripides, das nachmals noch wieder aufgenommen wurde, flößte ihm unstreitig wieder Liebe zu seiner „Helena" ein, welche er, nachdem sie seit Schiller's Tode nicht wieder angesehen worden war, 1825 aufs neue vornahm.

In den Literaturen unserer Nachbarländer, besonders der französischen und englischen, von denen früher nur Werther, doch ohne Einwirkung auf die Richtung derselben, mit Anerkennung aufgenommen worden war, begannen jetzt auch die späteren Goethe'schen Dichtungen wirksam zu werden. Die Faustdichtung warf ihre hellleuchtenden Strahlen über die moderne Poesie, und auch die milde Wärme und Anmuth anderer Dichtwerke verbreitete ihren stillwirkenden Einfluß. Goethe ward von diesen Bestrebungen um so lebhafter angezogen, als er darin zugleich die Bewegung der Literaturperiode seiner Jugend wiedergespiegelt sah. Denn erst jetzt brach man dort mit der steifen sogenannten Classicität, und das jüngere Dichtergeschlecht, an der Brust der deutschen Literatur genährt, suchte durch freiere Bewegung der Phantasie und lebendiges Eingreifen in das Leben und die Ideenwelt der neuen Zeit die Poesie die höhere Bahn hinanzuführen; im Gegensatz zu den herkömmlichen Formen pflegte man sie als die **Romantiker** zu bezeichnen.

In Italien wagte zuerst **Manzoni** im Drama und im historischen Roman die neue Richtung einzuschlagen. Angefeindet von seinen Landsleuten, fand er durch Goethe [illegible] Anerkennung und Aufmunterung, als dieser 1820 [illegible] theidigung des „Graf Carmagnola" gegen die Angriffe [illegible]

Kritik siegreich führte. Manzoni hing dem deutschen Dichter mit rührender Pietät an. „Es ist gewiß“, äußerte er gegen einen Reisenden, der ihn nach einigen Jahren auf seiner Villa bei Mailand besuchte, „ich bin mir erst selbst dadurch etwas werth geworden, daß ich mich der Liebe und Achtung Goethe's erfreue. Es ist lediglich sein Verdienst, wenn man mir Beifall zollt; vorher ging man schlecht genug mit mir um; seit er aber sich großmüthig meiner annahm, hat sich das freilich geändert, und ich selbst bin erst durch ihn über mich ins Klare gekommen.“ In gleichem Sinne sprach er sich in einem Briefe vom 23. Januar 1821 aus, der in Goethe's Werken aufbewahrt ist.

Frankreich war zuerst durch Frau von Stael und Benjamin Constant über den Werth der deutschen Literatur belehrt worden. Eine gründlichere Kenntniß Goethe's verbreitete sich seit 1821 durch die Uebersetzungen und Abhandlungen von Stapfer, Cousin und Anderen, und in Zeitschriften, namentlich im Globe, trat eine gediegene Kritik an die Stelle der früheren hochmüthigen Oberflächlichkeit. Goethe begleitete alle bedeutenderen Erscheinungen der neueren französischen Literatur. Sein Interesse erstreckte sich keineswegs bloß auf poetische Werke, sondern auch auf Naturwissenschaft, Reisewerke und geschichtliche Memoiren.

Eine gleiche lebendige Wechselwirkung fand zwischen Goethe und den Führern der englischen Literatur statt. Durch vortreffliche Uebersetzungen und Kritiken wurden die deutschen Meisterwerke im Vaterlande Shakspeare's zur Anerkennung gebracht; Faust, anfänglich in diesem Boden wurzelnd, fand dort eine zweite Heimat. Walter Scott, schon in Jugendjahren der Uebersetzer des Götz von Berlichingen, blieb stets ein dankbarer Verehrer Goethe's und fand bei ihm die bereitwilligste Anerkennung seines ausgezeichneten Darstellungstalents. Den Lord Byron hielt Goethe in hohen Ehren,[61])

belebt in seiner Theilnahme durch die schwärmerische Begeisterung seiner Schwiegertochter. Er war der Ansicht, daß kaum bei irgend einem Dichter die poetische Naturanlage eminenter gewesen sei, so wenig er sich mit der misanthropischen Beigabe, welche er als „verhaltene Parlamentsreden“ bezeichnete, befreunden konnte. Die anerkennenden Worte, welche Goethe öffentlich dem Talente Byron's widmete, wurden von diesem mit der verehrungsvollen Dedication des Trauerspiels Sardanapalus erwidert, worin er „als literarischer Vasall seinem Lehnsherrn, dem ersten der jetzt lebenden Schriftsteller, welcher die Literatur seines eigenen Landes geschaffen und die von Europa verherrlicht hat“ („the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe“) seine „Huldigung“ darbrachte. Da dies an Goethe vorgängig eingesandte Dedicationsblatt, wegen zufälliger Verspätung, der ersten Ausgabe des Sardanapal nicht mehr vorgedruckt werden konnte, so eignete ihm Byron das Trauerspiel Werner mit den Worten zu: „to the illustrious Goethe by one of his humblest admirers this tragedy is dedicated.“ Durch einen jungen Mann, der im Jahre 1823 mit einigen empfehlenden Zeilen des Lords bei Goethe eingeführt worden war, übersandte ihm dieser als herzlichen Freundesgruß das Gedicht „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern &c.“, welches gerade in Byron's Hände gelangte, als er, schon auf der Reise nach Griechenland begriffen, in den Hafen von Livorno eingelaufen war. Noch im Augenblicke der Abfahrt schrieb er eine dankbare Erwiderung. Goethe bewahrte dies Blatt als ein theures Vermächtniß des Dichters, „als werthestes Zeugniß eines würdigen Verhältnisses“, das ihm bedeutender erschien, als es in Wirklichkeit gewesen war. Dem hohen Sinn und edlen Streben des außerordentlichen Mannes, der in Missolunghi ein frühes Grab fand, ist in der „Helena“ von der Hand der Poesie ein schöner Kranz gewidmet worden. Euphorion, der personificirte

Genius der Poesie, trägt die Züge des englischen Dichters, und der Chor spricht die edle Todtenklage. „Nun erhebt sich die Ueberzeugung, daß seine Nation aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwache und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für je und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt.“ So schrieb Goethe bald nach Byron's Tode, Worte, die auch auf ihn selbst im vollsten Maße Anwendung finden.

Gegen so große Ausländer, meinte er nicht mit Unrecht, könnten freilich die neuern Deutschen keine Probe halten. Er bedauerte, daß unserer Poesie so sehr „das Männliche“ fehle; Mangel an Charakter sei die Quelle alles Uebels in unserer neuesten Literatur. Indeß war es nicht gerade das Beste, was er von der neueren deutschen Literatur zufällig kennen lernte. Von der schwäbischen Dichterschule wandte er sich entschieden ab und äußerte sich dahin, aus der Region, worin Uhland walte, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. Von Rückert hielt er viel und hegte von ihm die besten Erwartungen. Auch das Talent des Grafen Platen achtete er hoch; nur bedauerte er, daß ihm zum Dichter das Wichtigste, die Liebe, fehle. Der universalistischen Richtung seiner literarischen Interessen entsprach vornehmlich seine lebhafte Beschäftigung mit Volksliedern, die damals in zahlreichen Sammlungen und Uebersetzungen uns näher gebracht wurden. Aus dieser Theilnahme flossen die sinnvollen Abhandlungen über Volkspoesie, hauptsächlich über die serbischen und neugriechischen Lieder. Er selbst übersetzte und bearbeitete eine Reihe

neugriechischer Poesieen. Unter diesen war Charon sein Liebling; es ist uns berichtet, wie ergreifend das kleine balladenartige Gemälde des seine Beute entführenden Todes durch seinen dramatischen Vortrag ward.

Eben so ungeschwächt dauerte das Interesse für die Werke der bildenden Kunst fort, wobei ihm Meyer in gewohnter Weise treulich an die Hand ging. Er war diesem wiederum bei der letzten Durcharbeitung und Redaction seiner Geschichte der Kunst behülflich, so daß dies Werk 1825 ans Licht treten konnte, ein Abschluß der gemeinsamen Studien. Während Goethe mit den Elgin-Marmorn und verwandten Denkmälern altgriechischer Kunst sich enthusiastisch beschäftigte, wandte sich sein gebildeter Schönheitssinn von den indischen und ägyptischen Bildwerken mit Widerwillen ab; er erklärte offen, daß ihm die indischen Götzen ein Graus seien. Zur Betrachtung altdeutscher Kunst führte ihn Boisserée's Werk über den Cölner Dom und Moller's „deutsche Baudenkmale“ zurück; er schrieb 1823 über altdeutsche Baukunst, sich Glück wünschend, nach funfzigjährigem Streben durch die Bemühung patriotisch gesinnter Männer zu der Klarheit gelangt zu sein, jene Bauwerke nicht mit einem trüben Vorurtheil oder einer übereilten Abneigung, sondern als ein Wissender und in die Hüttengeheimnisse Eingeweihter betrachten und das Vermißte in Gedanken ersetzen zu können.

Eine umfassendere Abhandlung über neuere Malerkunst entstand in den Jahren 1820 und 1822, nämlich über den Triumphzug Cäsars von dem Maler Mantegna, zu dessen Behuf er fleißige Studien der späteren römischen Historiker vornahm, um den Apparat und die Geschichte der Triumphzüge genauer kennen zu lernen. Manche neuere bedeutende Production ward mit Sorgfalt betrachtet, auch ein Versuch gemacht, in Weimar lithographische Hefte unter dem Titel einer „Pinakothek“ mit erklärendem Text herauszugeben,

zwar Anerkennung, aber wenig Käufer fanden, so daß sie nur langsam fortgesetzt werden konnten. Tischbein erfreute ihn durch seine Zeichnungen zum Homer sowie durch Uebersendung eines Bandes idyllischer Skizzen, welche Goethe auf dessen Wunsch mit Gedichten begleitete. Eine ähnliche Reihe erläuternder Gedichte verfaßte er, als 1821 Schwerdtgeburth „Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe“ herausgab; es war ihm eine Freude, „ältere längstverklungene Bilder aus dem letheischen Strom wieder hervorgehoben zu sehen.“

Für das Studium der Natur blieb sein Geist bis ans Ende der Tage offen, stets mit andächtiger Scheu ihrem verschleierten Heiligthum nahend. Daher schloß er sich auch nie unbedingt einer Secte an, sondern „blieb Liebhaber bis ans Ende.“ „Die Natur“, äußerte er einmal gegen Soret, „gleicht einer Koketten; sie macht uns beständige Lockungen und ermuthigt uns durch ihre Avancen; aber im Augenblick, wo wir sicher zu sein glauben sie zu besitzen, macht sie sich aus unsern Armen los und läßt uns nur einen Schatten.“ Die neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete der Wissenschaft begleitete er unablässig mit seinen Beobachtungen und Forschungen; hier vor Allem erhielt das schöne Wort des Greises: „ich lerne immer; daran merke ich, daß ich älter werde“, seine volle Wahrheit. Man durchblicke nur die letzten Blätter der Annalen, um die nach allen Seiten der Naturkunde gerichtete Thätigkeit, die sich nichts Bedeutendes, so sehr auch andere geistige Interessen sich daneben geltend machten, entgehen ließ, zu bewundern.

Die Theorie der entoptischen Farben ward 1820 beendigt; chromatische Versuche wurden mit Staatsrath Schultz in Berlin, mit dem er seit mehreren Jahren in freundschaftlichem Verkehr stand,[62]) und Professor von Hennings, einem Vertheidiger der Goethe'schen Farbentheorie, fortgesetzt. Für bota-

nische Studien wurde die Erweiterung der belvedere'schen und jenaischen Anstalten, die zum Theil unter Goethe's Leitung geschah, aufs neue anregend; er verfaßte ein „Schema" zur Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar. Von dem Interesse für Osteologie geben seine Abhandlungen über die Faulthiere, über die Skelette der Nagethiere und fossile Urstiere Zeugniß. Zum Behuf geognostischer Forschungen nahm er 1820 auf der Reise nach Karlsbad seinen Weg über Wunsiedel und Alexandersbad, wo er die Trümmer eines Granitberges, welche er schon 1785 besucht hatte, zum erstenmal wieder durchforschte. Goethe, den gewaltsamen Erklärungen der Vulcanisten abgeneigt, fühlte sich durch diese neue Untersuchung in seiner Theorie bestärkt, die im Allgemeinen an dem Werner'schen Standpuncte festhielt. Auch den Kammerberg bei Eger betrachtete er aufs neue sorgfältig und gewann im Gegensatz zu seinen früher ausgesprochenen Behauptungen die Ueberzeugung, daß er den pseudo-vulcanischen Gebirgsbildungen beizuzählen sei. Graf Sternberg betrachtete nachmals den Kammerberg als eine Hinterlassenschaft Goethe's und wandte große Summen auf Ausgrabungen. Den Aufenthalt in Eger und Marienbad in den Sommern 1821 und 1823 benutzte Goethe fleißig zur Vervollständigung der mineralogischen Sammlungen und hatte den Genuß, in dem Grafen Sternberg einen Genossen seiner Studien zu finden.

Zur Kenntniß der thüringischen Gebirgsbildung erhielt Goethe manchen erwünschten Beitrag durch den Rentamtmann Mahr zu Ilmenau und den Bergrath Lenz zu Jena; den letzteren begrüßte er zur Jubelfeier am 25. October 1822 mit einem Gedicht, das ein Geschenk des Großherzogs begleitete. Durch seinen Beirath war Goethe auch thätig bei der Herausgabe von Käferstein's geologischem Atlas für Deutschland. Von Eschwege kam 1822 aus Brasilien zurück und besuchte

ihn über brasilianische Gebirgsarten, so daß er die Ueberzeugung gewann, „daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der ersten Urerscheinung vollkommen übereinstimmen.“ Eine von diesem gelehrten Reisenden mitgebrachte Sammlung von Demantkrystallen gab ihm „eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und höchste Naturereigniß.“

An den meteorologischen Beobachtungen, welche in Deutschland besonders durch die Bemühungen des Professors Brandes in Breslau angeregt wurden, nahm Karl August einen lebhaften Antheil. Er errichtete einen meteorologischen Apparat auf dem Rücken des Ettersberges, verfolgte die Beobachtungen, welche Professor Posselt auf der jenaischen Sternwarte leitete, und ließ im ganzen Großherzogthum meteorologische Anstalten einrichten, welche mit der Sternwarte in Verbindung gesetzt wurden. Goethe, von Jugend auf der Beobachtung der atmosphärischen Veränderungen mit Interesse zugewandt, blieb auch diesem Zweig der Naturforschung nicht fremd. Er studirte Howard's Theorie der Wolkenbildung und legte sie als Schema seinen eigenen Bemerkungen unter. Auch hier knüpfte die Naturbeobachtung wieder an die Poesie an; er verfaßte 1821 einige Strophen zu Howard's Ehrengedächtniß, worin sich ihm die Wolke zum sinnvollen Bilde des Lebens und des geistigen Dranges, der zum Ewigen emporstrebt, gestaltet. Der treffliche englische Meteorologe ward dadurch zu einem verbindlichen Schreiben und zur Uebersendung seines neuesten Werkes über das Klima von London veranlaßt. Besonders sah sich Goethe durch Brandes und dessen „Beiträge zur Witterungskunde“ aufgemuntert und gefördert; hier zeigte sich, „wie ein Mann, die Einzelnheiten ins Ganze verarbeitend, auch das Isolirteste zu nutzen weiß.“ Dieser lebhafteren wissenschaftlichen Theilnahme an meteorologischen Forschungen folgte bald darauf seine Reise

nach Karlsbad im Frühling des Jahres 1820. Er entschloß sich während seines Aufenthalts in der freien Natur die atmosphärischen Erscheinungen in der strengsten Folge zu beobachten und zu verzeichnen. Der lange zurückgehaltene Frühling trat im Beginn des Maies in seiner ganzen Fülle herrlich hervor: „der Himmelfahrtstag war ein wahres Himmelsfest.“ „Es ist“, schreibt er unterm 11. Mai an Zelter, „als wenn bei ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären und beschämt, sich schon so weit im Jahre zu finden und von ihrer Seite noch so sehr zurück zu sein. Mit jedem Tag eröffnen sich neue Knospen, und die eröffneten entwickeln sich weiter..... Das junge gelbliche Grün scheint völlig durchsichtig, und an diesem stufenweise wachsenden Genusse kann man sich gewiß noch vierzehn Tage ergötzen.“ Mit solch jugendlicher Empfänglichkeit entzückte sich der Greis an den Reizen des werdenden Frühlings; mit der einfachen Poesie dieses Briefes, den man ganz nachlesen möge, verbinden wir die schönen Worte, die er gleichfalls in jener Zeit einmal gegen Eckermann äußerte: „Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte.“ In dieser innigen Hingebung an den Genuß der Natur versäumte er nicht sein Tagebuch der Wolkenerscheinungen bis zum 28. Mai, dem Tage seiner Rückreise, ununterbrochen fortzuführen. Später wurden diese Aufzeichnungen gelegentlich fortgesetzt und durchdacht, besonders während der Badekuren zu Marienbad. Er zeichnete die merkwürdigsten Wolkenbildungen und suchte Künstler dafür zu interessiren. Eine Instruction für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgesetzt, neue Tabellen wurden gezeichnet und gestochen. Aus diesen Studien ging 1825 die Abhandlung **Versuch einer Witterungslehre** hervor. Wenn diese auch an und für sich nicht von Bedeutung ist, so kann sie doch [illegible]

beweisen, wie in Goethe's geistiger Thätigkeit stets ein gleiches Streben waltet, in dem Schwankenden das Gesetzliche aufzufinden; denn — so äußert er sich auch in diesen Blättern — „das Höchste, was dem Gedanken gelingt, ist gewahr zu werden, was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, gesetzlosen Wesen zu imponiren.“

Mit Oersted's Entdeckung des Electromagnetismus „that sich ein fast blendendes Licht auf“. Goethe ließ sich durch Döbereiner in diese physikalischen Phänomene gründlicher einführen; 1822 hatte er die Freude, Oersted bei sich in Weimar zu empfangen. Gegen Ende desselben Jahres kam Döbereiner nach Weimar, um vor dem Großherzoge und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigsten Versuche galvanisch-magnetischer wechselseitiger Einwirkung vorzuzeigen und zu erläutern.

Der flüchtige Ueberblick von Goethe's wissenschaftlicher Thätigkeit läßt erkennen, daß er sich im Lauf dieser Jahre sowohl in Literatur und Kunst, als besonders in den Naturwissenschaften mit einer Vielseitigkeit und einem Ernst nach allen Richtungen bewegte, daß zu einer größeren dichterischen Production nicht Ruhe und Muße blieb. Die „Wanderjahre“ kamen nicht über den ersten Band hinaus; die Kälte des Publicums und die mißwollende Kritik hatten ihm fürs erste die Fortsetzung seines Romans verleidet. Dagegen zog es ihn wieder zu den biographischen Darstellungen seiner Jugendjahre, und gern verweilte die Erinnerung bei dem Liebesverhältniß zu Lili, das in dem Fortgang des Werkes in den Vordergrund der Erzählung trat. Ein Drittheil des vierten Bandes, in diesem die Schilderung des Festes zu Ehren Lili's (von ihm als Geburtstagsfest dargestellt) ward 1821 vollendet. Die Erzählung dieses Bandes wurde erst kurz vor seinem Tode bis zu der Reise, die ihn nach Weimar führte, fortgesetzt und abgeschlossen.

Er wandte sich zunächst in den Jahren 1821 und 1822 zu der Redaction und theilweisen Ausführung der Feldzüge und Rheinreisen der Jahre 1792 und 1793, wobei er den Grundsatz festhielt, „durchaus wahr zu bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht zu versäumen". Durch diesen ist die Darstellung sehr beeinträchtigt worden, und man muß in dem diplomatischen Stil gar viel zwischen den Zeilen lesen, bis mit der Schilderung der Rheinreise, des Verhältnisses zu Plessing und der Tage von Pempelfort und Münster sich die Erzählung wieder in den Reiz der gemüthvollen Ausführlichkeit kleidet. Gelegentlich beschäftigte ihn auch die Redaction der Berichte von seinem zweiten Aufenthalt in Rom. Es war ihm indeß klar geworden, daß es ihm bei seinem vorgerückten Alter kaum noch möglich sein werde, einen bedeutenden Theil seines Lebens in der anziehenden Breite der früheren Darstellungen seiner Nation vorzuführen. Rücksichten auf den weimarischen Hof, mit dem seine Lebensereignisse seit seiner Jugendzeit eng verschlungen waren, sowie die den lebenden Zeitgenossen schuldige Discretion stellten einer offenen und wahrhaften Berichterstattung große Schwierigkeiten entgegen. Er entschloß sich daher, den übrigen Theil seiner Lebensgeschichte nur übersichtlich zu behandeln. Auf eine Schilderung der ersten weimarischen Epoche hatte er von vornherein verzichtet.

Eine besondere Veranlassung zu der Ausarbeitung kurzer biographischer Annalen fand er, als er der zweiten Gesammtausgabe seiner Werke, welche 1819 mit dem zwanzigsten Bande abgeschlossen wurde, eine „summarische Jahresfolge seiner Schriften beifügte. Er war dadurch zu chronologischen Auszügen aus Tagebüchern und anderen älteren Papieren genöthigt worden. Um diese genauer zu übersehen, um sowohl die Herausgabe einer Gesammtausgabe seiner Werke vorzubereiten als auch für den Fall seines Todes seine Schriften

wohlgeordnet zu hinterlassen, ließ er durch den Bibliotheks-secretär Kräuter während des Jahres 1823 seine sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Schriften, Tagebücher, eingegangene Briefe und Copien der abgesendeten, die er seit 1807 regelmäßig nehmen ließ, sammeln, ordnen und wie in einem Archiv beschließen, jetzt zu spät bedauernd, so vieles Wichtige voreilig vernichtet zu haben. Durch diese Vorarbeit war es ihm möglich, im Lauf der nächsten Jahre einen Auszug seiner Lebensgeschichte annalistisch zu bearbeiten. Die erste Hälfte seines Lebens ist in den „Annalen“ oder „Tages- und Jahresheften“ nur leicht skizzirt und selbst das erste Weimarer Jahrzehend nur obenhin berührt. Erst nach dem Feldzuge von 1792 gewinnt die Erzählung an Reichhaltigkeit des Details, und hin und wieder belebt sich auch die Darstellung bei dem Ausmalen einzelner Ereignisse. Denn er arbeitete nicht nach dem chronologischen Fortgange, sondern rückwärts den Knäuel der Erinnerungen abwickelnd, und partieenweise, je nachdem ihn die eine oder andere Epoche gerade anzog. Es können diese Annalen, in denen der Dichtung kein Spielraum gestattet worden, vornehmlich einen Begriff von der staunenswerthen Thätigkeit und Vielseitigkeit seiner letzten Lebensperiode geben.

Im Beginn eben dieses Jahres 1823 ward Goethe's Leben von einer jener gewaltsamen Krisen bedroht, welche seine Natur schon einige Male durchgekämpft hatte. Am 17. Februar wurde er plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels und wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens befallen. Am fünften Tage der Krankheit schien alle Hoffnung verschwunden zu sein, und er selbst hielt sich für verloren; „ich fühle“, sagte er zu seiner Schwiegertochter, „daß der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt“. Wenn er davon komme, meinte er, so müsse man gestehen, er habe für einen Greis ein zu hohes

Spiel gespielt. Mit dem 24. Februar trat indeß eine günstige Wendung der Krankheit ein. Am nächsten Tage konnte er den Großherzog, den die Aerzte Tags zuvor nicht hatten zu ihm lassen wollen, empfangen; er verlangte nach seinem Freunde Meyer. Seine Genesung ging über Erwarten rasch vorwärts; schon am 2. März konnte er aufstehen und ohne Beschwerde in sein Schlafzimmer und wieder zurück gehen. Doch hielt noch längere Zeit eine Lähmung an der rechten Seite an; der Schmerz zog sich gegen die Schulter herauf und machte ihn zum Arbeiten unfähig.

Aus der Nähe und Ferne kam ihm die wärmste Theilnahme und Freude über seine Genesung entgegen. In einem gesellschaftlichen Verein zu Weimar wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, ein bereits angekündigter Ball aus Achtung für ihn abbestellt; erst als sein Leben gerettet war, fand er statt, und in der Einladung hieß es: „jetzt ziemt es sich zu tanzen.“ Am 22. März wurde Torquato Tasso zur Feier seiner Wiedergenesung gegeben, eingeleitet durch einen Prolog Riemer's, der von Frau Jagemann-Heygendorf gesprochen ward. Seine Büste ward unter lautem Jubel der gerührten Zuschauer mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Nach beendigter Vorstellung begab sich Frau von Heygendorf im Costüm [illegible] Leonore zu dem Dichter und überreichte ihm den Kranz [illegible] Tasso. Goethe bekennt, einige Mäßigung gebraucht zu haben, um nicht allzu lebhaft gerührt zu werden. „Freunde, [illegible] langem Schweigen, belebten das Verhältniß aufs neue; [illegible] manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige [illegible] und Verhältnisse, ja was von der größeren Bedeutung [illegible] sein scheint, Personen, die einigen Widerwillen gegen [illegible] hegten, ... wandten sich wieder zu mir; die alte [illegible] trat hervor; das Gefühl des Zusammenseins auf Erden [illegible] des daraus entspringenden Glücks behielt die Oberhand. [illegible] vernahm von freundlichen Gastmahlen, bei welchen man [illegible]

em Aesculap einen Hahn geopfert, von andern mehr zufällig urch eingegangene Nachricht von meiner Wiedergenesung eregten fröhlichen Augenblicken. Herzliche Lieder, geistreich oetische Darstellungen erquickten mich, und auch an sinnlicher abung wollte man mir's nicht fehlen lassen; die Früchte erner Gegenden gelangten zu mir und erneuerten die Empfinungen einer frischen Kindheit.“

In diesen letzten Worten klingt es durch, wovon auch iederholt die Gespräche mit seinen Freunden Zeugniß geben, aß er sich gern mit den Erinnerungen an die Erlebnisse iner Kindheit und Jugend beschäftigte. Es giebt den letzten ebensjahren des Greises einen eigenthümlichen Reiz, wie sein Gemüth mit jedem Schritt, der sein Leben dem Ziele näher ringt, sich tiefer in die Empfindungen der Vergangenheit ineinlebt, an ihren freundlichen Bildern sich erhebt und am ämmernden Nachglanz der gesunkenen Sonne der herrlichen Jugendzeit sich erquickt. Es war gerade in den Tagen, wo hn die Schilderung seines Verhältnisses zu Lili beschäftigte, ls ihm die Vertraute der Freuden und Leiden jener Jahre, eine Jugendfreundin Auguste Stolberg (Gräfin Berndorff), noch einmal überraschend nahetrat. Mehr als vierzig Jahre, ein Leben, lag zwischen jenem Briefwechsel und jetzt, o sie sich noch einmal gedrungen fühlte, gegen „den Freund hrer Jugend“ (in einem Briefe vom 22. October 1822) „ihr Herz auszuschütten.“ Die Jahre nicht nur, sondern weit rüher unsägliche Leiden hatten, wie sie hier schreibt, ihr Haar chneeweiß gebleicht; ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Brüder waren vor ihr dahingeschieden; sie lebte nur noch „in Hoffnung dessen, was zukünftig ist“, und „so gerne nähme ich auch ie Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da ennen zu lernen.“ — „Ich las in diesen Tagen wieder einmal lle Ihre Briefe nach, the songs of other times; die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut,

und ich Ihnen auch herzlich gut — das kann nicht untergehen, muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsre Freundschaft, die Blüthe unsrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft, und so nahm ich die Feder ..... Ich habe denn einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen. — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist, bitten Sie um höhern Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden." Die Worte, womit Goethe diesen, wenn auch pietistisch-zudringlichen, doch von wärmster Liebe eingegebenen Brief der Jugendfreundin erwiderte, sind zu charakteristisch, als daß sie hier nicht vollständig eingeschaltet werden müßten:

"Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Andern
:meint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste
:ngeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan.
Birken wir also immerfort, so lang' es Tag für uns ist;
ir Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an
r hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert!
n unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er
ıs hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so
ird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht ge-
ıgt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich
nnen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Ge-
nken Sie mein in beruhigter Treue. —

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben
riefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken;
nn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher
hren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt.
un aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben
ieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmit-
bar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das
ıöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen
eichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und
eben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu
innern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters Alles
ieder zusammen finden.

Wahrhaft anhänglich

Weimar, den 17. April 1823.

Goethe."

Diesen Worten, welche den Kern von Goethe's religiöser
:berzeugung berühren und aus dem innersten Heiligthum
ines Gemüths sanft hervorklingen, möge noch Einiges sich
ıschließen, um diese Seite seiner geistig-sittlichen Indivi-

dualität, gegen welche häufige Angriffe gerichtet worden sind, etwas näher zu beleuchten.[63])

Es ist Thatsache, daß Goethe kein Anhänger des positiven Dogma's der christlichen Kirche war; in sofern nennt er sich, besonders in der mittleren Lebensperiode, wo sich die Abneigung am stärksten geltend machte, manchmal einen Heiden. Jedoch sind einzelne herbere Aeußerungen aus früheren Lebensepochen nicht als Ueberzeugungen, sondern nur als momentane Abwehr bekehrungssüchtiger Zudringlichkeit anzusehen. Er haßte nur jenes beschränkte Christenthum, das die ganze Fülle des Geistes in ein Symbol zu fassen und die Geheimnisse der Seele, die Räthsel des Lebens durch die Formeln des dogmatischen Lehrbegriffs zu lösen unternimmt und jeder individuellen geistigen Entwicklung, die von diesem schmalbegrenzten Pfade abweicht, die Berechtigung abspricht. Eben so entschieden wandte er sich übrigens von dem Nihilismus der einseitig-rationalen Aufklärung ab. „Alles“, bemerkt er, „was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich“ — und hinsichtlich der Voltaire'schen Opposition gegen positiven Glauben spricht er sich dahin aus, es sei der Welt wenig damit gedient; denn es lasse sich nichts darauf gründen. In demselben Sinne sagt er in den Anmerkungen zum Divan: „Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt; alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.“

Mit jener Ehrfurcht, welcher er in den Wanderjahren eine hohe Stelle unter den Tugenden anwies, spricht er, besonders in dem letzten Abschnitt seines Lebens, von der mit-

historischen Bedeutung und der sittlichen Macht des Christenthums. „Die christliche Religion", äußerte er gegen Eckermann, „ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze." Auf der Reise nach Karlsbad 1812 erwähnte ein Mitreisender, daß ein Engländer berechnet habe, wann das Christenthum von der Erde verschwunden sein werde, worauf Goethe erwiderte: „Das Christenthum ist so tief in der menschlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, daß auch in dieser Beziehung mit Recht zu sagen ist: des Herrn Wort bleibt ewiglich!" In gleichem Sinne sagte er zu Eckermann: „Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in dem Evangelium leuchtet, wird er nie hinauskommen."

Als ein schönes Zeugniß von seiner klaren Einsicht in das Wesen und die weltgeschichtliche Stellung des Christenthums verdient das großartige Oratorium, „Christus in der Weltgeschichte", welches von ihm zur Feier des Jubelfestes der Reformation entworfen wurde und sich vollständig skizzirt unter seinen Papieren vorfindet, eine besondere Erwähnung. Der erste Theil hebt die Hauptmomente des alttestamentlichen Glaubens (das Gesetz, das nach Liebe strebt) vom Donner auf Sinai bis zu dem Messias-verkündenden Prophetenthum hervor. Der zweite Theil führt das Christenthum ein, „die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigener Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben", und schließt mit Christi Auferstehung: „das Irdische fällt alles ab, das Geistige steigert sich bis zur Himmelfahrt

und zur Unsterblichkeit“. In den Briefen an Zelter, der die Ausführung der musikalischen Composition übernehmen sollte, liegt zugleich der sprechendste Beweis, wie treffend er den Geist und das Wirken Luther's, „unsers Heros“, würdigte. „Vor allen Dingen“ — so äußert er sich gegen ihn — „lies die ganz unschätzbare Vorrede zu dem Psalter, ferner die Vorreden und Einleitungen zu den übrigen biblischen Büchern. Wahrscheinlich triffst Du hier auf anwendbare Stellen, zugleich durchdringst Du Dich vom Sinn der ganzen Lehre, deren Geschenk wir feiern wollen.“

Wenn er somit die Weltstellung des Christenthums und die hohe Bedeutung der Bibel, „des ewig wirksamen Buches“, für die geistig-sittliche Entwickelung der Menschheit verehrungsvoll anerkannte, wollte er doch für sich das Recht in Anspruch nehmen, unabhängig von aller exclusiven Dogmatik, mit freiem Geiste sich das Göttliche anzueignen, wo es ihm auch, sei es im Universum der Natur oder in Geist und Leben des Menschen, sich offenbare; er wollte sich, wie er es kurz zusammenfaßt, „als einem Protestanten, die Freiheit erhalten, sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln.“ In diesem höheren Sinne hat Goethe wahrhaft Religion. Sie durchleuchtet und durchwärmt sein ganzes Leben und geistiges Schaffen. Die Natur, in deren Gebilde er mit sinnigem Forschen begeisterungsvoll eindringt, verkündet ihm auf allen ihren Blättern das Dasein Gottes und zeigt ihm „Gottes Handschrift“; er erkennt den göttlichen Schöpfer als ewig wirksam in dem All seiner unendlichen Schöpfung. Eben so klar erscheint ihm das Göttliche in allem Edlen der Menschheit, in liebevoller Hingebung und tüchtigem Wirken, in Wissenschaft und Kunst; wer diese besitze, meint er, der habe auch Religion. „Ich glaube an einen Gott: das ist ein schönes, löbliches Wort“ — so spricht er sich in seinen „Reflexionen“ aus —

„aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“

Aus dem Begriff des Göttlichen im Menschengeiste entsprang bei ihm der Glaube an eine Fortdauer der Seele über die Grenzen des irdischen Daseins hinaus. Die geistige Kraft, der dem Geiste inwohnende Trieb zur Thätigkeit galten ihm als eine Bürgschaft dafür. Er war daher geneigt, nur da eine Fortdauer des Geistes für möglich zu halten, wo diese höhere Kraft desselben vorhanden sei, indem er überhaupt die Unsterblichkeit nur unter der Idee einer unendlichen geistigen Fortentwicklung auffaßte. Sein Hoffen und Wünschen ist in den schönen an Zelter gerichteten Worten ausgedrückt: „Wirken wir fort, bis wir vor oder nach einander, vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen.“

Nachdem Goethe im Frühjahr 1823 von seiner schweren Krankheit wieder erstanden war, vollendete die Heilkraft Marienbads, wo diesmal auch der Großherzog verweilte, seine Genesung. Wie durch ein Wunder, hatten seine Kräfte sich erholt. Die ihn in jener Zeit in Marienbad sahen, versichern, er sei ihnen um dreißig Jahre verjüngt vorgekommen. Auch das Jugendfeuer leidenschaftlicher Liebe sollte für den Dichter noch einmal zurückkehren; Entzücken und Sehnen, Wiedersehensfreude und Trennungsleid wiederholen sich wie in längst verklungenen Jugendstunden. Mit solch überwältigendem Gefühl ward der Dichter durch die Bekanntschaft mit Ulrike von Lewezow entzündet, welche sich während dieses Sommers mit ihrer Mutter und Schwester in Marienbad aufhielt.[64]) In den Marienbader Gedichten liegt das Bekenntniß seines Glücks und seiner Schmerzen:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide" —

Das ward ihr Motto, und wir entnehmen aus ihm wenige allgemeine Züge zu diesem nur schwach aufgehellten Liebesidyll.

Noch lag ein inneres Bangen, eine unwillkommene Schwere auf Geist und Körper, der Blick war noch umwölkt, das Herz fühlte sich leer. Da erschien sie, die lieblichste der lieblichen Gestalten, und vor ihrem Blick, wie vor dem Walten der Sonne, vor ihrem Athem, wie vor den Lüften des Frühlings, schmolz sein Inneres dahin. An ihrer Seite verflogen ihm entzückende Stunden in lieblichem Wechsel, und der Kuß beim Scheiden am Abend war ein Pfand, daß die nächste Sonne ihn zu demselben Paradiese führen werde. Zu seliger Höhe des Gefühls hob ihn das Anschauen dieses einzigen Schönen empor; in dem Bewußtsein, ihr anzugehören, empfand er den heitersten Frieden des Herzens, in der Begeisterung seiner Liebe keimte die Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen und Entschlüssen. So ward von Tag zu Tag ein Traum gedichtet.

Inmitten dieses glücklichen Phantasielebens begrüßte ihn die Kunde von der beabsichtigten Feier seines Geburtstags in Weimar. Er sandte den Freunden in der Heimat im Voraus ein herzliches Gedichtchen zu, um zu dem Feste sein dankbares Gefühl auszusprechen; er verschweigt darin nicht, daß ihm in Marienbads Waldgebirge Armida in Hygiea's Gestalt erschienen sei. Es war dieses Liebesverhältniß so wenig ein Geheimniß geblieben, daß sich das Gerücht verbreitete, Goethe gedenke eine neue eheliche Verbindung einzugehen. Allein wenn auch von Seiten der Geliebten ein solcher Wunsch Gewährung gefunden hätte, was bei der nicht minder leidenschaftlichen Erwiderung seiner Liebe nicht unglaubwürdig erscheint, so gewann doch die Besonnenheit, verstärkt durch die Vorstellungen der Freunde, den Sieg über eine Leidenschaft

ie als ein flüchtiges Traumbild des noch jugendlich schlagen=
en Dichterherzens reizend und schön war, jedoch mit dem
lugenblick, wo sie eine unnatürliche Verbindung beabsichtigt,
ch selbst zerstört. Er riß sich los mit männlichem Ent=
hluß; doch nur nach einem schweren Kampfe, der sein In=
erstes aufs tiefste erschütterte. Es war seine letzte Liebe.
Bohl liegt eine tiefe Bedeutung in seinen Worten: nach dem
:exte der heiligen Schrift müsse ihm viel verziehen werden;
enn er habe viel geliebt.

Wenn sonst seine Dichtungen die Schilderung der stür=
iischen Bewegung erst nach eingetretener ruhiger Sammlung
es Gemüths unternahmen, so ward diesmal seine Elegie
as unmittelbare „Product eines höchst leidenschaftlichen Zu=
andes". Er schrieb sie gleich nach seiner Abreise von Ma=
enbad, nachdem er kurz zuvor die Geliebte noch bis Karls=
ad begleitet hatte, von Station zu Station, so daß sie
bends fertig auf dem Papiere stand. Und welch eine
nnere Bewegung klang in den schmerzlichen Worten der
Schlußstrophe aus:

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr.
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde;
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde".

In Eger, „vor seinem Austritt aus dem böhmischen
Zauberkreise", empfand es Goethe als eine besondere Gunst
es Geschicks, daß ihm eine Fülle musikalischen Genusses sein
ebekrankes Gemüth in sanfte Wehmuth löste. Der Gesang
er Madame Milder, das heitere Pianofortespiel der Madame
Szymanowska, einer polnischen Virtuosin, „falteten mich",
ie er gegen Zelter sich ausdrückt, „aus einander, wie man
ne geballte Faust freundlich flach läßt; zu einiger Erklärung
ag' ich mir: du hast seit zwei Jahren und länger gar keine

Musik gehört (außer Hummeln zweimal), und so hat sich dieses Organ, in sofern es in dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen". In dieser besänftigten Empfindung schloß er seine Elegie mit der „Aussöhnung" ab, einem Gedicht, das er der Szymanowska widmete:

„Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne und der Thränen". —

Was anfangs an ihm eine heilende und verjüngende Kraft bewährt hatte, ward durch Sehnsucht und Trennungsschmerz im Herbst die Ursache zu neuer Erkrankung. Er fühlte wieder denselben Schmerz an der Seite des Herzens, der seiner schweren Krankheit vom vorigen Winter vorangegangen war. Dieser leidende Zustand ward sehr langwierig, und er fühlte sich lange zu jeder Art von geistiger Thätigkeit unfähig. In dieser Zeit kam, schmerzlich-süße Erinnerungen weckend, Madame Szymanowska nach Weimar aus Liebe zu dem Dichter, in den sie, nach Zelters Ausdruck, „rasend verliebt" war. Goethe entzückte sich noch einmal an dem Genusse ihres seelenvollen Spiels, „der wie alle höheren Genüsse den Menschen aus und über sich selbst zugleich auch aus der Welt und über sie hinaus hebt". Als sie in einer Abendgesellschaft bei Goethe auf dem Flügel phantasirte, war er, wie Soret bemerkt, im Anhören verloren und schien sehr ergriffen und bewegt. Er widmete ihr später noch manche Zeichen liebevollen Andenkens.

Im Spätherbst erfreute ihn ein Besuch Wilhelms von Humboldt, der ihm „stets die wohlthätigste Aufheiterung“ gewährte. Zelter verweilte um den Anfang des Decembers drei Wochen in Weimar, und seine „liebe Gegenwart war ihm in seinem peinlichen Zustande höchst erquickend“: „ich fühlte es und weiß es, und es freut mich, daß die Andern es anerkennen, die niemals recht begreifen, was ein Mensch dem andern sein kann und ist“. Wie sehr die Erinnerungen an Marienbad und die daraus hervorgegangenen Gedichte in ihren Unterhaltungen wiederkehrten, sieht man aus dem Briefe an Zelter vom 4. Jan. 1824, dem er schließlich noch beifügt: „Kennst du nachstehende Reimzeilen? Sie sind mir ans Herz gewachsen; du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen:

Ja, du bist wohl der Iris zu vergleichen,
Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer gleich und immer neu, wie sie.“

Aus der Anführung in dieser Verbindung geht hervor, daß jene Strophe in enger Beziehung zu dem geliebten Mädchen steht, und da sie dem Gedichte „Aeolsharfen“ von 1822 angehört, so ist daraus zu schließen, daß die erste minder leidenschaftliche Bekanntschaft schon während des vorigjährigen Marienbader Aufenthalts angeknüpft worden sei.

Noch war die elegische Stimmung nicht verklungen, als der Dichter von der Leipziger Verlagshandlung des Werther die Aufforderung erhielt, eine neue Auflage seines Romans, in dem der Jüngling dem leidenschaftlichen Kampf der resignirenden Liebe Worte geliehen hatte, durch eine poetische Zugabe einzuleiten. Es schloß sich daher an die Elegieen seiner letzten Liebe das Gedicht An Werther als ein Rückblick auf den Genossen von Lieb' und Leid seiner Jugend an; „es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch irren Lauf“; allein

das Wort fügt sich nicht mehr leicht und willig dem Drange des erregten Gefühls und verliert sich in ein geheimnißvolles Halbdunkel.

Gegen das Frühjahr 1824 fühlte er sich wieder genesen, und es schien ihm, nachdem der Kampf durchgekämpft war, als ob das, was die Ursache der Krankheit gewesen, „sich als das Element seines Wohlbefindens manifestiren“ werde; daher erschien er auch (nach Soret's Bemerkung) den Freunden seitdem geistig kräftiger, als seit Jahren. Fürs erste unterzog er sich jedoch keiner größeren allzu sehr anstrengenden Arbeit; er suchte zuvörderst „das Versäumte nachzuholen“, um auf weitere Schritte denken zu können. Mit der Musik hatte er sich so tief eingelassen, daß er sich mit der Händel-Mozartschen Partitur des Messias zu schaffen machte und darüber mit Zelter correspondirte. Für dessen Composition verfaßte er das Gedicht zu Thaer's Jubelfeste auf dringendes Gesuch der Freunde desselben, welche dieses am 14. Mai 1824 zu begehen wünschten.

Goethe's Studien bewegten sich nach verschiedenen Seiten in den sicher umschriebenen Kreisen. Er arbeitete kleinere Aufsätze für seine Hefte „Kunst und Alterthum“ und „zur Naturwissenschaft“, ordnete seine Papiere, schrieb fleißig an den Annalen seines Lebens und redigirte, da er gerade diesen Abschnitt zu behandeln unternahm, seinen Briefwechsel mit Schiller. „Es wird“, schreibt er am 30. October an Zelter, „eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird: zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe; denn ich erfahre, was ich einmal war.“ Die Veröffentlichung wurde noch mehrere Jahre hinausgeschoben.

Nicht lange darauf war die Stätte verschwunden, wo das Zusammenwirken der Freunde die glänzendsten Erfolge errungen hatte. Mit Anbruch des 22. März 1825 bald nach Mitter-

nacht stand das Theatergebäude in Flammen, in welchem noch wenige Stunden zuvor das treffliche Spiel des Laroche im „Juden“ von Cumberland die Zuschauer entzückt hatte. Das Feuer, wahrscheinlich durch unvorsichtige Heizung veranlaßt, hatte bald durch die Masse brennbarer Stoffe Nahrung erhalten und schlug nach allen Seiten zum Dache heraus, so daß die Löschversuche vergeblich waren. Der Großherzog selbst war zugegen und befahl, das Haus in sich zusammenstürzen zu lassen und die Spritzen zum Schutz der Nachbarhäuser zu verwenden. Goethe war zu Hause geblieben und sah, von seinen Fenstern aus, die Flamme zum Himmel steigen. „Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern“, sagte er am folgenden Morgen zu Eckermann; „Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin“. Uebrigens war das alte Theater weder schön noch geräumig genug. Daher war schon an einen Neubau gedacht worden. Goethe hatte im vorigen Winter mit dem Baudirector Coudray den Riß zu einem neuen Theaterbau berathen, ein Beweis, daß er ungeachtet der Niederlegung der Intendanz nicht aufgehört hatte sich für die Bühne zu interessiren. „Ich habe“, äußerte er gegen Eckermann, „dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet; warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen?“ Der vorgelegte Bauplan ward vom Großherzoge genehmigt, und die Grundmauern des neuen Gebäudes stiegen schon im April empor, während man vorläufig im Saal des Stadthauses Vorstellungen gab. Allein eine andere Partei, welche schon früher bei Goethe's Theaterleitung von Einfluß gewesen war, wußte es durchzusetzen, daß der ursprüngliche Plan aufgegeben ward, indem man dem Großherzog überzeugend darthat, daß bei einem andern Bauplan, durch den

derselbe Zweck erreicht werde, große Ersparungen zu machen seien. Coudray trat von der Leitung des Baues zurück. Goethe zeigte indeß keine Empfindlichkeit. „Ihr werdet immerhin", äußerte er, „ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade so, wie ich es mir gewünscht und gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende Alles ganz artig ausfallen." Uebrigens machte der verfehlte Bauplan später so viele Veränderungen nöthig, daß das Gebäude, ohnehin keine Zierde Weimars, auch nicht einmal geringere Kosten verursachte, als wenn der Goethe-Coudray'sche Riß befolgt worden wäre.

Auf einen still zu Hause „in seiner einsamen Schmiede" verlebten Sommer, wo ihn besonders die Ausarbeitung seiner biographischen Annalen beschäftigte, folgten mehrere Jubelfeste, die Feier der funfzigjährigen Regierung Karl August's am dritten September und das goldene Vermählungsfest vom dritten October. Goethe zeigte sich bei Verherrlichung dieser Tage sehr thätig, wie es Liebe und Dankbarkeit von ihm forderten. 65)

Um bei der Feier des Regierungsjubiläums seinem fürstlichen Freunde die erste Begrüßung zu bringen, begab er sich schon vor sechs Uhr Morgens zu ihm. Er überreichte ihm eine nach seiner Angabe und nach Meyer's Zeichnung geprägte Denkmünze, deren Vorderseite das mit einem Lorbeerkranz umwundene Bildniß des Großherzogs zeigt; auf der Rückseite ist der Thierkreis gravirt, oben die Wage, in deren Zeichen der Fürst geboren war; mit der Inschrift: der funfzigsten Wiederkehr MDCCCXXV. Es war ein rührender Moment, als sich die beiden Freunde, die ein halbes Jahrhundert zusammen verlebt hatten, begrüßten. Der Großherzog hatte Goethe's Hände ergriffen, der anfangs nicht zu Worte kommen konnte und endlich nur sagte: „bis zum letzten Hauch beisammen!" Der Großherzog, zuerst sich fassend, ge[illegible]

ihrer frohen Jugendzeit; „o achtzehn Jahr und Ilmenau!" hörte man ihn sagen. Zuletzt schloß er mit den Worten: „Gedenken wir aber dankbar besonders daran, daß uns auch heut' noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

„Nur Luft und Licht und Freundeslieb'!
Ermüde nicht, wenn dies noch blieb!"

„Das Dreifache gab mir, was ich gegeben!" antwortete Goethe. Der fürstliche Freund umarmte ihn und zog ihn dann zu einem Fenster hin, wo beide leise sprachen, so daß nur des Fürsten letzte Worte, die auf Goethe's bevorstehende Jubelfeier sich bezogen, vernommen wurden: „Ich werde es ja noch erleben!"

Zur Logenfeier des Festtages verfaßte Goethe eine lyrische Trilogie, welche die Hinweisung auf das Dauernde im flüchtigen Wechsel des Daseins in erhebenden Worten ausführt. Goethe's Haus war mit symbolischen Gemälden und mannigfachen Gewächsen längs der Fronte wie mit einem Garten geschmückt und jedem zu freiem Zutritt geöffnet. „Der beglückteste Diener seines Fürsten", hatte er geäußert, „müsse an diesem Tage auch das Recht haben, ihn aufs ausgelassenste zu feiern, und daran, daß man mit ihm diesen Jubeltag begehe, wolle er seine Freunde erkennen." Nach dem Schlusse der Oper Semiramis, mit der das neue Theatergebäude eingeweiht wurde, waren sieben Zimmer seines Hauses zum Empfang der Gäste glänzend erleuchtet, und es wogte auf und ab von Besuchenden, die aufs freundlichste bewirthet wurden. In diesen Räumen begrüßte er auch seinen geliebten Fürsten und alle Notabilitäten, welche die Feier des seltenen Festes in Weimar vereinigt hatte. Auf seinem Gesichte war die herzlichste Freude zu lesen; obwohl er schon um 4 Uhr aufgestanden war, verweilte er doch bis nach Mitternacht unter seinen Gästen. „In jenen Tagen des Festes", schreibt er an

Zelter, „hab' ich mich, wie ich nicht läugnen will, männlicher benommen, als die Kräfte nachhielten; was ich aber that, war nothwendig und gut, und so wird sich denn auch wohl das gewohnte liebe Gleichgewicht bald wieder herstellen.“ An jene festlichen Tage reihte sich am 3. October das goldene Vermählungsfest des großherzoglichen Paares. Zum 14. October widmete er der Großherzogin eine sinnreich erdachte Denkmünze, welche an die Katastrophe von 1806, die zum unvergänglichen Gedächtniß der Größe ihres Charakters geworden war, erinnerte.

Goethe konnte nicht ahnen, daß auch er seinem goldenen Jubeltage so nahe sei. Allein der Großherzog hatte beschlossen, daß die funfzigste Wiederkehr des Tages, wo Goethe in Weimar eintraf, der siebente November, zugleich als sein Dienstjubiläum gefeiert werden solle. Die Glieder der großherzoglichen Familie und der zahlreiche Kreis seiner Freunde und Verehrer schienen an diesem Tage zu Einer großen Festgenossenschaft verbunden zu sein; nicht der äußere Glanz, sondern die enthusiastische Liebe, die sich von allen Seiten kund gab, weihte ihm diesen Tag zum schönsten Feste.**)

Der Großherzog hatte zu der Jubelfeier eine goldene Denkmünze prägen lassen, welche auf der einen Seite [illegible] Brustbilder des fürstlichen Paars, auf der andern das lorbeerbekränzte Bildniß des Dichters trug; dem Rande waren [illegible] fach die Namen Karl August und Luise eingravirt. „[illegible] als Gold“ enthielt das sie begleitende Handschreiben [illegible] Großherzogs, welches, wenngleich das officielle Sie dabei nicht zu umgehen war, doch den warmen Blick der Freundschaft nicht verbirgt:

Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath
und Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit vollem Recht den Tag, [illegible]
Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, [illegible]

Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunct an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr des Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung Ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.'

Weimar, 7. November 1825.

Karl August.

Dem edlen Verhältniß, dem Goethe dankbar und anhänglich angehörte, gab der Besuch der gesammten großherzoglichen Familie, welche eine Stunde bei ihm verweilte, den schönsten Ausdruck. Die von der Malerin Luise Seidler, der warmen Verehrerin des Dichters, entworfene Zeichnung hatte in mehr als Einem Sinne das Richtige getroffen, wenn sie Goethe's Ankunft in Weimar im Geleite holder Genien darstellte. Er führte sie mit sich, und er fand sie auch.

Die Landescollegien, die jenaischen Facultäten, die Freimaurerloge 2c. brachten ihm durch Deputationen ihre Glückwünsche. Seitens der Landesuniversität ward er durch ein lateinisches Gedicht des Hofraths Eichstädt begrüßt. Die medicinische und die philosophische Facultät ließen ihm die Diplome ihrer Doctorwürde überbringen; von der theologischen erhielt er eine Votivtafel in Form eines Diploms, begleitet

von einem Schreiben, das ein Zeugniß war für die echt-protestantische Denkfreiheit, welche das geistige Wirken des Dichters in seinen Beziehungen zu der Entwickelung deutschen Geistes auch vom theologischen Standpuncte zu würdigen wußte. „Ew. Excellenz“, heißt es darin, „haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert.“

Der Stadtrath der Residenz ließ durch den Bürgermeister, Hofrath Schwabe, eine Urkunde überreichen, durch welche Goethe's Sohne, dem Kammerrath August von Goethe, und seinen beiden Enkeln, Walther und Wolfgang, so wie allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in [illegible] Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge.“ Die übrigen reichen Gaben, welche Liebe und Verehrung [illegible] Dichter zu diesem Tage darbrachte, müssen wir hier übergehen; zarte Frauenhände waren für ihn sehr geschäftig gewesen.

Eine sinnvoll angeordnete Feier vereinigte in den [illegible] Vormittagsstunden die Freunde des Dichters in dem [illegible] Saale der großherzoglichen Bibliothek, wo Sängerchöre [illegible] Reden von dem Kanzler Müller und Riemer abwechselten. Bei dem Mittagsmahl in dem festlich geschmückten Saale [illegible] Stadthauses die Freude der zahlreichen Festgenossen zu theilen, mußte sich Goethe versagen und sich durch seinen Sohn [illegible] treten lassen, der im Auftrage seines Vaters den [illegible] dem alten Freunde Knebel darbrachte, welchem Goethe [illegible] Eintritt in den weimarischen Kreis verdankte. Am [illegible] ward die Iphigenie, von der zu Ehren des Tages [illegible]

Prachtdruck veranstaltet war, zur Aufführung gebracht. Goethe erschien, er wie der Großherzog von endlosem Jubel des Publicums empfangen, der aufs neue sich erhob, als nach dem Wegziehen des Vorhangs statt des Haines der Diana ein Saal mit Goethe's Büste auf lorbeerumkränztem Postament sich aufthat. So war es von Karl August selbst im Stillen angeordnet. Madame Seidel sprach den vom Kanzler Müller gedichteten Prolog, der die Bedeutung des Festes in klangreichen Strophen schilderte. Der dringenden Mahnung des Arztes folgend, zog sich Goethe nach dem dritten Acte zurück. Eine Illumination der Stadt und eine Abendmusik der großherzoglichen Hofcapelle unter Hummel's Leitung beschloß die Feier, während noch ein Kreis der nächsten Freunde und Freundinnen den heiteren Greis in den letzten Stunden des festlichen Tages umgaben.

Viele Beweise der Liebe wurden ihm auch aus der Ferne zu Theil; in mehreren benachbarten Städten, zu denen die Kunde gedrungen war, hatten sich seine Verehrer ebenfalls zu einer Festfeier vereinigt. Dankbare Erwiderungen hielten Goethe noch einige Wochen hindurch beschäftigt. Am 24. November wurden die Schreiben an die einzelnen jenaischen Facultäten ausgefertigt, in denen er vornehmlich hervorhob, wie viel seine wissenschaftlichen Studien seinem engen Verhältniß zu der Universität Jena schuldig geworden seien. Am 28. November meldete er seinem Zelter: „So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohlthätigen Einflusses; nach und nach erhole ich mich vom siebenten November. Solchen Tagen sucht man sich im Augenblick möglichst gleich zu stellen, fühlt aber erst hinterher, daß dergleichen Anstrengung nothwendig einen abgespannten Zustand zur Folge hat.“

Viertes Capitel.

1826 — 1832.

Aus den Festsälen treten wir wieder in das bescheide Hinterzimmer, in die „Einsiedelei" des Dichters, welche Zeu seiner rastlosen Thätigkeit war bis ans Ende, wo er „T und Nacht beschäftigt ist, die Kräfte zu nutzen, die ihm no geblieben sind". Zu einer Reise in die böhmischen Bäd konnte er sich nicht wieder entschließen. Die gute Jahrsz entführte ihn nur auf kurze Zeit zu nahegelegenen Orten am liebsten war er in seinem ruhiggelegenen Gartenhau wo er seine Arbeiten ununterbrochen fortsetzen konnte. H er Schiller und Winckelmann glücklich gepriesen, daß sie voller Kraft von hinnen gegangen seien und die Abnah derselben nicht empfunden haben, so ward auch ihm du die anhaltende Uebung seines Geistes die seltene Gunst d Schicksals zu Theil, daß er bis zuletzt das Gefühl des vol Besitzes seiner geistigen Kräfte behielt. Wer noch kurz v seinem Ende aussprechen kann, er erfahre das Glück, d

tangels“ war ihm nicht minder in geistiger Hinsicht gewährt.
uch die Natur behandelte noch den Greis als ihren Liebling.
r genoß, nachdem er die schwere Krankheitsperiode über-
unden, in seinen letzten Jahren eine sehr gute Gesundheit;
'ein Körper“, sagt Dr. Müller, „war noch in ausgezeichneter
Weise kräftig, seine Stirn war wie Jupiters Stirn gewölbt,
)ne alterbezeichnende Furchen, sein Haupt war noch ganz
it Haaren bedeckt, seine Augen hatten noch ganz den strah-
nden Glanz, der sie vor vielen andern charakterisirte“.

Das im vorigen Abschnitt gezeichnete Bild der Lebens-
:dnung und der Verhältnisse des Dichters in seiner letzten
'bensepoche haben wir uns wieder zu vergegenwärtigen.
ngetrübt bestanden die edlen Beziehungen zu den Gliedern
r fürstlichen Familie, zu dem Kreise der erwählten Freunde,
id wenn er auch schon ein „Vorwärts über Gräber“! sich
muthigend zugerufen hatte, so ward ihm doch das Glück,
iß die am innigsten mit ihm verwachsenen Freunde bei ihm
isharrten, zum Theil um gleich nach ihm sich zur Ruhe zu
jen. Seine häusliche Umgebung erheiterte ihm den Abend
ines Lebens durch die liebevollste Aufmerksamkeit. Große
:eude machte ihm sein Enkelpaar, Walther und Wolfgang
:in „Wölfchen“), die er gern beim Frühstücken um sich hatte,
eichsam durch ihre munteren Tändeleien in die rechte Stim-
ung versetzt, um dann zu der Arbeit des Tages überzugehen,
r die Vormittagsstunden meist ununterbrochen gewidmet
aren. Es würde daher eine ganz falsche Vorstellung sein,
ächte man sich Goethe in seinem Studirzimmer als einen
ısiedlerischen Greis gegen die Welt und die Gegenwart ab-
schlossen. Noch wechselten die Stunden der ernsten Arbeit
it mannigfacher geselliger Unterhaltung ab. Nie war sein
riefwechsel ausgebreiteter und vielseitiger, nie sein Interesse
i literarischen und künstlerischen Productionen, großen
dustriellen Unternehmungen reger, nie seine Lectüre, selbst

politisch-historischer Werke, mannigfaltiger, nie seine Beachtung der Entwickelung naturhistorischer Probleme lebendiger. Und nicht Briefe und Bücher allein unterhielten ihn in Wechselverkehr mit der Außenwelt, sondern die Unterhaltung mit den Freunden und den zahlreichen Besuchenden aus den verschiedensten Ländern äußerte ihre anregende und belehrende Einwirkung in gleichem Maße, wie bisher. Vor Allem bewährt sich darin die seltene Kraft seines Geistes, daß er ungeachtet seines hohen Alters keinen der früher angesponnenen Fäden fallen läßt, sondern bis zuletzt das Gewebe zu immer breiterer Fläche fortführt.

In den amtlichen Geschäften der „Oberaufsicht“, deren alleiniger Chef er seit v. Voigt's Tode war, ließ er sich mehr und mehr durch jüngere Kräfte vertreten; besonders nahm er für die jenaischen Anstalten die Assistenz seines Sohnes, dermaligen geheimen Kammerraths und Kammerherrn, in Anspruch, an dessen Stelle zuletzt Hofrath Vogel trat. Mehrere seiner amtlichen Schreiben und ausführlichen Berichte gehören seinen letzten Lebensjahren an, und den ihm untergeordneten Instituten gab er viele Beweise seiner fortdauernden Fürsorge; z. B. gründete er 1826 in dem weimarischen Münzcabinet eine „Sammlung von Münzen solcher Münzstätten, welche in der allgemeinen Weltumbildung ihr Münzrecht verloren, zugleich aber auch anderer, die sich für kurze Zeit dergleichen angemaßt, nicht weniger solcher, welche neu aufgetreten und ihr Recht zu behaupten gewußt haben“, worin sich, unter anderen, Münzen von schon wieder untergegangenen südamerikanischen Staaten befinden. Auf seine Veranlassung ward 1831 eine werthvolle Sammlung griechischer und römischer Münzen aus v. Voigt's Nachlasse angekauft. Dieselbe Ordnungsliebe, die er in all seinen literarischen und Privat-Angelegenheiten beobachtete, bewährte er auch bis an sein Ende in Verwaltungssachen.

Indem wir uns zu Goethe's geistiger Thätigkeit zurück-
enden, ist vornehmlich darauf Nachdruck zu legen, daß er
h in seinem höchsten Alter angelegentlicher mit den Interessen
r Gegenwart beschäftigte, als in manchen früheren Lebens-
ochen, wo er oft nach Mitteln sucht, ihrem unmittelbaren
influsse sich zu entziehen. Das Zeitungslesen versagte er
h wohl manchmal eine Zeitlang, wenn eine Arbeit ihn be-
häftigte, welche eine anhaltende geistige Concentration erfor-
rte. Uebrigens war sein Nachdenken der neuesten politischen
ntwickelung Europa's gar sehr zugewendet. Ueber die grie-
ischen Angelegenheiten, über Canning's staatsmännische
Birksamkeit konnte man warme Aeußerungen von ihm ver-
ehmen; unter Anderm ward er von Canning's Rede über
ortugal, welche der liberalen Politik Englands die Bahn
orzeichnete, zu begeisterter Zustimmung hingerissen. Die
Remoiren und Geschichtswerke, welche die Revolutionsepoche
nd die Zeit der Napoleonischen Kaiserherrschaft darstellen,
aren ein stehender Theil seiner Lectüre. Es sind vornehmlich
ie Charaktere, von deren er sich ein klares Bild zu ent-
erfen suchte, ein Mirabeau, ein Napoleon ꝛc. Ueber letzteren
erglich er die Darstellungen Walter Scott's, der ihm seine
Biographie des Kaisers mit einem verbindlichen Schreiben
igesandt hatte, Bignon's, Bourrienne's und Andere, und
ewahrte ihm auch nach seinem Sturze die Hochachtung, die
: einst vor dem mächtigen Herrscher gehabt hatte.

Unter den Ereignissen der neuesten Zeit zogen seinen
Beist vor Allem die großen Projecte an, in denen die Riesen-
raft des Unternehmungsgeistes der Friedenszeiten hervortrat.
Nachdem er das Werk Alexanders von Humboldt über Cuba
nd Columbien gelesen hatte, sprach er mit großer Theilnahme
on dem Unternehmen des Durchstichs der Landenge von
Panama. Nicht minder interessirte ihn die Kanalverbindung
on Donau und Main, sowie die Anlage eines Kanals durch

die Landenge von Suez und meinte, nur um diese drei großen Dinge zu erleben, sei es wohl der Mühe werth, es noch einige funfzig Jahre auszuhalten. Auch mit Plänen und Rissen großartiger Bauunternehmungen, z. B. des Londoner Tunnels, des neuen Hafens an der Wesermündung, war er anhaltend beschäftigt.

Mit der schönen Literatur der Nachbarländer blieb er in vertrautem Verkehr und stand mit mehreren ihrer Vertreter in näherem Verhältniß. Man ersieht dies schon aus den Abhandlungen, welche in diese letzten Jahre fallen: über „neuere französische Literatur“, über „Manzoni's Adelchi“, über „Volkspoesie“ und „serbische Lieder“, über das „Livre des Cent-et-un“, wobei er so genau verfuhr, daß er die Sittenschilderungen desselben in einen tabellarischen Auszug sich zusammenstellte. „Den Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin“ — so schreibt er 1829 — „folg' ich in ruhiger Betrachtung; le Globe, la revue française und ..... le temps führen mich in einen Kreis, den man in Deutschland vergebens suchen würde“. Auch auf die neuere deutsche Literatur blieb stets sein aufmerksamer Blick gerichtet; mehrere beurtheilende Artikel wurden ihren Erscheinungen gewidmet. Wenn man ihm dabei vorwirft, daß er mit dem Lobe zu freigebig gewesen sei und das Mittelmäßige oft über Gebühr gepriesen habe, so vergißt man, daß es keine eigentlichen Kritiken, sondern nur Selbstbekenntnisse sein sollen, für welche der richtige Gesichtspunct in den Worten an Zelter angedeutet ist: „was ein Buch sei, bekümmert mich immer weniger, was es in mir aufregt, das ist das Höchste“. Unter den anregenden Werke sind auch mehrere philosophische zu zählen; Stiedenroth's Psychologie z. B. hatte er aufs sorgfältigste durchgearbeitet und mit Randbemerkungen versehen.

Von der mehr und mehr steigenden Polemik gegen seine Schriften, durch die sich die jüngere Schriftstellerwelt

Schein geistreicher Originalität zu geben gedachte, nahm er wenig Notiz. Von Menzel's Angriffen erfuhr er zuerst aus dem Globe und erwiderte auf Zelter's Anfrage kurz, er habe viel zu thun, wenn er sich darum bekümmern wolle, wie die Leute ihn und seine Arbeiten betrachten. Im Stillen schüttelte er wohl den gerechten Unmuth in den leichten Blättchen der zahmen Xenien ab. Das Selbstgefühl, das sich hier edel und würdig ausspricht, kleidet ihn besser, als ihn die affectirte Bescheidenheit zieren würde, über die er in den Anmerkungen zum Divan ein wahres Wort gesprochen hat. Allein die Worte echter Bescheidenheit kommen nur so wahrer aus seiner Seele. Als er in den Gedichten zu dem Maskenzuge von 1818 so leise über sich hinweggegangen war, schreibt die zum Urtheil berechtigte Frau von Schiller: „Ich weiß es sehr gut zu verstehen, da ich seine Bescheidenheit kenne, die nur diejenigen erkennen können, die ihn in den Momenten sehen konnten, wo er eben eine solche Dichtung vollendet hatte.“ Manche Xenie spricht in dem Sinne jener Aeußerung, die uns Krug von Nidda mittheilt: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und Einer hat sich an dem Andern erhoben. Den Vördern sind wir auf die Schultern gestiegen, sahen hierdurch vielleicht etwas weiter, als sie, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung“.

Wenn es äußere Ehre und Auszeichnung bedurft hätte, um ihn für Angriffe und Herabwürdigungen schadlos zu halten, so genoß er diese auch jetzt noch im vollsten Maße. Sein Geburtstag ward an vielen Orten von seinen Verehrern festlich begangen. An seinem achtundsiebenzigsten Geburtstag trat der König Ludwig von Bayern, der eigens zu dem Zwecke nach Weimar gekommen war, bei ihm ein, vom Großherzoge begleitet, und überreichte ihm das Großkreuz des Civilverdienstordens der bayerschen Krone. Er blieb seitdem mit dem Dichter in Correspondenz. Im nächsten Jahre

sandte er seinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um für ihn des Dichters Bildniß zu malen. Und welch herzliche Verehrung kam ihm aus weiter Ferne entgegen! Von keinem Fürsten beauftragt, sondern nur von der Verehrung zu dem großen Dichter getrieben, reiste der französische Bildhauer David 1829 nach Weimar, in der Absicht, Goethe's Büste zu modelliren und dann in Paris in Marmor auszuführen. Er sandte sie 1831 dem Dichter zum Geschenk unter Ausdrücken der liebevollsten Verehrung: „Es war mir“ — heißt es in diesem Schreiben — „ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Züge dar, nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als den Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt (la grande figure poétique) unsrer Epoche, sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig; aber ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden; ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden.“ Die colossale Büste wurde Goethe's Bestimmung zufolge auf dem Saale der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt und an dem letzten Geburtstage, den er erlebte, in feierlicher Weise von dem Schleier, womit sie bis dahin verhüllt war, befreit.

Neben diesen enthusiastischen Worten mag die ehrfurchtsvolle Stimme des großen britischen Dichters eine Stelle finden. „Es giebt allen Bewunderern des Genius“ — heißt es in einem Briefe Walter Scott's vom Jahre 1827 — [67]) ein wohlthätiges Gefühl zu wissen, daß einer der größten europäischen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine so ausgezeichnete Weise sich geehrt sieht. Dem [illegible] Lord Byron ward leider vom Schicksal kein so glückliches Loos zu Theil, indem es ihn in der Blüthe seiner Jahre hinwegnahm und so Vieles, was noch von ihm gehofft [illegible]

rwartet wurde, für immer zerschnitt. Er schätzte sich glücklich n der Ehre, die Sie ihm erzeigt hatten, und fühlte, was er inem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, daß sie sich verpflichtet fühlen, nit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken."

Vor seine Nation trat Goethe im März 1826 mit der Ankündigung einer neuen, seit längerer Zeit vorbereiteten Ausgabe seiner Werke, welche als Ausgabe letzter Hand ezeichnet ward. Mancher fand den Dank an den Bundestag, er des Dichters Eigenthum durch bündige Privilegien gegen en Nachdruck und gegen den Verkauf des Nachdrucks schützte, owie die freundlich einladende Ansprache an das Publicum icht so stolz und selbstbewußt, wie es dem Dichtergreise geiemen mochte, und glossirte darüber. Eher mochte man es ls einen traurigen Beweis von der Rechtlosigkeit, welcher amals noch der deutsche Schriftsteller preisgegeben war, eklagen, daß die Sicherung gegen den literarischen Diebstahl urch Petitionen zu erwirken und mit Ausdrücken des Dankes nzuerkennen war. Auch hatte wohl, der seine literarische hätigkeit nie durch die Rücksicht auf Erwerb hatte bestimmen issen, am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn ein Recht, darauf aufmerksam zu machen, daß von der Anzahl der Unterichnungen nicht allein des Verlegers Vortheil abhange, sonrn sie unmittelbar ihm und den Seinigen zu Gute kommen erde; dem deutschen Volke war eine Gelegenheit gegeben, sser als durch ein Standbild, dem Dichter bei seinen Lebiten einen Tribut des Dankes zu zollen.

Wie bei den früheren Ausgaben ward auch diesmal an n älteren Productionen wenig geändert. Für Uebereinstimung in Orthographie und Interpunction wie für die Reion der neu hinzukommenden Manuscripte sorgten — nicht ne manche unzeitige Eigenmächtigkeit — die jüngeren Geilfen, Riemer, Göttling und Eckermann. Der letztere, wel-

chen Goethe wie einen Sohn fast täglich um sich hatte, war vorzüglich mit den „alten hoffnungslos zugeschnürten Manuscriptenmassen“ beschäftigt. Manches aus früherer Zeit ward dadurch erhalten und der neuen Ausgabe einverleibt; keine geringe Aufgabe war es, die Sprüche und zahmen Xenien aus ihrer Hieroglyphenschrift zu enträthseln. Außer diesen ward der Sammlung der kleineren Gedichte noch eine Reihe von „Denk- und Sendeblättern“ hinzugefügt, in denen der Dichtergreis in Nähe und Ferne an Freunde und Freundinnen zierliche Begrüßungen zu spenden und die von allen Seiten ihm reichlich dargebotene Huld und Verehrung zu erwidern pflegte, zum Theil erbetene Blätter des Andenkens, Dankesworte für Geschenke oder Glückwünsche zu festlichen Lebensmomenten. Früher hatte er solche flüchtige Reimzeilen wenig beachtet und meist verloren gehen lassen; jetzt war zu fürchten, daß man ihm die Scherzworte, mit denen er die Himburg'sche Sammlung seiner Gedichte abgefertigt hatte, zurückgab.

Goethe schätzte sehr das Gelegenheitsgedicht; aber frisch duftende Blätter konnten nur die sein, wo volle Liebe und Begeisterung sich in einen bedeutungsvollen Moment zusammendrängte. Dann vernehmen wir auch jetzt noch den lebenvollen Klang der Jugendlieder, z. B. in dem Tischliede zu Zelter's siebenzigstem Geburtstage (11. Dec. 1828). Vor allen ist das Festgedicht zum 30. Januar 1828 Goethe's vollendetsten Gelegenheitsgedichten beizuzählen. Ein poetischer Dialog zwischen dem Gnomen, der Geognosie und der Technik, ausgestattet mit der phantasievollen Tiefe seiner Naturbetrachtung, begleitete die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline, welche zum Geburtstage der Großherzogin von dem Salinendirector Glenck überreicht wurden. Diese und andere kleinere lyrische Gedichte, darunter die „chinesisch-deutschen Tages- und Jahreszeiten“ (1827) wurden in den deutschen Musenalmanachen veröffentlicht, deren Herausgeber ihn sehr [illegible]

gend um Beiträge angingen. Goethe fürchtete aber das Schicksal des alten Gleim, dessen Name lange Zeit in Almanachen unter unbedeutenden Reimen zu finden war, und lehnte fernere Ansuchen ab; „was sie brauchen", äußerte er gegen Zelter, „habe ich nicht, und was ich habe, können sie nicht brauchen." Wie gefällig er übrigens mit seinem Dichtertalente war, erfuhr z. B. der Intendant des Berliner Theaters, Graf Brühl. Dieser bat ihn im Januar 1828 um die Erlaubniß, „Hans Sachs poetische Sendung" als Prolog zu Deinhardstein's „Hans Sachs" recitiren zu lassen. Goethe erbot sich sogleich, dazu eine Einleitung in gleichem Sinne und Stil niederzuschreiben, wodurch der Vortrag des Gedichts anschaulicher gemacht werde. Dieser der Person eines Nürnberger Meistersängers angepaßte Prolog [68]) ist, gleich andern Gedichten jener Jahre, ein Beweis, daß dem Dichter auch im Alter der muntere humoristische Ton der Hans-Sachsischen Poesie nicht abhanden gekommen war.

Goethe hatte der Thätigkeit dieser Jahre, welche er gegen Zelter als „testamentlich" bezeichnete, drei Hauptaufgaben gestellt, worauf auch in dem Programme der Ausgabe seiner Werke hingedeutet war: die Vervollständigung seiner biographischen Berichte, die Umarbeitung der Wanderjahre und die Vollendung des zweiten Theils des Faust. Diese Arbeiten schlingen sich durch einander bis in sein letztes Lebensjahr, gleich als ob sich an ihm sein muthiges Wort bewähren sollte: so lange man schaffe, habe man keine Zeit zum Sterben.

In den Annalen seines Lebens arbeitete er 1826 die Epoche seines Zusammenlebens mit Schiller nebst der kurzen Eingangsskizze aus. Seine Betrachtung und sein Gespräch wandte sich daher mit erneuter Anhänglichkeit dem frühgeschiedenen Freunde zu. In das Jahr 1826 fällt das erhabene Gedicht „bei Betrachtung von Schiller's Schädel," bei dessen Ermittelung unter den in dem Chaos des Grab-

gewölbes vorgefundenen Schädeln er selbst mit thätig war. Dieser ward am 17. September nebst Schiller's Büste auf der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt. Goethe hatte die bestimmte Absicht gehabt, dem feierlichen Acte beizuwohnen; doch da er unpäßlich war und die Gemüthsbewegung fürchtete so ließ er sich durch seinen Sohn vertreten. Seitdem ließ er auch die übrigen Gebeine seines großen Freundes aufsuchen zu welchem Ende er den Prosector Schröter von Jena kommen ließ. Im darauf folgenden Jahre erhielten auf Karl Augusts Anordnung die Ueberreste des Dichters, in einem dauerhaften Sarkophage wieder vereinigt, einen Platz in der auf dem neuen Friedhof erbauten großherzoglichen Familiengruft. Die Anordnung der Beisetzung, welche am 16. December 1827 stattfand, war Goethe übertragen, dem der Schlüssel zum Sarkophag überliefert ward.

Goethe entschloß sich, seinen Briefwechsel mit Schiller schon bei seinen Lebzeiten zu veröffentlichen. Riemer unterstützte ihn bei dem schließlichen Redactionsgeschäft, indem manche Auslassungen durch Rücksicht auf lebende Zeitgenossen geboten zu sein schienen. Die Autographen wurden [illegible] unter Siegel gelegt, die seinem letzten Willen zufolge erst [illegible] gelöst werden sollten, damit alsdann dieser Briefwechsel [illegible] kürzt, als das wichtigste Document unserer Literaturgeschichte der Nation übergeben werden könne. Mit der neuesten [illegible] gabe ist seine Anordnung in Erfüllung gegangen. [illegible] widmete die Briefsammlung, welche in den Jahren 1828 [illegible] 1829 in sechs Bänden ans Licht trat, dem Könige [illegible] von Bayern. In dem pretiös gehaltenen Dedications[illegible] schreiben tritt aufs neue die Befangenheit hervor, [illegible] Goethe fürstlichen Personen gegenüber nicht ablegen [illegible] Wie warm sind dagegen die einfachen Worte, welche [illegible] zwei Jahre später als Vorwort zu der deutschen [illegible] von Carlyle's Biographie Schiller's geschrieben [illegible]

Während der Bearbeitung der Annalen seines Lebens kam Goethe auf den Gedanken, eine ähnliche sorgfältige Redaction den mit Zelter gewechselten Briefen zu widmen, welche sich gewissermaßen als eine Fortsetzung anschlossen, „indem das Verhältniß beider Freunde von 1800 an sich durch alle Lebensereignisse hindurchschlingt, so daß er es zu einem ewigen Zeugniß wünschte erscheinen zu lassen.“ Mit Anfang des Jahres 1825 wurden die früheren Zelter'schen Briefe mit den Goethe'schen ins Reine geschrieben und die nachfolgenden Jahrgänge regelmäßig angereiht. Von dem Augenblicke an war es freilich kein unbelauschtes Freundegespräch mehr; doch ändert das in Rücksicht auf Goethe nichts, der längst bei jedem Briefe, den er schrieb oder dictirte, an künftige Veröffentlichung zu denken hatte. Durch beiderseitige testamentliche Bestimmung wurde die dereinstige Herausgabe der Briefe dem Hofrath Riemer übertragen, der schon bei der Vergleichung und Durchsicht der Abschrift Goethe behülflich war.

Seine letzten Briefe aus Italien, besonders die an Frau von Stein, gaben ihm den Faden zur Darstellung seines **zweiten Aufenthalts in Rom**, die er schon, um sie den Schilderungen der italienischen Reise unmittelbar anzuschließen, im Jahre 1820 vorgenommen hatte. Jedoch erst im Mai 1828 berichtet er, das „Märchen“ seines zweiten Aufenthalts in Rom habe er zu dictiren angefangen. Die eigentliche Ausführung ward nach Beendigung der Wanderjahre im Sommer 1829 vorgenommen; er bezog seine stille Gartenwohnung, um in der Einsamkeit „seines grünen Thals“ die fernliegenden Erlebnisse in seiner Phantasie wieder hervorzurufen. „Ich habe“, schreibt er am 18. Juli an Zelter, „mir hier in meinem Erdsälchen das alte und neue Rom in weitschichtigen Bildern, nicht weniger das alte Latium vor Augen gehängt und gestellt, viele Bücher dieses Inhaltes und

Sinnes um mich versammelt und belebe so möglichst die Erinnerungen an meinen zweiten Aufenthalt in Rom." Goethe war froh, in seiner Zurückgezogenheit gegen den zeitraubenden Zudrang von Besuchenden mehr geschützt zu sein, [illegible] jedoch beim Abschluß seiner Arbeit bekennen, er habe [illegible] das Doppelte thun können, ohne das unaufhörliche Hin- [illegible] Herzerren von guten lieben Fremden, die nichts bringen [illegible] nichts holen. Doch würden wir durch größere Ausführlichkeit (es wäre denn, daß er die Schilderung seiner Rückreise [illegible] zugefügt hätte) wenig gewonnen haben, da er [illegible] vornherein versagte, das Liebesverhältniß, welches [illegible] Rom umschlang und ihm den Abschied so überaus [illegible] machte, nach seiner eigentlichen Beziehung und [illegible] hervortreten zu lassen, während der dem wahren [illegible] substituirten Dichtung das frische Colorit früherer [illegible] Darstellungen abgeht.

Nahe dem Ziele den weiten Gang seines [illegible] blickend, empfand es Goethe aufs tiefste und [illegible] den lebhaftesten Ausdrücken, daß alle seine Lieb[illegible] so leidenschaftlich sie im Momente sein mochten, [illegible] „leicht und oberflächlich" gewesen seien im Vergleich [illegible] mit ganzer Hingebung eines vollen warmen [illegible] schlossenen Bunde mit Lili. Dies Gefühl [illegible] holt zu der Darstellung jenes schmerzlich-glück[illegible] jahres; allein das Verhältniß erschien ihm [illegible] Erinnerung so zart, daß er nur zögernd [illegible] Zeichnung legte; sie ward von Zeit zu Zeit [illegible] schnitten fortgeführt und beschäftigte ihn noch [illegible] Jahre seines Lebens; doch berichtet Riemer, [illegible] lung in „Dichtung und Wahrheit" reiche [illegible] die Wärme und Lebendigkeit, womit er ihm [illegible] Liebe zu Lili in mündlicher Unterhaltung [illegible]

Im Jahre 1830 sah er in Weimar [illegible] von Türckheim, eine Enkelin Lili's, die [illegible]

räfin Cäcilie von Waldorf verheiratheten Sohnes Karl. ls Soret bald nach ihrer Abreise die Anmuth des Mädchens nd den Eindruck, den sie in Weimar gemacht, schilderte, widerte Goethe: ihm würden alle seine alten Erinnerungen weckt; er sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit or sich und ihm sei, als fühle er den Hauch ihrer beglücken en Nähe. Indem das Gespräch sich zu dem noch ungedruckten ierten Theil von „Dichtung und Wahrheit" wandte, äußerte : „Ich hätte ihn längst früher geschrieben und heraus- geben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert ätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz ge- esen es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, nd ich glaube, sie wäre nicht erröthet zu gestehen, daß eine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht es fentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer e Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, is es denn endlich nicht mehr nöthig war." Lili von Türck- eim hatte am 6. Mai 1817 auf dem Gute Kraut-Ergersheim i Straßburg ihr schönes irdisches Dasein beschlossen.

Den zweiten Theil des Faust und die Wanderjahre hatte Goethe 1825 zu gleicher Zeit zu bearbeiten angefangen und eß diese Arbeiten mit einander abwechseln. Helena, als er Mittelpunct der Fortsetzung der Faustdichtung, größten- heils schon in früherer Abfassung vorhanden, ward zuerst orgenommen und im Sommer 1826 vollendet. Die neue ugabe scheint an der Stelle zu beginnen, wo Faust und elena verschwinden und aus ihrem Liebesbunde Euphorion ervorgeht, in welchem der Genius der neuern Poesie, der as Classische und Romantische in sich vereint, in nächster Beziehung zu Lord Byron zur Erscheinung kommt. Goethe ar um diese Zeit wieder sehr mit der griechischen Tragödie schäftigt; er vervollständigte seine Arbeit über Euripides'

Phaethon und entsagte nur mit Widerstreben dem Genusse, auf längere Zeit in jenen Regionen zu verweilen, in die er besonders durch ein Programm Hermann's über drei antike Philoctete sich verlockt fühlte; aber „ich mußte mich bald los machen von diesen Betrachtungen, sie hätten mich ein Vierteljahr gekostet, das ich nicht mehr nebenher auszugeben habe."

Er hielt seine Thätigkeit zunächst bei den Wanderjahren fest, da er bei der Ankündigung der Gesammtausgabe versprochen hatte, das Werk „wieder neu aufzubauen, so daß nun in einem ganz andern dasselbe wieder erscheinen werde.“ An Eckermann erzählte er eines Tages: „Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen, habe ich den ersten Theil ganz aufgelöst und werde nun so durch Vermischung des Alten und Neuen zwei Theile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so dictire ich weiter und bin auf diese Weise genöthigt, die Arbeit nicht in Stocken gerathen zu lassen.“ Auch wurden einige der einzuschaltenden Novellen, „die Geschichte des nußbraunen Mädchens“ und „der Mann von funfzig Jahren“ fortgeführt.

Die im Jahre 1826 ausgearbeitete Novelle **) vom Kinde und Löwen, deren Sujet Goethe schon vor dreißig Jahren episch zu behandeln gedachte, war anfangs ebenfalls dazu bestimmt, an den Faden der Wanderjahre angereiht zu werden. Da sie jedoch außer Zusammenhang mit der Hauptidee des Romans steht, so ließ er sie mit Recht davon getrennt. Den früheren Entwurf hatte er nicht wieder auffinden können, daher war er genöthigt ein neues Schema zu machen. In der durchsichtigen Form dieser Novelle hat sich die künstlerische Klarheit des Dichters wieder in so ausgezeichnetem Grade bewährt, daß er wohl berechtigt war, auf diese Dichtung mit besonderer Zuneigung zu blicken. In dem Gleichniß, das

in Beziehung auf sie gegen Eckermann gebrauchte, spricht er im Grunde das Geheimniß seines geistigen Schaffens überhaupt aus: „Denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet; die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe werth gewesen."

Nachdem Goethe im Frühling des Jahres 1827 die Wanderjahre so weit geführt hatte, daß er Zelter den zweiten Band als fertig ankündigen konnte, ward er wieder mehr zum Faust hingezogen, wobei die günstige Aufnahme, welche Helena gefunden hatte, ermuthigend mitwirkte. Nach alter Gewohnheit arbeitete er nicht einen Act nach dem andern vorwärtsschreitend aus, sondern bald vorn, bald am Schlusse, je nachdem ihn eine oder die andere Partie besonders anzog. Er widmete dieser Dichtung die frühen Morgenstunden; doch rückte sie nur langsam vor, so daß oft nicht mehr als ein Blatt fertig wurde. 1827 wurde der fünfte Act, mit Ausnahme des Einganges, ins Reine gebracht; dann kehrte er zu den ersten beiden Acten zurück, welche die Bestimmung hatten, die Vorstufen zu Helena zu bilden. „In den ersten beiden Acten", äußerte er gegen Eckermann, „klingt schon das Classische und Romantische an und wird zur Sprache gebracht, damit es zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden".

Da unterdeß die Herausgabe seiner Werke vorwärts rückte, so drang Eckermann in ihn, Alles bei Seite zu lassen und den Sommer von 1828 dazu anzuwenden, die Wanderjahre reicher auszustatten. Nochmals fühlte Goethe ein Verlangen, sich nach Böhmen zu begeben; dahin luden ihn namentlich die persönlichen Beziehungen zu dem Grafen

Caspar von Sternberg, dem Genossen seiner botanischen und mineralogischen Forschungen. Seine Theilnahme für die wissenschaftlichen Bestrebungen Böhmens war, wenn auch die früheren regelmäßigen Besuche unterblieben, unverändert, ja noch gesteigert, seit er von der 1822 gegründeten Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, deren Vorsitz Graf Sternberg führte, zum Ehrenmitgliede ernannt war; sein ausführlicher Bericht über die Monatsschrift, der sich zu einer tiefeingehenden Schilderung des böhmischen Landes und seiner Cultur erweitert, giebt davon Zeugniß. Da er auf die böhmische Reise glaubte verzichten zu müssen, so beabsichtigte er wenigstens einen Ausflug nach Freiberg zu machen, um dort die unterbrochenen mineralogischen Studien wieder anzuknüpfen und „nachzuholen“. Eine unerwartete Trauerbotschaft machte alle Pläne zu nichte. Sein geliebter Fürst endete am 14. Juni 1828 auf der Rückreise von Berlin, zu Graditz bei Torgau vom Schlage gerührt.

Schon kränkelnd, war Karl August nach Berlin gereist und hoffte nach diesem zerstreuenden Ausflug in den Bädern von Teplitz die schwindenden Kräfte wieder herzustellen. Trotz seiner körperlichen Erschöpfung war sein Geist noch jugendlich rege; es schien in den letzten Lebensblicken die Energie seines Geistes noch einmal in ihrer ganzen Fülle und Schönheit hervorzutreten. „Als sei eine solche Lucidität“ — heißt es in einem Briefe Alexanders von Humboldt an den Kanzler v. Müller — „wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen.“ Humboldt ließ er fast nicht von seiner Seite und durchsprach mit ihm die verschiedenartigsten Gegenstände der Wissenschaft, vor allen die Probleme der neueren Naturforschung, dabei

mit einer so aufgeregten Lebendigkeit von dem Einen zum Andern greifend, daß Humboldt in ahnungsvoller Besorgniß gegen seine Freunde äußerte, ihm sei diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche ein schreckhaftes Phänomen.

Der Schmerz über den unersetzlichen Verlust erschütterte Goethe aufs tiefste; alle Trostworte lehnte er ab und wollte davon nichts wissen. „Ich hatte gedacht“, sagte er zu Eckermann, der spät am Abend zu ihm kam und ihn ganz niedergebeugt antraf, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.“ Die verwittwete Großherzogin befand sich in Wilhelmsthal; an sie richtete er, was Liebe und Fürsorge ihm in diesen Momenten Tröstendes und Erhebendes eingab. Sie benahm sich, wie stets im Unglück, standhaft und gefaßt. Der neuantretende Großherzog Karl Friedrich befand sich mit seiner Gemahlin in Rußland und kehrte erst im Juli zurück. Um „bei dem schmerzlichen Zustande des Innern“ den öffentlichen Trauerfeierlichkeiten zu entgehen, begab sich Goethe am 7. Juli nach dem im reizenden Saalthale gelegenen Schlosse Dornburg. Mögen uns seine eigenen Worte diesen Zufluchtsort und den Frieden, den er wiederum über sein Gemüth verbreitete, schildern.

„Ich weiß nicht“, schreibt er am 10. Juli an Zelter, „ob Dornburg Dir bekannt ist; es ist ein Städtchen auf der Höhe im Saalthale unter Jena, vor welchem eine Reihe von Schlössern und Schlößchen, gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges, zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern her; ich bewohne das alte neuaufgeputzte Schlößchen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich be-

hangen, und unter meinem Fenster seh' ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ und an dessen Ergrünung Er sich die letzten Pfingsttage noch zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Fenstern geschmückt und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarz-grauem Grunde. Seit funfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit Ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt. Das Aeltere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene (eben das Schlößchen, das ich bewohne, ehemals ein Privat-Eigenthum) mäßig und schicklich eingerichtet, durch anmuthige Berggänge und Terrassen mit den früheren Schloßgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn sie keine übertriebene Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie und Aengstlichkeit zu leisten verpflichtet ist, alles vollkommen, Anlage wie Flor. Und wie es ist, wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen dieser Zustände gleichfalls in sich trägt und es mehrere Jahre bei längerem und kürzerem Aufenthalte bewährt hat. Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand giebt, woran ferner fortzuschreiten wäre. Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen."

Eine weitere Ausführung dieser symbolischen Betrachtung seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes enthält sein Schreiben[*]) an den Kammerherrn von Beulwitz, welchen der Großherzog Karl Friedrich beauftragt hatte, sich nach Goethe's Befinden zu erkundigen und die Versicherung der wohlwollend-

sten Gesinnungen hinzuzufügen. In Erwiderung dieser Zuschrift sprach Goethe ausführlich aus, was ihm in seinem Schmerze Beruhigung gegeben, die Zuversicht, daß wohlgegründete und geordnete Zustände von Geschlecht zu Geschlecht fortdauern werden. „Ein so geregeltes sinniges Regiment“, heißt die mit der Schilderung des trefflich cultivirten Thals verknüpfte Betrachtung, „waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns sein, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: die vernünftige Welt ist als ein großes, unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.“ In Bezug auf sich selbst fügt er hinzu, daß er seine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiedenen nicht besser zu bethätigen wisse, als wenn er Alles, was noch an ihm sei, seinem Fürsten und seinem Lande von neuem anzueignen sich ausdrücklich verpflichte.

Zehn Wochen verweilte er auf dem Dornburger Schlosse, wiederholt erfreut durch den Besuch der Freunde aus dem nahen Jena, zu denen auch er manchmal hinübereilte; auch die Weimarer Freunde suchten ihn auf. Jede Spur von Feierlichkeiten zu seinem Geburtstage hatte er „verbeten und verboten“; den 3. September ließ er, wie sonst, durch die Weimarer Kunstausstellung feiern.

Was er in diesen Wochen „aus Unruhe, Neigung und Langeweile“ trieb und leistete, war „sehr vielerlei, dergestalt daß es nicht leicht zur Erscheinung kommen“ konnte. „Also sitze ich hier“ — schreibt er an Knebel (18. August) — „auf dieser Felsenburg, von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend, den Tag über in grenzenloser, fast lächerlicher Thätigkeit; es sähe prahlerisch aus, herzurechnen, wie viel Alphabete ich gelesen, und wie

viel Buch Papier ich verdictirt habe.“ Sein Geist fand, wie er in trüben Stimmungen pflegte, Erheiterung im Studium der Natur. In jenen Tagen begann die bis an sein Ende fortgesetzte Beschäftigung mit dem Leben und den Schriften des Joachim Jungius, dessen Harmonielehre und naturhistorische Ansichten ihm sehr beachtenswerth erschienen. [71]) Zu botanischen und meteorologischen Beobachtungen forderte sein dermaliger Aufenthalt ganz besonders auf. Mochte er gleich von der Witterungskunde keine großen Resultate erwarten, so zog sie ihn doch als Naturbetrachtung an. Er giebt darüber seinem Zelter ein charakteristisches Bekenntniß: „Das Studium der Witterungslehre geht, wie so manches Andere, nur auf Verzweiflung hinaus. Die ersten Zeilen des Faust lassen sich auch hier vollkommen anwenden. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit hinzufügen: daß derjenige, der nicht mehr verlangt, als dem Menschen gegönnt ist, auch hier für angewandte Mühe gar schön belohnt werde. Sich zu bescheiden ist aber nicht jedermanns Sache. Hier, wie überall, verdrießt es die Leute, daß sie dasjenige nicht erlangen, was sie wünschen und hoffen, und da glauben sie gar nichts empfangen zu haben. Man müßte z. B. vor allen Dingen auf das Vorauswissen und Prophezeien Verzicht thun, und wem ist das zuzumuthen?“ Mehrere Witterungsbeobachtungen und daneben manches feingezeichnete Naturbild nahmen die Briefe an Zelter auf und werden in den Dornburger Liedern zu erhebenden poetischen Klängen. Den Hauch dieser dichterischen Stimmung fühlt man selbst in den kurzen Tagebuchsaufzeichnungen: „18. August. Vor Sonnenaufgang aufgestanden. Vollkommene Klarheit des Tages. Der Ausdruck des Dichters: heilige Frühe ward empfunden.“ — „Und so fortan in Ehrfurcht der allwaltenden Mächte“ — schließt ein Brief an Zelter.

Als Goethe am 11. September nach Weimar zurückgekehrt war, forderte zunächst die Vollendung der Wander-

jahre, deren Druck gegen das Ende des Jahres beginnen mußte, seine ganze Thätigkeit. „Hieran ist zwar" — heißt es in Eckermann's dermaligen Aufzeichnungen — „bereits viel gethan, aber noch sehr viel zu thun. Das Manuscript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt sein wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition, hier ist ein geschickter Uebergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein collectives Werk sei; hier sind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und so ist an allen drei Bänden noch viel nachzuhelfen." Das Werk wurde wieder in Fluß gebracht und schloß sich fester zusammen; Manches wurde jedoch nur eingefügt oder angehängt, um den drei dazu bestimmten Bänden den nöthigen Umfang zu geben. Im Februar des nächsten Jahres konnte der letzte Rest des Manuscripts zum Drucke übersandt werden.

Die Ueberarbeitung leistete dem Romane wesentliche Dienste. Mehrere Abtheilungen von bedeutendem Gehalt wurden hinzugefügt, andere erhielten eine zweckmäßigere Anordnung, und die einzelnen Partieen wurden durch neue Uebergänge und Ergänzungen mit einander verbunden. Die frühere Tendenz dieser Dichtung, daß jeder seine Kräfte zum Wohl des Ganzen anwenden müsse, ist geblieben, aber mehr aus einem allgemeinen socialen Gesichtspuncte behandelt worden. Damit aber die vorwaltenden materiellen Bestrebungen ein Gegengewicht erhalten, hat der Dichter die ideale Erscheinung der dem Ueberirdischen zugewendeten Makarie in die Handlung verflochten, die aus dem Aether der klarsten Herzensreinheit auf die irdischen Verwirrungen niederschaut und die Verwickelungen durch die Hoheit ihrer Seele versöhnend löst. Zwar ist Goethe's letztem Romane das frische Leben, das die Darstellung der Lehrjahre auszeichnet, durch die Hinneigung zum Didaktischen und die fragmentarische Behandlung, welche auch

die letzte Bearbeitung nicht zu verdecken vermochte, entzogen worden, und der Stil fließt nicht mehr in so leichten klaren Wellen dahin, wie in den Jahren der vollen männlichen Kraft; jedoch zeugt auch diese Dichtung von einer so vielseitigen Anschauung, von einer so großartigen Auffassung des modernen Lebens, daß sie an Reichthum der Ideen keinem seiner älteren Werke nachsteht. [72])

Nachdem Goethe im Sommer 1829 die Schilderung seines römischen Aufenthalts durchgearbeitet und mehrere Redactionsgeschäfte, auch seiner naturwissenschaftlichen Aufsätze, beseitigt hatte, ruhte sein Geist wieder ganz auf seinem Faust. Er glaubte damals schon den Abschluß so gut als vollbracht, indem er Alles so deutlich in Herz und Sinn habe, daß es ihm oft unbequem falle, und hoffte schon mit nächstem Frühling den Freunden die Beendigung seines Werkes mittheilen zu können. Allein er wälzte diesen Stein nur langsam von der Stelle; die classische Walpurgisnacht lag noch als eine unüberwindliche Höhe vor ihm.

Durch angestrengte Thätigkeit suchte er auch den Schmerz zu überwinden, welcher ihn mit dem am 14. Februar 1830 erfolgten Hinscheiden der verwittweten Großherzogin traf. Anfangs schien er seiner Empfindungen Herr werden zu wollen. „Der Schlag, der uns lange bedroht“, — sagte er zu Soret, der im Auftrage der Großherzogin Marie zu ihm ging, um ihm in ihrem Namen einen Condolenzbesuch zu machen, — „hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen; wir müssen nun sehen, wie wir uns mit dem Leben wieder zurechtsetzen“. Als Soret auf Goethe's Papiere hinwies und die Arbeit als die beste Trösterin bezeichnete, erwiderte er: „So lange es Tag ist, wollen wir den Kopf schon oben halten, und so lange wir noch schaffen können, werden wir nicht nachlassen“, und lenkte dann mit Lebhaftigkeit das Gespräch

1f andere Gegenstände. Als jedoch Soret sich am folgenden
ormittag im Auftrage der Großherzogin nach seinem Be-
iden erkundigte, fand er ihn betrübt und gedankenvoll.
Ich muß mit Gewalt arbeiten", sagte er, „um mich oben
ı halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken.
er Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn unge-
htet aller Erfahrung bei einem uns so theuren Gegenstande
cht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches
ıd Unerwartetes eintritt". In seinen Aeußerungen blickte
t der Zeit häufiger das Vorgefühl seines nahen Todes
ırch. Soweit die regierende Familie im Stande war, die
merzlichen Verluste gewohnter Liebe durch eine freundliche
egenwart vergessen zu machen, hatte er die herzlichste Theil-
ıhme und Fürsorge dankbar anzuerkennen. „Wenn ich
hnen nun versichern kann", schreibt er im April an Varn-
ıgen von Ense, „daß Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Groß-
rzogin sich fortwährend Alles zu thun geneigt erweist, was
ir in meinen Zuständen Freude machen kann, indem sie die
ir noch anvertrauten Geschäfte und was mich sonst berührt,
ıf die zarteste und sinnigste Weise zu fördern und mich
ıdurch zu überzeugen fortfährt, daß manches von mir ge-
ftete Gute mich überleben solle: so wird gewiß auch eine
igungsvolle Verehrung in Ihrem theilnehmenden Geiste
ımer tiefer sich einwurzeln". Ihre regelmäßigen Besuche
hlte er stets unter seine schönsten Stunden. Nicht minder
ıb ihm der Großherzog immer neue Beweise seiner Anhäng-
hkeit und besuchte ihn manchen Abend ganz allein auf
inem Studirzimmer. Daß er Goethe „wie einen Vater"
ehrt und geliebt habe, sprach er noch kurz vor dessen Hin-
ıng aus.

Eine erheiternde Nachfeier seines Weimarer Jubelfestes
nnte Goethe noch in diesem Jahre mit engverbundenen
reunden begehen; am Vorabend des Johannisfestes waren

funfzig Jahre seit seiner Aufnahme in die Freimaurerloge verflossen. Die Festlichkeit, welche die Brüder zu diesem Tage veranstaltet hatten, erwiderte Goethe am nächsten Tage mit dem Gedichte „Funfzig Jahre sind vorüber rc.“, hinweisend auf ferneres freudiges Zusammenwirken, „um die Menschheit fortzuehren“.

Goethe brachte den Sommer von 1830 in größter Zurückgezogenheit zu, angestrengt mit der Vollendung des Faust beschäftigt. Alles Zeitungslesen, selbst der von ihm so geschätzten französischen und englischen Zeitschriften, schaffte er ab, um durch nichts zerstreut zu werden. Die Unterhaltungen der Freunde setzten ihn von allem Bedeutenden in Kenntniß. Daher ließ er sich auch nicht um seine Ruhe bringen, als die Juli-Revolution, die er schon seit einiger Zeit hatte herankommen sehen, Frankreich und bald einen großen Theil Europa's erschütterte. Man kann sich Soret's Erstaunen vorstellen, als er in höchster Aufregung über die Nachricht von den Pariser Ereignissen zu Goethe kam und dessen erste Frage: was denken Sie von dieser großen Begebenheit? sich nicht auf die Revolution, sondern auf den gleichzeitig zum Ausbruch gekommenen wissenschaftlichen Streit der beiden großen Naturforscher St. Hilaire und Cuvier bezog. Goethe glaubte nicht, wie Niebuhr, an eine hereinbrechende Barbarei, sondern bewahrte sich sein klares politisches Urtheil und bewies aufs neue, daß er es verstand, die ihn umgebenden Ereignisse auf den historischen Standpunct zu bringen. „Das Pariser Erdbeben“, schreibt er am 5. October an Zelter, „hat seine Erschütterungen durch Europa lebhaft verzweigt; Ihr habt davon ja auch einen Fieberanstoß empfunden. Alle Klugheit der noch Bestehenden liegt darin, daß sie die einzelnen Paroxysmen unschädlich machen, und das beschäftigt uns denn auch an allen Orten und Enden. Kommen wir darüber hinaus, so ist's wieder eine Weile ruhig. Mehr sag' ich nicht. Außerhalb Troja's versieht

man's und innerhalb Troja's desgleichen." Er ließ sich dadurch nicht in seiner Arbeit unterbrechen und war froh, die classische Walpurgisnacht (die "republikanische" im Gegensatz zu der monarchischen Brockennacht) glücklich zu bezwingen. Da traf ihn im Anfang des Novembers, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft, die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes und gebot Stillstand.

August von Goethe [73]) hatte vom Vater treffliche Anlagen angeerbt und sich durch Studien eine vielseitige Bildung erworben. Er besaß dichterisches Talent; des Vaters reiche Sammlungen hielt er stets in bester wissenschaftlicher Ordnung und war auch, wenn er sich den Geschäften hingab, ein gewandter Arbeiter. Allein der früh in ihm entwickelte Hang zu einer ungeregelten Lebensweise gewann zuletzt die Oberhand über die geistigen Interessen. Mancherlei Umstände und Verhältnisse trugen dazu bei, ihn mit Mißmuth und Trotz gegen die Welt zu erfüllen, und bei seinem energischen Wesen suchte sich die Verstimmung des Gemüths in Wüstheit und Brutalität Luft zu machen, welche manchmal nur die Maske für tiefere Gefühle war. Ungeachtet dieser Gegensätze bestand zwischen Vater und Sohn ein inniges Verhältniß. Goethe behielt stets eine wahrhafte Liebe für seinen Sohn und schenkte ihm (nach Vogel's Ausdruck) ein fast unbegrenztes Vertrauen; ebenso wissen wir aus zuverlässigen Zeugnissen, daß dieser für den Vater die größte Verehrung hegte und vor ihm kein Geheimniß hatte. "Mein Vater," sagte er, "ist mein Beichtiger; über ihn geht mir nichts." Er wie der Vater hofften, daß eine Reise nach Italien seine zerrüttete geistige wie körperliche Gesundheit herstellen werde.

Am 22. April trat er in Begleitung Eckermann's seine sehnlich erwartete Reise an. Seine ersten Briefe aus Ober-Italien waren sehr erfreulich; "sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für die Natur

und Kunst; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner früheren mehrfachen Kenntnisse“. In Genua trennte er sich von Eckermann, der nach der Heimat zurückging. Der Bruch des Schlüsselbeins, der sich zwischen Genua und Spezia ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest. Nachdem er darauf einen längeren Aufenthalt in Florenz „musterhaft benutzt“ hatte, schiffte er sich in Livorno direct nach Neapel ein. Er schloß sich hier an den kenntnißreichen Architecten Zahn an und verweilte in dessen Gesellschaft mit reger Kunstliebe bei den Ueberresten von Pompeji. In seiner Gegenwart begann am 28. August die Ausgrabung eines der ausgezeichnetsten Privathäuser Pompeji's, welches zu Ehren des Tages den Namen Casa di Goethe erhielt. Seine Briefe aus Neapel deuteten indeß schon auf eine krankhafte Exaltation und wollten dem Vater nicht recht gefallen. „Eine Schnellfahrt nach Rom“ — fährt Goethe in seinem Bericht an Zelter fort — „konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutschen Männer und bedeutender Künstler scheint er nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen [28. October] schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war“. (In schwermüthiger Stunde während seines römischen Aufenthalts hatte Goethe sein Grab bei der Pyramide des Cestius gezeichnet, worauf auch in den Elegieen hingedeutet wird). Um Goethe einen Beweis seiner Verehrung zu geben, erbot sich Thorwaldsen, ein von ihm skizzirtes Denkmal für den Verstorbenen auf eigene Kosten ausführen.

Als die Trauerbotschaft an Goethe gelangt war, nahm er alle seine Kraft zusammen, um auch diesen Schmerz mit Würde und Fassung zu tragen. „Es scheint“, schreibt er an Zelter, „als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man

sei nicht aus Nerven....., sondern aus Drath zusammengeflochten.“ Eines Tages äußerte er „mit hervorbrechendem Unmuth“ gegen Dr. Vogel — es erinnert an seine Elegie „Euphrosyne“ — „daß die Eltern vor den Kindern sterben, ist in der Ordnung; unnatürlich aber ist, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird.“ Zu dem Schmerz über den Verlust gesellte sich noch die Sorge, daß er alle Lasten, die er demnächst, ja mit dem neuen Jahre, abzustreifen und einem Jüngern zu übertragen hoffte, nunmehr wieder allein weiterzutragen habe. Namentlich beschwerte ihn jetzt von neuem die Verwaltung seiner eigenen weitläufigen Privatangelegenheiten. „Hier nun“ — so fährt er mit der Entschlossenheit eines großen Charakters fort — „allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere giebt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.“ Er zwang sich zwei Wochen hindurch zur Fortsetzung des vierten Theils von „Dichtung und Wahrheit“, um seine Gedanken von dem traurigen Ereignisse abzuleiten — „über Gräber vorwärts!“ Allein der Gemüthserschütterung, verbunden mit dieser Geistesanstrengung, vermochte der Körper auf die Länge nicht zu widerstehen. „Plötzlich“ — so berichtet er später an Zelter — „nachdem keine entschiedene Andeutung noch irgend ein drohendes Symptom vorausging, öffnete sich ein Gefäß in der Lunge [in der Nacht vom 24. zum 25. November], und der Blutauswurf war so heftig, daß, wäre nicht gleich und kunstgemäße Hülfe zu erhalten gewesen, hier wohl die ultima linea rerum sich würde hingezogen haben.“ Das bis zum Ersticken stromweise aus den geborstenen Blutgefäßen durch den Mund fließende Blut hatte ein tiefes und weites Waschbecken halb angefüllt. Dennoch mußten noch durch Aderlässe ihm zwei Pfund Blut entzogen werden, wodurch

der Puls, der kaum funfzig Mal in der Minute schlug weicher ward. Schon verbreitete sich die Todeskunde; doch noch einmal half ihm seine gesunde Natur durch. Am 29. November konnte er eigenhändig seinem Zelter melden, das Individuum sei noch beisammen und bei Sinnen.

Seine Genesung schritt rasch vor, und er genoß bis zu seinem letzten kurzen Krankenlager, außer einigen katarrhalischen Beschwerden, an denen er von je her häufig litt, eine gute Gesundheit. „Stellten sich auch“ — berichtet sein Arzt Hofrath Vogel [74]) — „Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Gliedmaßen, Mangel an Gedächtniß für die nächste Vergangenheit, zeitweise Unfähigkeit, das Gegebene in jedem Augenblicke mit Klarheit schnell zu übersehen, und Schwerhörigkeit bei ihm immer merklicher ein, so genoß er doch, und zumal im Vergleich mit andern Greisen seines Alters, noch einer solchen Fülle von Geistes- und Körperkraft, daß man sich der frohen Hoffnung, er werde uns noch lange durch seine Gegenwart erfreuen, mit Zuversicht hingeben durfte.“ Doch verhehlte sich Goethe sein nahes Ende nicht und sprach mit Ruhe davon; „ich traue dem Landfrieden nicht“, schreibt er nach seiner Wiederherstellung an Zelter, „und befleißige mich das Haus zu bestellen.“ Mehrmals nahm er Veranlassung, seinem Amtsgenossen Vogel die von ihm gepflegten Anstalten und vorzüglich auch einzelne bei denselben Angestellte zu empfehlen, und mehrere testamentliche Anordnungen wurden getroffen. Indeß hatte das Wort Tod etwas Düsteres für ihn, dem er daher gern mit euphemistischer Wendung auswich, und wie mit kalter Hand ergriff ihn mitunter der Gedanke „an die dunkle Nacht, wo alles Wirken aufhört.“ Ueberhaupt fühlte er sich verstimmt, wenn man zwecklos finstere Bilder durch die Unterhaltung hervorrief. So war es ihm unleidlich, von der Cholera, die im Jahr 1831 zum erstenmal Deutschland erschreckte, reden zu hören; es

verdirbt mir die Phantasie auf lange Zeit", pflegte er bei Ablehnung solcher Gegenstände entschuldigend zu äußern. Etwas Anderes war es für ihn, sich ausführlich mit Aerzten über die Natur und den Verlauf dieser Krankheit zu unterhalten und sie in ihrer physiologischen Erscheinung kennen zu lernen.

Ottilie von Goethe suchte dem Greise die letzten Lebenstage durch die treueste Pflege und Fürsorge zu erheitern und zu erleichtern. Sie entsagte den gesellschaftlichen Verbindungen, um ihm möglichst viel sein zu können, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und widmete ihm die Abendstunden. Er ließ sich von ihr vorlesen oder las auch selbst vor. In den Abenden des letzten Winters wurden vorzüglich die Biographieen Plutarch's gelesen, nicht in der von dem Autor beliebten vergleichenden Zusammenstellung, sondern in chronologischer Folge, erst die Griechen, dann die Römer; durch Niebuhr's Werk über die römische Geschichte, in das Goethe sich im Jahre 1830 mit großem Interesse hineingelesen hatte, war er wieder zu der Geschichte des Alterthums hingezogen worden. Den zweiten Theil seines Faust las er niemandem, außer seiner Schwiegertochter, vor. Sie leitete in den Jahren 1830 und 1831 die Herausgabe einer originellen weimarischen Zeitschrift, welche dem Tiefurter Journal zu vergleichen war, unter dem Titel Chaos. Soret, Eckermann und Parry, ein in Weimar lebender Engländer, unterstützten sie bei der Redaction. Jeden Sonntag erschien ein Blatt. Nur wer 24 Stunden in Weimar zugebracht hatte, durfte Mitarbeiter und Mitleser des Journals sein; daher wurden nicht mehr als funfzig Exemplare gedruckt und unter die Mitarbeiter vertheilt; Andern durfte es nicht einmal gezeigt werden, und die Namen der Verfasser und Verfasserinnen erfuhr nur Frau von Goethe. Vorzüglich nahmen die in Weimar sich aufhaltenden Fremden, Franzosen und Engländer, daran Theil,

so daß die Beiträge die verschiedensten Sprachen redeten, was der damals eingerissenen Mode entsprach, in Gesellschaften fremde Sprachen zu reden. Obgleich Goethe das Unternehmen nur als einen „dilettantischen Spaß“ ansah, bei dem nichts Großes und Dauerhaftes herauskomme, so freute es ihn doch, daß die Herren und Damen, die oft gar nicht wüßten, was sie mit sich anfangen sollten, einen geistigen Mittelpunct hätten, wodurch sie gegen „den ganz hohlen und nichtigen Klatsch“ geschützt würden, und er selbst lieferte einige Beiträge dazu. [75])

Im Jahre 1830 wurde die Gesammtausgabe seiner Werke mit dem vierzigsten Bande geschlossen, vollständig so wenig, daß sie nach des Dichters Tode noch um zwanzig Bände erweitert ward. Den zweiten Theil des Faust zu vollenden, bot er die letzte productive Kraft auf, die ihm nach der heftigen Erschütterung noch geblieben war. „Es ist keine Kleinigkeit“, schrieb er an Zelter, „das, was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden.“ Unterm 4. Januar 1831 konnte er Zelter berichten, daß die beiden ersten Acte fertig seien. Die Ausführung des vierten Acts und des noch fehlenden Eingangs zum fünften nahm ihn bis in den Sommer in Anspruch. Er war entschlossen, vor seinem Geburtstag fertig zu werden; denn seit dreißig Jahren, so versicherte er oft, habe er sich zur Geistesthätigkeit, zumal in productiver Hinsicht, nicht so aufgelegt gefunden, wie in diesem Sommer. Unterm 20. Juli meldete er Meyer die Vollendung: „so ist nun ein schwerer Stein über den Berggipfel auf die andere Seite hinabgewälzt.“ Nachdem er seinen nächsten Freunden einige der neuhinzugekommenen Abschnitte der Dichtung mitgetheilt hatte, beschloß er das Manuscript einzusiegeln, damit er sich nicht etwa verleitet fühle, nochmals sein Werk

vorzunehmen und an einzelnen Partieen zu rütteln. Ganz wörtlich ist dies nicht zu verstehen, da er noch im nächstfolgenden Januar einige Änderungen machte und um diese Zeit seiner Schwiegertochter das Ganze vorlas.

Als Goethe wenige Tage vor seinem Ende eine Mappe seiner Zeichnungen mit Coudray durchging, verweilte dieser mit anhaltender Theilnahme bei einer Landschaft, die den Untergang der Sonne darstellte. „Ja!“ sagte Goethe, ebenfalls ergriffen, „sie ist groß und erhaben, auch wenn sie untersinkt.“ An diese Worte werden wir vorzüglich bei der Betrachtung des zweiten Theils des Faust erinnert. Es ist nicht mehr die klare Sonne der mit voller Kraft des dichterischen Genius geschaffenen ersten Hälfte; aber sie zeigt sich noch herrlich und erhaben in dem ermattenden milden Abendstrahl der letzten Scenen.[76]) Die hohe Idee, aus der die Faustdichtung hervorging — Goethe versichert wiederholt, der ursprünglichen Conception treu geblieben zu sein, was nur ganz allgemein verstanden werden kann — trägt noch alle, auch die späteren Theile; er bezeichnet sie aufs treffendste mit den Worten an Eckermann: „In den Versen: wer immer strebend sich bemüht u. s. w. ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: im Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe.“ Allein diese Idee hüllt sich, anstatt ihrer lebenvollen Erscheinung in den früheren Abtheilungen, mehr und mehr in den Schleier der Allegorie, welche, wie Danzel richtig bemerkt, das nothwendige Endschicksal seiner auf das Wahre gerichteten Dichtungsweise war, indem sie die tiefsten Ideen enthält, die vollständig künstlerisch zu verarbeiten die Kraft oder Zeit nicht mehr ausreichte, die aber als Resultate der concretesten Lebensentwickelung um so mehr nur aus dieser verstanden werden können. Indem er nur diese vor Augen hatte und das Bewußtsein in sich trug, aus den Täuschungen

der Jugend zu immer größerer Einsicht und Geistesklarheit gelangt zu sein, so betrachtete er das Verhältniß der beiden Theile nur aus dem Gesichtspuncte seiner individuellen Entwickelung, deren Phasen er in dieser die ganze Weite des menschlichen Daseins umspannenden Dichtung in den großartigsten Umrissen gezeichnet hatte, und äußerte daher gegen Eckermann: „Der erste Theil ist fast ganz subjectiv; es ist Alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohl thun mag. Im zweiten Theile aber ist fast gar nichts Subjectives; es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt, und wer sich nicht etwas umgethan und Einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen." Uebrigens brechen auch durch die allegorische Nebelhülle viele hellleuchtende Strahlen der Poesie, und der tiefgedachte Gehalt vermag auch da die Betrachtung zu fesseln, wo er nicht in reiner Schönheit der Form sich darstellt.

Es war des Dichters letztes Vermächtniß. Das volle Bewußtsein seines eigenen über alle Grenzen des Erdenlebens hinausgreifenden und ins Unendliche wirkenden, reichen Daseins schließt sich in Fausts letzten Worten zusammen:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem höchsten Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Mit der Beendigung des Faust sah er sein eigentliches Tagewerk für abgeschlossen an. Die Lebenstage, die ihm noch verliehen würden, wollte er als eine Zugabe zum Leben dankbar willkommen heißen. Zwar ward er von Zelter ermahnt, gleichfalls „die natürliche Tochter" zu Ende zu führen, aber an diese, erwiderte er, „darf ich gar nicht denken; wie wollt' ich mir das Ungeheure, das da grade bevorsteht, wieder ins Gedächtniß rufen?" Sein zunächst auszuführender Vor-

satz war, in seiner biographischen Schilderung fortzufahren; denn sein Sinn ruhte mehr und mehr auf dem Vergangenen, und er mußte bekennen (in einem Briefe an W. von Humboldt vom 1. Dec. 1831), daß ihm Alles mehr und mehr historisch werde, ja er sich selbst mehr und mehr geschichtlich erscheine. Der Schilderung Lili's gedachte er noch eine größere Verherrlichung seiner Mutter anzuschließen, was er als die Aristeia bezeichnete, anspielend auf die Ueberschrift der Homerischen Schilderung einzelner Heldenkämpfe. Er nahm das Werk in den Herbsttagen wieder vor, legte es aber bald wieder beiseit, um das Weitere für eine günstigere Stimmung sich vorzubehalten.

Für seinen Geburtstag (es war der letzte seines Lebens) war an mehreren Orten eine festliche Feier vorbereitet. Er glaubte indeß den Weimarer Festlichkeiten ausweichen zu müssen, weil er solche in seinem Alter nicht persönlich mehr abwarten könne, und begab sich am 26. August mit seinen beiden Enkeln nach Ilmenau, um an dem Orte, an den sich viele Erinnerungen bedeutender Lebensmomente knüpften, „nach einer langen Pause des Wiedersehens“ einige Tage im Frieden der Natur zu verleben. Mit großer Freude betrachtete er den Bergbau und die Gewerbthätigkeit des Städtchens, für das er in früheren Jahren viel gethan hatte — „das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt.“ Mit eben diesem sinnigen Rückblick in eine fernliegende Vergangenheit schreibt er an eine befreundete Familie in Frankfurt: „Bei einem außerordentlich schönen, dieses Jahr seltenen Wetter besuchte ich auf neuerrichteten Chausseen die sonst kaum gehbaren Wege, freute mich an den Lindenalleen, bei deren Pflanzungen ich vor funfzig Jahren zugegen war. Gute damalige Zeitgenossen haben gealtert, die Spuren mancher Thätigkeit waren verschwunden; anderes weder zu Erwartendes noch zu Ahnendes hatte sich

entfaltet.“ Es waren dreißig Jahre vergangen, seit er jene Gegend zum letztenmal besucht hatte. Er verkehrte viel mit den dortigen Beamten, unter denen der Rentamtmann Mahr ihm durch Theilnahme an mineralogischen Sammlungen besonders werth geworden war. [77])

Am 27. August lud er diesen zu sich in den Wagen, um mit ihm die Straße nach dem Gickelhahn hinanzufahren, auf dessen Höhe das einsame Bretterhäuschen steht, für ihn die Stätte der Erinnerung an bewegte Jugendjahre. Als sie am Ende der Fahrstraße ausgestiegen waren, betrachtete Goethe mit Entzücken das reizend ausgebreitete Thal — und zugleich mit Wehmuth. „Ach“, rief er aus, „hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Karl August noch einmal sehen können!“ Wie mit jugendlicher Rüstigkeit eilte dann der zweiundachtzigjährige Greis durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Jagdhäuschen, stieg rasch die Treppe in demselben hinauf, jede Unterstützung seines zuthätigen Begleiters freundlich ablehnend. Als er vor der Inschrift an der Fensterwand stand, jenem „Nachtliede des Wanderers“, womit er einst mitten im Drange des thätigen Lebens seine Sehnsucht nach Beruhigung ausgedrückt hatte, hielt er die ihn übermannende Rührung nicht zurück. Er las die friedenhauchenden Worte laut vor sich hin und trocknete sich die reichlich hervordringenden Thränen, die Schlußworte mit Nachdruck ahnungsvoll wiederholend: „Ja! warte nur, balde ruhest du auch!“ Die waldigen Höhen, über die er oft sein Auge hatte schweifen lassen, überblickte er noch einmal tiefbewegt und schritt dann rasch wieder zurück, noch mehrmals in den wärmsten Ausdrücken der Liebe seines vor ihm dahingeschiedenen Fürsten und Freundes gedenkend.

Durch die Anhänglichkeit der Ilmenauer ward seinem Geburtstage eine sinnig ausgestattete Feier zu Theil. In der Frühe des nächsten Morgens — schon um fünf Uhr war er

an der Arbeit — begrüßte ihn vor dem Gasthof zum Löwen ein Musikchor von Blasinstrumenten mit dem Choralgesang „Nun danket Alle Gott“, und einige junge Mädchen überreichten ein vom Superintendenten Schmidt verfaßtes Festgedicht, worauf er, sichtlich ergriffen, Allen aufs herzlichste dankte. Heiter und lebendig war seine Unterhaltung bei dem Mittagsmahl, das der Oberjägermeister Geheimrath von Fritsch zu Ehren des Tages veranstaltet hatte. Der Tag schloß mit ergötzlicher Unterhaltung. Musikstücke wurden vorgetragen, und die Bergleute führten ein unter ihnen althergebrachtes kleines humoristisches Bergmannsdrama „der Bergmann und der Bauer“ auf. Sechs Tage, „die schönsten des ganzen Sommers“, verweilte Goethe in Ilmenau und verließ es mit der Versicherung, im künftigen Jahre seinen Geburtstag wo möglich wieder hier feiern zu wollen. „Wenn ich mich von da zu dir versetze“, schreibt er in heiterer Rückerinnerung in dem nächsten seinem Zelter zugedachten Briefe, in welchem die Munterkeit früherer Jahre wieder sprudelt, „wünscht' ich nichts mehr als dich den großen Contrast zwischen deinen äußern Zuständen und diesem empfinden zu sehen“. Der Freund konnte dagegen von der Feier des Geburtstags in der Berliner Gesellschaft der Dichterfreunde berichten.

Auch aus weiterer Ferne ward dem Dichter ein Zeichen anhänglicher Theilnahme. Von neunzehn Freunden in England, unter denen man die Namen Carlyle, Walter Scott, Wordsworth, Southey und der Redactoren der namhaftesten kritischen Zeitschriften findet, erhielt er ein kostbares Geschenk eingesandt, ein Petschaft, ein Kunstwerk von drei berühmten englischen Goldarbeitern. Das Siegel, ein grüner Jaspis, trägt die Inschrift: „Ohne Rast, doch ohne Hast“, welche einen Stein umgiebt und wieder von einer Schlange im Kreise umschlossen ist; der Stein ist in einem ungefähr zwei Zoll hohen Griff von reinem Golde gefaßt, der mit einer Menge, zum Theil in

Email ausgeführten Verzierungen bedeckt ist; eingegraben sind die Worte: From Friends in England to the German Master. Ein in Ausdrücken dankbarster Verehrung abgefaßtes Schreiben begleitete das Geschenk [78]). Der Dichter sprach in einem an die Inschrift des Siegels anknüpfenden Gedichte seinen Dank aus.

Den Herbst und Winter verlebte Goethe gesund und in vielseitiger, wenn auch nicht gerade productiver, geistigen Thätigkeit. Im Studium der Botanik, das er seit seinem Dornburger Aufenthalte wieder emsiger betrieben hatte, so daß er 1831 eine neue Ausgabe seiner Erklärung der Metamorphose der Pflanzen mit Soret's französischer Uebersetzung und erweiternden Zusätzen herausgab, verfolgte er aufmerksam die durch von Martius zuerst im Einzelnen nachgewiesene Spiraltendenz der Pflanzen, deren Gesetz unmittelbar mit dem der Metamorphose im Zusammenhang steht, und legte seine Beobachtungen und Ansichten über das Spiralsystem des Pflanzenlebens in einer ausführlichen Abhandlung vor. Die Anerkennung, welche seine Schrift über die Metamorphose in seinen letzten Lebensjahren gefunden hatte, machte ihm große Freude; sowohl diese als der große Sinn, aus welchem seine Naturforschung hervorging, spricht sich in dem letzten „freundlichen Zuruf“ in begeisterten ahnungsreichen Worten aus: „Eine mir in diesen Tagen wiederholt sich zudringende Freude kann ich am Schlusse nicht verbergen. Ich fühle mich mit nahen und fernen, ernsten, thätigen Forschern glücklich im Einklang. Sie gestehen und behaupten, man solle ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Grenze ziehen. Muß ich mich denn nicht selbst zugeben und voraussetzen, ohne jemals zu wissen, wie es eigentlich mit mir beschaffen sei; studire ich mich nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und Andere, und doch kommt man fröhlich immer weiter

und weiter. So auch mit der Welt! Liege sie anfang- und endelos vor uns, unbegrenzt sei die Ferne und undurchdringlich die Nähe; es sei so! aber wie weit und wie tief der Menschengeist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen".

Die Freude, sich mit ausgezeichneten Naturforschern auf gleichem Wege zu befinden, regte auch bei dem Streite Cuvier's und St. Hilaire's seine Theilnahme lebhaft an, indem er in der von dem Letzteren vertretenen Ansicht seine morphologischen Principien wiederfand. In zwei ausführlichen Abhandlungen, deren letzte erst kurz vor seinem Tode abgeschlossen ward, verbreitete er sich, an St. Hilaire's Principes de philosophie zoologique anknüpfend, über die neueren osteologischen Forschungen und zeichnete den Gang derselben in der Charakteristik der namhaftesten Naturhistoriker, durch welche seine Studien gefördert waren. Für die Fortschritte der plastischen Anatomie interessirte er sich sowohl als Anatomiker wie als Kenner der Plastik und richtete deßhalb unterm 4. Februar ein Schreiben an den Geheimrath v. Beuth in Berlin, indem er überzeugt war, daß dort die Mittel und der Wille vorhanden seien, um diese „nationale, ja kosmopolitische" Angelegenheit zu fördern. Mineralogische Sammlungen machten ihm ebenfalls zu schaffen. Er sandte an den Besitzer der Joseph-Müllerschen Sammlung, David Knoll in Karlsbad, am 6. Januar 1832 eine Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner Schrift über diese Sammlung, so wie eine Vorrede zu der David-Knollschen Sammlung von Sprudelsteinen [79]. Die Farbenerscheinungen ließ er gleichfalls nicht außer Acht. Mit Eckermann besprach er wiederholt, und noch in den letzten Lebenstagen, eine abermalige Redaction der Farbenlehre. Im Januar und Februar 1832 legte er seinem Freunde Boisserée in einzelnen Aufsätzen seine Theorie des Regenbogens dar. Uebrigens hatte er sich mit meteo-

rologischen Aufzeichnungen in der letzteren Zeit nicht mehr beschäftigt. 1832 wurden die meteorologischen Anstalten im Großherzogthum eingezogen. Goethe bemerkt in der darauf bezüglichen Verordnung an den Vorsteher der Sternwarte: „Wenn man sich bei genauer Untersuchung der seit so vielen Jahren sorgfältig durchgeführten meteorologischen Beobachtungen nicht ohne Zufriedenheit versichern kann, daß für die Wissenschaft dadurch manche Resultate gewonnen sind, deren Anerkennung in der Folge sich von bedeutendem Einflusse erweisen wird, so hat man sich doch auch bei genauester Einsicht überzeugen können, daß fernerhin auf diesem Wege vorerst nichts weiter zu erreichen sei.“

Die Betrachtung seiner Sammlungen [80]) und der zahlreich an ihn eingehenden artistischen Zusendungen war ihm eine der genußreichsten Beschäftigungen in seinen einsamen Stunden. Noch in den letzten Lebenstagen bereitete ihm der Architekt Zahn, der beständig über seine italienischen Sammlungen und seine archäologischen Arbeiten mit ihm correspondirte, eine Ueberraschung durch die Uebersendung einer Beschreibung der pompejanischen Casa di Goethe und einer Abzeichnung eines darin aufgefundenen ausgezeichneten Mosaikgemäldes, indem er zugleich in einem dankbaren Schreiben anerkannte, durch Goethes Theilnahme und freundliche Zuschriften Muth zu allen seinen Unternehmungen erhalten zu haben. Goethe äußerte am 11. März gegen Zelter, „man möchte wohl sagen, dergleichen von malerischer Composition und Ausbildung sei uns bisher aus dem Alterthum nichts überkommen, und die wenigen, aber gründlichen Freunde hätten daran schon einige Zeit genugsamen Stoff zur Unterhaltung und Erbauung“. Am 10. März richtete er an den jungen Künstler einen langen Brief, worin er mit sinniger Freude bei den neuentdeckten Leistungen antiker Kunst verweilt und die schönen Worte hinzufügt: „Wie sehr es sich auch von

selbst versteht, so darf ich doch nicht unausgesprochen lassen, ja ich muß wiederholen, daß es mir ein durchdringend würdiges Gefühl in meinen hohen Jahren giebt, jüngere Heranwirkende zu sehen, die nicht allein, was ich bisher geleistet, billigen, sondern zugleich empfinden, daß der Weg, auf dem ich unverrückt gewandelt, auch derjenige sei, auf welchem sie prosperiren. Ich war stets aufmerksam auf diejenigen Puncte der Welt-, Kunst- und Culturgeschichte, wo ich mich immer mehr vergewissern konnte, hier sei eine hohe wahre menschliche Bildung zu gewinnen.“ [81]). Die pompejanischen Gemälde waren der Hauptgegenstand seiner Unterhaltung mit der Großherzogin, als diese am 15. März, wie sie an jedem Donnerstag der Woche pflegte, in den Mittagsstunden zum Besuch bei ihm verweilte. Goethe war diesmal ungemein lebendig; es kamen auch die Tagesereignisse zur Sprache sowie mehrere der neuesten Schriften, unter denen sie ihn auf Salvandy's Seize mois ou la révolution et les révolutionnaires als auf ein geistreiches Buch aufmerksam machte. Mittags bei Tafel zeigte er sich sehr munter, unterhielt sich besonders mit Meyer über Pompeji und Zahn's Sendungen und nahm noch nachher mehrere Fremde an. Keiner seiner Freunde ahnte, daß dies der letzte heitere Tag seines Lebens sei [82]).

Er hatte sich an diesem Tage, vielleicht beim Hin- und Hergehen von seinem starkgeheizten Studirzimmer (er liebte die Wärme sehr) über die zu den Gesellschaftszimmern des Vorderhauses führende Treppe, eine Erkältung zugezogen. Nach einer unruhigen Nacht fühlte er beim Erwachen am Morgen Beschwerden in der Brust. Als sein „Wölfchen“ zur gewohnten Stunde kam, um mit dem Großvater zu frühstücken, war dieser noch im Bette. Der Hausarzt, Hofrath Vogel, der sogleich gerufen ward, fand den Kranken fieberhaft, dabei auffallend matt und resignirt. Doch trat schon gegen Abend

Besserung ein; der Kopf wurde freier, das Gemüth heiterer. Riemer war in den Abendstunden bei ihm, mit dem er sich über Sprachstudien unterhielt. In den nächsten Tagen schritt die Genesung vor; er war sehr gesprächig und zum Scherz aufgelegt. Wenn das Datum genau ist, so dictirte oder schloß er doch am 17. einen gehaltvollen Brief an Wilhelm v. Humboldt, unstreitig die letzte Zuschrift, die von ihm ausgegangen ist. Am Montag konnte er den ganzen Tag außer Bett sein und drückte seine Freude aus, daß er am nächsten Tage sein gewohntes Tagewerk wieder vornehmen könne.

Im Gespräche mit Vogel kam er auf die öffentlichen Anstalten zurück, deren Leitung sie gemeinschaftlich führten, und theilte ihm nochmals seine darauf bezüglichen Pläne im Zusammenhange mit. „Wer ihn da“ — fügt Vogel hinzu — „so wie bei früheren ähnlichen Gelegenheiten gehört hätte…, wer endlich, wie ich, so mancher Wohlthaten, die Goethe aus eigenem Antriebe und Vermögen Hülfsbedürftigen, besonders Kranken, im Stillen angedeihen ließ, Vermittler gewesen wäre, der würde nicht zweifeln, daß der so häufige als lieblose Vorwurf: der Verblichene habe sich um das Wohl und Wehe Anderer, namentlich auch seiner Dienstuntergebenen, höchstens aus grobem Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verleumdung oder von der habgierigsten Unverschämtheit ersonnen sein könne.“ Beide ahneten in jenen Augenblicken nicht, daß dieses Gespräch seine letzten amtlichen Verfügungen enthielt; sie schieden, wie Vogel sich ausdrückt, „froh, daß ein Leiden überstanden sei“.

In der Nacht vom 19. zum 20. März nahm die Krankheit plötzlich eine andere Gestalt an. Nach einigen Stunden sanften Schlafes wachte Goethe gegen Mitternacht auf und empfand eine von den Händen aus sich nach und nach über den ganzen Körper verbreitende Kälte, zu der sich bald heftiger Schmerz und Beklemmung der Brust gesellte. Gleichwohl

erlaubte er dem Bedienten nicht, seine Familie und den Arzt zu benachrichtigen, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei.“ Als Dr. Vogel am Morgen kam, fand er den Zustand sehr bedenklich und befürchtete, der Kranke werde kaum noch eine Stunde leben. Schmerz und Unruhe trieben ihn bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu finden hoffte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Todesangst sprach aus Blick und Mienen; er fürchtete wieder einen Lungenblutsturz. Es gelang dem Arzte die schmerzhaften Zufälle zu erleichtern und erträglich zu machen, wenn auch bald die Hoffnung aufgegeben werden mußte, ihn zu retten. Er blieb auf dem bequemen Lehnstuhl, in welchem sich die große Angst zuerst gelegt hatte, und sprach jetzt mit Ruhe und Besonnenheit. Es machte ihm sichtbare Freude, als Vogel ihm erzählte, daß eine Remuneration, für welche er sich angelegentlich verwendet hatte, durch ein im Laufe des Tages eingegangenes Rescript der Regierung bewilligt sei. Mit zitternder Hand unterzeichnete er noch eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine junge weimarische Künstlerin, für die er stets väterlich gesorgt hatte. Bei dieser seiner letzten Amtshandlung schrieb er seinen Namen zum letzten Mal. Das Blatt wird auf der großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt.

Am nächsten Tage fühlte Goethe wenig mehr von den Beschwerden der Krankheit; aber die Symptome der Auflösung nahmen besonders nach Mittage immer mehr zu. Ruhig im Lehnstuhl sitzend, antwortete er noch freundlich auf einzelne Fragen, die man an ihn richtete, und seine Geistesthätigkeit erlosch erst mit dem letzten Lebenshauche. Er ließ sich von dem Bedienten Salvandy's Buch bringen und einen Tisch hinstellen, fühlte sich aber, nachdem er im Buche hin und her geblättert, zu schwach zum Lesen und legte es wieder hin. Es ward zufällig an diesem Tage das für ihn schon lange be-

stimmte Portrait der Gräfin von Vaudreuil, der Gemahlin des französischen Gesandten am großherzoglichen Hofe, von Eisenach her eingesandt. Der Arzt erlaubte, es dem Kranken zu zeigen, weil es ihn erheitern würde. Nachdem Goethe das Bildniß mit Vergnügen eine Zeitlang betrachtet hatte, sagte er: „Nun, den Künstler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat.“ Er wollte zur Gegengabe einen Abdruck seines nach Stieler lithographirten Portraits zurücksenden und fügte hinzu, er habe schon vier Zeilen gedichtet, die er darunter schreiben wolle, sobald er wieder hergestellt sei. Mehrmals sprach er sein Bedauern aus, seine Freunde nicht empfangen zu können. Spät Abends ließ er sich das Verzeichniß der Namen derer geben, die sich im Laufe des Tages nach seinem Gesundheitszustande erkundigt hatten, und nachdem er beim Durchlesen lange verweilt, bemerkte er, man müsse die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Er verlangte, daß die Seinigen sich zur Ruhe begäben. Zu seinem Copisten John, der die Nacht bei ihm wachte, während er seinen von der Anstrengung erschöpften Bedienten in dem neben ihm stehenden Bette sich niederlegen hieß — er selbst blieb in seinem Lehnstuhl — sagte er in der Nacht einigemal: „Halten Sie nur treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein Paar Tage dauern.“ Diese letzten Aeußerungen sind verschieden gedeutet worden. Nach der Ansicht des Arztes hatte Goethe kein Vorgefühl seines nahen Scheidens, sondern gab vielmehr die deutlichsten Beweise von Hoffnung auf Genesung. Zu seiner Schwiegertochter sagte er noch an seinem Todestage, der April bringe auch manche schöne Tage; dann wolle er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken.

Am Morgen des 22. März ließ er sich in seinem Lehnstuhl aufrichten und that einige Schritte nach seinem Studirzimmer; dann ging er wieder, sich sehr matt fühlend, zu seinem Sitz zurück. Im Krankenzimmer waren außer den

hülfeleistenden Bedienten nur die Schwiegertochter, die Enkel und der Arzt. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen. Er bat sie, sich neben ihn zu setzen, und hielt ihre Hand lange in der seinigen. Die Freunde ließ man nicht zu ihm; selbst den Besuch des Großherzogs glaubte der Arzt nicht mehr gestatten zu dürfen. Einige Male ließ sich der Kranke noch aufrichten, um zu seinem Arbeitszimmer zu gehen, sank aber bald wieder zurück.

Bisweilen phantasirte er; einmal stand er in einer Fieberphantasie auf und, über die Thürschwelle schreitend, sprach er, als er ein Stück Papier auf dem Boden liegen sah: „was betastet ihr meinen Schiller, meinen Geliebten? warum liegen seine Briefblätter da zerstreut umher?“ Im leichten Schlummer spielte seine Phantasie mit angenehmen Bildern. „Seht“, sprach er einmal träumend vor sich hin, „seht den schönen, weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Colorit — auf dunklem Hintergrunde.“ Als er erwachte, verlangte er nach einer Mappe mit Zeichnungen, die er in seiner Vision glaubte vor sich gesehen zu haben. Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher, die Kraft der Sinne nahm ab. Zum Bedienten sagte er: macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme. Dies sollen die letzten verständlichen Worte gewesen sein. Er malte noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, dann, so wie die Kräfte sanken, immer tiefer, zuletzt auf die über seine Kniee gebreitete Decke. Mit Bestimmtheit unterschied Dr. Vogel einige Male den Buchstaben W und Interpunctionszeichen. Um halb zwölf Uhr Mittags drückte er sich ohne das geringste Zeichen des Schmerzes in die linke Ecke des Lehnstuhls und entschlummerte so sanft, daß es lange währte, ehe die Umstehenden die Gewißheit hatten, daß Goethe ihnen entrissen sei.

Der Genius des Lebens schien noch lange über der geliebten Gestalt zu wachen; auf dem Gesichte war „Hoheit

und heitere Würde.“ „Ein vollkommener Mensch“, sagt Eckermann, als er an dem Todtenlager gestanden, „lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen.“ Der Sarg, der sie aufzunehmen bestimmt war, wurde nach derselben Zeichnung angefertigt, welche Goethe entworfen hatte, als die Ueberreste Schiller's in der Fürstengruft eine Stelle erhielten. Neben seinem Geistesgenossen, neben dem edlen Fürstenpaar Karl August und Luise, unvergänglichen Andenkens, ward er in eben dieser Gruft am 26. März feierlichst beigesetzt. Ein Chor sang die Zelter'sche Composition des Goethe'schen Logengedichts: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige“; Generalsuperintendent Röhr hielt die Grabrede.[83]) Erst am folgenden Tage ward das Theater wieder mit Goethe's Tasso eröffnet. Der Hof und der gebildetste Theil des Publicums war in Trauerkleidern erschienen. Die Stelle „Aber weinte nicht, wenn das Unsterbliche vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist“ erregte eine leidenschaftliche Rührung. In einem höheren Sinne war jedoch die Vorführung der unsterblichen Dichtung gleichsam ein Symbol, daß der Genius, über dem Grabe sich verklärend, wieder mit neuem unvergänglichen Leben den kommenden Jahrhunderten angehört.

Was bei der Todeskunde die edelsten Geister unserer Nation empfanden, war nicht sowohl die Trauer um die Vollendung des Einzeldaseins, das den Kreis seiner irdischen Bestimmung vollständig durchmessen hatte, sondern mehr noch das Bewußtsein, daß mit Goethe's Scheiden die glanzvolle Periode unserer Literatur ihren letzten Abschluß erhalten habe. Diesem Gefühl hat Schelling in den wenigen Worten, die er am Tage nach erhaltener Nachricht von Goethe's Tode in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München sprach, den treffendsten Ausdruck gegeben:

„Es giebt Zeiten, in welcher Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet — nicht die deutsche Literatur bloß — Deutschland selbst den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der Viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und, wie ich hinzusetzen darf, in dessen Herzen Deutschland für Alles, woran es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange — Goethe — lebte".

Schon erhebt uns jedoch über die elegische Betrachtung das Bewußtsein, daß der Genius des großen Mannes in steigender Wirksamkeit dauernd seiner Nation angehört, daß er mehr und mehr in ihr geistiges Leben übergegangen ist und in tausend Adern belebend unsere gesammte Bildung durchdringt. Noch richtet das nachwachsende Geschlecht in weithin gereihter Kette an ihm die Blicke empor, um in den wechselnden Strömungen der Zeit Muth und Kraft zu freiem, reinem Streben zu gewinnen und zu stärken; noch leuchten seine unvergänglichen Werke wie Sternbilder allen denen entgegen, welche mit der Weihe der Begeisterung ihre Fahrt zu den heiligen Hainen der Poesie und Wissenschaft lenken.

Anmerkungen.

---

1) S. darüber A. Schöll zu Goethe's Briefen an Fr. v. Stein, III. S. 292.

2) Vgl. Tischbein's Brief an Lavater vom 9. Decbr. 1786. Näheres über das Portrait Goethe's s. in den Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe 2c. hgg. von K. Wagner, S. 273 f.

3) Ueber K. Ph. Moritz s. Wilib. Alexis in Prutz' literarhistorischem Taschenbuch, 5. Jahrg. 1847. S. 3—71.

4) Zu Goethe's Schilderung des zweiten Aufenthalts in Rom vgl. W. v. Humboldt's Beurtheilung in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1830. S. 353 ff.

5) Ueber die Verbindung mit Christiane Vulpius s. die möglichst schonende, doch im Factischen wahrheitstreue Darstellung in Riemer's Mittheilungen I. S. 354 ff. „häuslicher Zustand". Minder rücksichtsvoll äußert sich J. W. K. Ludecus in dem anonym erschienenen Schriftchen „Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen", der jedoch einräumt, daß die Vulpius das Hauswesen Goethe's ordentlich besorgt, keine Ansprüche gemacht und alles Unangenehme von ihm fern zu halten gesucht habe. Daß sie selbst Goethe veranlaßt habe, sich nicht früher mit ihr trauen zu lassen, ist wohl eine unerwiesene Behauptung Stahr's (in „Weimar und Jena" 1852). Einen Beitrag zu unparteiischer Beurtheilung ihrer Persönlichkeit liefern: Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer, aus den Jahren 1800 bis 1831. Leipzig 1856.

6) Das römische Carneval erschien zuerst einzeln, Weimar und Gotha 1789, 4. mit 20 illuminirten Kupfertafeln (nach Schütz' Zeichnungen von Kraus radirt und illuminirt). Diese Ausgabe ist sehr selten geworden. Ueber das Schicksal der Schrift über die Metamorphose der Pflanzen s. Goethe's ausführlichen Bericht in der „Geschichte meines botanischen Studiums“.

7) Unter der Aufschrift Auszüge aus einem Reisejournal erschienen im Deutschen Merkur von 1788 im Octoberheft: 1. Rosaliens Heiligthum. 2. Zur Theorie der bildenden Künste. 3. Stundenmaß der Italiener. Im Novemberheft: 4. Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt. 5. Neapel. Lazaroni. 6. Lebensgenuß des Volks in und um Neapel. Im Februarheft 1789: 7. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl. 8. Von Arabesken. 9. Naturlehre. — Ueber Marc-Anton. Im März: Volksgesang. Venedig. Rom. Ritornelli. Vaudevilles. Romanzen. Geistliches dialogisirtes Lied. Die Tarantella. 10. Naturlehre. Antwort. Ankündigung des „Römischen Carneval“. Im December: Ueber Christus und die zwölf Apostel nach Rafael von M. Anton, copirt von Langer.

8) Meine Ansicht über die venetianischen Epigramme habe ich näher begründet in dem deutschen Museum, hgg. von Prutz und Wolfsohn, 1. Jahrgg. 1851. S. 286—290 (wo S. 289. Z. 2 v. u. „Vaterfreuden“ zu lesen ist). Den Brief an Frau von Kalb s. in: Charl. von Kalb ꝛc. von Ernst Köpke, 1852, S. 110 ff. An der metrischen Correctheit der Epigramme und Elegieen haben Knebel und A. W. Schlegel Antheil (s. Briefe Schiller's u. Goethe's an A. W. Schlegel, 1846.), wogegen Goethe an Knebel's Uebersetzung des Properz besserte.

9) Aus Goethe's Aufenthalt in Schlesien möge hier noch ein charakteristischer Vorfall erzählt werden, der mir von zuverlässiger Hand mitgetheilt ist. Während einer Feuersbrunst in Breslau trat mitten unter die mit dem Löschen Beschäftigten ein Mann in langem Ueberrock, der durch seine imponirende Gestalt und kräftig gebietende Stimme sich bald der Leitung des Löschdienstes bemächtigte. Niemand kannte ihn. Nachher erfuhr man, daß es Goethe gewesen sei.

10) Ueber den Gang dieser und der im weiteren Verfolg besprochenen wissenschaftlichen Studien s. Goethe's Aufsatz „Einwir-

tung der neueren Philosophie" und die „Confession des Verfassers" am Schlusse der Geschichte der Farbenlehre.

[11]) Vgl. Anmerk. 41.

[12]) Ueber Goethe's politische Ansichten und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit s. Düntzer in den Studien ꝛc. S. I—LXXVII. und die umsichtig zusammengestellten schriftlichen und mündlichen Aeußerungen Goethe's in der Schrift: Goethe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß, 1853 (Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner).

[13]) Ueber den Entwurf dieses Romans vgl. Düntzer a. a. O. S. 1—12.

[14]) Ueber das Denkmal bei Igel s. Goethe's Aufsatz in den Werken. Ausg. l. H. Bd. 44. S. 180 ff.

[15]) Ueber Goethe's Verdienste um die vergleichende Anatomie s. eine Abhandlung von A. A. Barthold. Göttingen 1849.

[16]) Die zuverlässigsten Angaben, so kurz sie auch sind, findet man in Schiller's Briefen an Körner (1847. 4 Thle.). Goethe's spätgeschriebener Aufsatz erste Bekanntschaft mit Schiller enthält einige Gedächtnißfehler, namentlich den, daß die vorangehenden Berührungen in Weimar und Jena ganz geläugnet werden, da doch z. B. Goethe auf der Rückreise von Dresden bei Schiller einkehrte und mit ihm philosophische Unterhaltungen hatte, die ihm gerade beweisen mochten, daß der Zeitpunct für ein innigeres Aneinanderschließen noch nicht gekommen sei. Auch ist dort die Abneigung gegen Schiller's Jugendwerke zu sehr in den Vordergrund geschoben.

[17]) Die Hauptquelle ist für das Folgende: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ꝛc. 1828. 29. 6 Bde., zweite nach den Original-Handschriften vermehrte Ausg. 1856. 2 Thle.; ferner Goethe's „Annalen" oder „Tags- und Jahreshefte", welche von diesem Zeitpuncte an mit größerer Ausführlichkeit verfaßt sind.

[18]) Das Register am Schlusse des Jahrgangs der Horen nennt Goethe ausdrücklich als Uebersetzer, eben so Schiller in dem Briefe an Körner vom 19. Oct. 1795.

[19]) Ueber die Unterhaltungen der Ausgewanderten, wie über das damit verbundene „Märchen" s. Düntzer a. a. O. S. 13 ff., der die Ansicht aufstellt, das „Märchen" suche den Grundgedanken durch-

zuführen, daß die echte Freiheit nur unter einer weisen Regierung gedeihen könne. Eine völlig abweichende Ansicht wird in dem Buche: Historische Studien von Clemens Friedr. Meyer, 1. Thl. Mitau, 1851, zu begründen gesucht, deren Resultat auf Folgendes hinauskommt: „Am Anfange war die Menschheit (Fluß) in niederm Materialismus (das Reich der Könige) versunken; Poesie (Lilie) und die Ideen eines höhern Realismus waren ihr unerreichbar. Da erwacht die Sehnsucht (Irrlichter) nach der Poesie. Durch ihre Berührung hört das materielle Dasein auf, ein neues Leben der Phantasie wird durch sie erweckt. Dies macht die Menschheit unter Leitung des Verstandes (der Alte) fähig, die Ideen einer höhern Wirklichkeit in sich aufzunehmen, welche von nun an die Welt beherrschen, während die Menschheit sich liebend mit der Poesie vereinigt.

[20]) Ueber Goethe's Antheil an den Xenien und überhaupt an den Epigrammen des Musenalmanachs s. meinen Aufsatz in Prutz' literarhistorischem Taschenbuch auf 1846, S. 447 ff. Die vollständigste Erläuterung der Xenien und die beinahe erschöpfende Nachweisung über Alles, was in Beziehung zu den Goethe-Schiller'schen Epigrammen steht, giebt das gründliche Werk von Eduard Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampf, 1851. 2 Theile; wichtige Notizen zur Berichtigung und Ergänzung giebt: Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript. Zum erstenmal bekannt gemacht von Eduard Boas und hgg. von W. v. Maltzahn, 1856.

[21]) Nach Böttiger's Relation soll auch Knebel damals geäußert haben: „Ich sehe diese Leute noch von aller ehrlichen Gesellschaft verbannt.“ Dagegen lesen wir in Knebel's Briefen die Worte: „Es ist ein heiliges Geschäft, die Thoren zu züchtigen, zumalen wer, wie Du, die Geißel von Apollo dazu erhalten hat. Du hast ein Theseisches Werk bestanden, und obwohl die Ungeheuer Gift und Galle schäumen werden, so wird sie doch schadlos zur Erde fallen.“ Da Knebel keiner von den Doppelzüngigen war, so ist dies einmal ein recht handgreiflicher Beweis, wie viel auf Böttiger's Berichte zu geben ist.

[22]) Der Stoff von Hermann und Dorothea ist aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Schrift: „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten“, 1732, wieder abgedruckt in: Göcking's vollkommener Emigrationsgeschichte der aus Salzburg

vertriebenen Lutheraner, 1734; vgl. Yxem in v. d. Hagen's Neuem Jahrb. für deutsche Sprache und Alterthumskunde, 1836, II. 2. S. 98 ff. 137 ff. Burmeister in Viehoff's Archiv für das Studium der neuern Sprachen, I. 1. S. 257 ff.

[23]) Ueber den Entwurf des epischen Gedichts „die Jagd“ s. Düntzer a. a. O. S. 47 ff.

[24]) Erst nach Goethe's Tode unter der Aufschrift: „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797“ unter den nachgelassenen Schriften herausgegeben.

[25]) Zu ihrem Andenken erschien 1836 die kleine Schrift: Euphrosyne, Leben und Denkmal (von Musculus). Sie hatte die Rolle der Euphrosyne in dem tragikomischen Märchen „das Petermännchen“ gespielt. Eine ihrer letzten Partieen war Afanasia in „Graf Benjowsky“, worin sie nach langer schwerer Krankheit vom Publicum mit stürmischem Applaus empfangen ward; ihre Genesung war indeß von kurzer Dauer. Ueber ihren Tod war eine allgemeine Trauer in Weimar. Am 29. September ward auf dem Theater eine Todtenfeier veranstaltet, und zu ihrem Andenken ein kleines, trefflich ausgeführtes Denkmal im Weimarer Park errichtet, das später in den Garten der Gesellschaft „Erholung“ versetzt worden ist.

[26]) Das Verhältniß der Schiller'schen Dichtung zu den Schriften des Abraham a Sancta Clara erläutern die Auszüge aus den letzteren in Wachsmuth's historischen Darstellungen, 1831. II. S. 83 ff. und in dessen Schrift: Weimars Musenhof S. 132 ff. Einen der „Pinselstriche“ Goethe's erfahren wir aus seinen Gesprächen mit Eckermann; er schob, um nichts unmotivirt zu lassen, die Verse ein:

Ein Hauptmann, den ein Andrer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

[27]) Die ergötzlichen Einzelheiten bei der Abfassung und Aufführung von Paläophron und Neoterpe s. im Weimar-Album: „die Freundschaftstage der Fräulein von Göchhausen“, S. 125 ff.

[28]) Ueber die Verhinderung der Aufführung der Jungfrau s. die Briefe Karl August's im literarischen Nachlaß der Frau v. Wolzogen, Thl. 1. S. 449—456, und über Goethe's Bemühen die Sache geheim zu halten, S. 260 f.

[29]) Das „Taschenbuch auf das Jahr 1804, hgg. von Wieland und Goethe“ (Tübingen b. Cotta) enthielt zuerst, neben andern Lyrischen Goethe's, „der Geselligkeit gewidmete Lieder.“

[30]) Ueber die Kotzebue'sche Demonstration s. außer Goethe's Bericht in den Annalen: Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange rc. S. 176—198, welcher nach Riemer's Urtheil in diesem Falle gute Quellen gehabt hat, und Ludecus in der angef. Schrift S. 72 ff., wo sich auch Kotzebue's Brief an Kirms über die in den Kleinstädtern gestrichenen Stellen findet (S. 76—78). (Die von Goethe als anzüglich gestrichenen Stellen hat Kotzebue später beim Abdruck des Stückes größtentheils weggelassen.) Goethe's Verhältniß zu Kotzebue und Böttiger bespricht des Weiteren Riemer in den Mittheilungen rc. I. S. 325—339.

[31]) Vgl. einen Aufsatz von Danzel: Goethe und die weimarischen Kunstfreunde in ihrem Verhältniß zu Winckelmann, in den Blätt. f. liter. Unterh. 1846. No. 282—289 und in dessen ges. Aufsätzen, 1855, S. 118 ff. — Die Verfasser der Aufsätze in den Propyläen wurden Eckermann von Heinrich Meyer folgendermaßen angegeben (s. Morgenblatt 1842. No. 62): Thl. I. 3. 5. 6. 8. 9. von Meyer; Thl. II. 1. 2. 5. 7. von Meyer; 3. 4. von Goethe mit Meyer; Thl. III. 2. 3. 4. 5. von W. von Humboldt; 1. 6. 8. 9. 10. 13. von Meyer; 7. 11. 14 a. b. d. e. von Goethe mit Meyer; 14 c. von Schiller; 15. von Goethe mit Schiller. Alle übrigen Nummern von Goethe allein; nur diese sind in seine Werke aufgenommen.

[32]) Ueber den Bau des Lauchstädter Theaters und die damit verbundenen Unterhandlungen s. Ludecus a. a. O., besonders die Schilderung der Eröffnung S. 38 ff.; Bad Lauchstädt, sonst und jetzt, von Krieg, 1848, S. 74 ff. Weimar und Lauchstädt von Lothholz im Weim. Sonntagsbl. 1856. No. 10.

[33]) Höchst beachtenswerth ist, wie sich Goethe in einem zufälligen Gespräch während seines Besuchs bei dem Herrn von Hagen im Jahre 1805 über Herder's Religionsunterricht aussprach (aufgezeichnet in: Waitz' Rückblick eines evangelischen Predigers rc. auf mehr als funfzig Lebens- und mehr als dreißig Amtsjahre, Halberstadt 1841): „Ich habe bei dieser Gelegenheit selbst zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses im Menschen, im Zwiespalte und in Mischung, war die Grundlage.

Dann folgte die Lehre von des Menschen Freiheit und Sittlichkeit als Bestimmung und seine Hülfsbedürftigkeit. Daraus ward die Nothwendigkeit der Erlösung und Beseligung dargethan und diese als in Jesu erschienen, nachgewiesen. Was mir dabei sehr gefiel, war, daß Alles dem Confirmanden so hingehalten und überall so klar dargestellt wurde, daß er immer selbst das Rechte erkennen und bei sich feststellen konnte. Es war eine Vollständigkeit, welche keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm, ob er dem Lichte oder der Finsterniß angehören wollte.“

[34]) Ueber die Schicksale der Handschrift und der Ausgaben des französischen Textes ist ein Aufsatz Goethe's nachzulesen: Bd. XLVI. S. 67—88 (Ausg. in 60 Bden.) oder Bd. XXIX. S. 367—382 (Ausg. in 40 Bden).

[35]) Zu den Quellen der Biographie Goethe's tritt jetzt hinzu: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgeg. von F. W. Riemer, 1833. 34. 6 Thle., ergiebiger erst seit 1814. Wer als Biograph Goethe's in dieser Wasserfluth die Taucherkünste unendliche Male hat wiederholen müssen, um das Goethe'sche Gold heraufzuholen, wird das Bild Rückert's sehr treffend finden, wenn er in Bezug darauf Goethe dem König von Thule vergleicht.

[36]) Ueber Goethe's Verhältniß zu F. A. Wolf s. einen Vortrag Hertzberg's, abgedruckt in den Verhandlungen der 14. Versammlung deutscher Philologen rc. in Altenburg. 1855. S. 148 ff. — Schwabe behauptet in seinen Nachrichten von Schiller's Begräbniß, es sei eine „notorisch bekannte“ Thatsache, daß Goethe bei Schiller's Verscheiden krank war und seinen Tod erst nach der Beerdigung erfuhr. Mit dem Letzteren lassen sich jedoch die übrigen Berichte nicht vereinigen, wenn wir auch die Aeußerungen, die Falk ihm in den Mund legt, unter die Erdichtungen rechnen.

[37]) S. „Mittheilungen über Goethe und Schiller“ in den Briefen von Heinrich Voß, hgg. von Abr. Voß, 1834.

[38]) Ueber die Einnahme Weimar's vgl. vornehmlich die anziehenden „Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—1813, von F. H. v. Müller, hgg. von A. Schöll, 1851“; einige Notizen haben Falk und Böttiger (lit. Zustände rc. II. 264 ff.), der Fernow's Bericht über sein Gespräch mit Goethe mittheilt, sowie Joh. Schopen-

hauer (Jugendleben und Wanderbilder. 2 Bde. hgg. von ihrer Tochter, 1839). Riemer nennt statt Augereau irrthümlich den Marschall Ney.

[39]) S. einen Aufsatz von Stephan Schütze: Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer in Weimar, im Weimar-Album S. 185 ff.

[40]) Die Abdrücke dieses biographischen Aufsatzes wurden dem Oberconsistorium zu Weimar mit folgendem (bisher ungedruckten) Schreiben zugefertigt:

V. G. G. Karl August, Herzog rc.
Beste, Würdige und Hochgelehrte, Räthe!
Liebe Andächtige und Getreue!

Wir haben über die Personalien und Lebensumstände Unserer verablebten Frau Mutter Gnaden beiliegenden Aufsatz zum Gebrauch der Gedächtnißfeier verfassen lassen und begehren bei Zusendung der erforderlichen Exemplare hiermit gnädigst, Ihr wollet nach der zu haltenden Gedächtnißpredigt nächsten Sonntags solchen von den Kanzeln im Lande also verlesen lassen, daß die dabei an Rand gesetzten Tage und Jahrzahlen nicht mit abgelesen und die Verlesung dadurch nicht unterbrochen werde. An dem geschieht Unsere Meinung, und Wir sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Weimar, den 13. April 1807.

In der Ausgabe der Werke ist daher dieser Aufsatz unpassend als eine Rede Goethe's betitelt. — Die Herzogin Amalie starb am 10. April, Nachmittags 3½ Uhr. In der Ausgabe in 60 Bden. (XXII. S. 231) ist ein Druckfehler, den die neuesten Ausgaben verbessert haben. Der Trauergottesdienst fand am 19. April statt.

[41]) Die ausführlichste Vertheidigung und Ergänzung erhält Goethe's Farbenlehre in der Schrift von Arthur Schopenhauer, einem ihm persönlich sehr werthen Schüler: „Ueber das Sehen und die Farben“ 1816. 2. verb. und vermehrte Aufl. 1854, und in Grävell's: „Goethe im Recht gegen Newton“, 1857. Ueber Döbereiner's Theilnahme s. Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner, hgg. von Oskar Schade, 1856.

[42]) Ueber Goethe's Aufenthalt in den böhmischen Bädern, s. Guhrauer, „Goethe in Karlsbad“ in dem deutschen Museum, hgg. von Prutz und Wolfsohn, 1851. S. 105 ff. 201 ff. Manche werth-

volle Notizen giebt das Buch: Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig, 1853.

[43]) Ueber sein Leben s. Guhrauer in Raumer's histor. Taschenbuch. Neue Folge. VII. Jahrg. 1846. S. 189—275.

[44]) Briefwechsel zwischen v. Goethe und v. Reinhard, 1850. Kanzler v. Müller wollte schon früher diese Briefe, welche er im Goethe'schen Archiv hervorgesucht hatte, nebst einem Leben und einer Charakteristik des Grafen Reinhard herausgeben. Die Dreitheiligkeit des Honorars ward aber nur von dem Sohne Reinhard's, nicht von den Goethe'schen Erben, die es als eine Entwendung ansahen, zugestanden, daher mußte das Buch ohne seinen Namen und ohne seine Einleitung erscheinen. S. Schöll in der Vorrede zu v. Müller's Denkwürdigkeiten 2c.

[45]) Vgl. „Ueber Goethe's Fragment einer Tragödie", Grenzboten. 1857. No. 26. S. 481—492. Bedeutende Stellen über seine Verehrung Calderon's findet man in dem Buche: Aus dem Leben von J. D. Gries, 1855.

[46]) Vollständig abgedruckt in Boas' Nachträgen zu Goethe's sämmtlichen Werken, Thl. 2. S. 9—124.

[47]) Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß die Goethe'sche Charade mit dem wirklichen Namen der Geliebten liebetändelt; eine unbegreifliche Anmaßung ist es, daß Bettine die Charade auf sich hat beziehen können. Um den Knoten zu lösen, versucht Guhrauer, der auch an andern Stellen dem Briefwechsel mit einem Kinde zu viel biographische Glaubwürdigkeit beimißt, eine allegorische Deutung; „wenn ich recht gerathen habe", sagt er a. a. O. S. 202, „Herz und Geist in ihrer Vereinigung", was am wenigsten zu Bettinens Lesart „an schön beschloss'nen Tagen" passen würde. Eckermann löste mir die Zweifel durch die mündliche Mittheilung, daß die Sonette sich auf Minna Herzlieb in Jena bezögen, was ich in der ersten Auflage bekannt machte. Seitdem ist dies von Andern als eine ganz neue Entdeckung wiedererzählt. Ich bemerke dies für viele ähnliche Fälle, wo es scheinen könnte, als hätte ich mir Fremdes angeeignet, während ich nur die Worte der ersten Auflage wiederhole. So findet z. B. J. E. Knetschke (Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt, 1858) eine Behauptung Kühne's sehr glaublich, nämlich daß die Marquise

Branconi das Urbild der Gräfin Leonore im Tasso sei (Corona Schröter, wie Eckardt deutet, ist es auf keinen Fall), und doch adoptirte der Hr. Redacteur der Europa nur eine von mir aufgestellte Vermuthung. Ich bin es mir schuldig, dies ausdrücklich in Bezug auf Lewes' Leben Goethe's hervorzuheben, damit man nicht übereinstimmende Stellen für Entlehnungen aus seinem Werke halte.

48) Ueber Goethe's Pandora s. Düntzers Schrift: Goethe's Prometheus und Pandora, 1850, S. 60 ff.

49) Die ausführlichste und getreueste Schilderung der Audienzen in Erfurt und Weimar geben von Müller's Denkwürdigkeiten ꝛc. Einige Notizen über die letztere Unterredung giebt Thiers in der histoire du consulat et de l'empire. IX. 262 sq., vielleicht nach Talleyrand's Aufzeichnungen; denn in einem später anzuführenden Aufsatze Soret's findet sich die Bemerkung: „Le prince de Talleyrand en a conservé dans ses mémoires encore inédits plusieurs détails“. Vgl. S. Sklower, entrevue de Napoléon et de Goethe, 1853. S. über jene Vorgänge in und um Weimar die Memoiren von Müffling, hgg. von seinem Sohne. 1851.

50) Ueber Goethe's Verhältniß zu diesem Fürsten s. Falk a. a. O. S. 163 ff., dessen Bericht nach Riemer's Versicherung mit Goethe's mündlichen Aeußerungen übereinstimmt.

51) S. das Leben des Freih. von Stein, von Pertz, III. S. 374.

52) S. Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden, 1847. S. 119 ff. — Ungeachtet Goethe's kühler Beurtheilung der politischen Vorgänge nach der Befreiungszeit konnten ihm doch die jungen patriotischen Schwärmer in ihrem Enthusiasmus höchst liebenswürdig erscheinen. „So erzählte er“ — berichtet Frommann — „eines Abends meiner Mutter, wie ihn am Morgen ein Student besucht habe, schilderte, wie nur er und auch nur mündlich schildern konnte, wie diesem unter den schwarzen Locken die feurigen Augen hervorgeglänzt hätten, während er ihm allerlei redlich gemeintes, aber überspanntes Zeug vorgeredet, und endigte mit den Worten: „Ich hätte ihm um den Hals fallen und sagen mögen: lieber Junge, sei nur nicht so dumm!“

53) Ueber seinen Verkehr mit Goethe berichtet v. Leonhard in dem Werke: Aus unserer Zeit in meinem Leben. 1854. 2 Bde.

— Ueber Goethe's Zusammensein mit dem Minister von Stein s. Stein's Leben von Pertz. IV. S. 418 f.

54) Ueber das Blücherdenkmal und Goethe's Antheil daran s. Schadow, Kunstwerke und Kunstansichten, 1849. (Goethe's Anmerkungen und Briefe, das Standbild betreffend, S. 176—184; die Beschreibung des Denkmals, S. 184—186.). Vgl. Goethe's Aufsätze in den Werken, XXXIX. S. 297—303; XLIV. S. 50—53. (Ausg. in 60 Bden.)

55) So berichtet Soret in der Notice sur Goethe, dem Besten, was in französischer Sprache über den Dichter geschrieben ist: Bibliothèque universelle des sciences, belles-lettres et arts. 1832. Tom. II. Littérature. Pag. 113—147; 262—288.

56) Durch abschriftliche Mittheilung meines Freundes, des Herrn Hofrath Sauppe in Göttingen, bin ich im Stande, die bei dieser Feierlichkeit von Goethe gehaltene Rede hier in wörtlichem Abdrucke folgen zu lassen:

Durchlauchtigster Großherzog!
Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königl. Hoheit haben in diesen neusten Zeiten Ihre sämmtlichen Angehörigen mit so viel Huld und Gnaden überrascht, daß es besser schien, stillschweigend das mannigfaltige Gute zu verehren, als die reinen heiligen Empfindungen des Dankes durch Wiederholung zu erschöpfen oder abzustumpfen. Wie verlegen muß ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen sehe, in Ew. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, aufs neue höchst begünstigter Männer anständig auszudrücken.

Glücklicherweise kommt mir zu Statten, daß ich nur dasjenige wiederholen darf, was seit mehr als vierzig Jahren ein jeder, dem beschieden war, in Ew. Königl. Hoheit Kreise zu wirken, sodann jeder Deutsche, jeder Weltbürger mit Ueberzeugung und Vergnügen ausspricht, daß Höchstdieselben mehr für Andere als für sich selbst gelebt, für Andere gewirkt, gestritten und keinen Genuß gekannt, als zu dessen Theilnahme zahlreiche Gäste geladen wurden, so daß, wenn die Geschichte für Höchstdieselben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mittheilenden gleich zur Hand ist.

Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demselben Falle; denn kaum haben Ihro K. H. nach langem Dulden und Kämpfen sich neubelebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Besitzes zu erfreuen, so ist Ihro erste Handlung, einem jeden der Ihrigen daran freigebig seinen Theil zu gönnen. Aelteren und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, sich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen sorgsam und weislich erworbenen Schätzen sieht ein jeder sein häusliches Glück begünstigt. Nun aber machen Sie eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchsten Würde theilhaftig, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches alle sich an Höchstdieselben herangehoben fühlen. Diese dreifach ausgespendeten Gaben sind mehr als hinreichend, um unvergeßlich scheinende Uebel auf einmal auszulöschen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Mißmuth aufzulösen und die ganze Kraft der Menschen, die sich bisher in Unglauben verzehrte, an neue lebendige Thätigkeit sogleich heranzuwenden. Jede Pause, die das Geschäft, jede Stockung, die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal zu Schritt und Gang, und alles bewegt sich in einer neuen fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches, vom Ahnherrn geerbt, Ew. Hoheit in der Jugend schmückte. Gesinnungen, Ereignisse, Unbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es aufs neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene Symbol nicht unbeachtet lassen.

Man nennt den Adler den König der Vögel; ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken ertheilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: der weiß gefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der Edle genannt. Und doch wohl deßwegen, weil er nicht auf grenzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleite. Und so steigt das schöne, edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und

Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken.

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihren mannigfaltigsten Schmuck, soviel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernsten Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemeinsamen Bestreben günstig bleiben, und wir zunächst die Früchte eifriger Bemühungen dem höchsten Paare und dessen erlauchtem Hause als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegenbringen und so den Wahlspruch kühn bethätigen:

Vigilando ascendimus!

Goethe begleitete die Mittheilnng der Abschrift der obigen Rede an den Staatsminister von Voigt mit folgendem Schreiben:

Ew. Excellenz

auch für meinen Theil für die gestrigen schönen und ehrenvollen Stunden höchlich dankbar, übersende die wenigen von mir gesprochenen Worte. Leider konnt' ich sie, da mir die Veranlassung so spät gegeben wurde, vor der Feierlichkeit nicht vorlegen. Gegenwärtig geschieht es auf Veranlassung des Kanzlers Müller und Bertuch's; eine Relation der Feierlichkeit sowie des Gesprochenen soll, wie sie sagen, gedruckt werden. Ob sich meine Worte dazu qualificiren, überlasse Ihrer Beurtheilung. Darf ich mir dagegen das von Ew. Excellenz Gesprochene und das Gedicht, von welchem wir nur den Schluß gehört, gehorsamst ausbitten.

Weimar, den 31. Januar 1816. G.

[57]) Hinsichtlich der amtlichen Wirksamkeit Goethe's, besonders in seinen letzten Lebensjahren, findet man detaillirte Berichte nebst einer Menge von Actenstücken und Briefen in: Goethe in amtlichen Verhältnissen ꝛc. von seinem letzten Amtsgehülfen Dr. C. Vogel, 1834.

[58]) Goethe's Gutachten ist abgedruckt in Düntzer's Studien ꝛc. S. 375—385.

[59]) Ich bin in dieser Erzählung einer Aufzeichnung Sauppe's gefolgt. Nach Laube (in den „Reisenovellen") wäre dies Geschenk zum Jubiläum angelangt.

[60]) Eckermann's Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1836. 48. 3 Theile, gehören bekanntlich zu den werthvollsten Beiträgen zur Charakteristik des Dichters, besonders seiner letzten Lebensepoche. Der 3. Theil enthält auch Auszüge aus Soret's Aufzeichnungen in deutscher Uebersetzung, von denen sich schon ein Theil in dessen Notice sur Goethe findet. Wo ich im Ausdrucke von Eckermann abweiche, habe ich den in manchen Einzelnheiten vollständigeren französischen Text vor Augen gehabt.

[61]) Ueber Goethe's Verhältniß zu Lord Byron berichtet Medwin in den Conversations of Lord Byron (London, 1824) und Goethe in dem bekannten Aufsatze.

[62]) S. Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz, hgg. und eingeleitet von H. Düntzer, 1853.

[63]) Goethe's religiösen Standpunct, vornehmlich in dem vorzugsweise zu berücksichtigenden letzten Abschnitt seines Lebens, erläutert die kleine Schrift von L. von Lancizolle: Ueber Goethe's Verhältniß zu Religion und Christenthum, Berlin, 1855; Bunsen in: „die Zeichen der Zeit". 10. Brief, mit besonderer Beziehung auf den Entwurf des Oratoriums.

[64]) Zu Eckermann's Notizen (I. 70. 91; III. 21—30) sind einige Nachträge gegeben von Guhrauer, Goethe in Karlsbad a. a. O. S. 210. 11. Ulrike von Lewezow blieb unverheirathet und lebt jetzt mit ihrer Mutter, einer Gräfin von Cleversberg, in Wien.

[65]) S. „Weimars Jubelfest". Weimar, 1825.

[66]) S. „Goethe's goldener Jubeltag". Weimar 1826, worin auch die einzelnen an Goethe gerichteten Beglückwünschungsschreiben, Reden und Gedichte nebst seinen Antwortschreiben an die jenaischen Facultäten abgedruckt sind. — Das von Falk (Goethe im näheren persönlichen Umgang dargestellt, S. 219) mitgetheilte Gedicht „Vermächtniß an die jüngere Nachwelt", angeblich zur Zeit der Jubelfeier gedichtet, muß ich bei näherer Betrachtung für untergeschoben halten.

[67]) S. Eckermann's Gespräche. III. S. 176.

[68]) Goethe's Briefe an Graf Brühl s. in den Briefen von und n Goethe, hgg. von Riemer, S. 155 ff., wo auch der Prolog Goethe's S. 160—162 abgedruckt ist.

[69]) Ueber die Novelle handelt ausführlich Düntzer in den Studien S. 59—89. Schwerlich möchte in der Localschilderung Rudolstadt zu suchen sein.

[70]) Dieses köstliche Schreiben findet man vollständig abgedruckt n Vogel's Schrift: Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 248—254, nd danach auch in G.'s Werken unter den biographischen Einzelheiten (Bd. LX. der Ausg. in 60 Bden; Bd. XXVII. der Ausg. in 0 Bden).

[71]) S. darüber Guhrauer, Joach. Jungius und sein Zeitlter, nebst Goethe's Fragmenten über Jungius, 1850. Vgl. Briefechsel mit Zelter, V. S. 81. 85—89. 90. 133.

[72]) Ueber die Wanderjahre, namentlich das Verhältniß der eiden Bearbeitungen zu einander s. Düntzer in den Studien S. 18 ff. Ihre Beziehung zu den socialen Fragen der Neuzeit erläutert A. Jung, Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen es 19. Jahrhunderts. 1854.

[73]) Ueber Goethe's Sohn s. Karl von Holtei im 5. Bd. von: Vierzig Jahre." Das Portrait, als Profil in einem Medaillon usgeführt, zeigt die hohe, starkgewölbte Stirn des Vaters und ine noch stärker gebogene Adlernase; dagegen giebt der hervortreende Unterkiefer dem Gesicht einen gröberen Ausdruck.

[74]) S. Vogel, die letzte Krankheit Goethe's ꝛc. 1833. S. 5.

[75]) Ueber das Chaos s. Eckermann III. S. 335, und einen ufsatz von Amalie Winter im Weimar-Album S. 207 ff. Nacheisungen über Goethe's Antheil in Hirzel's Verzeichniß einer Goethebibliothek S. 69—71. Ein vollständiges Exemplar des Chaos, jetzt schon eine Rarität, ist im Besitz dieses einsichtigen Kenners und Sammlers der Goethiana, dem ich für die freundliche Bereitwilligkeit verpflichtet bin, mit der er mich von dem Seltensten nd Wichtigsten seiner Sammlung Kenntniß nehmen ließ.

[76]) Eine Uebersicht über die Faustliteratur s. in Vischer's kritischen Gängen. II. S. 49—245. Die gründlichsten Schriften über en zweiten Theil sind: Weiße's Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust, 1837; Rosenkranz „zur Geschichte der deutschen

Literatur" S. 102—142; Düntzer in dem ausführlichen Werke: Goethe's Faust, zum ersten Mal vollständig erläutert. 1850. 51. 2 Thle. N. A. 1857.

77) Ueber Goethe's letzte Geburtstagsfeier in Ilmenau s. den Bericht des Berginspectors Mahr (Weimarer Sonntagsblatt. 1855. No. 29). Durch die gütige Mittheilung der Handschrift von dem Herausgeber, Herrn Hofrath Preller, war ich bei der Bearbeitung der ersten Auflage in Stand gesetzt, die bis dahin noch unbekannten näheren Umstände jener Feier in meine Erzählung aufzunehmen. — Ein Bruchstück des erwähnten Bergmannsdrama's s. in: B. R. Abeken, ein Stück aus Goethe's Leben, S. 51—56. — Die Gründe, welche Gödeke gegen die bisher angenommene Richtigkeit des auch Bd. 1. S. 370 angegebenen Datums des Liedes "Ueber allen Gipfeln" 2c., welches allerdings darunter angemerkt ist, geltend gemacht hat (Bl. für liter. Unterh. 1857. No. 50. S. 914 ff.), haben mich überzeugt; ob die Vermuthung "6. Sept. 1780" richtig sei, muß dahingestellt bleiben. Das Häuschen auf dem Schwalbenstein, wo Goethe einen Theil seiner (ersten) Iphigenie dichtete und nach dem er sich noch bei seinem letzten Besuche in Ilmenau erkundigte, steht nicht mehr.

78) Abgedruckt nebst der deutschen Uebersetzung in der unten angeführten Schrift von Dr. K. W. Müller, S. 43—45.

79) Goethe's Briefe an David Knoll s. am Schluß des angeführten Aufsatzes von Guhrauer, Goethe in Karlsbad, S. 214—219.

80) Ein genaues Verzeichniß der Goethe'schen Sammlungen s. in der Schrift von Schuchardt: Goethe's Sammlungen, Jena, 1848. 3 Theile.

81) Zahn's Brief und Goethe's ausführliches Antwortschreiben, nebst anderen Briefen an Zahn, s. in Dorow's Krieg, Literatur und Theater 2c. 1845. S. 186 ff. Goethe's letzten Brief an Zahn s. im Dresdner Album I. S. 79 ff.

82) Der Bericht von Goethe's letzten Lebenstagen beruht auf Soret's Notice sur Goethe, der Schrift von Dr. Karl Wilhelm Müller, der die Mittheilungen der Familie und Freunde getreu aufgezeichnet hat: Goethe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden, 1832, und Dr. Vogel: die letzte Krankheit Goethe's, 1833.

[83]) Die ausführliche Beschreibung der Trauerfeierlichkeiten so
vie auch den schönen vom Kanzler v. Müller gedichteten Epilog
um Tasso findet man bei K. W. Müller S. 79—107. Röhr's Grab-
ede erschien gedruckt unter dem Titel: Trauerworte bei v. Goethe's
Bestattung am 26. März 1832 gesprochen, Weimar 1832. Schel-
ing's Worte s. in den Bl. für liter. Unterhalt. 1832. Beil. No. 19.
– Die beiden am engsten mit Goethe verbundenen Freunde, Meyer
nd Zelter, folgten ihm noch in demselben Jahre nach. Meyer
chrieb einer Freundin ins Stammbuch:

Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe;
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe.

Zelter, welcher noch am Todestage Goethe's ohne eine Vorahnung
inen Brief des heitersten Inhalts an ihn geschrieben hatte, der
m Begräbnißtage einlief, spricht dasselbe Gefühl in einem Briefe
n Kanzler v. Müller aus: „Wie er dahinging vor mir, so rück'
h ihm nun täglich näher und werd' ihn einholen, den holden
Frieden zu verewigen, der so viele Jahre nach einander den Raum
on sechsunddreißig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat."

Register.*)

I.

Goethe's Schriften.

(Kleinere Gedichte und Aufsätze sind im Register nicht einzeln aufgezählt. Entwürfe und ungedruckte oder fragmentarische Dichtungen und Abhandlungen sind mit einem * bezeichnet.)

*) Seitenzahlen ohne Angabe des Bandes beziehen sich auf den ersten Band.

II.
Personenregister.

(Mitlebende.)

Druck von C. Schünemann in Bremen.

